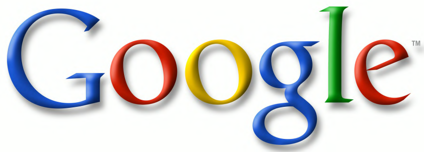



HARVARD COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

No.

August Reichensperger.

1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken
auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft.

Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses

dargestellt von

Ludwig Pastor.

Zweiter Band.

Mit zwei Lichtdrucken.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

August Reichensperger.

Zweiter Band.



Die Führer des Zentrums im Jahre 1872. Nach einer Photographie.

August Reichensperger.

1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken
auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft.

Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses
dargestellt von

Ludwig Pastor.

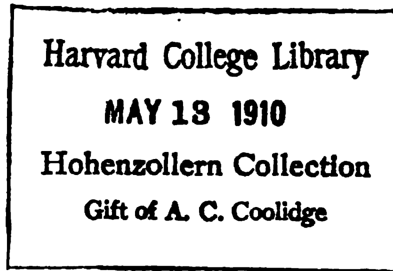
He was a man, take him for all in all.
Shakespeare.

Zweiter Band.

Mit zwei Lichtdrucken.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

IX. Reichensperger als Vertheidiger von Wahrheit, Freiheit und Recht im ‚Culturkampfe'. 1870—1885.

1. Gründung des neuen Centrums. Vorspiele des ‚Culturkampfes'.

2. Das Schulaufsichtsgesetz und die Verbannung der Jesuiten.

3. Die Verfassungsänderung und die ‚Maigesetze'.

4. Der Höhepunkt der Kirchenverfolgung. Austritt aus dem Staatsdienste. 1875.

5. Fortdauer des ‚Culturkampfes' bis zum Einlenken Bismarcks.

2. Kunsthistorische und kunstkritische Vorträge und Schriften.

3. Die Vollendung des Kölner Domes.

4. Reichenspergers Kunstanschauungen; seine Stellung zur Antike, zum romanischen Stil, zur Gotik.

XI. Förderung der katholischen Literatur und Wissenschaft. Der Borromäusverein. Die Studie über Shakespeare. Reichenspergers Freundeskreis und Briefwechsel mit Künstlern, Schriftstellern und Parlamentariern.

XII. Lebensabend und Tod. 1885—1895.

Beilagen:

IX.

Reichensperger als Vertheidiger von Wahrheit, Freiheit und Recht im ‚Culturkampfe‘. 1870—1885.

IX.

Reichensperger als Vertheidiger von Wahrheit, Freiheit und Recht im ‚Culturkampfe'. 1870—1885.

1. Gründung des neuen Centrums. Vorspiele des ‚Culturkampfes'.

Mit sehr gemischten Gefühlen', schreibt Reichensperger Ende November 1870 an einen protestantischen Freund[1], ‚begab ich mich von neuem in die parlamentarische Kampfbahn, welcher ich für immer Lebewohl gesagt zu haben glaubte. Die so bedeutungsschwere Krisis, in welcher wir uns befinden, sowie das Andringen meiner Freunde haben mich dazu bestimmt, diesem Entschluß untreu zu werden und zu versuchen, ob ich in der Kammer noch etwas zu leisten vermag. Einige Beruhigung schöpfte ich schon aus dem Gesichterschneiden der falsch-liberalen Zeitungen über den Ausfall der Wahlen. Dieselben gebärden sich sozusagen, als ob sie schwarze Seife verschlucken müßten statt des erwarteten Caviars. In der That können wir leicht — mit den in kirchlichen Dingen durchweg correcten Polen — an 80 Stimmen in die Wagschale werfen. Wenn wir nur einig bleiben!'[2] Gerade in dieser Hinsicht sah es anfangs bedenklich aus. Viele waren noch immer nicht durch die Ereignisse der letzten Jahre, die Zugrunderichtung der Fraction des Centrums durch die eigenen „Freunde"[3], belehrt. Zudem herrschten hinsichtlich dessen, was jetzt zu geschehen habe, die verschiedensten Ansichten. ‚Savigny', heißt es in einem ‚Berlin, den 27. November' datirten Briefe von Peter Reichensperger, ‚Savigny meint, wir müßten wieder eine katholische Fraction bilden, v. Mallinkrodt ist zwar nicht unbedenklich, wünscht aber eventuell eine katholische Volkspartei aus uns zu machen, so daß ich einem desfallsigen Streite

[1] Dr. Crull in Wismar. Der Brief ist undatirt, gehört aber in die oben angegebene Zeit.

[2] Des weitern bemerkte Reichensperger in diesem Schreiben: ‚Hinsichtlich der römischen Weltfrage muß ich mir immer vorhalten, daß das Papstthum schon schwerere Katastrophen glücklich bestanden hat, sowie den alten Spruch: Magna est veritas et praevalebit. Den Franzosen würde ich Elsaß und Lothringen nehmen und ihnen den Grafen Chambord als König octroyiren. Die armen Teufel hätten dann doch wenigstens einmal wieder ein Princip unter den Füßen.'

[3] So bezeichnete die ‚Köln. Volkszeitung' 1870, Nr. 325 die Ursache des Unterganges der Fraction, die so lange für die Rechte und Freiheiten aller gekämpft hatte, an die aber seit dem Jahre 1866 nur wenige Ueberreste mehr erinnerten; s. Knopp, L. Windthorst (Dresden 1898) S. 113—114.

zunächst entgegensehe. Wir werden jedenfalls in der neuen Fraction verdammt heterogene Elemente zusammenfinden.'

August Reichensperger war in Berlin noch gerade zur rechten Zeit eingetroffen, um an den Berathungen theilzunehmen, welche der Gründung der Centrumsfraction vorangingen. Wie alle einsichtigen Katholiken, so war auch er von nicht geringer Besorgniß hinsichtlich der Entwicklung der kirchlich-politischen Verhältnisse erfüllt. Der Moabiter Klostersturm (ein Angriff verhetzter Pöbelhaufen auf ein von drei Dominikanern bewohntes Haus in Moabit) und die Haltung der Mehrheit des Abgeordnetenhauses anläßlich der sich häufenden Angriffe auf das verfassungsmäßige Recht der Katholiken waren bedenkliche Zeichen der Zeit[1]. Dazu kamen die Wirren wegen der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit und manche Anzeichen eines Umschwungs zum Schlimmen in den Gesinnungen der Regierungskreise. Was Reichensperger schon 1848 gefürchtet, daß der Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland den confessionellen Frieden gefährden werde, schien jetzt in die nächste Nähe gerückt.

Allgemein war das Gefühl, daß man einer ernsten, entscheidenden Zukunft entgegengehe. ‚Mächtige Parteien', schrieb die ‚Kölnische Volkszeitung' in einem ‚Zu den Wahlen' überschriebenen Artikel vom 3. November 1870 (Nr. 304), ‚verfolgen unter verschiedenen Firmen selbstsüchtige, verderbliche Tendenzen; der politische Fanatismus geht mit dem religiösen, oder richtiger gesagt, religionslosen Fanatismus Hand in Hand, um die Welt nach seiner Schablone umzugestalten und das positive Christenthum aus dem politischen und socialen Leben möglichst zu verbannen. Es handelt sich, wie vor zehn Jahren General Lamoricière mit militärischem Lakonismus die Situation bezeichnen konnte, um den Kampf des Kreuzes mit dem modernen Islam. Auf welche Vertretung dürfen dieser Sachlage gegenüber die Rechte und Interessen der Katholiken in unsern Parlamenten rechnen? Seit 1866 kann von einer solchen kaum noch die Rede sein. In unsern gesetzgebenden Körperschaften sitzen zwar zur Zeit noch immer eine namhafte Anzahl (in dem Landtage circa hundert) Katholiken, von denen die meisten gewiß untadelig sind. Dieselben sind jedoch, wenn es sich um Fragen von specifisch kirchlich-politischem Charakter handelt, durch die Mitgliedschaft der einen oder der andern „liberalen" oder „conservativen" Fraction in ihrer Thätigkeit nicht selten beengt, namentlich aber meist außer stande, die Initiative zu ergreifen. Zum Beweise dafür erinnern wir nur an die Klosterfrage, die nie und nimmer jene gefahrdrohende Gestalt angenommen haben würde, wenn es den meisten Katholiken in der Kammer durch den Fractions-

[1] Vgl. Hist.-polit. Blätter CXVI, 754 f.

verband, dem sie angehörten, nicht so sehr erschwert worden wäre, zu einem gemeinsamen Auftreten sich zusammenzufinden. — Zunächst und vor allem kommt es darauf an, durch die Wahl entschiedener, unabhängiger Katholiken das verlorene Terrain in den parlamentarischen Körperschaften wiederzugewinnen.'

Nachdem die katholischen Wähler in glänzender Weise ihre Schuldigkeit gethan, war es nun die Aufgabe der Gewählten, sich zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen. Die Ansichten, wie dies zu bewerkstelligen sei, gingen anfangs weit auseinander. In den Vorbesprechungen wurde sogar trotz der Erfahrungen der letzten Jahre von einem gut katholischen Mitgliede der Vorschlag gemacht, man möge von der Gründung einer eigenen Partei überhaupt absehen, die katholischen Abgeordneten sollten sich in die verschiedenen Fractionen vertheilen, dort könnten sie mehr wirken. Gegen diesen Standpunkt der ‚Piepmeyer' kämpfte August Reichensperger auf das entschiedenste an. An der Hand der Erfahrungen wies er darauf hin, daß bei einer solchen Vertheilung in den verschiedenen Fractionen die Katholiken gerade als solche zur politischen Ohnmacht herabgedrückt würden, da sie auf kirchlich-politischem Gebiete nur so viel Einfluß erlangen könnten, als sie auf politischem Felde zusammengeschlossen zu erreichen vermöchten. Die Majorität entschied denn auch gegen die ‚Piepmeyer'; es waren die Männer der frühern katholischen Fraction, die einst von den Brüdern Reichensperger geführt worden waren, welche den Ausschlag gaben [1].

Schwieriger gestaltete sich die Entscheidung der Frage, welchen Namen die neue Partei annehmen sollte; denn hier handelte es sich zugleich um die Feststellung des Programmes. In der ‚Kölnischen Volkszeitung' war am 3. November 1870 von einem katholischen Parlamentarier bemerkt worden: ‚Auf den Namen kommt es nicht an; das Programm der Vereinigung der katholischen Deputirten muß aber, wenn sie als eine berechtigte sich darstellen soll, ein specifisch katholisch-confessionelles und kein politisches sein.' Dieser Grundsatz fand zwar auch in Berlin seine Vertreter, drang jedoch nicht durch. Die hervorragendsten Abgeordneten und unter ihnen auch August Reichensperger waren vielmehr der Ansicht, daß man — selbstverständlich unbeschadet der entschieden katholischen und treu kirchlichen Gesinnung der dem katholischen Bekenntnisse angehörenden Mitglieder — eine politische, keine kirchlich-confessionelle Fraction gründen müsse. Demgemäß war später auch in dem Wahlaufruf des Centrums ‚nicht mit einem Worte von einer katholischen Fraction die Rede'. Reichensperger verwies hierauf in der Reichstagssitzung

[1] Obiges nach einer mündlichen Mittheilung Reichenspergers vom 20. September 1893.

zunächst entgegensehe. Wir werden jedenfalls in der neuen Fraction verdammt heterogene Elemente zusammenfinden.'

August Reichensperger war in Berlin noch gerade zur rechten Zeit eingetroffen, um an den Berathungen theilzunehmen, welche der Gründung der Centrumsfraction vorangingen. Wie alle einsichtigen Katholiken, so war auch er von nicht geringer Besorgniß hinsichtlich der Entwicklung der kirchlich-politischen Verhältnisse erfüllt. Der Moabiter Klostersturm (ein Angriff verhetzter Pöbelhaufen auf ein von drei Dominikanern bewohntes Haus in Moabit) und die Haltung der Mehrheit des Abgeordnetenhauses anläßlich der sich häufenden Angriffe auf das verfassungsmäßige Recht der Katholiken waren bedenkliche Zeichen der Zeit[1]. Dazu kamen die Wirren wegen der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit und manche Anzeichen eines Umschwungs zum Schlimmen in den Gesinnungen der Regierungskreise. Was Reichensperger schon 1848 gefürchtet, daß der Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland den confessionellen Frieden gefährden werde, schien jetzt in die nächste Nähe gerückt.

Allgemein war das Gefühl, daß man einer ernsten, entscheidenden Zukunft entgegengehe. ‚Mächtige Parteien', schrieb die ‚Kölnische Volkszeitung' in einem ‚Zu den Wahlen' überschriebenen Artikel vom 3. November 1870 (Nr. 304), ‚verfolgen unter verschiedenen Firmen selbstsüchtige, verderbliche Tendenzen; der politische Fanatismus geht mit dem religiösen, oder richtiger gesagt, religionslosen Fanatismus Hand in Hand, um die Welt nach seiner Schablone umzugestalten und das positive Christenthum aus dem politischen und socialen Leben möglichst zu verbannen. Es handelt sich, wie vor zehn Jahren General Lamoricière mit militärischem Lakonismus die Situation bezeichnen konnte, um den Kampf des Kreuzes mit dem modernen Islam. Auf welche Vertretung dürfen dieser Sachlage gegenüber die Rechte und Interessen der Katholiken in unsern Parlamenten rechnen? Seit 1866 kann von einer solchen kaum noch die Rede sein. In unsern gesetzgebenden Körperschaften sitzen zwar zur Zeit noch immer eine namhafte Anzahl (in dem Landtage circa hundert) Katholiken, von denen die meisten gewiß untadelig sind. Dieselben sind jedoch, wenn es sich um Fragen von specifisch kirchlich-politischem Charakter handelt, durch die Mitgliedschaft der einen oder der andern „liberalen" oder „conservativen" Fraction in ihrer Thätigkeit nicht selten beengt, namentlich aber meist außer stande, die Initiative zu ergreifen. Zum Beweise dafür erinnern wir nur an die Klosterfrage, die nie und nimmer jene gefahrdrohende Gestalt angenommen haben würde, wenn es den meisten Katholiken in der Kammer durch den Fractions-

[1] Vgl. Hist.-polit. Blätter CXVI, 754 f.

verband, dem sie angehörten, nicht so sehr erschwert worden wäre, zu einem gemeinsamen Auftreten sich zusammenzufinden. — Zunächst und vor allem kommt es darauf an, durch die Wahl entschiedener, unabhängiger Katholiken das verlorene Terrain in den parlamentarischen Körperschaften wiederzugewinnen.'

Nachdem die katholischen Wähler in glänzender Weise ihre Schuldigkeit gethan, war es nun die Aufgabe der Gewählten, sich zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen. Die Ansichten, wie dies zu bewerkstelligen sei, gingen anfangs weit auseinander. In den Vorbesprechungen wurde sogar trotz der Erfahrungen der letzten Jahre von einem gut katholischen Mitgliede der Vorschlag gemacht, man möge von der Gründung einer eigenen Partei überhaupt absehen, die katholischen Abgeordneten sollten sich in die verschiedenen Fractionen vertheilen, dort könnten sie mehr wirken. Gegen diesen Standpunkt der ‚Piepmeyer' kämpfte August Reichensperger auf das entschiedenste an. An der Hand der Erfahrungen wies er darauf hin, daß bei einer solchen Vertheilung in den verschiedenen Fractionen die Katholiken gerade als solche zur politischen Ohnmacht herabgedrückt würden, da sie auf kirchlich-politischem Gebiete nur so viel Einfluß erlangen könnten, als sie auf politischem Felde zusammengeschlossen zu erreichen vermöchten. Die Majorität entschied denn auch gegen die ‚Piepmeyer'; es waren die Männer der frühern katholischen Fraction, die einst von den Brüdern Reichensperger geführt worden waren, welche den Ausschlag gaben[1].

Schwieriger gestaltete sich die Entscheidung der Frage, welchen Namen die neue Partei annehmen sollte; denn hier handelte es sich zugleich um die Feststellung des Programmes. In der ‚Kölnischen Volkszeitung' war am 3. November 1870 von einem katholischen Parlamentarier bemerkt worden: ‚Auf den Namen kommt es nicht an; das Programm der Vereinigung der katholischen Deputirten muß aber, wenn sie als eine berechtigte sich darstellen soll, ein specifisch katholisch-confessionelles und kein politisches sein.' Dieser Grundsatz fand zwar auch in Berlin seine Vertreter, drang jedoch nicht durch. Die hervorragendsten Abgeordneten und unter ihnen auch August Reichensperger waren vielmehr der Ansicht, daß man — selbstverständlich unbeschadet der entschieden katholischen und treu kirchlichen Gesinnung der dem katholischen Bekenntnisse angehörenden Mitglieder — eine politische, keine kirchlich-confessionelle Fraction gründen müsse. Demgemäß war später auch in dem Wahlaufruf des Centrums ‚nicht mit einem Worte von einer katholischen Fraction die Rede'. Reichensperger verwies hierauf in der Reichstagssitzung

[1] Obiges nach einer mündlichen Mittheilung Reichenspergers vom 20. September 1893.

2. Kunsthistorische und kunstkritische Vorträge und Schriften.

3. Die Vollendung des Kölner Domes.

4. Reichenspergers Kunstanschauungen; seine Stellung zur Antike, zum romanischen Stil, zur Gotik.

XI. Förderung der katholischen Literatur und Wissenschaft. Der Borromäusverein. Die Studie über Shakespeare. Reichenspergers Freundeskreis und Briefwechsel mit Künstlern, Schriftstellern und Parlamentariern.

XII. Lebensabend und Tod. 1885—1895.

Beilagen:

IX.

Reichensperger als Vertheidiger von Wahrheit, Freiheit und Recht im ‚Culturkampfe‘. 1870—1885.

1. Gründung des neuen Centrums. Vorspiele des 'Culturkampfes'.

'Mit sehr gemischten Gefühlen', schreibt Reichensperger Ende November 1870 an einen protestantischen Freund [1], 'begab ich mich von neuem in die parlamentarische Kampfbahn, welcher ich für immer Lebewohl gesagt zu haben glaubte. Die so bedeutungsschwere Krisis, in welcher wir uns befinden, sowie das Andringen meiner Freunde haben mich dazu bestimmt, diesem Entschluß untreu zu werden und zu versuchen, ob ich in der Kammer noch etwas zu leisten vermag. Einige Beruhigung schöpfte ich schon aus dem Gesichterschneiden der falsch-liberalen Zeitungen über den Ausfall der Wahlen. Dieselben gebärden sich sozusagen, als ob sie schwarze Seife verschlucken müßten statt des erwarteten Caviars. In der That können wir leicht — mit den in kirchlichen Dingen durchweg correcten Polen — an 80 Stimmen in die Wagschale werfen. Wenn wir nur einig bleiben!' [2] Gerade in dieser Hinsicht sah es anfangs bedenklich aus. Viele waren noch immer nicht durch die Ereignisse der letzten Jahre, die Zugrunderichtung der Fraction des Centrums durch die eigenen „Freunde" [3], belehrt. Zudem herrschten hinsichtlich dessen, was jetzt zu geschehen habe, die verschiedensten Ansichten. 'Savigny', heißt es in einem 'Berlin, den 27. November' datirten Briefe von Peter Reichensperger, 'Savigny meint, wir müßten wieder eine katholische Fraction bilden, v. Mallinkrodt ist zwar nicht unbedenklich, wünscht aber eventuell eine katholische Volkspartei aus uns zu machen, so daß ich einem desfallsigen Streite

[1] Dr. Crull in Wismar. Der Brief ist undatirt, gehört aber in die oben angegebene Zeit.

[2] Des weitern bemerkte Reichensperger in diesem Schreiben: 'Hinsichtlich der römischen Weltfrage muß ich mir immer vorhalten, daß das Papstthum schon schwerere Katastrophen glücklich bestanden hat, sowie den alten Spruch: Magna est veritas et praevalebit. Den Franzosen würde ich Elsaß und Lothringen nehmen und ihnen den Grafen Chambord als König octroyiren. Die armen Teufel hätten dann doch wenigstens einmal wieder ein Princip unter den Füßen.'

[3] So bezeichnete die 'Köln. Volkszeitung' 1870, Nr. 325 die Ursache des Unterganges der Fraction, die so lange für die Rechte und Freiheiten aller gekämpft hatte, an die aber seit dem Jahre 1866 nur wenige Ueberreste mehr erinnerten; s. Knopp, L. Windthorst (Dresden 1898) S. 113—114.

zunächst entgegensehe. Wir werden jedenfalls in der neuen Fraction verdammt heterogene Elemente zusammenfinden.'

August Reichensperger war in Berlin noch gerade zur rechten Zeit eingetroffen, um an den Berathungen theilzunehmen, welche der Gründung der Centrumsfraction vorangingen. Wie alle einsichtigen Katholiken, so war auch er von nicht geringer Besorgniß hinsichtlich der Entwicklung der kirchlich-politischen Verhältnisse erfüllt. Der Moabiter Klostersturm (ein Angriff verhetzter Pöbelhaufen auf ein von drei Dominikanern bewohntes Haus in Moabit) und die Haltung der Mehrheit des Abgeordnetenhauses anläßlich der sich häufenden Angriffe auf das verfassungsmäßige Recht der Katholiken waren bedenkliche Zeichen der Zeit[1]. Dazu kamen die Wirren wegen der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit und manche Anzeichen eines Umschwungs zum Schlimmen in den Gesinnungen der Regierungskreise. Was Reichensperger schon 1848 gefürchtet, daß der Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland den confessionellen Frieden gefährden werde, schien jetzt in die nächste Nähe gerückt.

Allgemein war das Gefühl, daß man einer ernsten, entscheidenden Zukunft entgegengehe. ,Mächtige Parteien', schrieb die ,Kölnische Volkszeitung' in einem ,Zu den Wahlen' überschriebenen Artikel vom 3. November 1870 (Nr. 304), ,verfolgen unter verschiedenen Firmen selbstsüchtige, verderbliche Tendenzen; der politische Fanatismus geht mit dem religiösen, oder richtiger gesagt, religionslosen Fanatismus Hand in Hand, um die Welt nach seiner Schablone umzugestalten und das positive Christenthum aus dem politischen und socialen Leben möglichst zu verbannen. Es handelt sich, wie vor zehn Jahren General Lamoricière mit militärischem Lakonismus die Situation bezeichnen konnte, um den Kampf des Kreuzes mit dem modernen Islam. Auf welche Vertretung dürfen dieser Sachlage gegenüber die Rechte und Interessen der Katholiken in unsern Parlamenten rechnen? Seit 1866 kann von einer solchen kaum noch die Rede sein. In unsern gesetzgebenden Körperschaften sitzen zwar zur Zeit noch immer eine namhafte Anzahl (in dem Landtage circa hundert) Katholiken, von denen die meisten gewiß untadelig sind. Dieselben sind jedoch, wenn es sich um Fragen von specifisch kirchlich-politischem Charakter handelt, durch die Mitgliedschaft der einen oder der andern „liberalen" oder „conservativen" Fraction in ihrer Thätigkeit nicht selten beengt, namentlich aber meist außer stande, die Initiative zu ergreifen. Zum Beweise dafür erinnern wir nur an die Klosterfrage, die nie und nimmer jene gefahrdrohende Gestalt angenommen haben würde, wenn es den meisten Katholiken in der Kammer durch den Fractions-

[1] Vgl. Hist.-polit. Blätter CXVI, 754 f.

verband, dem sie angehörten, nicht so sehr erschwert worden wäre, zu einem gemeinsamen Auftreten sich zusammenzufinden. — Zunächst und vor allem kommt es darauf an, durch die Wahl entschiedener, unabhängiger Katholiken das verlorene Terrain in den parlamentarischen Körperschaften wiederzugewinnen.'

Nachdem die katholischen Wähler in glänzender Weise ihre Schuldigkeit gethan, war es nun die Aufgabe der Gewählten, sich zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen. Die Ansichten, wie dies zu bewerkstelligen sei, gingen anfangs weit auseinander. In den Vorbesprechungen wurde sogar trotz der Erfahrungen der letzten Jahre von einem gut katholischen Mitgliede der Vorschlag gemacht, man möge von der Gründung einer eigenen Partei überhaupt absehen, die katholischen Abgeordneten sollten sich in die verschiedenen Fractionen vertheilen, dort könnten sie mehr wirken. Gegen diesen Standpunkt der ‚Piepmeyer' kämpfte August Reichensperger auf das entschiedenste an. An der Hand der Erfahrungen wies er darauf hin, daß bei einer solchen Vertheilung in den verschiedenen Fractionen die Katholiken gerade als solche zur politischen Ohnmacht herabgedrückt würden, da sie auf kirchlich-politischem Gebiete nur so viel Einfluß erlangen könnten, als sie auf politischem Felde zusammengeschlossen zu erreichen vermöchten. Die Majorität entschied denn auch gegen die ‚Piepmeyer'; es waren die Männer der frühern katholischen Fraction, die einst von den Brüdern Reichensperger geführt worden waren, welche den Ausschlag gaben[1].

Schwieriger gestaltete sich die Entscheidung der Frage, welchen Namen die neue Partei annehmen sollte; denn hier handelte es sich zugleich um die Feststellung des Programmes. In der ‚Kölnischen Volkszeitung' war am 3. November 1870 von einem katholischen Parlamentarier bemerkt worden: ‚Auf den Namen kommt es nicht an; das Programm der Vereinigung der katholischen Deputirten muß aber, wenn sie als eine berechtigte sich darstellen soll, ein specifisch katholisch-confessionelles und kein politisches sein.' Dieser Grundsatz fand zwar auch in Berlin seine Vertreter, drang jedoch nicht durch. Die hervorragendsten Abgeordneten und unter ihnen auch August Reichensperger waren vielmehr der Ansicht, daß man — selbstverständlich unbeschadet der entschieden katholischen und treu kirchlichen Gesinnung der dem katholischen Bekenntnisse angehörenden Mitglieder — eine politische, keine kirchlich-confessionelle Fraction gründen müsse. Demgemäß war später auch in dem Wahlaufruf des Centrums ‚nicht mit einem Worte von einer katholischen Fraction die Rede'. Reichensperger verwies hierauf in der Reichstagssitzung

---

[1] Obiges nach einer mündlichen Mittheilung Reichenspergers vom 20. September 1893.

[illegible]

[illegible] Bismarck [illegible] Programm [illegible] Zusammenhang [illegible] ¹

Reichensperger wie seine politischen Freunde waren sich allerdings [illegible] bewußt, daß sie angesichts des Geistes der Feindschaft gegen alles Kirchliche in kirchlichen Dingen, welcher die sogenannten Liberalen beseelte, zunächst berufen sein würden, die Freiheit und das Recht der katholischen Kirche mit anderen Rechten und Freiheiten zu vertheidigen. Aber sie waren entschlossen, ebenso die religiösen Rechte aller, auch der Nichtkatholiken, zu vertheidigen und für alle Staatsangehörigen die Grundsätze der bürgerlichen Freiheit zu vertreten. Dies konnte nur eine politische Partei. Schon von diesem Gesichtspunkte aus mußte der frühere Name ‚Katholische Fraction‘ fallen. Dazu kam die Absicht, bei der gespannten Lage alles zu vermeiden, was confessionelle Empfindlichkeiten wachrufen konnte, vielmehr im Gegentheil zu betonen, daß der Bildung der Fraction jeder Gedanke an eine gegensätzliche Stellung zum protestantischen Bekenntniß als solchem durchaus fernliege. v. Mallinckrodt

¹ In einem im Januar 1871 in der ‚Revue générale‘ veröffentlichten Aufsatze sagt Reichensperger (I, 29): ‚Bien que la Fraction du centre ne compte actuellement aucun protestant dans son sein, elle n'en exclut pas absolument les noncatholiques, et c'est pour ce motif qu'elle n'a pas adopté le titre de Fraction catholique.‘

² Pfülf, Mallinckrodt S. 391. Ganz wie Mallinckrodt hat wiederholt Windthorst und haben sich in neuester Zeit die Centrumsmitglieder Lieber und Lingens ausgesprochen (vgl. Kölnische Volkszeitung 1898, Nr. 396; 1896, Nr. 266, vgl. Nr. 267) und schon früher der ‚rheinpreußische Jurist‘ (Dr. Julius Bachem) in der Schrift ‚Das Centrum‘ (Köln 1874) S. 13 f.; ferner Erzbischof Melchers, Erinnerungen an die Feier des 50jährigen Bischofsjubiläums (2. Aufl., Köln 1877) S. 10.

hatte deshalb schon am 7. December seinen frühern Vorschlag, die Fraction ‚katholische Volkspartei‘ zu nennen, zurückgenommen und dafür ‚conservative Volkspartei‘ vorgeschlagen[1]. Hiergegen aber sprach der Umstand, daß der Name ‚conservativ‘ vielfach mißbraucht worden war und falsche Deutungen zuließ. Mißverständnisse waren aber auch nicht ausgeschlossen, wenn man die Bezeichnung ‚antiliberale Partei‘ wählte; dieser Name wäre insofern treffend gewesen, als dem falschen Liberalismus auf parlamentarischem, politischem Boden entgegenzutreten die nächste Aufgabe der Partei werden mußte. Man einigte sich zuletzt auf die alle Mißverständnisse ausschließende und confessionelle Empfindlichkeiten nicht verletzende, rein parlamentarische Bezeichnung: ‚Centrum (Verfassungspartei)‘.

Karl v. Savigny und August Reichensperger waren von den übrigen Gesinnungsgenossen mit der Aufgabe betraut gewesen, Vorschläge zur Benennung der neuen Partei zu machen. Sie waren es, welche am 13. December 1870 den Namen ‚Centrum (Verfassungspartei)‘ vorschlugen und zur Annahme brachten[2].

Damit verließ man den gefährlichen Boden der confessionellen Partei und betrat entschlossen jenen der politischen, was durch den Namen zum allgemeinen Bewußtsein gebracht wurde. Keine Wiederherstellung und eigentlich auch keine Fortsetzung der frühern ‚katholischen Fraction‘ sollte es sein und war es, sondern eine Neugründung, welche den übeln Erfahrungen mit den frühern falschen Wegen Rechnung trug.

Das Programm der neuen Partei, der sofort achtundvierzig Mitglieder des Abgeordnetenhauses beitraten[3], enthielt nichts, woran ein protestantischer Christ als solcher hätte Anstoß nehmen können. Es lautete: ‚Die Fraction stellt sich

---

[1] Pfülf, Mallinckrodt S. 370.

[2] Mündliche Mittheilung Reichenspergers vom 20. September 1893. Es ist irrig, wenn Pfülf, Mallinckrodt S. 371 Anm. 2 und Knopp, Windthorst S. 131 behaupten, die Entscheidung für den Namen ‚Centrum‘ habe Peter Reichensperger gegeben. Am 16. December schrieb August Reichensperger nach Hause: ‚Unsere Fraction ist glücklich unter dem Namen „Centrum (Verfassungspartei)“ constituirt und besteht aus ungefähr fünfzig Mitgliedern — lauter schöne Leute! Etwa ein Dutzend Katholiken hat bei den sogen. Freiconservativen Zuflucht gesucht.‘ Die Constituirung fand statt in dem heute noch vorhandenen Englischen Hause, Mohrenstraße Nr. 49; vgl. Pfülf, Mallinckrodt S. 371. Als Gründungstag wird noch immer vielfach irrig der 18. December angegeben. Nach einem Briefe Reichenspergers könnte es scheinen, als habe die Gründung am 15. December stattgefunden; indessen kann nach einer gütigen Mittheilung von Dr. Lieber kein Zweifel darüber bestehen, daß sich das Landtagscentrum am Abend des 13. December 1870 bildete.

[3] Die Namen derselben in den Hist.-polit. Bl. CXVI, 756.

zur besondern Aufgabe, für Aufrechthaltung und organische Fortbildung des verfassungsmäßigen Rechtes im allgemeinen und insbesondere für die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche und ihrer Institutionen einzutreten. Die Mitglieder suchen dieser Aufgabe auf dem Wege freier Verständigung zu entsprechen, und soll die Freiheit des Einzelnen in Bezug auf seine Abstimmungen keine Beeinträchtigung erfahren.‘ [1]

Durch den die Freiheit der Abstimmung gewährleistenden Grundsatz unterschied sich die neue parlamentarische Bildung wesentlich von allen übrigen. Das feste Band, welches die Mitglieder zusammenhalten sollte, war das gemeinsame Streben, die Principien der christlichen Moral in allen öffentlichen Angelegenheiten und die durch die preußische Verfassung sanctionirten Rechte für alle Staatsbürger und für die Katholiken insbesondere zur Geltung zu bringen. Bei diesen Zielen konnten sich Männer der verschiedensten Schattirungen zu einer christlichen Verfassungspartei [2] zusammenfinden. Das neue Centrum setzte sich die Vertretung alles legitimen Rechts zur Aufgabe; es war nicht seine Schuld, wenn sein Kampf für das Recht eine specifisch katholische Färbung annahm; es war die Schuld derer, die sich mit der Idee des ‚protestantischen Kaiserthums‘ trugen und den ‚Kampf gegen Rom‘ ins Leben riefen [3].

‚Das rechte Wort für die Grundlage, auf welche die Centrumsfraction durch ihre Zusammensetzung gestellt war, traf August Reichensperger, als er bei dem gemeinsamen Mahl, zu dem die neu constituirte Fraction vor dem Beginn der Weihnachtsferien im Englischen Hause sich zusammenfand, dem Wunsche nach Harmonie in der Fraction Ausdruck gab und dabei betonte, wie die Harmonie — die Einheit in der Verschiedenheit — die Verschiedenheiten, ja selbst die Gegensätze im einzelnen nicht bloß nicht ausschließe, sondern sogar fordere; die Einigkeit, nicht die Einerleiheit, werde auf dem Wege freier Verständigung stets am ersten gefunden werden.‘ [4]

---

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1895, Nr. 743, wo eine Anzahl von interessanten Daten zu der noch immer fehlenden Geschichte der Centrumsfraction.

[2] In den bereits citirten Aufsätzen der ‚Revue générale‘ sagt Reichensperger bei Erklärung des Namens der Fraction: ‚Les mots entre parenthèse (parti constitutionnel) indiquent le but essentiel de la Fraction: repousser toutes les attaques contre la liberté religieuse et le caractère chrétien des écoles, garantis par la constitution, et combattre surtout pour le libre développement de toutes les institutions dans le sens de la constitution de 1850 contre les convoitises monopolistes du faux libéralisme.‘

[3] Hist.-polit. Bl. XCVI, 537.

[4] Das Centrum, von einem rheinpreußischen Juristen S. 14.

Welche Behandlung der neuen politischen Fraction seitens der tonangebenden Parteien des Abgeordnetenhauses zu theil werden sollte, mußte August Reichensperger bereits am 16. December 1870 erfahren. ‚Soeben‘, meldete er an dem genannten Tage seiner Gemahlin, ‚bin ich, wie mit aller Sicherheit zu erwarten stand, mit 62 Stimmen als Vicepräsident — durchgefallen.‘ Die liberale Presse aber erging sich alsbald in Angriffen gegen die ‚Bande der Schwarzen‘, ‚die schwarze Gendarmerie‘. Reichensperger war gegen solche Dinge abgehärtet; empfindlicher berührte ihn ein anderer Vorgang, den er in einem Briefe vom 20. December kurz erwähnt: ‚Gegen unsere Fractionsbildung spielen schon allerhand Intriguen, namentlich angezettelt durch solche katholische Abgeordnete, welche nicht in den Geruch des Clericalismus kommen wollen.‘ In demselben Schreiben hebt er die Verdienste des Herrn v. Savigny hervor, ‚der sich unserer Sache geradezu aufgeopfert hat‘. Das Gleiche hätte Reichensperger füglich von sich selbst sagen können: die Gebrüder Reichensperger, v. Savigny und v. Mallinckrodt sind die eigentlichen Gründer des neuen Centrums[1].

Wie unermüdlich August Reichensperger in jenen entscheidungsvollen Tagen thätig war, zeigt eine andere Stelle des für die Geschichte der Fraction wichtigen Schreibens vom 20. December 1870. Es heißt hier: ‚Bis jetzt hat die Constituirung unserer Fraction und sonstiges Geschäftliche mich kaum dazu kommen lassen, irgend etwas anderes abzumachen, so daß ich noch etwa dreißig nothwendige Besuche in petto habe, was bei den weiten Entfernungen etwas sagen will. Auch noch sonst dringliche Extraordinaria sollen hier während der freien Tage besorgt werden. So z. B. hat man mich in ein Comité zum Behufe der Einleitung der Reichstagswahlen hineingezwängt, welches nach allen Richtungen hin im stillen zu operiren hat. — Heute Abend wird endlich unser Fractionsvorstand gewählt werden können. In der Versammlung von gestern Abend erklärte ich kategorisch, daß ich eine Wahl in denselben nicht annehmen würde. Peter und ich können nämlich nach Lage der Dinge

[1] Aus obigen Darlegungen ergibt sich, wie irrig die weitverbreitete Anschauung ist, als habe Windthorst das Centrum gegründet. Die ‚kleine Excellenz‘ hielt sich anfangs überhaupt sehr zurück, und viele Mitglieder, vor allen Peter Reichensperger, waren in wesentlichen Punkten anderer Ansicht als Windthorst. Daß Peter Reichensperger direct an der eigentlichen Gründung nicht betheiligt war, erklärt sich daraus, daß er damals krank war. Auch Mallinckrodt war bei der eigentlichen Gründung nicht in Berlin anwesend, wie sich aus Pfülf, Mallinckrodt S. 372 ergibt. Ganz falsch ist, was Herbst (Encykl. der neuern Geschichte V, 358) behauptet: die Reconstruirung der Centrumsfraction ‚war hauptsächlich das Werk des Bischofs v. Ketteler, des Abgeordneten Mallinckrodt und des Geistlichen Rathes Müller‘. Reichensperger hat mir wiederholt versichert, daß weder v. Ketteler noch Müller irgend welchen Einfluß übten.

nicht beide in denselben treten, da die verschiedenen Provinzen berücksichtigt werden müssen. Mir ist nun schon die Ehre zu theil geworden, als Candidat zur Vicepräsidentschaft aufgestellt zu werden, und Peter würde es gewiß schmerzlich empfinden, wenn man ihn auch diesmal beiseite setzte, was zweifelsohne geschehen würde, da er wegen seines körperlichen Befindens bis jetzt an unserer Fractionsbildung sich nicht betheiligen konnte, überhaupt nur einigemal sich eben hat blicken lassen. Ich habe mich anheischig gemacht, ihn im Vorstande zu vertreten, wenn er auch fernerhin nicht erscheinen könne. — In meinem letzten Briefe meldete ich meine Einladung zur Majestät. Ich fand dort von Bekannten noch v. Savigny, Blömer, den Fürsten Salm und einige Minister, unter andern Camphausen, der mich zu meiner Verwunderung sehr huldvoll begrüßte. Bei Tisch hatte ich den Grafen Fürstenberg-Stammheim rechts zum Nachbarn — er macht einen guten Eindruck und hat ein gefälliges Aeußere. Graf Nesselrode machte die Honneurs und saß der Königin gegenüber, welch letztere sich sehr gnädig mit mir unterhielt, nach meiner Mutter, Schwester u. s. w. frug. Aus dem Schlosse mußte ich wieder direct in die Fraction mich begeben, bei deren Bildung ich leider eine Hauptvioline zu spielen hatte, so daß die bezüglichen Conferenzen kein Ende nehmen wollten. Auch die Statuten hatte ich zu entwerfen, und muß alles erst unter wenigen Vertrauensmännern zurechtgeklügelt werden, bevor das Plenum angegangen wird, welches aus ungefähr fünfzig Leuten (zu drei Vierteln mir bis jetzt unbekannt) besteht. Da fast alle politischen Schattirungen unter diesen fünfzig Leuten repräsentirt sind, so müssen gar viele Rücksichten genommen werden, damit die Gesellschaft nicht alsbald wieder auseinander fällt.'

Der erste Freund, welchem Reichensperger von der Gründung der neuen Fraction Mittheilung machte, war ein Protestant. ‚Seit gestern', schrieb er am 21. December 1870 an Dr. Crull in Wismar, ‚ist unsere Fraction (Centrum — Verfassungspartei) gottlob constituirt, und heute soll dieses Begebniß durch ein gemeinschaftliches Mittagsmahl gefeiert werden. Wenn wir nur zusammenhalten — an innern Reibungen wird es jedenfalls nicht fehlen, bevor die Masse in etwa homogen ist! — Weit wichtiger als unser Landtag wird der bevorstehende „deutsche" [1] Reichstag werden. In dieser Versammlung nun wird denn auch eventuell der „kühne Griff" des Königs Biedermann [2] zur Sprache gebracht werden können, da auswärtige Angelegenheiten

[1] Die Anführungszeichen im Original zeigen, wie schmerzlich Reichensperger den Ausschluß der acht Millionen Deutsch-Oesterreicher empfand. Diesen Schmerz hat er nie verwinden können; noch in seinen letzten Lebensjahren sprach er sich darüber in nicht mißzuverstehender Weise aus.

[2] Victor Emanuel.

dem Abgeordnetenhaus abhanden gekommen sind. Wie wird der neue Kaiser sich überhaupt zu dem alten Papste stellen? Doch, wo enden die Fragen an die Zukunft, wenn man damit beginnen will?! — Das beste ist wohl, man studirt darauf, weder viel zu hoffen noch viel zu fürchten, sondern eben nur von Tag zu Tag möglichst seine Schuldigkeit zu thun und im übrigen Gott walten zu lassen.'

Am 22. December 1870 ergriff Reichensperger wieder zum erstenmal im preußischen Abgeordnetenhause das Wort, und zwar zu Gunsten des — preußischen Cultusministers Mühler gegen ‚liberale Culturkämpfer'. Zur Berathung stand ein Antrag auf Erweiterung der bestehenden Schullehrerseminare. Lasker sprach für Ablehnung, ‚um nicht gerade dem Minister ein Vertrauensvotum zu geben'. Wehrenpfennig erklärte, daß für ihn die bloße Möglichkeit des Anscheins, als ob er die Mühlersche Verwaltung unterstützen wolle, genüge, den Antrag seinerseits zurückzuziehen. Demgegenüber beklagte es Reichensperger, daß man diese Gelegenheit wieder benutze, um dem Cultusminister ein recht grell gefärbtes Mißtrauensvotum zu geben; man habe heute wieder viel schöne allgemeine Redensarten gehört; er für seinen Theil halte es mit dem englischen Worte: ‚Nicht Männer, sondern Maßregeln.' Er billige nicht jede Maßregel des Cultusministers, aber dafür sage er ihm herzlichen Dank, daß er bis jetzt noch jede Bestrebung, die Schule zu entchristlichen, niedergeschlagen habe. Lebhafter Beifall auf der Rechten begrüßte diese Ausführungen; da die Culturkämpfer noch in der Minorität waren, wurde der Antrag angenommen.

Wesentlichen Einfluß übten Reichensperger und seine Fractionsgenossen von Berlin aus auf die bevorstehenden Reichstagswahlen. Reichensperger war es, welcher nachstehenden ‚Aufruf' abfaßte, der mit den Unterschriften der Centrumsmitglieder versehen erschien: ‚Die Wahlen zum deutschen Reichstage stehen nahe bevor. Von welcher tiefgreifenden Bedeutung dieselben sind, bedarf nicht erst der Darlegung. Mögen unsere Gesinnungsgenossen nach Kräften dahin wirken, daß ihr Ausfall dem Vaterlande zum Heile gereicht! Es wird dies nur dann der Fall sein, wenn aus der Wahlurne selbstlose, charakterfeste Männer hervorgehen, welchen das moralische und das materielle Wohl aller Volksklassen wie aller das Deutsche Reich bildenden Stämme am Herzen liegt, welche die bestehenden Besonderheiten nur insoweit der Einheit geopfert sehen wollen, als dieselben nachweislich dem Ganzen zum Schaden gereichen, welche endlich — wie die politische — so auch die kirchliche Freiheit und das Recht der Religionsgesellschaften gegen mögliche Eingriffe der Gesetzgebung sowohl als gegen feindliche Parteibestrebungen entschieden gewahrt wissen wollen. Es gilt, baldmöglichst in den verschiedenen Wahlkreisen solcher Männer sich zu versichern, welche demnächst ihrerseits im

engen Anschlusse aneinander als parlamentarische Partei den gedachten Bestrebungen Ausdruck und praktische Folge zu geben willens sind. Insbesondere aber gilt es, nach Kräften dahin zu wirken, daß das Bewußtsein von der hohen Wichtigkeit der bevorstehenden Abstimmung alle Schichten des Volkes durchdringt und so das Ergebniß dieser Abstimmung der möglichst getreue Ausdruck seiner Wünsche und Bedürfnisse wird. Berlin, den 11. Januar 1871.'[1]

Zur Freude Reichenspergers ward dieser Aufruf, in welchem das gesamte Programm der Centrumspartei seinen monumentalen Ausdruck gefunden hat, ‚allerwärts, auch in Bayern, von den Katholiken adoptirt'. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß dieses erste Programm der Reichstagsfraction des Centrums wohl die Erhaltung des Grundcharakters des Reiches als eines Bundesstaates, Förderung des moralischen und materiellen Wohles aller Volksklassen, bürgerliche und religiöse Freiheit aller Angehörigen des Reiches forderte und insbesondere für das Recht der Religionsgesellschaften eintrat, aber vom Katholicismus nicht ein Wort sagte. Das gesamte christgläubige Volk ward aufgerufen zur Vertheidigung der verfassungsmäßigen Rechte und der Gewissensfreiheit auf dem Boden und mit den Waffen der Verfassung. ‚Man richtete sich an das gesamte christliche Volk absichtlich, und um zu zeigen, daß man, da es niemandem mehr zweifelhaft sein konnte, daß man mit den Katholiken anfangen und mit dem Christenthum enden werde, darauf ausginge, eine politische Partei zu gründen, die alle gläubigen Christen unter ihrer Fahne vereinigen könne.'[2] Ideen dieser Art hatte Reichensperger schon früher vertreten. ‚Wer sich nur einigermaßen auf die Zeichen der Zeit versteht,' schrieb er im Jahre 1863[3], ‚dem kann es füglich nicht ein Geheimniß sein, in welchem Maße es noth thut, daß auf allen Gebieten die aufrichtigen Christen mehr desjenigen eingedenk sind, was sie vereinigt, als dessen, was sie trennt.'

In der Sitzung vom 7. Januar 1871 brachte Reichensperger einen Uebelstand zur Sprache, den er bei seinen vielen Reisen oft schon bitter empfunden hatte. Er beantragte, die Staatsregierung möge für die Heizung der Coupés aller vier Wagenklassen sorgen und bei den Privateisenbahnen ein gleiches Vorgehen anregen. Dieser Antrag wurde mit großer Majorität angenommen. Heute betrachtet man die Heizung auf den Eisenbahnen als

---

[1] Unterzeichnet ist das Programm von v. Savigny, Windthorst, v. Mallinckrodt, Probst, Peter Reichensperger, Fürst Löwenstein und Freitag. Der eigentliche Verfasser blieb bescheiden im Hintergrunde.

[2] So Dr. Lieber in einer Rede vom 7. April 1896, s. Köln. Volkszeitung 1896, Nr. 244.

[3] Siehe Domblatt 1863, Nr. 221.

etwas Selbstverständliches, und niemand mehr gedenkt dessen, welcher die Sache zuerst anregte.

In den Briefen an seine Gattin klagt Reichensperger über die täglich wachsende Arbeitslast. ‚Während der letzten Tage‘, schrieb er am 13. Januar, ‚erreichte die Hetzjagd das höchste Maß, namentlich vorgestern durch meine Ernennung als Mitreferent der Adresse an den neuen Kaiser. Ich mußte sogar auf das Mittagessen verzichten, um auch meinerseits zur Rettung der Ehre unserer Fahne einen Entwurf anzufertigen, der natürlich nicht die meisten Stimmen erhielt. Erst um Mitternacht ging die Gesamtcommission auseinander. Ueberhaupt reißen die Berathungen hinter den Coulissen nicht ab, da ich die Ehre habe, zu dem aus den Fractionsführern bestehenden sogen. Seniorenconvente zu gehören, welcher alle gemeinsamen Angelegenheiten, namentlich die Commissionswahlen, zu verabreden hat. Dazu die weiten Entfernungen, so daß ich eine halbe Stunde von meiner Wohnung bis zum Abgeordnetenhause habe. Gestern mußte ich gleich nach der Sitzung in eine Vorlesung von Altum aus Neustadt und von dort zum Stiftungsfest des Katholischen Lesevereins, als dessen Ehrenmitglied ich eingeladen war. Nun aber kommen auch ruhige Tage, welche mir wieder ein normales Leben, das Abmachen meiner Besuche u. s. w. gestatten, da während etwa acht Tagen nun die Commissionen arbeiten und ich zu einer solchen (der Unterrichtscommission) gehöre, welche vielleicht am wenigsten beladen ist. Mein körperliches Befinden hat sich übrigens gut gehalten.‘ Für alle Anstrengungen entschädigte das mächtige Aufblühen der neuen Verfassungspartei. ‚Unsere Fraction‘, schrieb Reichensperger nach Hause, ‚bewährt sich im ganzen recht gut und erweist sich von weitgreifender Bedeutung, namentlich auch nach dem Süden hin.‘

Bei der Berathung des Cultusetats sprach er am 17. Januar den Wunsch aus, daß die Akademie zu Münster zu einer Universität erweitert werde, ohne einen besondern Antrag zu stellen oder seinen Wunsch näher zu motiviren, ‚da derjenige eine schwere Verantwortlichkeit auf sich laden würde, der den religiösen Hader in das Haus werfen wollte; nur daran wolle er erinnern, daß der westfälische Landtag bereits ähnliche Wünsche geäußert habe‘.

‚Meine Zeit‘, heißt es in einem Briefe vom 3. Februar, ‚verläuft hier zwischen Kammer- und Fractionssitzungen, Briefschreiben und Einladungen. In Berlin habe ich mich noch gar nicht umsehen können. Der Abschluß des Waffenstillstandes ist hier so gut wie gar nicht gefeiert worden. Nur hie und da war ein Gebäude beflaggt oder illuminirt. Die Berliner verlangten Knalleffecte und ärgerten sich, daß kein sofortiger pompöser Einzug in Paris stattfand. Ich erachte diese Enthaltsamkeit für sehr klug.‘

Nachdem die Landtagssession am 17. Februar 1871 geschlossen, trat Reichensperger gemeinsam mit Thimus am 20. die Rückreise an. ‚In Hannover‘, berichtet das Tagebuch, ‚ein kurzer Halt gemacht. Diner bei Windthorst. Abends bei Frau Detmold. Gelungene gotische Privatbauten. Den Baurath Haase besucht, welcher sehr niedergeschlagen über den von der Berliner Oberbaudeputation kommenden Wind ist. Dieselbe duldet nur Kasernenstil.‘

Nach seiner Rückkehr ward Reichensperger in Köln durch die Krefelder Wahlbewegung ‚sehr in Anspruch genommen‘. Der Erfolg war über Erwarten. Reichensperger ward mit 7821 gegen 4517 Stimmen der Nationalliberalen und Socialdemokraten gewählt. Am 4. März kam eine Krefelder Deputation, um ihm zu seiner Wahl für den Reichstag zu gratuliren. Schon in der Stadt Krefeld hatte sich eine sehr bedeutende Majorität für den unermüdlichen Kämpfer ergeben, den Advocat Kamp in einer großartigen Wahlversammlung gekennzeichnet hatte als ‚treuen Hüter der Rechte des Volkes, unwandelbar in seiner Ueberzeugung, gewissenhaft, charakterfest, weder um die Gunst der Höhern noch der Niedern buhlend‘ [1].

Außer dem der Krefelder Deputation mündlich abgestatteten Dank für das ihm geschenkte Vertrauen sprach er denselben auch schriftlich gleich am 4. März aus. In diesem durch das ‚Krefelder Journal‘ veröffentlichten Schreiben heißt es unter anderem: ‚Die Freude über den errungenen Wahlsieg würde in hohem Maße getrübt, wenn zufolge der gegensätzlichen Kundgebungen, wie bei solchen Anlässen die Natur eines freiheitlichen Staatslebens sie mit sich bringt, das gute Einvernehmen unter denjenigen, welche sich wechselseitig bekämpft haben, namentlich unter den Bekennern der verschiedenen Confessionen auch nur für längere Zeit gestört bleiben sollte. Jedenfalls hält ein Band uns alle stets zusammen: die gemeinsame Liebe zum Vaterland. Insbesondere darf ich wohl von meinen Glaubensgenossen mit voller Zuversicht erwarten, daß sie thatsächlich bekunden werden, wie es ihnen nur darum zu thun war und zu thun ist, die Sache der echten Freiheit und der Rechtsgleichheit zu fördern, daß sie auch andern gern gönnen, was sie für sich selbst herbeiwünschen. Hoffen wir, daß der nach so ruhmvollen Waffenthaten glücklich wiederhergestellte äußere Friede auch einen segensreichen innern Frieden im Gefolge habe. Gott schütze Deutschland und schenke ihm ein freudiges Gedeihen in allem Wahren, Guten und Schönen!‘

In einem ‚Köln, 12. März 1871‘ datirten Rückblick auf seinen Berliner Aufenthalt urtheilte Reichensperger: ‚Die erste Session des Abgeordneten-

[1] Köln. Volkszeitung vom 28. Februar 1871.

hauses ist im ganzen gut abgelaufen. Zur Bildung der Centrumsfraction von 53 Mitgliedern habe ich wesentlich mitgewirkt. Von den neuen Mitgliedern scheint mir v. Schorlemer-Alst der fähigste zu sein, demnächst Rintelen, v. Grand-Ry, Bernards und v. Savigny, letzterer wichtig für die Repräsentation, Lieber ruhig und gescheit. — Von den Ministern erwiesen mir nur Camphausen und Graf Eulenburg durch Einladungen eine gewisse Freundlichkeit, während der Justizminister Leonhardt mich gänzlich ignorirte oder zu ignoriren schien. Neue Bekanntschaften, unter andern Hausminister Freiherr v. Schleinitz durch Otto v. Loe, dessen Wahl zum Reichstag für Moers-Rees ich demnächst veranlaßte; Geh. Oberbergrath Achenbach, Prinz Roman Czartoryski, Georg v. Bunsen, durch seine Vorliebe für die Gotik mir zugethan, dessen Einladung zum Diner ich refüsirte, Strosser[1], der beste Redner der Rechten. Es war in Berlin eine arge Hetze, so daß ich jeder Liebhaberei absagen mußte; die Museen nur einmal, das Theater ein paarmal besucht.'

Vor der Rückkehr nach Berlin faßte er noch einen wichtigen Entschluß. Am 16. März 1871 kaufte er in der Nähe der herrlichen Gereonskirche ein Haus (Klapperhof Nr. 14), ,womit', meinte er, ,denn endlich mein Wunsch nach einem home sich erfüllt findet. Gott möge seinen Schutz dazu verleihen'.

Am 18. März verließ Reichensperger Köln und blieb den 19. in Frankfurt bei Janssen und Steinle. In der alten Kaiserstadt empfing ihn ,ein großartiger Triumphbogen mit einer riesigen Germania obenauf und grau in grau gemalten Reliefs, deren Stil mich fast auf den Gedanken gebracht hätte, ein Franzose habe sie gemalt, um die deutschen Siege zu verhöhnen'. Am Morgen des 20. März traf er in Berlin ein. In Merseburg war zu seiner Freude Mallinckrodt zufällig in dasselbe Coupé gekommen. ,Hier war ich kaum in meine Wohnung getreten, als ein Bedienter des Herrn v. Gruner eintrat, um mich auf 3 Uhr zum Mittagstisch einzuladen. Du siehst,' schließt dieser Brief an seine Gemahlin, ,es fängt gut an.'

Die Bildung der Reichstagsfraction des Centrums ,lief so gut ab', daß die neue Partei bereits einen Tag früher (20. März) als das neue Parlament zusammentreten konnte. Der Antheil Reichenspergers war auch diesmal eine sehr bedeutender; denn er ,redigirte die Statuten und die Geschäftsordnung'[2]. Das Programm der Fraction hatte nachstehenden Wortlaut:

---

[1] Karl Strosser, Strafanstaltsdirector zu Herford, Abgeordneter für Herford-Halle-Bielefeld.

[2] Tagebuchnotiz vom 2. April 1871.

‚Iustitia fundamentum regnorum. Die Centrumsfraction des Deutschen Reichstages hat folgende Grundsätze für ihre Thätigkeit aufgestellt:

1. Der Grundcharakter des Reiches als eines Bundesstaates soll gewahrt, demgemäß den Bestrebungen, welche auf eine Aenderung des föderativen Charakters der Reichsverfassung abzielen, entgegengewirkt und von der Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit der einzelnen Staaten und allen innern Angelegenheiten nicht mehr geopfert werden, als die Interessen des Ganzen es unabweislich fordern.

2. Das moralische und materielle Wohl aller Volksklassen ist nach Kräften zu fördern; für die bürgerliche und religiöse Freiheit aller Angehörigen des Reiches ist die verfassungsmäßige Feststellung von Garantien zu erstreben und insbesondere das Recht der Religionsgesellschaften gegen Eingriffe der Gesetzgebung zu schützen.

3. Die Fraction verhandelt und beschließt nach diesen Grundsätzen über alle in den Reichstag zur Berathung kommenden Gegenstände, ohne daß übrigens den einzelnen Mitgliedern der Fraction verwehrt wäre, im Reichstage ihre Stimme abweichend von dem Fractionsbeschlusse abzugeben.‘

Am 23. März fand die Präsidentenwahl statt. Dr. Simson, der einstige Präsident der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, wurde ohne Widerspruch gewählt. Der Wahl des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst (des spätern Reichskanzlers) zum ersten Vicepräsidenten setzte jedoch die Centrumsfraction Widerstand entgegen, freilich ohne Erfolg.

Ein scharfer Wahlkampf entspann sich bei der Wahl des zweiten Vicepräsidenten. Die Liberalen hatten sich geeinigt auf die Person des nationalliberalen Abgeordneten v. Weber, Obertribunalraths in Stuttgart. Die Conservativen und die Centrumsfraction thaten bei dieser Wahl nicht mit, sondern stellten als ihre besondern Candidaten Moritz v. Blankenburg und August Reichensperger auf. v. Weber wurde im ersten Wahlgang gewählt, jedoch nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen, Reichensperger hatte 65 Stimmen erhalten. ‚Ich könnte mir auf dieselben etwas einbilden,‘ meinte er in einem Briefe nach Hause, ‚da sie etwa 6 Millionen Stimmen Deutscher repräsentiren, wenn ich nicht wüßte, daß mein eigentliches Verdienst dabei weit weniger in die Wagschale gefallen ist als meine Anciennität, mein Temperament u. dgl. m. Es geht mir hinsichtlich der Gesundheit gut, trotz der parlamentarischen Hetzjagd.‘

Reichensperger war nicht nur in den Seniorenconvent gewählt, sondern er hatte auch neben dem Abgeordneten Freitag das Centrum bei der Vorberathung des Adreßentwurfes an den Kaiser zu vertreten. Er bekämpfte hier den im Schoße der nationalliberalen Partei entstandenen Adreßentwurf, weil sich in demselben eine nationalliberale Geschichtsauffassung kundgab und

durch denselben jede, auch bloß moralische Einmischung der deutschen Staatsgewalt in die römische Frage ein für allemal ein Riegel vorgeschoben werden sollte. So wenig er und seine Gesinnungsgenossen an einen deutschen Heereszug über die Alpen dachten, so konnten sie doch unmöglich ihre Zustimmung dazu geben, daß der italienischen Regierung ein Freibrief ausgestellt wurde, mit Rom nach Belieben umzugehen.

Der Gegenentwurf, den Reichensperger und seine Freunde einbrachten, lautete wie folgt:

‚Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser ꝛc.

‚In dem großen Augenblick, da Ew. Kaiserl. Majestät nach glorreichen Siegen und nach wiederhergestellter Einigung der deutschen Nation den ersten Reichstag um sich versammelt, beugen wir uns in Demuth vor Gott, mit dessen Gnade wir zu diesem Ziele gelangt sind.

‚Wir bringen Ew. Majestät, dem erhabenen Feldherrn, den Dank der Nation dar für den Heldenmuth und die Hingebung des deutschen Heeres, dem es beschieden war, von Deutschland die drohenden schweren Gefahren zu wenden und ihm die Stellung inmitten der europäischen Staaten zu sichern, die es durch seine Kraft und durch die Gesittung seiner Bürger einzunehmen berufen ist.

‚Was mit dem Einsatze so großer Opfer errungen worden, das wird Deutschland sich unter allen Umständen bewahren; es wird sich aber auch im Bewußtsein der erprobten Macht fortan um so eifriger seinen innern Aufgaben zuwenden, allen andern Staaten und Völkern eine Bürgschaft und ein Vorbild friedlicher Entwicklung.

‚Ew. Majestät folgen wir mit freudiger Zustimmung zu der dringenden Aufgabe, welche der beendete Krieg, und zu den dauernden Aufgaben, welche die Verfassung des Reiches uns stellt. Alle unsere Kräfte werden zuerst dem hohen Berufe gewidmet sein, die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen hat, und die Pflicht des Vaterlandes zu erfüllen gegen diejenigen, welche seinem Schutze Leben oder Gesundheit geopfert haben.

‚Allen Vorlagen werden wir unsere aufmerksame Mitthätigkeit zuwenden. Es überrascht nicht, daß der Krieg die Vorarbeiten der regelmäßigen Gesetzgebung verzögert hat; um so zuversichtlicher ist unsere Hoffnung auf eine segensreiche Thätigkeit in der Zukunft.‘

Nun folgen die Alinea 7 und 8 des von den Abgeordneten v. Bennigsen und Genossen beantragten Adreßentwurfes, welche lauten:

‚Mit Genugthuung vernehmen wir, daß aus der Kriegsentschädigung zunächst das Bedürfniß des Reiches, sodann die berechtigten Ansprüche seiner Mitglieder befriedigt werden sollen.

‚Für das Wohl der für Deutschland zurückerworbenen Gebiete ist das deutsche Volk mit den wärmsten Gefühlen brüderlicher Theilnahme erfüllt.

zur besondern Aufgabe, für Aufrechthaltung und organische Fortbildung des verfassungsmäßigen Rechtes im allgemeinen und insbesondere für die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche und ihrer Institutionen einzutreten. Die Mitglieder suchen dieser Aufgabe auf dem Wege freier Verständigung zu entsprechen, und soll die Freiheit des Einzelnen in Bezug auf seine Abstimmungen keine Beeinträchtigung erfahren.'[1]

Durch den die Freiheit der Abstimmung gewährleistenden Grundsatz unterschied sich die neue parlamentarische Bildung wesentlich von allen übrigen. Das feste Band, welches die Mitglieder zusammenhalten sollte, war das gemeinsame Streben, die Principien der christlichen Moral in allen öffentlichen Angelegenheiten und die durch die preußische Verfassung sanctionirten Rechte für alle Staatsbürger und für die Katholiken insbesondere zur Geltung zu bringen. Bei diesen Zielen konnten sich Männer der verschiedensten Schattirungen zu einer christlichen Verfassungspartei[2] zusammenfinden. Das neue Centrum setzte sich die Vertretung alles legitimen Rechts zur Aufgabe; es war nicht seine Schuld, wenn sein Kampf für das Recht eine specifisch katholische Färbung annahm; es war die Schuld derer, die sich mit der Idee des ,protestantischen Kaiserthums' trugen und den ,Kampf gegen Rom' ins Leben riefen[3].

,Das rechte Wort für die Grundlage, auf welche die Centrumsfraction durch ihre Zusammensetzung gestellt war, traf August Reichensperger, als er bei dem gemeinsamen Mahl, zu dem die neu constituirte Fraction vor dem Beginn der Weihnachtsferien im Englischen Hause sich zusammenfand, dem Wunsche nach Harmonie in der Fraction Ausdruck gab und dabei betonte, wie die Harmonie — die Einheit in der Verschiedenheit — die Verschiedenheiten, ja selbst die Gegensätze im einzelnen nicht bloß nicht ausschließe, sondern sogar fordere; die Einigkeit, nicht die Einerleiheit, werde auf dem Wege freier Verständigung stets am ersten gefunden werden.'[4]

---

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1895, Nr. 743, wo eine Anzahl von interessanten Daten zu der noch immer fehlenden Geschichte der Centrumsfraction.

[2] In den bereits citirten Aufsätzen der ,Revue générale' sagt Reichensperger bei Erklärung des Namens der Fraction: ,Les mots entre parenthèse (parti constitutionnel) indiquent le but essentiel de la Fraction: repousser toutes les attaques contre la liberté religieuse et le caractère chrétien des écoles, garantis par la constitution, et combattre surtout pour le libre développement de toutes les institutions dans le sens de la constitution de 1850 contre les convoitises monopolistes du faux libéralisme.'

[3] Hist.-polit. Bl. XCVI, 537.

[4] Das Centrum, von einem rheinpreußischen Juristen S. 14.

Welche Behandlung der neuen politischen Fraction seitens der tonangebenden Parteien des Abgeordnetenhauses zu theil werden sollte, mußte August Reichensperger bereits am 16. December 1870 erfahren. ‚Soeben', meldete er an dem genannten Tage seiner Gemahlin, ‚bin ich, wie mit aller Sicherheit zu erwarten stand, mit 62 Stimmen als Vicepräsident — durchgefallen.' Die liberale Presse aber erging sich alsbald in Angriffen gegen die ‚Bande der Schwarzen', ‚die schwarze Gendarmerie'. Reichensperger war gegen solche Dinge abgehärtet; empfindlicher berührte ihn ein anderer Vorgang, den er in einem Briefe vom 20. December kurz erwähnt: ‚Gegen unsere Fractionsbildung spielen schon allerhand Intriguen, namentlich angezettelt durch solche katholische Abgeordnete, welche nicht in den Geruch des Clericalismus kommen wollen.' In demselben Schreiben hebt er die Verdienste des Herrn v. Savigny hervor, ‚der sich unserer Sache geradezu aufgeopfert hat'. Das Gleiche hätte Reichensperger füglich von sich selbst sagen können: die Gebrüder Reichensperger, v. Savigny und v. Mallinckrodt sind die eigentlichen Gründer des neuen Centrums[1].

Wie unermüdlich August Reichensperger in jenen entscheidungsvollen Tagen thätig war, zeigt eine andere Stelle des für die Geschichte der Fraction wichtigen Schreibens vom 20. December 1870. Es heißt hier: ‚Bis jetzt hat die Constituirung unserer Fraction und sonstiges Geschäftliche mich kaum dazu kommen lassen, irgend etwas anderes abzumachen, so daß ich noch etwa dreißig nothwendige Besuche in petto habe, was bei den weiten Entfernungen etwas sagen will. Auch noch sonst dringliche Extraordinaria sollen hier während der freien Tage besorgt werden. So z. B. hat man mich in ein Comité zum Behufe der Einleitung der Reichstagswahlen hineingezwängt, welches nach allen Richtungen hin im stillen zu operiren hat. — Heute Abend wird endlich unser Fractionsvorstand gewählt werden können. In der Versammlung von gestern Abend erklärte ich kategorisch, daß ich eine Wahl in denselben nicht annehmen würde. Peter und ich können nämlich nach Lage der Dinge

[1] Aus obigen Darlegungen ergibt sich, wie irrig die weitverbreitete Anschauung ist, als habe Windthorst das Centrum gegründet. Die ‚kleine Excellenz' hielt sich anfangs überhaupt sehr zurück, und viele Mitglieder, vor allen Peter Reichensperger, waren in wesentlichen Punkten anderer Ansicht als Windthorst. Daß Peter Reichensperger direct an der eigentlichen Gründung nicht betheiligt war, erklärt sich daraus, daß er damals krank war. Auch Mallinckrodt war bei der eigentlichen Gründung nicht in Berlin anwesend, wie sich aus Pfülf, Mallinckrodt S. 372 ergibt. Ganz falsch ist, was Herbst (Encykl. der neuern Geschichte V, 358) behauptet: die Reconstruirung der Centrumsfraction ‚war hauptsächlich das Werk des Bischofs v. Ketteler, des Abgeordneten Mallinckrodt und des Geistlichen Rathes Müller'. Reichensperger hat mir wiederholt versichert, daß weder v. Ketteler noch Müller irgend welchen Einfluß übten.

nicht beide in denselben treten, da die verschiedenen Provinzen berücksichtigt werden müssen. Mir ist nun schon die Ehre zu theil geworden, als Candidat zur Vicepräsidentschaft aufgestellt zu werden, und Peter würde es gewiß schmerzlich empfinden, wenn man ihn auch diesmal beiseite setzte, was zweifelsohne geschehen würde, da er wegen seines körperlichen Befindens bis jetzt an unserer Fractionsbildung sich nicht betheiligen konnte, überhaupt nur einigemal sich eben hat blicken lassen. Ich habe mich anheischig gemacht, ihn im Vorstande zu vertreten, wenn er auch fernerhin nicht erscheinen könne. — In meinem letzten Briefe meldete ich meine Einladung zur Majestät. Ich fand dort von Bekannten noch v. Savigny, Blömer, den Fürsten Salm und einige Minister, unter andern Camphausen, der mich zu meiner Verwunderung sehr huldvoll begrüßte. Bei Tisch hatte ich den Grafen Fürstenberg-Stammheim rechts zum Nachbarn — er macht einen guten Eindruck und hat ein gefälliges Aeußere. Graf Nesselrode machte die Honneurs und saß der Königin gegenüber, welch letztere sich sehr gnädig mit mir unterhielt, nach meiner Mutter, Schwester u. s. w. frug. Aus dem Schlosse mußte ich wieder direct in die Fraction mich begeben, bei deren Bildung ich leider eine Hauptviolinе zu spielen hatte, so daß die bezüglichen Conferenzen kein Ende nehmen wollten. Auch die Statuten hatte ich zu entwerfen, und muß alles erst unter wenigen Vertrauensmännern zurechtgeklügelt werden, bevor das Plenum angegangen wird, welches aus ungefähr fünfzig Leuten (zu drei Vierteln mir bis jetzt unbekannt) besteht. Da fast alle politischen Schattirungen unter diesen fünfzig Leuten repräsentirt sind, so müssen gar viele Rücksichten genommen werden, damit die Gesellschaft nicht alsbald wieder auseinander fällt.‘

Der erste Freund, welchem Reichensperger von der Gründung der neuen Fraction Mittheilung machte, war ein Protestant. ‚Seit gestern‘, schrieb er am 21. December 1870 an Dr. Crull in Wismar, ‚ist unsere Fraction (Centrum — Verfassungspartei) gottlob constituirt, und heute soll dieses Begebniß durch ein gemeinschaftliches Mittagsmahl gefeiert werden. Wenn wir nur zusammenhalten — an innern Reibungen wird es jedenfalls nicht fehlen, bevor die Masse in etwa homogen ist! — Weit wichtiger als unser Landtag wird der bevorstehende „deutsche“[1] Reichstag werden. In dieser Versammlung nun wird denn auch eventuell der „kühne Griff“ des Königs Biedermann[2] zur Sprache gebracht werden können, da auswärtige Angelegenheiten

[1] Die Anführungszeichen im Original zeigen, wie schmerzlich Reichensperger den Ausschluß der acht Millionen Deutsch-Oesterreicher empfand. Diesen Schmerz hat er nie verwinden können; noch in seinen letzten Lebensjahren sprach er sich darüber in nicht mißzuverstehender Weise aus.

[2] Victor Emanuel.

dem Abgeordnetenhaus abhanden gekommen sind. Wie wird der neue Kaiser sich überhaupt zu dem alten Papste stellen? Doch, wo enden die Fragen an die Zukunft, wenn man damit beginnen will?! — Das beste ist wohl, man studirt darauf, weder viel zu hoffen noch viel zu fürchten, sondern eben nur von Tag zu Tag möglichst seine Schuldigkeit zu thun und im übrigen Gott walten zu lassen.'

Am 22. December 1870 ergriff Reichensperger wieder zum erstenmal im preußischen Abgeordnetenhause das Wort, und zwar zu Gunsten des — preußischen Cultusministers Mühler gegen ‚liberale Culturkämpfer'. Zur Berathung stand ein Antrag auf Erweiterung der bestehenden Schullehrerseminare. Lasker sprach für Ablehnung, ‚um nicht gerade dem Minister ein Vertrauensvotum zu geben'. Wehrenpfennig erklärte, daß für ihn die bloße Möglichkeit des Anscheins, als ob er die Mühlersche Verwaltung unterstützen wolle, genüge, den Antrag seinerseits zurückzuziehen. Demgegenüber beklagte es Reichensperger, daß man diese Gelegenheit wieder benutze, um dem Cultusminister ein recht grell gefärbtes Mißtrauensvotum zu geben; man habe heute wieder viel schöne allgemeine Redensarten gehört; er für seinen Theil halte es mit dem englischen Worte: ‚Nicht Männer, sondern Maßregeln.' Er billige nicht jede Maßregel des Cultusministers, aber dafür sage er ihm herzlichen Dank, daß er bis jetzt noch jede Bestrebung, die Schule zu entchristlichen, niedergeschlagen habe. Lebhafter Beifall auf der Rechten begrüßte diese Ausführungen; da die Culturkämpfer noch in der Minorität waren, wurde der Antrag angenommen.

Wesentlichen Einfluß übten Reichensperger und seine Fractionsgenossen von Berlin aus auf die bevorstehenden Reichstagswahlen. Reichensperger war es, welcher nachstehenden ‚Aufruf' abfaßte, der mit den Unterschriften der Centrumsmitglieder versehen erschien: ‚Die Wahlen zum deutschen Reichstage stehen nahe bevor. Von welcher tiefgreifenden Bedeutung dieselben sind, bedarf nicht erst der Darlegung. Mögen unsere Gesinnungsgenossen nach Kräften dahin wirken, daß ihr Ausfall dem Vaterlande zum Heile gereicht! Es wird dies nur dann der Fall sein, wenn aus der Wahlurne selbstlose, charakterfeste Männer hervorgehen, welchen das moralische und das materielle Wohl aller Volksklassen wie aller das Deutsche Reich bildenden Stämme am Herzen liegt, welche die bestehenden Besonderheiten nur insoweit der Einheit geopfert sehen wollen, als dieselben nachweislich dem Ganzen zum Schaden gereichen, welche endlich — wie die politische — so auch die kirchliche Freiheit und das Recht der Religionsgesellschaften gegen mögliche Eingriffe der Gesetzgebung sowohl als gegen feindliche Parteibestrebungen entschieden gewahrt wissen wollen. Es gilt, baldmöglichst in den verschiedenen Wahlkreisen solcher Männer sich zu versichern, welche demnächst ihrerseits im

engen Anschlusse aneinander als parlamentarische Partei den gedachten Bestrebungen Ausdruck und praktische Folge zu geben willens sind. Insbesondere aber gilt es, nach Kräften dahin zu wirken, daß das Bewußtsein von der hohen Wichtigkeit der bevorstehenden Abstimmung alle Schichten des Volkes durchdringt und so das Ergebniß dieser Abstimmung der möglichst getreue Ausdruck seiner Wünsche und Bedürfnisse wird. Berlin, den 11. Januar 1871.'[1]

Zur Freude Reichenspergers ward dieser Aufruf, in welchem das gesamte Programm der Centrumspartei seinen monumentalen Ausdruck gefunden hat, ‚allerwärts, auch in Bayern, von den Katholiken adoptirt'. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß dieses erste Programm der Reichstagsfraction des Centrums wohl die Erhaltung des Grundcharakters des Reiches als eines Bundesstaates, Förderung des moralischen und materiellen Wohles aller Volksklassen, bürgerliche und religiöse Freiheit aller Angehörigen des Reiches forderte und insbesondere für das Recht der Religionsgesellschaften eintrat, aber vom Katholicismus nicht ein Wort sagte. Das gesamte christgläubige Volk ward aufgerufen zur Vertheidigung der verfassungsmäßigen Rechte und der Gewissensfreiheit auf dem Boden und mit den Waffen der Verfassung. ‚Man richtete sich an das gesamte christliche Volk absichtlich, und um zu zeigen, daß man, da es niemandem mehr zweifelhaft sein konnte, daß man mit den Katholiken anfangen und mit dem Christenthum enden werde, darauf ausginge, eine politische Partei zu gründen, die alle gläubigen Christen unter ihrer Fahne vereinigen könne.'[2] Ideen dieser Art hatte Reichensperger schon früher vertreten. ‚Wer sich nur einigermaßen auf die Zeichen der Zeit versteht,' schrieb er im Jahre 1863[3], ‚dem kann es füglich nicht ein Geheimniß sein, in welchem Maße es noth thut, daß auf allen Gebieten die aufrichtigen Christen mehr desjenigen eingedenk sind, was sie vereinigt, als dessen, was sie trennt.'

In der Sitzung vom 7. Januar 1871 brachte Reichensperger einen Uebelstand zur Sprache, den er bei seinen vielen Reisen oft schon bitter empfunden hatte. Er beantragte, die Staatsregierung möge für die Heizung der Coupés aller vier Wagenklassen sorgen und bei den Privateisenbahnen ein gleiches Vorgehen anregen. Dieser Antrag wurde mit großer Majorität angenommen. Heute betrachtet man die Heizung auf den Eisenbahnen als

---

[1] Unterzeichnet ist das Programm von v. Savigny, Windthorst, v. Mallinckrodt, Probst, Peter Reichensperger, Fürst Löwenstein und Freitag. Der eigentliche Verfasser blieb bescheiden im Hintergrunde.

[2] So Dr. Lieber in einer Rede vom 7. April 1896, s. Köln. Volkszeitung 1896, Nr. 244.

[3] Siehe Domblatt 1863, Nr. 221.

etwas Selbstverständliches, und niemand mehr gedenkt dessen, welcher die Sache zuerst anregte.

In den Briefen an seine Gattin klagt Reichensperger über die täglich wachsende Arbeitslast. ‚Während der letzten Tage‘, schrieb er am 13. Januar, ‚erreichte die Hetzjagd das höchste Maß, namentlich vorgestern durch meine Ernennung als Mitreferent der Adresse an den neuen Kaiser. Ich mußte sogar auf das Mittagessen verzichten, um auch meinerseits zur Rettung der Ehre unserer Fahne einen Entwurf anzufertigen, der natürlich nicht die meisten Stimmen erhielt. Erst um Mitternacht ging die Gesamtcommission auseinander. Ueberhaupt reißen die Berathungen hinter den Coulissen nicht ab, da ich die Ehre habe, zu dem aus den Fractionsführern bestehenden sogen. Seniorenconvente zu gehören, welcher alle gemeinsamen Angelegenheiten, namentlich die Commissionswahlen, zu verabreden hat. Dazu die weiten Entfernungen, so daß ich eine halbe Stunde von meiner Wohnung bis zum Abgeordnetenhause habe. Gestern mußte ich gleich nach der Sitzung in eine Vorlesung von Altum aus Neustadt und von dort zum Stiftungsfest des Katholischen Lesevereins, als dessen Ehrenmitglied ich eingeladen war. Nun aber kommen auch ruhige Tage, welche mir wieder ein normales Leben, das Abmachen meiner Besuche u. s. w. gestatten, da während etwa acht Tagen nun die Commissionen arbeiten und ich zu einer solchen (der Unterrichtscommission) gehöre, welche vielleicht am wenigsten beladen ist. Mein körperliches Befinden hat sich übrigens gut gehalten.‘ Für alle Anstrengungen entschädigte das mächtige Aufblühen der neuen Verfassungspartei. ‚Unsere Fraction‘, schrieb Reichensperger nach Hause, ‚bewährt sich im ganzen recht gut und erweist sich von weitgreifender Bedeutung, namentlich auch nach dem Süden hin.‘

Bei der Berathung des Cultusetats sprach er am 17. Januar den Wunsch aus, daß die Akademie zu Münster zu einer Universität erweitert werde, ohne einen besondern Antrag zu stellen oder seinen Wunsch näher zu motiviren, ‚da derjenige eine schwere Verantwortlichkeit auf sich laden würde, der den religiösen Hader in das Haus werfen wollte; nur daran wolle er erinnern, daß der westfälische Landtag bereits ähnliche Wünsche geäußert habe‘.

‚Meine Zeit‘, heißt es in einem Briefe vom 3. Februar, ‚verläuft hier zwischen Kammer- und Fractionssitzungen, Briefschreiben und Einladungen. In Berlin habe ich mich noch gar nicht umsehen können. Der Abschluß des Waffenstillstandes ist hier so gut wie gar nicht gefeiert worden. Nur hie und da war ein Gebäude beflaggt oder illuminirt. Die Berliner verlangten Knalleffecte und ärgerten sich, daß kein sofortiger pompöser Einzug in Paris stattfand. Ich erachte diese Enthaltsamkeit für sehr klug.‘

Nachdem die Landtagssession am 17. Februar 1871 geschlossen, trat Reichensperger gemeinsam mit Thimus am 20. die Rückreise an. ‚In Hannover', berichtet das Tagebuch, ‚ein kurzer Halt gemacht. Diner bei Windthorst. Abends bei Frau Detmold. Gelungene gotische Privatbauten. Den Baurath Haase besucht, welcher sehr niedergeschlagen über den von der Berliner Oberbaudeputation kommenden Wind ist. Dieselbe duldet nur Kasernenstil.'

Nach seiner Rückkehr ward Reichensperger in Köln durch die Krefelder Wahlbewegung ‚sehr in Anspruch genommen'. Der Erfolg war über Erwarten. Reichensperger ward mit 7821 gegen 4517 Stimmen der Nationalliberalen und Socialdemokraten gewählt. Am 4. März kam eine Krefelder Deputation, um ihm zu seiner Wahl für den Reichstag zu gratuliren. Schon in der Stadt Krefeld hatte sich eine sehr bedeutende Majorität für den unermüdlichen Kämpfer ergeben, den Advocat Kamp in einer großartigen Wahlversammlung gekennzeichnet hatte als ‚treuen Hüter der Rechte des Volkes, unwandelbar in seiner Ueberzeugung, gewissenhaft, charakterfest, weder um die Gunst der Höhern noch der Niedern buhlend' [1].

Außer dem der Krefelder Deputation mündlich abgestatteten Dank für das ihm geschenkte Vertrauen sprach er denselben auch schriftlich gleich am 4. März aus. In diesem durch das ‚Krefelder Journal' veröffentlichten Schreiben heißt es unter anderem: ‚Die Freude über den errungenen Wahlsieg würde in hohem Maße getrübt, wenn zufolge der gegensätzlichen Kundgebungen, wie bei solchen Anlässen die Natur eines freiheitlichen Staatslebens sie mit sich bringt, das gute Einvernehmen unter denjenigen, welche sich wechselseitig bekämpft haben, namentlich unter den Bekennern der verschiedenen Confessionen auch nur für längere Zeit gestört bleiben sollte. Jedenfalls hält ein Band uns alle stets zusammen: die gemeinsame Liebe zum Vaterland. Insbesondere darf ich wohl von meinen Glaubensgenossen mit voller Zuversicht erwarten, daß sie thatsächlich bekunden werden, wie es ihnen nur darum zu thun war und zu thun ist, die Sache der echten Freiheit und der Rechtsgleichheit zu fördern, daß sie auch andern gern gönnen, was sie für sich selbst herbeiwünschen. Hoffen wir, daß der nach so ruhmvollen Waffenthaten glücklich wiederhergestellte äußere Friede auch einen segensreichen innern Frieden im Gefolge habe. Gott schütze Deutschland und schenke ihm ein freudiges Gedeihen in allem Wahren, Guten und Schönen!'

In einem ‚Köln, 12. März 1871' datirten Rückblick auf seinen Berliner Aufenthalt urtheilte Reichensperger: ‚Die erste Session des Abgeordneten-

[1] Köln. Volkszeitung vom 28. Februar 1871.

hauses ist im ganzen gut abgelaufen. Zur Bildung der Centrumsfraction von 53 Mitgliedern habe ich wesentlich mitgewirkt. Von den neuen Mitgliedern scheint mir v. Schorlemer-Alst der fähigste zu sein, demnächst Rintelen, v. Grand-Ry, Bernards und v. Savigny, letzterer wichtig für die Repräsentation, Lieber ruhig und gescheit. — Von den Ministern erwiesen mir nur Camphausen und Graf Eulenburg durch Einladungen eine gewisse Freundlichkeit, während der Justizminister Leonhardt mich gänzlich ignorirte oder zu ignoriren schien. Neue Bekanntschaften, unter andern Hausminister Freiherr v. Schleinitz durch Otto v. Loe, dessen Wahl zum Reichstag für Moers-Rees ich demnächst veranlaßte; Geh. Oberbergrath Achenbach, Prinz Roman Czartoryski, Georg v. Bunsen, durch seine Vorliebe für die Gotik mir zugethan, dessen Einladung zum Diner ich refüsirte, Strosser[1], der beste Redner der Rechten. Es war in Berlin eine arge Hetze, so daß ich jeder Liebhaberei absagen mußte; die Museen nur einmal, das Theater ein paarmal besucht.'

Vor der Rückkehr nach Berlin faßte er noch einen wichtigen Entschluß. Am 16. März 1871 kaufte er in der Nähe der herrlichen Gereonskirche ein Haus (Klapperhof Nr. 14), ,womit', meinte er, ,denn endlich mein Wunsch nach einem home sich erfüllt findet. Gott möge seinen Schutz dazu verleihen'.

Am 18. März verließ Reichensperger Köln und blieb den 19. in Frankfurt bei Janssen und Steinle. In der alten Kaiserstadt empfing ihn ,ein großartiger Triumphbogen mit einer riesigen Germania obenauf und grau in grau gemalten Reliefs, deren Stil mich fast auf den Gedanken gebracht hätte, ein Franzose habe sie gemalt, um die deutschen Siege zu verhöhnen'. Am Morgen des 20. März traf er in Berlin ein. In Merseburg war zu seiner Freude Mallinckrodt zufällig in dasselbe Coupé gekommen. ,Hier war ich kaum in meine Wohnung getreten, als ein Bedienter des Herrn v. Gruner eintrat, um mich auf 3 Uhr zum Mittagstisch einzuladen. Du siehst,' schließt dieser Brief an seine Gemahlin, ,es fängt gut an.'

Die Bildung der Reichstagsfraction des Centrums ,lief so gut ab', daß die neue Partei bereits einen Tag früher (20. März) als das neue Parlament zusammentreten konnte. Der Antheil Reichenspergers war auch diesmal eine sehr bedeutender; denn er ,redigirte die Statuten und die Geschäftsordnung'[2]. Das Programm der Fraction hatte nachstehenden Wortlaut:

[1] Karl Strosser, Strafanstaltsdirector zu Herford, Abgeordneter für Herford-Halle-Bielefeld.

[2] Tagebuchnotiz vom 2. April 1871.

‚Iustitia fundamentum regnorum. Die Centrumsfraction des Deutschen Reichstages hat folgende Grundsätze für ihre Thätigkeit aufgestellt:

1. Der Grundcharakter des Reiches als eines Bundesstaates soll gewahrt, demgemäß den Bestrebungen, welche auf eine Aenderung des föderativen Charakters der Reichsverfassung abzielen, entgegengewirkt und von der Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit der einzelnen Staaten und allen innern Angelegenheiten nicht mehr geopfert werden, als die Interessen des Ganzen es unabweislich fordern.

2. Das moralische und materielle Wohl aller Volksklassen ist nach Kräften zu fördern; für die bürgerliche und religiöse Freiheit aller Angehörigen des Reiches ist die verfassungsmäßige Feststellung von Garantien zu erstreben und insbesondere das Recht der Religionsgesellschaften gegen Eingriffe der Gesetzgebung zu schützen.

3. Die Fraction verhandelt und beschließt nach diesen Grundsätzen über alle in den Reichstag zur Berathung kommenden Gegenstände, ohne daß übrigens den einzelnen Mitgliedern der Fraction verwehrt wäre, im Reichstage ihre Stimme abweichend von dem Fractionsbeschlusse abzugeben.‘

Am 23. März fand die Präsidentenwahl statt. Dr. Simson, der einstige Präsident der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, wurde ohne Widerspruch gewählt. Der Wahl des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst (des spätern Reichskanzlers) zum ersten Vicepräsidenten setzte jedoch die Centrumsfraction Widerstand entgegen, freilich ohne Erfolg.

Ein scharfer Wahlkampf entspann sich bei der Wahl des zweiten Vicepräsidenten. Die Liberalen hatten sich geeinigt auf die Person des nationalliberalen Abgeordneten v. Weber, Obertribunalraths in Stuttgart. Die Conservativen und die Centrumsfraction thaten bei dieser Wahl nicht mit, sondern stellten als ihre besondern Candidaten Moritz v. Blankenburg und August Reichensperger auf. v. Weber wurde im ersten Wahlgang gewählt, jedoch nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen, Reichensperger hatte 65 Stimmen erhalten. ‚Ich könnte mir auf dieselben etwas einbilden,‘ meinte er in einem Briefe nach Hause, ‚da sie etwa 6 Millionen Stimmen Deutscher repräsentiren, wenn ich nicht wüßte, daß mein eigentliches Verdienst dabei weit weniger in die Wagschale gefallen ist als meine Anciennität, mein Temperament u. dgl. m. Es geht mir hinsichtlich der Gesundheit gut, trotz der parlamentarischen Hetzjagd.‘

Reichensperger war nicht nur in den Seniorenconvent gewählt, sondern er hatte auch neben dem Abgeordneten Freitag das Centrum bei der Vorberathung des Adreßentwurfes an den Kaiser zu vertreten. Er bekämpfte hier den im Schoße der nationalliberalen Partei entstandenen Adreßentwurf, weil sich in demselben eine nationalliberale Geschichtsauffassung kundgab und

durch denselben jede, auch bloß moralische Einmischung der deutschen Staatsgewalt in die römische Frage ein für allemal ein Riegel vorgeschoben werden sollte. So wenig er und seine Gesinnungsgenossen an einen deutschen Heereszug über die Alpen dachten, so konnten sie doch unmöglich ihre Zustimmung dazu geben, daß der italienischen Regierung ein Freibrief ausgestellt wurde, mit Rom nach Belieben umzugehen.

Der Gegenentwurf, den Reichensperger und seine Freunde einbrachten, lautete wie folgt:

‚Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser ꝛc.

‚In dem großen Augenblick, da Ew. Kaiserl. Majestät nach glorreichen Siegen und nach wiederhergestellter Einigung der deutschen Nation den ersten Reichstag um sich versammelt, beugen wir uns in Demuth vor Gott, mit dessen Gnade wir zu diesem Ziele gelangt sind.

‚Wir bringen Ew. Majestät, dem erhabenen Feldherrn, den Dank der Nation dar für den Heldenmuth und die Hingebung des deutschen Heeres, dem es beschieden war, von Deutschland die drohenden schweren Gefahren zu wenden und ihm die Stellung inmitten der europäischen Staaten zu sichern, die es durch seine Kraft und durch die Gesittung seiner Bürger einzunehmen berufen ist.

‚Was mit dem Einsatze so großer Opfer errungen worden, das wird Deutschland sich unter allen Umständen bewahren; es wird sich aber auch im Bewußtsein der erprobten Macht fortan um so eifriger seinen innern Aufgaben zuwenden, allen andern Staaten und Völkern eine Bürgschaft und ein Vorbild friedlicher Entwicklung.

‚Ew. Majestät folgen wir mit freudiger Zustimmung zu der dringenden Aufgabe, welche der beendete Krieg, und zu den dauernden Aufgaben, welche die Verfassung des Reiches uns stellt. Alle unsere Kräfte werden zuerst dem hohen Berufe gewidmet sein, die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen hat, und die Pflicht des Vaterlandes zu erfüllen gegen diejenigen, welche seinem Schutze Leben oder Gesundheit geopfert haben.

‚Allen Vorlagen werden wir unsere aufmerksame Mitthätigkeit zuwenden. Es überrascht nicht, daß der Krieg die Vorarbeiten der regelmäßigen Gesetzgebung verzögert hat; um so zuversichtlicher ist unsere Hoffnung auf eine segensreiche Thätigkeit in der Zukunft.‘

Nun folgen die Alinea 7 und 8 des von den Abgeordneten v. Bennigsen und Genossen beantragten Adreßentwurfes, welche lauten:

‚Mit Genugthuung vernehmen wir, daß aus der Kriegsentschädigung zunächst das Bedürfniß des Reiches, sodann die berechtigten Ansprüche seiner Mitglieder befriedigt werden sollen.

‚Für das Wohl der für Deutschland zurückerworbenen Gebiete ist das deutsche Volk mit den wärmsten Gefühlen brüderlicher Theilnahme erfüllt.

Die schönsten Denkmäler deutscher Cultur und deutschen Volkslebens erinnern an deutsche Vergangenheit in Elsaß und Lothringen. Lange Entfremdung hat manche Spuren eines reichen Jahrtausends deutscher Geschichte verwischt, doch unsere Sprache und Sitte sind der Mehrzahl des Volkes noch unverloren. Mögen Gesetzgebung und Verwaltung zusammenwirken, an diese Beziehungen überall anzuknüpfen, das Wiedererwachen des deutschen Geistes zu unterstützen und in der Versöhnung der Gemüther die Bande zu stärken, welche die herrlichen Provinzen mit dem übrigen Deutschland wieder vereinigen. In diesem Geiste werden wir uns den Arbeiten widmen, welche die Grundlagen der neuen Ordnung schaffen oder vorbereiten sollen.‘

Dann schließt der Entwurf des Centrums wie folgt:

‚Kaiserliche Majestät! Die innere Befriedigung des deutschen Vaterlandes nicht minder als die Ruhe Europas ist durch die errungene Einheit dauernd gesichert, eine Einheit, welche, weit entfernt, die Erhaltung altbegründeter, berechtigter Besonderheiten der einzelnen Stämme auszuschließen, dieselben vielmehr gewährleistet. Mit Ew. Kaiserl. Majestät hegen wir das feste Vertrauen, daß aus dem neu beginnenden Wettkampfe um die Güter der Freiheit und des Friedens die Nation nicht minder siegreich hervorgehen wird als aus dem Waffenkampfe, dessen Lorbeeren unseres erhabenen Kaisers Stirne schmücken.‘

Am 29. März begann die Adreßdebatte. Für den nationalliberalen Entwurf, welcher in herausfordernder Weise gegen die Auffassung der römischen Frage als einer internationalen seine Spitze kehrte, sprach Bennigsen. Nach ihm begründete Reichensperger in prägnanter und würdiger Weise den Gegenentwurf des Centrums. ‚Wir hätten sehr gewünscht, mit den Herren, welche jetzt die Majorität bilden, Hand in Hand gehen zu können. Herr v. Bennigsen hat Ihnen mitgetheilt, an welcher Klippe dieser Wunsch gescheitert ist. Ich füge nun hinzu, daß nicht bloß dieser eine Punkt die Einigkeit gehindert hat, sondern noch ein anderer Punkt von allerdings untergeordneter Art. Ich will mich bemühen, Ihnen in einfachen und schlichten Worten die Motive darzulegen, die uns veranlaßt haben, obgleich Minorität und obgleich von dem Bewußtsein durchdrungen, daß wir die Majorität nicht erlangen werden, selbständig vorzugehen. Zunächst glaubten meine Freunde und ich, jeglichen historischen Rückblick vermeiden zu müssen, wie wir solchen in dem v. Bennigsen'schen Entwurfe sehen. Diese Tribüne ist einmal kein Professorenkatheder, und dieses Haus eine politische Versammlung und keine Akademie der Wissenschaften. Der Gegensatz in geschichtlichen Anschauungen wird nicht beseitigt, wie groß die Majorität auch sein mag. Deswegen haben wir alles aus der Adresse gestrichen, was den Staat in seiner Vergangenheit angeht, und haben nur die Gegenwart und die Zukunft ins Auge gefaßt.

Meine Ansicht, um es ganz kurz zu sagen, ist die, daß wir allesamt in unsern Vätern gesündigt haben. (Sehr wahr!) An diesen Rückblick schließt sich dann naturgemäß eine Theorie der Nichtintervention an. In Bezug darauf, daß der Herr Vorredner geglaubt hat, bei unserem Amendement läge die Absicht einer Kriegserklärung zu Grunde, kann ich ihn vollkommen beruhigen. Es scheint mir, daß der Wunsch genügend durchklingt, daß eine freie, friedliche Entwicklung des Deutschen Reiches eintreten möge. Aber es ist bis dahin immer als eine Christenpflicht angesehen worden, löschen zu helfen, wenn das Haus des Nachbarn brennt. (Aha!) Dieses Aha deutet mir an, daß Sie das auch für einen überwundenen Standpunkt halten. (Heiterkeit.) Nun, wenn es nicht Christenpflicht ist, ist es doch jedenfalls Pflicht der Selbsterhaltung, besonders wenn durch den Brand des Nachbarhauses unser eigenes in Gefahr kommt. Aber diese Möglichkeit, dann helfend einzutreten, ist durch den vorliegenden Adreßentwurf apodiktisch abgeschnitten. (Murren.) Ich werde es Ihnen beweisen. Das Resultat meiner Nachforschungen in Bezug auf theoretische Aufstellungen über die Rechtmäßigkeit von Interventionen wird am besten dargelegt durch einen Passus eines Buches des Professors v. Escher, eines Zürichers und keines Ultramontanen. (Heiterkeit.) Im 2. Bande S. 673 heißt es: „Die Materie von der Intervention ist eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen im Völkerrechte und in der großen Politik; sie ist durch die Collision verschiedener an sich wichtiger Grundbegriffe und Grundrechte immer noch eine Streitfrage geblieben. Auf der einen Seite steht der Beschluß eines souveränen Staates, auf der andern Seite die Pflicht der Selbsterhaltung. Die Lösung dieses Problems erfordert eine staatsmännische, nicht von Schulbegriffen oder einseitigen Theorien befangene, durch die Geschichte geleitete Beobachtung, die sich nicht durch Schlagwörter imponiren läßt, welche Aushängeschilder der Heuchelei oder Beweise der Unwissenheit sind. In der Doctrin und in der Staatspraxis ist von der einen Seite die Intervention, von der andern Seite die Nichtintervention proclamirt worden. In der einen Periode war immer das eine Princip, in der andern das entgegengesetzte aufgestellt. Diejenigen Theoretiker und Diplomaten, welche die Nichtintervention als Regel aufstellen, geben gleichwohl an, daß ausnahmsweise Verhältnisse eintreten können, wo eine Intervention erlaubt oder nothwendig sein könne; dadurch verkehren sie ihre Theorie, und es folgt, daß dann in concreto die Entscheidung nach Rechtssinn, Politik und Gewissen der Intervenirenden erfolgen muß.“ Diese Sätze entsprechen auch meiner Meinung, nur daß ich sie nicht so streng hingestellt habe, weil ich es mit den Herren dort nicht verderben will. (Heiterkeit.) Es heißt in Ihrem Adreßentwurf: „Die Einmischung in die Angelegenheiten fremder Völker ist unter keiner Form und unter keinem Vorwande zu gestatten.“ Kann man

apodiktischer und absprechender urtheilen? Schon das Wort „Vorwand" gewährt für mich einen Anstoß. Ich traue unserer Staatsregierung und besonders unserem Staatsoberhaupte nicht zu, daß man nach irgend einem Vorwande sucht. (Bravo!) Nun soll die Intervention in keiner Form stattfinden, also auch nicht in diplomatischer Form, selbst die sogen. moralische Intervention ist dadurch ausgeschlossen. Nun, meine Herren, wollen Sie, daß die mächtige deutsche Nation unthätig zusehe, wenn Gefahr droht; wollen Sie, daß wir erst abwarten, bis wir selbst von der Ueberschwemmung betroffen werden, bevor wir Dämme bauen? Mein Stolz als Deutscher protestirt dagegen. (Beifall rechts.) Nein, meine Herren, ich denke, wir müssen Dämme zum Schutz gegen die Ueberschwemmung bauen, bevor eine solche eintritt. Aus diesen Gründen, die ich mir erlaubt hatte, Ihnen vorzuführen, möchte ich Sie dringend bitten, den in Bezug auf die Intervention in der Adresse befindlichen Passus wegzulassen und die von mir eingereichte Adresse anzunehmen. Meine Herren, schon um des Interventionspassus willen können wir Ihrer Adresse nicht zustimmen. Wir wollen nicht den Gegensatz, sondern die Einigkeit zwischen Kaiser und Papst. Die Heilung der Kriegswunden erachten wir als heiligste Pflicht; dagegen stimmen wir nicht dem Passus von der Fruchtbarkeit der Nordbundsgesetzgebung zu, die uns zu schnell arbeitete, wie die Vorstellung des Volkes es auffaßt, zu dampfartig, und andererseits auch zu unitarisch. Hüten wir uns vor jeder Uebereilung, befragen wir die Volksstimme, ob sie neue Gesetze wolle, die nur in der Herbeiführung einer uniformen Einheit ihren Grund haben; wir wollen Harmonie der Einheit in der Verschiedenheit.'

Es sprachen dann noch Lieber, Bischof v. Ketteler und Windthorst; das Resultat indessen war die Ablehnung des Centrumsentwurfes und die Annahme des zwischen der liberalen und der conservativen Partei vereinbarten Elaborats. Die principiellen Einwendungen Reichenspergers und seiner Freunde hatte kein Redner zu entkräften vermocht; statt dessen declamirten die Gegner über die verfehlte Politik der alten Kaiser und schrieen mit dem schwäbischen Römer: ‚Rom oder Deutschland!' Dr. Jörg schrieb damals, daß sich ihm bei Lesung der stenographischen Berichte immer lebhafter der Eindruck aufgedrängt habe: ‚Das ist ja nichts anderes als der verstorbene Nationalverein — der fanatische Grimm lodert heftiger als je innerhalb und außerhalb dieser Versammlung.' [1]

Für Reichensperger war es der größte Trost, daß das Centrum einig blieb. ‚Bis jetzt noch kein Mißton in der Fraction (57 Mitglieder)', schrieb er am 2. April in sein Tagebuch. ‚Im Hause sind sozusagen alle Parteien

---

[1] Siehe Hist.-polit. LXVII, 772 f., vgl. 855 f.

gegen uns verbündet mit alleiniger Ausnahme der Polen. Wir treten aber auf das entschiedenste auf, wie z. B. durch den von meinem Bruder eingebrachten Antrag auf Aufnahme der Grundrechte der preußischen Verfassung in die Reichsverfassung. Nur die nationalliberale Fraction (101 Mitglieder) ist numerisch stärker als wir. Hätten die Katholiken Bayerns, Württembergs und Badens gewählt wie die des Rheinlands und Westfalens, so ständen wir den Nationalliberalen ungefähr gleich.' ,Aus den Zeitungen', heißt es in einem Briefe an seine Frau vom 3. April, ,ersiehst Du, wie von allen Seiten fortwährend auf unser Centrum losbombardirt wird. Wir sind guten Muthes und ziehen die weiße Flagge sicherlich nicht auf.'

Den Beweis hierfür lieferte das Centrum in der großen Debatte, welche der oben erwähnte Antrag Peter Reichenspergers zur Folge hatte. Sämtliche Parteien nahmen alsbald Stellung gegen die berechtigten Forderungen des Centrums: die Mehrzahl der Redner erging sich in den heftigsten Angriffen gegen die katholische Kirche im allgemeinen und die verhaßte neue Fraction im besondern. Es gibt kaum eine Institution der katholischen Kirche, welche Lasker und Genossen nicht in der anmaßendsten Weise vor ihr Forum zogen. Die Erwiderungen von seiten der Centrumsredner waren außerordentlich treffend und doch maßvoll.

August Reichensperger trat in seiner Rede vom 4. April zunächst Herrn v. Stauffenberg entgegen, wobei er anerkannte, daß dieser Redner wenigstens nichts persönlich Verletzendes vorgebracht habe. ,Die Kirchhöfe', so führte Reichensperger aus, ,haben Bedenken bei Herrn v. Stauffenberg erregt; er hat in betreff derselben ein Schriftstück vorgelesen, das besonders einen tiefen Eindruck auf dieser Seite gemacht zu haben scheint (auf die Linke zeigend). Nun, meine Herren, die erste französische Republik war so wenig ultramontan, daß sie sogar den confessionslosen Kalender eingeführt hat. Es scheint mir also wahrhaftig eine Bestimmung, die selbst die französische Revolution anerkannt hat, nicht so gefährlich; denn auch die französische Republik hat die Trennung der Kirchhöfe nach Confessionen nicht bekämpft. Gestatte man den Katholiken doch, ihre Todten auf ihrem Kirchhofe allein zu begraben. Ich für meinen Theil habe freilich kein Bedenken, neben einem nicht katholischen Bruder begraben zu werden. Der Abgeordnete hat weiter gesagt: „Was sollen wir mit dem allein stehenden Artikel 15 der preußischen Verfassung?" Ich wurde durch diesen Ausspruch an ein Wort des Herrn v. Gerlach erinnert, welcher dergleichen Artikel immer politische Monologe nannte. Ich kann dem Abgeordneten Herrn v. Stauffenberg versichern, daß die Verhältnisse in Preußen sich jetzt immer gesunder und beruhigender gestalten, und ich bitte ihn, seine Landsleute davon zu überzeugen; dann braucht er auch um das Fortkommen der katholischen Kirche nicht allzu besorgt zu

sein. Das Schifflein Petri ist noch immer auf den Wellen oben geblieben und wird auch so schnell nicht scheitern. — Ich komme jetzt zu dem Herrn Grafen Renard; er hat von mir gesagt, ich betrachtete die Sachen von einem niedern Standpunkte aus; nun, er sieht sie allerdings von einem sehr hohen an, denn er stellt sich über den ganzen Episkopat. Ich gratulire ihm und bedauere nur, daß er nicht anwesend ist, um meinen Glückwunsch in Empfang zu nehmen. (Heiterkeit.) Gegenüber dem großen Gewicht, das jetzt auf die Erklärung der Infallibilität des Papstes gelegt wird, will ich nur daran erinnern, daß schon immer, wenn früher von dem Papste die Rede war, uns entgegengehalten wurde: der unfehlbare Papst. Schon damals also haben Sie ihn zum Unfehlbaren gestempelt, und nun, wo er es geworden ist, wollen Sie es nicht gelten lassen. (Heiterkeit.) Sie kennen die Stellung des Papstes fast alle nur aus Zeitungen und einzelnen Broschüren. Sie würden sonst erkannt haben, daß durch die Infallibilität in seiner Stellung gegenüber andern Staaten und Confessionen nichts geändert ist. Es ist von jeher kirchliche Lehre gewesen, daß der Papst die höchste Autorität in allen Fragen kirchlicher Lehre sei. Also die äußerliche Wirkung seiner Aussprüche war ganz dieselbe; alle Katholiken mußten ihm Folge leisten, oder sie traten eben aus der Kirche wie die Jansenisten[1]. Es ist hier eine amtliche Aeußerung des Papstes gegen die österreichische Regierung vorgelesen worden. Dieselbe war aber in keiner Beziehung diplomatischer Natur; es handelte sich nur um ein durch Verträge begründetes Recht des Papstes. An den in dem Schriftstücke gebrauchten Stil sind Sie allerdings nicht gewöhnt; denn es ist päpstlicher Kanzleistil, der durch die Jahrhunderte gegangen ist und einen festen Typus angenommen hat. Es war diese Aeußerung nichts als ein Protest gegen die Verletzung eines Vertrages, und das ist doch nichts so Ungeheuerliches. Diese Sprache wird der Papst immer führen, selbst wenn er in Canada in der Verbannung lebte; er wird sie dann ebensogut führen wie als Souverän des Vaticans. (Hört! Hört!)

‚Weiter hat der Abgeordnete Graf Frankenberg den Herrn v. Ketteler indirect für einen Artikel der „Germania“ verantwortlich gemacht. Ich glaube, auf den persönlichen Angriff wird Herr Frhr. v. Ketteler selbst antworten; ich will dem Herrn Grafen nur sagen, daß man wirklich die Censur einführen müßte, wenn wir für Blätter, die für katholische gehalten werden oder sich dafür ausgeben, verantwortlich sein sollen. Die Angriffe, die man gestern in dieser Beziehung mittheilte, haben mich mit wahrer Indignation erfüllt; es scheint mir aber nicht mit der Loyalität im Einklang zu stehen, wenn Sie uns für solche Angriffe verantwortlich machen. Ja, meine Herren, ich möchte

---

[1] In dem Augenblicke, als Reichensperger diese Worte sprach, trat der damalige Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, in die Hofloge.

Sie daran erinnern, daß diejenigen nicht mit Steinen werfen sollen, welche selbst in einem gläsernen Hause wohnen! Auch in Ihren Zeitungen treiben sie fortwährend Hetze gegen uns, fortwährend, mit allen Mitteln, die Ihnen zu Gebote stehen. Wenn wir auf alle diese Artikel antworten sollten, dann hätten wir außerordentlich viel zu thun. Es ist dies auch unter unserer Würde, wie es gestern unter der Würde des Herrn Abgeordneten Miquel gewesen, auf die Anschuldigungen des Herrn Abgeordneten Bebel zu antworten. (Heiterkeit.) Dann finde ich es auch höchst komisch, daß man unsere Partei nicht die der Katholiken, sondern stets die clericale nennt. Diesen Ausdruck sollten Sie doch nicht im Parlament gebrauchen. (Widerspruch.) Wenn Sie glauben, daß unser Katholicismus sich von dem der andern Katholiken unterscheidet, so heben Sie diese Unterschiede hervor — aber schaffen Sie keine Spitznamen! (Unterbrechung, Unruhe.) Clericale sind wir nicht, wir sind Katholiken. (Widerspruch.) Unsere Fraction hat sogar einen förmlichen Beschluß gefaßt, daß Nichtkatholiken ohne jede Bedingung aufgenommen werden sollen. Der Eintritt von Nichtkatholiken in die Fraction wäre sehr wünschenswerth (Ja wohl!), weil dadurch eine Menge Vorurtheile beseitigt würden. Es würde sich dann zeigen, daß sie, die Centrumspartei, gar keine Hintergedanken hat. (Beifall bei den Katholiken.)

‚Ich werde nun zu den verschiedenen Einwendungen übergehen. Herr Miquel pflegt etwas sehr Imponirendes in allen seinen Reden zu haben; doch gewöhnlich ist alles, was er sagt, nicht richtig oder nur halb wahr, oder er stellt es unter einem falschen Standpunkte dar. Dieser Herr Abgeordnete also hat unsern Patriotismus in Zweifel zu stellen gesucht. Nun, ich glaube, es steht fest, daß auf den Schlachtfeldern Frankreichs die katholischen Priester sowohl als auch die Ordensleute gewetteifert haben an Opferwilligkeit mit den Repräsentanten anderer Confessionen. (Ruf: Sehr wahr!) Wenn Sie das bezweifeln — (links: Nein!) Wenn Sie es nicht bezweifeln, dann hat der Herr Miquel ein gewagtes Wort gesprochen. Ich könnte Ihnen weiteres anführen von Mitgliedern, welche dieser Linken angehört haben; ich könnte Ihnen Anführungen wiederholen über das damals aufgehende Gestirn unseres hervorragendsten Staatsmannes; ja, über dieses Gestirn sind Aeußerungen gefallen von eben denjenigen, die jetzt als Sonnenanbeter vor ihm in den Staub sinken. Diese Aeußerungen will ich nicht anführen; nein, nein, wir wollen einen Vorhang darüber fallen lassen!‘

Das Ende des dreitägigen Kampfes war, daß der Antrag des Centrums verworfen wurde; er erhielt nur 59 Stimmen. Aber den Vortheil hatte doch die Debatte, daß — wie Reichensperger betonte — Klarheit in die Situation gebracht worden war. Das Centrum aber erhielt bald Zuwachs aus dem protestantischen Lager. Auch hier war Reichensperger in hervor-

ragender Weise thätig. Zum 25. April berichtet sein Tagebuch: ‚Gestern Abend mit Windthorst und meinem Bruder sowie H. v. Gerlach bei Bindewald. Heute brachte ich v. Gerlach in unsere Fraction, wo eine Art von Fraternisirung auf dem allgemeinen christlichen Boden stattfand. Schon bilden drei lutherische Hannoveraner, Nieper[1], v. Lenthe[2] und v. Grote[3], als außerordentliche Mitglieder einen Theil unserer Fraction, v. Erxleben[4] und der Landtagsabgeordnete Brüel stehen zu derselben in einem ähnlichen Verhältniß, und die sogen. welfische Ritterschaft hat sich in gleicher Richtung ausgesprochen. Schließen sich die gläubigen Protestanten immer mehr uns an, so kann die aus dieser Vereinigung erwachsene Partei einmal ein sehr schweres Gewicht in die Wagschale werfen.‘

In den Briefen an seine Gemahlin behandelt Reichensperger mit größter Ruhe die Beanstandung seiner Wahl wegen ‚clericaler Umtriebe‘: da es Sitte sei, daß der Betreffende an den Sitzungen nicht theilnehme, so erhalte er auf diese Weise wenigstens einige freie Stunden. Am 18. April kam die Sache zuerst zur Verhandlung. Der Thatbestand war, daß Denunciationen besagten, die Geistlichkeit habe eine Liste zur Unterzeichnung für Reichensperger umlaufen lassen. Irgend welche Einmischung auf der Kanzel oder in öffentlichen Versammlungen vermochten selbst die Denuncianten nicht zu behaupten. Der Referent der sechsten Abtheilung, Dr. Reyscher, beantragte denn auch, die Wahl für giltig zu erklären. Da jedoch während der Discussion ein schriftlicher Antrag auf Beanstandung der Wahl einging, ward die Verhandlung der Angelegenheit vertagt. So führte die ‚Beanstandungs-Manie‘ der Reichstagsmajorität, sobald es sich um die Wahl eines Mitgliedes des Centrums handelte, zu neuen Debatten. Am 22. April sprachen die Urheber des Antrages Kanngießer und Duncker für die Beanstandung; ihnen schloß sich Wehrenpfennig an. Dieselben wurden jedoch sogar von Lasker im Stich gelassen, der sich wie auch der Conservative v. Blanckenburg für die Giltigkeit erklärte. Die Herren Günther (liberale Reichspartei) und Keudell (deutsche Reichspartei) wollten es bei einer Rüge wegen der angeblichen Unregelmäßigkeiten bewenden lassen. Vom Centrum sprachen für die Giltigkeit Bock (Aachen) und Windthorst; letzterer machte den Gegnern den Standpunkt gründlich klar. Bei der Abstimmung wurde der Antrag auf Beanstandung mit 151 gegen 141 Stimmen abgelehnt, ebenso der Antrag, die eingegangenen Proteste dem Bundeskanzleramte zur weitern Veranlassung zu überweisen[5].

---

[1] Landdrost a. D. [2] Oberappellationsrath a. D. und Rittergutsbesitzer.

[3] Otto Frhr. v. Grote, Rittergutsbesitzer auf Schnega bei Uelzen.

[4] Staats- und Finanzminister a. D.

[5] Ueber die interessante Sitzung vgl. Germania 1871, Nr. 92 und Köln. Volkszeitung 1871, Nr. 111.

Am 29. April besuchte Reichensperger die Soiree beim Fürsten Bismarck: ,Fast nur Abgeordnete und ein Dutzend Frauen von solchen waren anwesend. Bismarck mit seinen hohen Stiefeln, in welchen eine weiße Hose steckt, gab nichts Significantes zum besten. Ueberhaupt keine animirte Stimmung. Am längsten unterhielt ich mich mit dem Abgeordneten Grafen Solms-Laubach aus Arnsburg bei Lich in der Wetterau, dessen Vater der erste Oberpräsident der Rheinprovinz war. Der Generalpostdirector Stephan theilte mir in sehr freundlicher Weise mit, daß er dafür sorgen wolle, daß die neuen Postgebäude kunstgerecht ausfielen. Vorgestern Soiree beim Kronprinzen. Außer meinem Bruder und mir waren nur noch einige Abgeordnete dort. Frau Minister v. Schleinitz lud mich auf morgen Abend zu einer Soiree ein, in welcher Richard Wagner einen Vortrag über die Oper halten werde.' Von diesem Vortrag rühmt Reichensperger die ,brillante Diction, die treffende Kritik und Analyse, allein', fügt er hinzu, ,er baut seinen Plan auf das high life, nicht auf das Volk, dessen Glauben und Tradition. Ich sprach eingehend mit ihm und sagte ihm Mißerfolg voraus, was er freundlich aufnahm. Er kennt die Irrwege, findet aber nicht den rechten Weg oder will ihn nicht finden. Seine Frau war auch zugegen, außerdem der amerikanische Gesandte Bancroft, der mich infolge meines Disputs mit Wagner später besuchte. Desgleichen waren anwesend zwei Redacteure des „Kladderadatsch", Schulz und Dohm; mit letzterem sprach ich eingehend. Ich gab ihm die Personen preis, aber nicht die Heiligthümer des Volkes. Er erklärte, mir vollkommen beizustimmen und zu bereuen, was in dieser Hinsicht gesündigt sei. Er könne nicht immer, wie er wolle, und bedauere, daß der echte Humor in dem Blatte so wenig hervortrete. Vor der katholischen Kirche habe er Respect, seine Polemik gelte vorzugsweise den protestantischen Jesuiten, welche sich auf den Katholicismus stützten.'

Der ,Proceß des Ecrasirens' der Wahlen von Centrumsleuten nahm unterdessen seinen Fortgang, obgleich die Sache selbst dem conservativen Abgeordneten v. Blanckenburg zu arg wurde. In der 20. Sitzung erklärte derselbe: wenn man nach den Grundsätzen, die bei Prüfung der Wahl Schüttingers angewandt wurden, fortfahren wolle, so solle die Mehrheit des Hauses nur gleich beschließen, daß die Centrumspartei die Sitze in dem Parlament zu verlassen habe[1]. Die Parteiwuth hörte auf solche Stimmen nicht mehr. Die ,abstoßenden Debatten' betreffs Wahlprüfung dauerten fort. In der 27. Sitzung am 1. Mai griff auch Reichensperger in die Verhandlungen ein, als man die Wahl des Abgeordneten Geistlichen Raths Müller beanstandete; es sollte nämlich in einer oberschlesischen Kirche gesagt worden

[1] Näheres über den Ecrasirungsproceß in den Hist.-polit. Bl. LXVII, 770 f.

sein: ‚Wählt Müller; er lebt in der größten Armut, in einer feuchten Zelle, hat in der größten Kälte keine Kleider anzuziehen. Schon jetzt ist er ein halber Heiliger.‘ Reichensperger wies zunächst darauf hin, daß es sehr problematisch sei, ob überhaupt Wähler in der Kirche gewesen seien. Mit gutem Humor führte er aus, daß diese Art von Anpreisung eher geeignet gewesen wäre, die Wähler abzuschrecken, und fügte hinzu: ‚Ein Mann, der so lebt, wie geschildert wird, der keine Bedürfnisse hat, ja sogar keine Kleidungsstücke besitzt — ich glaube nicht, meine Herren, daß ein solcher Mann sich sonderlich zum Reichstagsabgeordneten selbst in den Augen der betreffenden bäuerlichen Wähler — wenn welche vorhanden gewesen sind — eignete.‘ Die liberale Majorität und bezeichnenderweise mit ihr die beiden Fractionen der Conservativen stimmten indessen für die Beanstandung der Wahl Müllers.

Außer diesen politischen Reden hielt Reichensperger damals noch einige, welche künstlerische Gegenstände betrafen[1]. Seine Kräfte wurden auf das äußerste angestrengt, da fast täglich Sitzungen und ‚jeden Abend Fraction war‘ und zudem in gesellschaftlicher Hinsicht durch seinen großen Bekanntenkreis gewaltige Anforderungen an ihn gestellt wurden. Dazu kamen die Commissionssitzungen. Ueber eine solche vom 25. April betreffend Elsaß-Lothringen berichtet das Tagebuch: ‚Fürst Bismarck lehnte es sehr trocken ab, von Bennigsen an ihn gestellte Fragen zu beantworten, er sei in keiner Weise gewillt, ein Examinatorium zu bestehen, müsse sich und die Bundesregierungen dagegen verwahren, gewissermaßen als „gemeinschädliche Wesen, als ob sie mit der Rinderpest behaftet seien“, unter steter Controlle gehalten zu werden. Mißtraue man ihm, so möge man es offen heraussagen, nur aus Patriotismus trage er die schwere auf ihm ruhende Last weiter, er fühle seine Kräfte abnehmen, der Reichstag habe seine Lust an Uebergriffen schon mehrfach kundgegeben, zuletzt auch in den auf das elsässische Unterrichtswesen bezüglichen Anträgen. Als leichtsinnigen Schuldenmacher könne er sich durch den von Lasker und Stauffenberg gestellten, in zweiter Lesung angenommenen Antrag nicht charakterisiren lassen. Das auf die Nichtbelastung des Reiches bezügliche Amendement, welches Friedenthal in der Commission stellte, besage zwar etwas Ueberflüssiges, könne indes von ihm acceptirt werden. Auf die Ausdehnung der Dictatur bis 1. Januar 1874 legte Bismarck zwar ein bedeutendes Gewicht, erklärte dieselbe aber nicht für absolut nöthig. Die höchst ungenirte, aber ebenso entschiedene Sprache des Fürsten Bismarck ließ keinen Zweifel darüber kommen, daß er es zum Bruche mit der Majorität kommen lassen werde, falls dieselbe sich nicht fügsam erweise. Der Vicekanzler Delbrück spielte die Rolle eines Schlachtopfers; kaum versuchte Fürst Bismarck

[1] Näheres unten Kapitel 10.

eine Erklärung der so höchst auffälligen Thatsache, daß Delbrück die Dinge so weit hatte kommen lassen.'

Reichensperger war froh, als er endlich berichten konnte: ,Die Elsaß-Commission, welche sechsmal von 7—11 Uhr debattirt hat, ist gottlob zu Ende, ohne meiner Gesundheit geschadet zu haben', und er fügte den Vorsatz hinzu: ,Von nun an werde ich aber hartnäckig jede weitere Wahl in eine Commission ablehnen' — allein die ,nur durch den Nachtschlaf unterbrochene Hetze' war jetzt noch keineswegs zu Ende. Geradezu erstaunlich ist es, wie er bei alledem noch Zeit fand, die katholische Presse zu unterstützen: namentlich die ,Kölnische Volkszeitung', dann auch der ,Westfälische Merkur' wurden regelmäßig mit Artikeln bedacht. In das zuletzt genannte Blatt sandte er am 23. Mai folgende, in mehrfacher Hinsicht interessante Correspondenz: ,Mit dem Schwinden des Verständnisses der kirchlichen Wahrheit schwindet zumeist der Sinn für Wahrheit überhaupt. Recht augenfällige Belege hierfür liefern fast täglich die Kundgebungen der Katholikenhetzer, unter deren Fahne sich leider allmählich auch die Döllingerianer sammeln, um mit Herrn v. Ammon und sonstigen „Brüdern" der Art gegen die alte Kirche anzurennen, während deren Haupt Gewalt und Schmach zu erdulden hat! Diese Schwächung des Organs für Wahrheit auf seiten der Katholikenhetzer tritt so recht augenfällig in der Hast hervor, mit welcher die über die Centrumsfraction ausgestreuten Fabeln von derselben aufgegriffen und verbreitet werden. Lange Zeit hindurch waren die Mitglieder dieser Fraction nichts als von Rom aus gegängelte Puppen; da taucht plötzlich aus den „liberalen" Blättern die Nachricht auf, daß ihr Verhalten in der Ewigen Stadt höchlich mißbilligt werde! Solche kleine Freuden sind übrigens den Freiconservativen und den Nationalliberalen wohl zu gönnen — sinkt doch im übrigen ihr Stern erbleichend immer tiefer und tiefer herab. Allerwärts bricht sich die richtige Erkenntniß von dem wirklichen Werthe der Freiheitsphrasen Bahn, mit welchen jene Parteien die Massen zu bethören suchen. In der Debatte über die Adresse und die Grundrechte hat sich gezeigt, wie dieselben die Freiheit der Kirche verstehen, während die eben beendete über Elsaß-Lothringen zeigt, was in ihren Augen die Freiheit des Volkes bedeutet: hier und dort und allerwärts Staatsgewalt! Es ist so oft bezweifelt worden, ob der Parlamentarismus zum Heile der Menschheit gereiche; das Gute hat er jedenfalls, daß er allmählich die innersten Triebfedern bloßlegt, durch welche die ververschiedenen Parteien in Bewegung gesetzt werden.'[1]

Die Parteiwuth der Nationalliberalen ging in jenen Tagen auch darauf aus, Wahlen von andern gegnerischen Parteien zu beanstanden. Auch hier

---

[1] Westfäl. Merkur 1871, Nr. 142.

war Reichensperger an seinem Platze. Am 19. Mai vertheidigte er die Giltigkeit der Wahl des demokratischen Abgeordneten Leopold Sonnemann. In glänzender Rede führte er aus, daß, wenn man diese Wahl für ungiltig erklären wolle, man dem Gesetze Gewalt anthun müsse. Die Wahl Sonnemanns ward dann schließlich mit großer Majorität genehmigt[1].

Die kurzen Pfingstferien benutzte Reichensperger, um mit Bruder Peter bei dessen Schwiegersohn Dankelmann in Neustadt-Eberswalde auszuruhen. Sie machten von dort aus einen Ausflug nach Chorin. Nach Berlin zurückgekehrt, sah er mit Thimus die ‚Weiße Dame' von Boieldieu, ‚während Paris in Blut und Asche liegt! Boieldieu, Auber, Rossini bezeichnen noch das heitere, sinnige Frankreich; die Knalleffecte und der Sinnentaumel haben nunmehr ihr „Bouquet" gefunden'.

Die Klagen über die ‚Hetzerei', die ‚Arbeit mit Dampf', welche in den Briefen Reichenspergers aus dieser Zeit häufig wiederkehren, waren nur zu sehr berechtigt. Am 1. Juni mahnte er im Parlament, nicht auf dem bisherigen Wege fortzufahren. ‚Meine Herren,' sagte er, ‚Sie wissen alle, daß wir keinen Abend nach Hause kommen, ohne neue Gesetzesvorlagen vorzufinden, und zwar Vorlagen von der wichtigsten Art. Bei den Vorlagen finden wir gedruckte Amendements, und wenn wir des andern Tages zum Hause hereintreten, finden wir verschiedene andere gedruckte und ungedruckte vor. Da soll man dann in derselben Sitzung alles abwägen und sich schlüssig machen. Da hat sich mir denn die Ueberzeugung aufgedrängt, daß größere Gesetze, Gesetze von tiefgreifender Wirkung, hier im Sturm der öffentlichen Verhandlung nicht in zweckmäßiger, den Anforderungen sowohl der Wissenschaft als des Lebens entsprechender Weise absolvirt werden können.' Reichensperger empfiehlt als Abhilfe die Errichtung einer Art von Staatsrath, welcher, aus sachkundigen Männern zusammengesetzt, in aller Muße und Unabhängigkeit die Vorlagen vorbereiten sollte.

Am 3. Juni kam das Gesetz über die Verwaltung von Elsaß-Lothringen zur dritten Lesung. Reichensperger erklärte, daß er im Hinblick auf den Inhalt des ersten Paragraphen, abweichend von einer Anzahl seiner politischen Freunde, in der Lage sich befinde, ‚dem ganzen Gesetzentwurfe zustimmen zu können, obgleich derselbe viel zu wünschen übrig läßt und obgleich es mir sehr schwer ankommt, irgend welcher Dictatur von irgend welcher Dauer für Elsaß-Lothringen zuzustimmen. Bisher hat dieses Land lediglich gelten können als ein militärisch occupirtes Land, in welchem der Machthaber kraft des Kriegszustandes zu walten hatte. Nach Eintritt des definitiven Friedens kann dieser Zustand unmöglich bestehen bleiben. Nach Eintritt des Friedens muß

[1] Vgl. Frankf. Zeitung 1871, Nr. 141, Erstes Blatt.

meines Erachtens das Land einen Souverän im staatsrechtlichen und volksthümlichen Sinne erhalten; es muß organisch gegliedert werden, sei es als ein in sich selbständiger Staat, sei es als Glied eines andern Staatsorganismus. Das scheint mir eine unabweisbare Ordnung, und dieser Ordnung scheint mir der § 1 zu entsprechen. Wie nun für § 1, so glaube ich auch für die übrigen Paragraphen stimmen zu können. Allerdings soll die Dictatur auch fernerhin nach Annahme dieses Gesetzes fortbestehen. Allein diese Dictatur wird eine in ihrer innersten Natur wesentlich veränderte; sie beruht alsdann auf einer rechtlichen Basis. Ich bin ferner auch der Meinung, daß eine Ablehnung des Gesetzes die Abkürzung der Dictatur nicht bloß nicht herbeiführen, sondern mit überwiegender Wahrscheinlichkeit das gegentheilige Resultat haben würde. Ja, ich gebe mich sogar der Hoffnung hin, daß diese Dictatur nicht bis zu dem im § 2 angegebenen Zeitpunkte dauern wird. Ich bedaure, diese Hoffnung nicht auf die bisherige Abstimmung dieses hohen Hauses gründen zu können. Der Antrag, welcher von unserer Seite eingebracht ist, und der namentlich den Zweck hatte, Elsaß-Lothringen eine Landesvertretung zu gewähren, ist trotz der eindringlichsten Begründung gefallen, und zwar mit sehr großer Majorität. Mehr Hoffnung habe ich aber aus den Aeußerungen entnehmen zu dürfen geglaubt, welche der Herr Reichskanzler hier früher aussprach. Er hat unter anderem gesagt: „Was später im Interesse des Reiches und im Interesse der Elsässer geschehen soll, darüber wollen wir vor allen Dingen erst die Elsässer und Lothringer selbst befragen“, und dann an einer andern Stelle: „Glauben Sie nicht, daß die Regierung das Bedürfniß hat, von der Dictatur einen längern Gebrauch zu machen, als nothwendig ist“, und endlich an einer dritten Stelle: „Es wird mir nie beikommen, zu glauben, daß mir auch das Recht beiwohne, eine Schuld zu contrahiren, wenn die Elsässer und Lothringer nicht selbst befragt wären.“ Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß sobald als möglich die Elsässer das politische Selbstbestimmungsrecht erlangen; denn nur infolge dieses Rechtes werden die Elsässer allmählich mit unserem deutschen Vaterlande verwachsen und sich als freie Bürger desselben fühlen. Angesichts des § 1 glaube ich auch dem Ganzen des Gesetzes meine Zustimmung geben zu können.‘

Am 9. Juni ward die Vorlage betreffend Constituirung des Oberlandesgerichts zu Leipzig als obersten Gerichtshofes für Elsaß-Lothringen in zweiter Lesung angenommen, obwohl Reichensperger dagegen eine Anzahl von schwerwiegenden Bedenken vorgebracht hatte. Am Schlusse seiner Rede betonte er, daß das Gesetz den Wünschen und Anforderungen von Elsaß-Lothringen sehr fern sei, daß es dort sehr böses Blut errege und keineswegs die Verschmelzung der neuen Provinzen mit Deutschland fördern werde. Daß die Bemerkungen des Ministers Leonhardt die Bedenken Reichenspergers nicht

apodiktischer und absprechender urtheilen? Schon das Wort „Vorwand“ gewährt für mich einen Anstoß. Ich traue unserer Staatsregierung und besonders unserem Staatsoberhaupte nicht zu, daß man nach irgend einem Vorwande sucht. (Bravo!) Nun soll die Intervention in keiner Form stattfinden, also auch nicht in diplomatischer Form, selbst die sogen. moralische Intervention ist dadurch ausgeschlossen. Nun, meine Herren, wollen Sie, daß die mächtige deutsche Nation unthätig zusehe, wenn Gefahr droht; wollen Sie, daß wir erst abwarten, bis wir selbst von der Ueberschwemmung betroffen werden, bevor wir Dämme bauen? Mein Stolz als Deutscher protestirt dagegen. (Beifall rechts.) Nein, meine Herren, ich denke, wir müssen Dämme zum Schutz gegen die Ueberschwemmung bauen, bevor eine solche eintritt. Aus diesen Gründen, die ich mir erlaubt hatte, Ihnen vorzuführen, möchte ich Sie dringend bitten, den in Bezug auf die Intervention in der Adresse befindlichen Passus wegzulassen und die von mir eingereichte Adresse anzunehmen. Meine Herren, schon um des Interventionspassus willen können wir Ihrer Adresse nicht zustimmen. Wir wollen nicht den Gegensatz, sondern die Einigkeit zwischen Kaiser und Papst. Die Heilung der Kriegswunden erachten wir als heiligste Pflicht; dagegen stimmen wir nicht dem Passus von der Fruchtbarkeit der Nordbundsgesetzgebung zu, die uns zu schnell arbeitete, wie die Vorstellung des Volkes es auffaßt, zu dampfartig, und andererseits auch zu unitarisch. Hüten wir uns vor jeder Uebereilung, befragen wir die Volksstimme, ob sie neue Gesetze wolle, die nur in der Herbeiführung einer uniformen Einheit ihren Grund haben; wir wollen Harmonie der Einheit in der Verschiedenheit.‘

Es sprachen dann noch Lieber, Bischof v. Ketteler und Windthorst; das Resultat indessen war die Ablehnung des Centrumsentwurfes und die Annahme des zwischen der liberalen und der conservativen Partei vereinbarten Elaborats. Die principiellen Einwendungen Reichenspergers und seiner Freunde hatte kein Redner zu entkräften vermocht; statt dessen declamirten die Gegner über die verfehlte Politik der alten Kaiser und schrieen mit dem schwäbischen Römer: ‚Rom oder Deutschland!‘ Dr. Jörg schrieb damals, daß sich ihm bei Lesung der stenographischen Berichte immer lebhafter der Eindruck aufgedrängt habe: ‚Das ist ja nichts anderes als der verstorbene Nationalverein — der fanatische Grimm lodert heftiger als je innerhalb und außerhalb dieser Versammlung.‘ [1]

Für Reichensperger war es der größte Trost, daß das Centrum einig blieb. ‚Bis jetzt noch kein Mißton in der Fraction (57 Mitglieder)‘, schrieb er am 2. April in sein Tagebuch. ‚Im Hause sind sozusagen alle Parteien

[1] Siehe Hist.-polit. LXVII, 772 f., vgl. 855 f.

gegen uns verbündet mit alleiniger Ausnahme der Polen. Wir treten aber auf das entschiedenste auf, wie z. B. durch den von meinem Bruder eingebrachten Antrag auf Aufnahme der Grundrechte der preußischen Verfassung in die Reichsverfassung. Nur die nationalliberale Fraction (101 Mitglieder) ist numerisch stärker als wir. Hätten die Katholiken Bayerns, Württembergs und Badens gewählt wie die des Rheinlands und Westfalens, so ständen wir den Nationalliberalen ungefähr gleich.' ‚Aus den Zeitungen', heißt es in einem Briefe an seine Frau vom 3. April, ‚ersiehst Du, wie von allen Seiten fortwährend auf unser Centrum losbombardirt wird. Wir sind guten Muthes und ziehen die weiße Flagge sicherlich nicht auf.'

Den Beweis hierfür lieferte das Centrum in der großen Debatte, welche der oben erwähnte Antrag Peter Reichenspergers zur Folge hatte. Sämtliche Parteien nahmen alsbald Stellung gegen die berechtigten Forderungen des Centrums: die Mehrzahl der Redner erging sich in den heftigsten Angriffen gegen die katholische Kirche im allgemeinen und die verhaßte neue Fraction im besondern. Es gibt kaum eine Institution der katholischen Kirche, welche Lasker und Genossen nicht in der anmaßendsten Weise vor ihr Forum zogen. Die Erwiderungen von seiten der Centrumsredner waren außerordentlich treffend und doch maßvoll.

August Reichensperger trat in seiner Rede vom 4. April zunächst Herrn v. Stauffenberg entgegen, wobei er anerkannte, daß dieser Redner wenigstens nichts persönlich Verletzendes vorgebracht habe. ‚Die Kirchhöfe', so führte Reichensperger aus, ‚haben Bedenken bei Herrn v. Stauffenberg erregt; er hat in betreff derselben ein Schriftstück vorgelesen, das besonders einen tiefen Eindruck auf dieser Seite gemacht zu haben scheint (auf die Linke zeigend). Nun, meine Herren, die erste französische Republik war so wenig ultramontan, daß sie sogar den confessionslosen Kalender eingeführt hat. Es scheint mir also wahrhaftig eine Bestimmung, die selbst die französische Revolution anerkannt hat, nicht so gefährlich; denn auch die französische Republik hat die Trennung der Kirchhöfe nach Confessionen nicht bekämpft. Gestatte man den Katholiken doch, ihre Todten auf ihrem Kirchhofe allein zu begraben. Ich für meinen Theil habe freilich kein Bedenken, neben einem nicht katholischen Bruder begraben zu werden. Der Abgeordnete hat weiter gesagt: „Was sollen wir mit dem allein stehenden Artikel 15 der preußischen Verfassung?" Ich wurde durch diesen Ausspruch an ein Wort des Herrn v. Gerlach erinnert, welcher dergleichen Artikel immer politische Monologe nannte. Ich kann dem Abgeordneten Herrn v. Stauffenberg versichern, daß die Verhältnisse in Preußen sich jetzt immer gesunder und beruhigender gestalten, und ich bitte ihn, seine Landsleute davon zu überzeugen; dann braucht er auch um das Fortkommen der katholischen Kirche nicht allzu besorgt zu

sein. Das Schifflein Petri ist noch immer auf den Wellen oben geblieben und wird auch so schnell nicht scheitern. — Ich komme jetzt zu dem Herrn Grafen Renard; er hat von mir gesagt, ich betrachtete die Sachen von einem niedern Standpunkte aus; nun, er sieht sie allerdings von einem sehr hohen an, denn er stellt sich über den ganzen Episkopat. Ich gratulire ihm und bedauere nur, daß er nicht anwesend ist, um meinen Glückwunsch in Empfang zu nehmen. (Heiterkeit.) Gegenüber dem großen Gewicht, das jetzt auf die Erklärung der Infallibilität des Papstes gelegt wird, will ich nur daran erinnern, daß schon immer, wenn früher von dem Papste die Rede war, uns entgegengehalten wurde: der unfehlbare Papst. Schon damals also haben Sie ihn zum Unfehlbaren gestempelt, und nun, wo er es geworden ist, wollen Sie es nicht gelten lassen. (Heiterkeit.) Sie kennen die Stellung des Papstes fast alle nur aus Zeitungen und einzelnen Broschüren. Sie würden sonst erkannt haben, daß durch die Infallibilität in seiner Stellung gegenüber andern Staaten und Confessionen nichts geändert ist. Es ist von jeher kirchliche Lehre gewesen, daß der Papst die höchste Autorität in allen Fragen kirchlicher Lehre sei. Also die äußerliche Wirkung seiner Aussprüche war ganz dieselbe; alle Katholiken mußten ihm Folge leisten, oder sie traten eben aus der Kirche wie die Jansenisten[1]. Es ist hier eine amtliche Aeußerung des Papstes gegen die österreichische Regierung vorgelesen worden. Dieselbe war aber in keiner Beziehung diplomatischer Natur; es handelte sich nur um ein durch Verträge begründetes Recht des Papstes. An den in dem Schriftstücke gebrauchten Stil sind Sie allerdings nicht gewöhnt; denn es ist päpstlicher Kanzleistil, der durch die Jahrhunderte gegangen ist und einen festen Typus angenommen hat. Es war diese Aeußerung nichts als ein Protest gegen die Verletzung eines Vertrages, und das ist doch nichts so Ungeheuerliches. Diese Sprache wird der Papst immer führen, selbst wenn er in Canada in der Verbannung lebte; er wird sie dann ebensogut führen wie als Souverän des Vaticans. (Hört! Hört!)

‚Weiter hat der Abgeordnete Graf Frankenberg den Herrn v. Ketteler indirect für einen Artikel der „Germania" verantwortlich gemacht. Ich glaube, auf den persönlichen Angriff wird Herr Frhr. v. Ketteler selbst antworten; ich will dem Herrn Grafen nur sagen, daß man wirklich die Censur einführen müßte, wenn wir für Blätter, die für katholische gehalten werden oder sich dafür ausgeben, verantwortlich sein sollen. Die Angriffe, die man gestern in dieser Beziehung mittheilte, haben mich mit wahrer Indignation erfüllt; es scheint mir aber nicht mit der Loyalität im Einklang zu stehen, wenn Sie uns für solche Angriffe verantwortlich machen. Ja, meine Herren, ich möchte

[1] In dem Augenblicke, als Reichensperger diese Worte sprach, trat der damalige Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, in die Hofloge.

Sie daran erinnern, daß diejenigen nicht mit Steinen werfen sollen, welche selbst in einem gläsernen Hause wohnen! Auch in Ihren Zeitungen treiben sie fortwährend Hetze gegen uns, fortwährend, mit allen Mitteln, die Ihnen zu Gebote stehen. Wenn wir auf alle diese Artikel antworten sollten, dann hätten wir außerordentlich viel zu thun. Es ist dies auch unter unserer Würde, wie es gestern unter der Würde des Herrn Abgeordneten Miquel gewesen, auf die Anschuldigungen des Herrn Abgeordneten Bebel zu antworten. (Heiterkeit.) Dann finde ich es auch höchst komisch, daß man unsere Partei nicht die der Katholiken, sondern stets die clericale nennt. Diesen Ausdruck sollten Sie doch nicht im Parlament gebrauchen. (Widerspruch.) Wenn Sie glauben, daß unser Katholicismus sich von dem der andern Katholiken unterscheidet, so heben Sie diese Unterschiede hervor — aber schaffen Sie keine Spitznamen! (Unterbrechung, Unruhe.) Clericale sind wir nicht, wir sind Katholiken. (Widerspruch.) Unsere Fraction hat sogar einen förmlichen Beschluß gefaßt, daß Nichtkatholiken ohne jede Bedingung aufgenommen werden sollen. Der Eintritt von Nichtkatholiken in die Fraction wäre sehr wünschenswerth (Ja wohl!), weil dadurch eine Menge Vorurtheile beseitigt würden. Es würde sich dann zeigen, daß sie, die Centrumspartei, gar keine Hintergedanken hat. (Beifall bei den Katholiken.)

‚Ich werde nun zu den verschiedenen Einwendungen übergehen. Herr Miquel pflegt etwas sehr Imponirendes in allen seinen Reden zu haben; doch gewöhnlich ist alles, was er sagt, nicht richtig oder nur halb wahr, oder er stellt es unter einem falschen Standpunkte dar. Dieser Herr Abgeordnete also hat unsern Patriotismus in Zweifel zu stellen gesucht. Nun, ich glaube, es steht fest, daß auf den Schlachtfeldern Frankreichs die katholischen Priester sowohl als auch die Ordensleute gewetteifert haben an Opferwilligkeit mit den Repräsentanten anderer Confessionen. (Ruf: Sehr wahr!) Wenn Sie das bezweifeln — (links: Nein!) Wenn Sie es nicht bezweifeln, dann hat der Herr Miquel ein gewagtes Wort gesprochen. Ich könnte Ihnen weiteres anführen von Mitgliedern, welche dieser Linken angehört haben; ich könnte Ihnen Anführungen wiederholen über das damals aufgehende Gestirn unseres hervorragendsten Staatsmannes; ja, über dieses Gestirn sind Aeußerungen gefallen von eben denjenigen, die jetzt als Sonnenanbeter vor ihm in den Staub sinken. Diese Aeußerungen will ich nicht anführen; nein, nein, wir wollen einen Vorhang darüber fallen lassen!‘

Das Ende des dreitägigen Kampfes war, daß der Antrag des Centrums verworfen wurde; er erhielt nur 59 Stimmen. Aber den Vortheil hatte doch die Debatte, daß — wie Reichensperger betonte — Klarheit in die Situation gebracht worden war. Das Centrum aber erhielt bald Zuwachs aus dem protestantischen Lager. Auch hier war Reichensperger in hervor-

ragender Weise thätig. Zum 25. April berichtet sein Tagebuch: ‚Gestern Abend mit Windthorst und meinem Bruder sowie H. v. Gerlach bei Bindewald. Heute brachte ich v. Gerlach in unsere Fraction, wo eine Art von Fraternisirung auf dem allgemeinen christlichen Boden stattfand. Schon bilden drei lutherische Hannoveraner, Rieper[1], v. Lenthe[2] und v. Grote[3], als außerordentliche Mitglieder einen Theil unserer Fraction, v. Erxleben[4] und der Landtagsabgeordnete Brüel stehen zu derselben in einem ähnlichen Verhältniß, und die sogen. welfische Ritterschaft hat sich in gleicher Richtung ausgesprochen. Schließen sich die gläubigen Protestanten immer mehr uns an, so kann die aus dieser Vereinigung erwachsene Partei einmal ein sehr schweres Gewicht in die Wagschale werfen.‘

In den Briefen an seine Gemahlin behandelt Reichensperger mit größter Ruhe die Beanstandung seiner Wahl wegen ‚clericaler Umtriebe‘: da es Sitte sei, daß der Betreffende an den Sitzungen nicht theilnehme, so erhalte er auf diese Weise wenigstens einige freie Stunden. Am 18. April kam die Sache zuerst zur Verhandlung. Der Thatbestand war, daß Denunciationen besagten, die Geistlichkeit habe eine Liste zur Unterzeichnung für Reichensperger umlaufen lassen. Irgend welche Einmischung auf der Kanzel oder in öffentlichen Versammlungen vermochten selbst die Denuncianten nicht zu behaupten. Der Referent der sechsten Abtheilung, Dr. Reyscher, beantragte denn auch, die Wahl für giltig zu erklären. Da jedoch während der Discussion ein schriftlicher Antrag auf Beanstandung der Wahl einging, ward die Verhandlung der Angelegenheit vertagt. So führte die ‚Beanstandungs-Manie‘ der Reichstagsmajorität, sobald es sich um die Wahl eines Mitgliedes des Centrums handelte, zu neuen Debatten. Am 22. April sprachen die Urheber des Antrages Kanngießer und Duncker für die Beanstandung; ihnen schloß sich Wehrenpfennig an. Dieselben wurden jedoch sogar von Lasker im Stich gelassen, der sich wie auch der Conservative v. Blanckenburg für die Giltigkeit erklärte. Die Herren Günther (liberale Reichspartei) und Keudell (deutsche Reichspartei) wollten es bei einer Rüge wegen der angeblichen Unregelmäßigkeiten bewenden lassen. Vom Centrum sprachen für die Giltigkeit Bock (Aachen) und Windthorst; letzterer machte den Gegnern den Standpunkt gründlich klar. Bei der Abstimmung wurde der Antrag auf Beanstandung mit 151 gegen 141 Stimmen abgelehnt, ebenso der Antrag, die eingegangenen Proteste dem Bundeskanzleramte zur weitern Veranlassung zu überweisen[5].

---

[1] Landdrost a. D. [2] Oberappellationsrath a. D. und Rittergutsbesitzer.

[3] Otto Frhr. v. Grote, Rittergutsbesitzer auf Schnega bei Uelzen.

[4] Staats- und Finanzminister a. D.

[5] Ueber die interessante Sitzung vgl. Germania 1871, Nr. 92 und Köln. Volkszeitung 1871, Nr. 111.

Am 29. April besuchte Reichensperger die Soiree beim Fürsten Bismarck: ‚Fast nur Abgeordnete und ein Dutzend Frauen von solchen waren anwesend. Bismarck mit seinen hohen Stiefeln, in welchen eine weiße Hose steckt, gab nichts Significantes zum besten. Ueberhaupt keine animirte Stimmung. Am längsten unterhielt ich mich mit dem Abgeordneten Grafen Solms-Laubach aus Arnsburg bei Lich in der Wetterau, dessen Vater der erste Oberpräsident der Rheinprovinz war. Der Generalpostdirector Stephan theilte mir in sehr freundlicher Weise mit, daß er dafür sorgen wolle, daß die neuen Postgebäude kunstgerecht ausfielen. Vorgestern Soiree beim Kronprinzen. Außer meinem Bruder und mir waren nur noch einige Abgeordnete dort. Frau Minister v. Schleinitz lud mich auf morgen Abend zu einer Soiree ein, in welcher Richard Wagner einen Vortrag über die Oper halten werde.‘ Von diesem Vortrag rühmt Reichensperger die ‚brillante Diction, die treffende Kritik und Analyse, allein‘, fügt er hinzu, ‚er baut seinen Plan auf das high life, nicht auf das Volk, dessen Glauben und Tradition. Ich sprach eingehend mit ihm und sagte ihm Mißerfolg voraus, was er freundlich aufnahm. Er kennt die Irrwege, findet aber nicht den rechten Weg oder will ihn nicht finden. Seine Frau war auch zugegen, außerdem der amerikanische Gesandte Bancroft, der mich infolge meines Disputs mit Wagner später besuchte. Desgleichen waren anwesend zwei Redacteure des „Kladderadatsch“, Schulz und Dohm; mit letzterem sprach ich eingehend. Ich gab ihm die Personen preis, aber nicht die Heiligthümer des Volkes. Er erklärte, mir vollkommen beizustimmen und zu bereuen, was in dieser Hinsicht gesündigt sei. Er könne nicht immer, wie er wolle, und bedauere, daß der echte Humor in dem Blatte so wenig hervortrete. Vor der katholischen Kirche habe er Respect, seine Polemik gelte vorzugsweise den protestantischen Jesuiten, welche sich auf den Katholicismus stützten.‘

Der ‚Proceß des Ecrasirens‘ der Wahlen von Centrumsleuten nahm unterdessen seinen Fortgang, obgleich die Sache selbst dem conservativen Abgeordneten v. Blanckenburg zu arg wurde. In der 20. Sitzung erklärte derselbe: wenn man nach den Grundsätzen, die bei Prüfung der Wahl Schüttingers angewandt wurden, fortfahren wolle, so solle die Mehrheit des Hauses nur gleich beschließen, daß die Centrumspartei die Sitze in dem Parlament zu verlassen habe[1]. Die Parteiwuth hörte auf solche Stimmen nicht mehr. Die ‚abstoßenden Debatten‘ betreffs Wahlprüfung dauerten fort. In der 27. Sitzung am 1. Mai griff auch Reichensperger in die Verhandlungen ein, als man die Wahl des Abgeordneten Geistlichen Raths Müller beanstandete; es sollte nämlich in einer oberschlesischen Kirche gesagt worden

[1] Näheres über den Ecrasirungsproceß in den Hist.-polit. Bl. LXVII, 770 f.

sein: ‚Wählt Müller; er lebt in der größten Armut, in einer feuchten Zelle, hat in der größten Kälte keine Kleider anzuziehen. Schon jetzt ist er ein halber Heiliger.‘ Reichensperger wies zunächst darauf hin, daß es sehr problematisch sei, ob überhaupt Wähler in der Kirche gewesen seien. Mit gutem Humor führte er aus, daß diese Art von Anpreisung eher geeignet gewesen wäre, die Wähler abzuschrecken, und fügte hinzu: ‚Ein Mann, der so lebt, wie geschildert wird, der keine Bedürfnisse hat, ja sogar keine Kleidungsstücke besitzt — ich glaube nicht, meine Herren, daß ein solcher Mann sich sonderlich zum Reichstagsabgeordneten selbst in den Augen der betreffenden bäuerlichen Wähler — wenn welche vorhanden gewesen sind — eignete.‘ Die liberale Majorität und bezeichnenderweise mit ihr die beiden Fractionen der Conservativen stimmten indessen für die Beanstandung der Wahl Müllers.

Außer diesen politischen Reden hielt Reichensperger damals noch einige, welche künstlerische Gegenstände betrafen[1]. Seine Kräfte wurden auf das äußerste angestrengt, da fast täglich Sitzungen und ‚jeden Abend Fraction war‘ und zudem in gesellschaftlicher Hinsicht durch seinen großen Bekanntenkreis gewaltige Anforderungen an ihn gestellt wurden. Dazu kamen die Commissionssitzungen. Ueber eine solche vom 25. April betreffend Elsaß-Lothringen berichtet das Tagebuch: ‚Fürst Bismarck lehnte es sehr trocken ab, von Bennigsen an ihn gestellte Fragen zu beantworten, er sei in keiner Weise gewillt, ein Examinatorium zu bestehen, müsse sich und die Bundesregierungen dagegen verwahren, gewissermaßen als „gemeinschädliche Wesen, als ob sie mit der Rinderpest behaftet seien“, unter steter Controlle gehalten zu werden. Mißtraue man ihm, so möge man es offen heraussagen, nur aus Patriotismus trage er die schwere auf ihm ruhende Last weiter, er fühle seine Kräfte abnehmen, der Reichstag habe seine Lust an Uebergriffen schon mehrfach kundgegeben, zuletzt auch in den auf das elsässische Unterrichtswesen bezüglichen Anträgen. Als leichtsinnigen Schuldenmacher könne er sich durch den von Lasker und Stauffenberg gestellten, in zweiter Lesung angenommenen Antrag nicht charakterisiren lassen. Das auf die Nichtbelastung des Reiches bezügliche Amendement, welches Friedenthal in der Commission stellte, besage zwar etwas Ueberflüssiges, könne indes von ihm acceptirt werden. Auf die Ausdehnung der Dictatur bis 1. Januar 1874 legte Bismarck zwar ein bedeutendes Gewicht, erklärte dieselbe aber nicht für absolut nöthig. Die höchst ungenirte, aber ebenso entschiedene Sprache des Fürsten Bismarck ließ keinen Zweifel darüber kommen, daß er es zum Bruche mit der Majorität kommen lassen werde, falls dieselbe sich nicht fügsam erweise. Der Vicekanzler Delbrück spielte die Rolle eines Schlachtopfers; kaum versuchte Fürst Bismarck

[1] Näheres unten Kapitel 10.

eine Erklärung der so höchst auffälligen Thatsache, daß Delbrück die Dinge so weit hatte kommen lassen.'

Reichensperger war froh, als er endlich berichten konnte: ,Die Elsaß-Commission, welche sechsmal von 7—11 Uhr debattirt hat, ist gottlob zu Ende, ohne meiner Gesundheit geschadet zu haben', und er fügte den Vorsatz hinzu: ,Von nun an werde ich aber hartnäckig jede weitere Wahl in eine Commission ablehnen' — allein die ,nur durch den Nachtschlaf unterbrochene Hetze' war jetzt noch keineswegs zu Ende. Geradezu erstaunlich ist es, wie er bei alledem noch Zeit fand, die katholische Presse zu unterstützen: namentlich die ,Kölnische Volkszeitung', dann auch der ,Westfälische Merkur' wurden regelmäßig mit Artikeln bedacht. In das zuletzt genannte Blatt sandte er am 23. Mai folgende, in mehrfacher Hinsicht interessante Correspondenz: ,Mit dem Schwinden des Verständnisses der kirchlichen Wahrheit schwindet zumeist der Sinn für Wahrheit überhaupt. Recht augenfällige Belege hierfür liefern fast täglich die Kundgebungen der Katholikenhetzer, unter deren Fahne sich leider allmählich auch die Döllingerianer sammeln, um mit Herrn v. Ammon und sonstigen „Brüdern" der Art gegen die alte Kirche anzurennen, während deren Haupt Gewalt und Schmach zu erdulden hat! Diese Schwächung des Organs für Wahrheit auf seiten der Katholikenhetzer tritt so recht augenfällig in der Hast hervor, mit welcher die über die Centrumsfraction ausgestreuten Fabeln von derselben aufgegriffen und verbreitet werden. Lange Zeit hindurch waren die Mitglieder dieser Fraction nichts als von Rom aus gegängelte Puppen; da taucht plötzlich aus den „liberalen" Blättern die Nachricht auf, daß ihr Verhalten in der Ewigen Stadt höchlich mißbilligt werde! Solche kleine Freuden sind übrigens den Freiconservativen und den Nationalliberalen wohl zu gönnen — sinkt doch im übrigen ihr Stern erbleichend immer tiefer und tiefer herab. Allerwärts bricht sich die richtige Erkenntniß von dem wirklichen Werthe der Freiheitsphrasen Bahn, mit welchen jene Parteien die Massen zu bethören suchen. In der Debatte über die Adresse und die Grundrechte hat sich gezeigt, wie dieselben die Freiheit der Kirche verstehen, während die eben beendete über Elsaß-Lothringen zeigt, was in ihren Augen die Freiheit des Volkes bedeutet: hier und dort und allerwärts Staatsgewalt! Es ist so oft bezweifelt worden, ob der Parlamentarismus zum Heile der Menschheit gereiche; das Gute hat er jedenfalls, daß er allmählich die innersten Triebfedern bloßlegt, durch welche die ververschiedenen Parteien in Bewegung gesetzt werden.'[1]

Die Parteiwuth der Nationalliberalen ging in jenen Tagen auch darauf aus, Wahlen von andern gegnerischen Parteien zu beanstanden. Auch hier

---

[1] Westfäl. Merkur 1871, Nr. 142.

war Reichensperger an seinem Platze. Am 19. Mai vertheidigte er die Giltigkeit der Wahl des demokratischen Abgeordneten Leopold Sonnemann. In glänzender Rede führte er aus, daß, wenn man diese Wahl für ungiltig erklären wolle, man dem Gesetze Gewalt anthun müsse. Die Wahl Sonnemanns ward dann schließlich mit großer Majorität genehmigt[1].

Die kurzen Pfingstferien benutzte Reichensperger, um mit Bruder Peter bei dessen Schwiegersohn Dankelmann in Neustadt-Eberswalde auszuruhen. Sie machten von dort aus einen Ausflug nach Chorin. Nach Berlin zurückgekehrt, sah er mit Thimus die ‚Weiße Dame‘ von Boieldieu, ‚während Paris in Blut und Asche liegt! Boieldieu, Auber, Rossini bezeichnen noch das heitere, sinnige Frankreich; die Knalleffecte und der Sinnentaumel haben nunmehr ihr „Bouquet“ gefunden‘.

Die Klagen über die ‚Hetzerei‘, die ‚Arbeit mit Dampf‘, welche in den Briefen Reichenspergers aus dieser Zeit häufig wiederkehren, waren nur zu sehr berechtigt. Am 1. Juni mahnte er im Parlament, nicht auf dem bisherigen Wege fortzufahren. ‚Meine Herren,‘ sagte er, ‚Sie wissen alle, daß wir keinen Abend nach Hause kommen, ohne neue Gesetzesvorlagen vorzufinden, und zwar Vorlagen von der wichtigsten Art. Bei den Vorlagen finden wir gedruckte Amendements, und wenn wir des andern Tages zum Hause hereintreten, finden wir verschiedene andere gedruckte und ungedruckte vor. Da soll man dann in derselben Sitzung alles abwägen und sich schlüssig machen. Da hat sich mir denn die Ueberzeugung aufgedrängt, daß größere Gesetze, Gesetze von tiefgreifender Wirkung, hier im Sturm der öffentlichen Verhandlung nicht in zweckmäßiger, den Anforderungen sowohl der Wissenschaft als des Lebens entsprechender Weise absolvirt werden können.‘ Reichensperger empfiehlt als Abhilfe die Errichtung einer Art von Staatsrath, welcher, aus sachkundigen Männern zusammengesetzt, in aller Muße und Unabhängigkeit die Vorlagen vorbereiten sollte.

Am 3. Juni kam das Gesetz über die Verwaltung von Elsaß-Lothringen zur dritten Lesung. Reichensperger erklärte, daß er im Hinblick auf den Inhalt des ersten Paragraphen, abweichend von einer Anzahl seiner politischen Freunde, in der Lage sich befinde, ‚dem ganzen Gesetzentwurfe zustimmen zu können, obgleich derselbe viel zu wünschen übrig läßt und obgleich es mir sehr schwer ankommt, irgend welcher Dictatur von irgend welcher Dauer für Elsaß-Lothringen zuzustimmen. Bisher hat dieses Land lediglich gelten können als ein militärisch occupirtes Land, in welchem der Machthaber kraft des Kriegszustandes zu walten hatte. Nach Eintritt des definitiven Friedens kann dieser Zustand unmöglich bestehen bleiben. Nach Eintritt des Friedens muß

[1] Vgl. Frankf. Zeitung 1871, Nr. 141, Erstes Blatt.

meines Erachtens das Land einen Souverän im staatsrechtlichen und volksthümlichen Sinne erhalten; es muß organisch gegliedert werden, sei es als ein in sich selbständiger Staat, sei es als Glied eines andern Staatsorganismus. Das scheint mir eine unabweisbare Ordnung, und dieser Ordnung scheint mir der § 1 zu entsprechen. Wie nun für § 1, so glaube ich auch für die übrigen Paragraphen stimmen zu können. Allerdings soll die Dictatur auch fernerhin nach Annahme dieses Gesetzes fortbestehen. Allein diese Dictatur wird eine in ihrer innersten Natur wesentlich veränderte; sie beruht alsdann auf einer rechtlichen Basis. Ich bin ferner auch der Meinung, daß eine Ablehnung des Gesetzes die Abkürzung der Dictatur nicht bloß nicht herbeiführen, sondern mit überwiegender Wahrscheinlichkeit das gegentheilige Resultat haben würde. Ja, ich gebe mich sogar der Hoffnung hin, daß diese Dictatur nicht bis zu dem im § 2 angegebenen Zeitpunkte dauern wird. Ich bedaure, diese Hoffnung nicht auf die bisherige Abstimmung dieses hohen Hauses gründen zu können. Der Antrag, welcher von unserer Seite eingebracht ist, und der namentlich den Zweck hatte, Elsaß-Lothringen eine Landesvertretung zu gewähren, ist trotz der eindringlichsten Begründung gefallen, und zwar mit sehr großer Majorität. Mehr Hoffnung habe ich aber aus den Aeußerungen entnehmen zu dürfen geglaubt, welche der Herr Reichskanzler hier früher aussprach. Er hat unter anderem gesagt: „Was später im Interesse des Reiches und im Interesse der Elsässer geschehen soll, darüber wollen wir vor allen Dingen erst die Elsässer und Lothringer selbst befragen", und dann an einer andern Stelle: „Glauben Sie nicht, daß die Regierung das Bedürfniß hat, von der Dictatur einen längern Gebrauch zu machen, als nothwendig ist", und endlich an einer dritten Stelle: „Es wird mir nie beikommen, zu glauben, daß mir auch das Recht beiwohne, eine Schuld zu contrahiren, wenn die Elsässer und Lothringer nicht selbst befragt wären." Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß sobald als möglich die Elsässer das politische Selbstbestimmungsrecht erlangen; denn nur infolge dieses Rechtes werden die Elsässer allmählich mit unserem deutschen Vaterlande verwachsen und sich als freie Bürger desselben fühlen. Angesichts des § 1 glaube ich auch dem Ganzen des Gesetzes meine Zustimmung geben zu können.'

Am 9. Juni ward die Vorlage betreffend Constituirung des Oberlandesgerichts zu Leipzig als obersten Gerichtshofes für Elsaß-Lothringen in zweiter Lesung angenommen, obwohl Reichensperger dagegen eine Anzahl von schwerwiegenden Bedenken vorgebracht hatte. Am Schlusse seiner Rede betonte er, daß das Gesetz den Wünschen und Anforderungen von Elsaß-Lothringen sehr fern sei, daß es dort sehr böses Blut errege und keineswegs die Verschmelzung der neuen Provinzen mit Deutschland fördern werde. Daß die Bemerkungen des Ministers Leonhardt die Bedenken Reichenspergers nicht

widerlegten, erkannten selbst einige nationalliberale Blätter an[1]. Am 10. Juni vertrat Reichensperger in energischer Weise die Interessen der Stadt **Köln**, betonend, daß die Erweiterung des Festungsgürtels nicht mehr hinausgeschoben werden könne, wenn die Stadt einer normalen innern Entwicklung entgegengehen solle.

Da der Reichstag erst am 15. Juni geschlossen wurde, konnte Reichensperger am folgenden Tage Zeuge des feierlichen Einzuges der siegreichen Truppen sein. Als ‚charakteristisch für unsere Zeit' erschien ihm, daß ‚bei dem Siegeseinzug kein christliches Emblem sichtbar war — desgleichen keine Spur von Volkshumor — nur eine großartige Militärparade'. ‚Wann', fährt das Tagebuch fort, ‚und wo wird der nächste Siegeseinzug stattfinden? Der Kaiser verbindet eine seltene physische Kraft mit einer gewissen Bonhomie, die nach solchen Erfolgen doppelt anerkennenswerth ist.' — Daran reiht sich folgender Rückblick auf die Thätigkeit des Centrums: ‚Alles ist bis jetzt über Erwarten gut gegangen. Die Centrumsfraction hat mit Erfolg operirt. Sehr viele Zustimmungsadressen[2]. Die letzte Verhandlung über die Dotation von vier Millionen Thalern an die Heerführer hätte die Fraction nahezu gesprengt. Windthorst, der mit der größern Hälfte der Fraction gegen die Dotation stimmte, drohte sogar mit seinem Austritte aus der Fraction, als mein Bruder in seiner Rede die Dankbarkeit gegen den König als ein zwingendes Motiv zur Bewilligung mit etwas starken Farben hervorhob. v. Savigny gab der Fraction im Hotel Royal ein Abschiedsessen, um den innern Frieden wiederherzustellen. Die parlamentarische Hetzerei war arg — das Gesamtresultat für unsere Partei hat die Mühen vollauf gelohnt. Zweifelsohne würde vom Reichstag aus die Protestbewegung[3] durch ganz Deutschland und weiter gegangen sein, wenn unsere Centrumsfraction nicht einen Damm gebildet hätte. Im Reichstag befinden sich 125 Katholiken, davon 58 in unserer Fraction, welche das Uebelwollen der andern, die nicht concentrirt waren, im Schach hielt. Von besonderer Wichtigkeit war es, daß wir unter Führung meines Bruders mit der Grundrechtsmotion vorgingen. Durch diese Initiative wurden die Gegner überrascht, bevor sie sich sammeln

---

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1871, Nr. 159.

[2] Die Wähler Reichenspergers hatten eine solche bereits am 7. Mai in einer großen Versammlung beschlossen. Mit Bezug hierauf schrieb Reichensperger an seine Gemahlin: ‚Ich fürchte fast, daß im Jenseits keine Palme mehr unser wartet, da von außen her fortwährend Weihrauch über die Centrumsreihen dringt. Eben steigt solcher wieder in zu starker Masse aus einer Broschüre Baumstarks „Der erste deutsche Reichstag" auf.'

[3] Gemeint ist der Altkatholicismus, den Reichensperger sonst Protest-Katholicismus nennt.

und nach einem gemeinsamen Plane operiren konnten. Windthorst ging nur halb gezwungen mit vor. Die gedachte Motion rief denn auch eine mächtige Bewegung im katholischen Volke und eine große Zahl von Zustimmungsadressen hervor, durch welche zugleich dem Protestkatholicismus der „Altkatholiken" die Spitze abgebrochen ward. Gott sei gedankt!'

Ueber die nächste Zukunft konnte sich ein so scharfblickender Politiker wie Reichensperger keiner Täuschung hingeben. ‚Auf Stürme mancher Art', gestand er am 10. Juli seinem Freunde Crull, ‚halte ich mich gefaßt. Fais que tu dois, advienne que voudra!' Die Anfechtungen, welche sich gegen ihn als ‚Clericalen' richteten, störten seine Seelenruhe nur ‚in überaus geringem Maße. Ich wäre beunruhigter,' heißt es in dem erwähnten Schreiben, ‚wenn die Gegner sich weniger über mich und meine Gesinnungsgenossen ereiferten. Mit Recht kann man uns höchstens den Vorwurf machen, daß wir in das Zeitalter des „Realismus" nicht passen, indem wir an einem durch dasselbe verurtheilten Ideale, dem christlichen, krampfhaft festhalten.' ‚Gegen den Katholicismus zieht ein Sturm los,' heißt es in einem vertraulichen, ‚Köln, den 18. August 1871' datirten Schreiben; ‚die katholische Abtheilung im Ministerium ist bereits aufgehoben, die Infallibilitätswirren werden in rücksichtslosester Weise von der Regierung ausgebeutet. Der Cultusminister v. Mühler maßt sich die Entscheidung darüber an, wer als orthodoxer Katholik zu betrachten sei (der Wollmannsche Handel in Braunsberg u. s. w.). In Bayern ist der gut katholische Graf Bray aus dem Ministerium getreten; kurz, alle Symptome deuten auf Sturm. Wären nur meine Nerven etwas besser conditionirt, so würde ich ohne Scheu den bevorstehenden parlamentarischen Kämpfen entgegensehen, da das Unrecht der Kirchenfeinde ans Absurde grenzt und im katholischen Volke die Widerstandskraft immer lebendiger zu werden scheint.'

Wenige Tage vorher hatte Reichensperger nachstehende, von einer großen Zahl angesehener Bürger Bolognas unterzeichnete Adresse erhalten, die ihn lebhaft erfreute:

‚Geehrter Herr! Mit größtem Interesse wurden jüngst in Italien die Discussionen verfolgt, welche im Deutschen Reichstag zu Berlin sich bei Gelegenheit der an den Kaiser Wilhelm zu richtenden Adresse erhoben haben. Die Italiener, welche der Kirche und dem ehrwürdigen Papst Pius IX. treu geblieben sind, erkannten bald aus dem von Rudolf v. Bennigsen beantragten Adreßentwurf, daß dessen letzter Zweck dahin ging, unter Bestätigung eines die Gerechtigkeit und Civilisation schwer schädigenden Princips den Räubern des Kirchenstaates für alle Gewaltthaten einen Freipaß zu gewähren und das Erbgut des hl. Petrus sowie den Heiligen Vater, der noch immer dessen legitimer und friedlicher Souverän war, allen Ausschreitungen der brutalen

Gewalt der Revolution vollständig preiszugeben. Und diese ebenso der wahren und gesunden Freiheit widerstrebende als dem Katholicismus feindselige Tendenz trat nur zu deutlich im Laufe der lebhaften und großartigen Discussion hervor; sie schien sogar infolge ihres engen Anschlusses an die Vorurtheile der Majorität sowie der klugen Benutzung der Gefühle religiöser Zwietracht einen vollständigen und glänzenden Triumph davonzutragen; so wenigstens verkündeten es schon laut die Revolutionäre Italiens.

‚Allein war auch das Resultat der Abstimmung factisch ein parlamentarischer Sieg der sich so nennenden liberalen Partei, so wurde doch der moralische Sieg von allen Gutgesinnten der Minorität zuerkannt, jener ehrenwerthen Schar, welche mit solcher Kraft, mit so viel Geist und so hohem Muth für die ewigen Lehren des Christenthums und die Herrschaft und Heiligkeit des Rechts eintretend, nicht allein um die katholische Kirche, sondern auch um die gesamte sociale Ordnung sich hohe Verdienste erwarb, indem ganz gewiß, wenn man auf gegnerischer Seite den Altar niederreißt, demnächst auch der Thron stürzen wird.

‚Und jenem moralischen Siege, der sich nicht nach Ziffern bemißt, sondern aller Berechnung entzieht, wurde überall der Tribut der höchsten Bewunderung zu theil; die hochherzigen Worte der Redner der Minorität fanden ein treues Echo in den Herzen der Gutgesinnten; sie waren und werden für die ergebenen und treuen Kinder des Heiligen Vaters in Italien eine neue Ermuthigung sein in den Leiden und Gefahren einer Revolution, die schon zu lange unser Land in unheilvolle Verwirrung stürzt.

‚Ihnen also, edle Vertreter des deutschen Volkes, geehrte Herren von der Centrumsfraction im Deutschen Reichstag, halten wir als Katholiken und Bürger von Bologna uns für verpflichtet, unsern Glückwunsch und Dank auszusprechen, indem wir gleichzeitig zu denselben Principien uns bekennen, denen Sie während jener Discussionen gegen Angriffe und in Vertheidigung so glänzenden Ausdruck gegeben haben.

‚Möge Ihr Banner, auf welchem die Worte glänzen: Iustitia regnorum fundamentum, endlich in der Welt triumphiren! Ermatten Sie nicht, hochherzige Männer, in dem erbitterten, ungleichen, aber eben deswegen um so ruhmvollern Kampfe, den Sie für die heiligsten Güter der Menschheit, für Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit, aufgenommen haben.

‚Jüngst ersahen wir aus den Zeitungen, daß von Bologna an Herrn v. Bennigsen eine Gratulationsadresse abgegangen für die ausgezeichneten Dienste, die er Italien geleistet; auch haben wir den gedruckten Text gelesen, jedoch ohne Unterschriften. Wir halten es darum für angezeigt, eine der Bürgerschaft von Bologna in jener Adresse ins Angesicht geschleuderte Ver-

leumdung gerade dort zurückzuweisen, wo die Unterzeichner sie zu Mitschuldigen an ihrer gottlosen Erklärung zu machen gedachten.

‚Bologna hat bei zu vielen Veranlassungen glänzende Beweise seines Glaubens gegeben, als daß man vor verständigen Leuten sich auf seinen Namen in einer Adresse berufen könnte, wie sie von der „Unione liberale“ von Bologna an Bennigsen gerichtet wurde, eine Adresse, welche so große Lästerungen und Häresien gegen die katholisch-apostolisch-römische Religion enthält, gegen jene Religion, welche das Volk von Bologna als kostbares, von seinen Vätern überkommenes Erbtheil bewahrt, und die es alle Tage öffentlich und feierlich in seinen Tempeln wie auf den öffentlichen Plätzen und Straßen seiner Stadt bekennt, eine Adresse endlich, welche so viele Beleidigungen gegen die Majestät des Heiligen Vaters enthält, gegen dessen unwürdige Beraubung unlängst noch von 33000 Bolognesern in feierlichster Weise Protest erhoben worden ist.

‚Wollen Sie, geehrter Herr, diesen Ausdruck unserer Gesinnung, der zugleich das treue Echo katholischer Herzen in Italien ist, zur Kenntniß Ihrer geehrten Herren Collegen bringen!‘

Anerkennungen dieser Art waren für Reichensperger nur ein Sporn zu weiterem rastlosen Wirken. Selbst während eines Ausfluges, den er Ende Juli nach Frankfurt zum Besuche von Steinle und Janssen machte, war er nicht müßig. In der Waldeinsamkeit von Niederrad bei Frankfurt, wo Janssen damals weilte, arbeitete er an einer Broschüre über Shakespeare und vollendete einen Artikel über das Centrum für die Brüsseler ‚Revue générale‘. Aber die Nerven verlangten doch ihr Recht, und so entschloß sich Reichensperger, zur Stärkung für die bevorstehende parlamentarische Campagne Mitte August wieder sein Blankenberghe aufzusuchen. Auch Bruder Peter fand sich dort ein. v. Pradt, Minister des königlichen Hauses, suchte die beiden Brüder auf und ließ sich von ihnen über die deutschen Zustände, besonders über den ‚Altkatholicismus‘, berichten. ‚Pradt sprach seinerseits ziemlich eingehend über Belgien und Frankreich. Sein „Freund“ Thiers sei ein homme pacifique; mit den belgischen Voltairianern gehe es zu Ende; noch heute habe Devaux[1] gesagt, daß dieselben mehr und mehr das Selbstvertrauen verlören. Der gegenwärtige wie der vorige König hätten systematisch stets mit der jeweiligen Opposition etwas kokettirt, um sich die Minister nicht allzusehr über den Kopf wachsen zu lassen. Heute Abend machte ich die Bekanntschaft des Geistlichen Raths v. Oberkamp aus München; unter anderem sagte er, daß die Döllingerianer, insbesondere Friedrich, stark an Cardinal Hohenlohe arbeiteten, um denselben für ihre

[1] ‚Pradts Schwager, früher ungläubig, seit ca. zwölf Jahren catholique pratiquant, hatte das Vertrauen des verstorbenen Königs in noch höherem Maße als sein Studiengenosse Conway, Intendant der Civilliste.

Sache zu gewinnen. N. N. meint, das neue Ministerium Hegnenberg gehe ins preußische Fahrwasser, in welchem sich bereits die bayrische Armee bewege dank der zerfahrenen Sorglosigkeit des Königs. In gleicher Weise äußert sich Greindl, der belgische Gesandte in München: er habe während seines zweijährigen Aufenthaltes in München nur einmal mit dem König, der sich vollständig isolire, gesprochen und denselben ganz intelligent gefunden. — Der Minister de Pradt erzählt mir, Napoleon III. habe es mit den Engländern verdorben, weil er Savoyen hinter ihrem Rücken an sich gebracht. v. Overkamp sagt mir, Cardinal Pitra habe den Erzbischof von München in seinem Vorgehen gegen Döllinger geleitet. Ich übergebe Pradt meinen Artikel aus der „Revue générale".'

Dieser Aufsatz erregte bald in ganz Deutschland das größte Aufsehen. Die bedeutendsten katholischen Zeitungen, ,Germania' und ,Kölnische Volkszeitung', brachten ihn in Auszügen und knüpften daran Nachweise über die Paritätsverhältnisse in Preußen [1]. Reichensperger erörterte in dem genannten Aufsatze ebenso klar wie objectiv die Stellung der Centrumsfraction im Deutschen Reichstage wie die damalige Lage. Er theilt in demselben zunächst das Programm der Centrumsfraction im Wortlaute mit, dem die Fraction während der abgelaufenen Session des Reichstages in allem treu geblieben ist. Namentlich, so betont der Verfasser, habe die Fraction von jedem Extrem sich fern gehalten und am allerwenigsten eine systematisch oppositionelle Stellung gegenüber der Regierung eingenommen.

,Allein schon die bloße Thatsache, daß die Fraction aus Katholiken bestand, welche entschlossen waren, das Recht und die Freiheit ihrer Kirche gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und daß dieselben in den blühendsten und intelligentesten Theilen Deutschlands, in welchen der Pseudo-Liberalismus seine Herrschaft für fest begründet erachtet hatte, gewählt worden waren, war hinreichend, um eine Coalition aller kirchenfeindlichen Elemente gegen die Fraction zuwege zu bringen. Schon gleich bei der Adreßdebatte begann das Sturmlaufen gegen dieselbe. Der von der nationalliberalen Partei proponirte Adreßentwurf enthielt neben einigen die Geschichtsanschauung der Gegner des Papstthums verherrlichenden Phrasen wörtlich den Satz: „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren." Offenbar und selbst zugestandenermaßen war die Spitze dieses alles Völkerrecht negirenden Satzes gegen Rom gerichtet; nicht einmal durch diplomatische Vorstellungen sollte die italienische Revolution in der Verwirklichung ihrer Pläne gegen die

[1] Siehe namentlich Köln. Volkszeitung 1871, Nr. 310. Die Artikel der ,Germania' erschienen gesammelt als Broschüre: ,Die Parität in Preußen' von Dr. P. Majunke.

Souveränität des Oberhauptes der katholischen Welt genirt werden. Im übrigen dachte natürlich niemand von der Majorität des Parlamentes daran, dem mächtigen Deutschen Reiche eine absolute Passivität im Verhältniß zu den Nachbarstaaten zuzumuthen. Die Partei des Centrums brachte einen Gegenentwurf ein, welcher nur die obengedachten Theorien nicht enthielt, im übrigen aber mit dem Adreßentwurfe der Liberalen übereinstimmte. Weder direct noch indirect war in dem Gegenentwurf eine Intervention zu Gunsten des Papstes gefordert, überhaupt nichts darin gesagt, was irgend einen Anstoß, sei es bei der Regierung, sei es bei den andern Parteien, hätte erregen können, wie derselbe denn auch auf keiner Seite einer Kritik begegnete. Selbst die „Augsburger Allgemeine Zeitung", das Hauptorgan des kirchenfeindlichen Liberalismus, konnte nicht umhin, dem Adreßentwurfe des Centrums „nach Form und Inhalt" den Vorzug zuzuerkennen. Obgleich solchergestalt das Centrum sich bloß abwehrend verhielt und seine Redner die größte Mäßigung beobachteten, erging doch eine wahre Sturmfluth von Invectiven über dieselben und ihre Kirche, sowohl im Parlamente als in der Journalistik. — Alle andern Parteien, die sogen. conservative nicht ausgenommen, vereinigten sich gegen das Centrum, dessen Entwurf demnach nur ungefähr sechzig Stimmen erhielt. Das gleiche Schicksal hatte ein Antrag, welchen bald nachher das Centrum im Interesse der bürgerlichen Freiheit einbrachte. Der Antrag ging dahin, gewisse durch die preußische Verfassung sanctionirte Grundrechte in die Verfassung des Deutschen Reiches aufzunehmen. Da sich unter diesen Grundrechten auch die durch den Artikel 15 der preußischen Verfassung garantirte Selbständigkeit der Kirche — der evangelischen wie der katholischen — befindet, so ward dieser Antrag auf das äußerste bekämpft, und zwar auch von seiten der großen Mehrzahl derjenigen katholischen Abgeordneten, welche nicht zur Fraction des Centrums gehören. Zu diesen Abgeordneten zählte auch der seitdem viel genannte schlesische Graf Frankenberg. Derselbe hatte seinen Wählern schriftlich versprochen, im Sinne des Antrages der Centrumsfraction zu stimmen; in seiner Rede gegen den Antrag erklärte er indes, daß er den von dieser Fraction gewählten Zeitpunkt nicht für den passenden halte — als Nichtjurist kannte er wahrscheinlich den Rechtssatz nicht: „Quod sine die debetur, statim debetur."

„Im weitern Verlaufe der Session trat die Centrumsfraction mit keinem selbständigen Antrage mehr hervor, welcher in irgend einer Weise Grund zu Angriffen gegen dieselbe hätte an die Hand geben können. Um so eifriger wurden die Wahlprüfungen zu solchen Angriffen gegen die „clericale Partei" benutzt, so daß das Centrum sich unter einem fortwährenden Kreuzfeuer befand.

„Bei allen vorstehend erwähnten Vorkommnissen verhielt die Reichsregierung sich vollkommen passiv, so daß es zu einem eigentlichen Conflicte zwischen ihr

und der Partei des Centrums nicht gekommen ist. In der Debatte über Elsaß-Lothringen trug die Centrumspartei darauf an, diesen eroberten Landestheilen möglichst freie Bewegung und eine Verfassung im vollen Sinne des Wortes zu gewähren. Eine bestimmte Zusage machte Fürst Bismarck in dieser Beziehung zwar nicht; im übrigen aber stimmten seine Reden mit denen der Abgeordneten Windthorst und Reichensperger weit mehr überein als mit denen der Vertreter der andern Fractionen. Ueberhaupt kann kein Fall namhaft gemacht werden, in welchem die Centrumspartei sich in schroffer Opposition gegen den allmächtigen Staatsmann gestellt hätte; sie widerstand sogar dem Drängen von außen her auf eine Interpellation in betreff der römischen Frage, um nicht aufregende Debatten zu veranlassen, sowie auch um nicht einmal den Schein zu erwecken, als mißtraue sie den Absichten des Kaisers und des Reichskanzlers. Nichtsdestoweniger entstand schon während des Laufes der Session das Gerücht, es laste die Ungnade des Reichskanzlers auf der Fraction des Centrums. Die „Deutsche Reichs-Correspondenz", das Organ der sogen. freiconservativen Partei, gab diesem Gerüchte Begründung durch die Mittheilung, Graf Tauffkirchen habe im Auftrage des Fürsten Bismarck bei dem Cardinal Antonelli die Fraction des Centrums einer aggressiven Haltung gegen die Reichsregierung beschuldigt, und habe der Cardinal seiner Mißbilligung dieser Haltung sowohl gegenüber dem Grafen Tauffkirchen als auch in einem an den Vorstand der Fraction gerichteten Schreiben Ausdruck gegeben. Diese letzte wiederholt aufgestellte Behauptung wurde wiederholt von seiten des Fractionsvorstandes in den öffentlichen Blättern dementirt. In die Enge getrieben, ließ darauf die „Deutsche Reichs-Correspondenz" den oben genannten Grafen Frankenberg selbst in den Vordergrund treten, als dessen Gewährsmann schließlich der Fürst Bismarck in Person mit der Versicherung hervortrat, jener Tadel sei in Wirklichkeit seitens des Cardinals ausgesprochen worden. Dies veranlaßte den Bischof von Mainz zu einer Anfrage bei dem Cardinal, welcher erwiderte, ihm sei die unrichtige Mittheilung gemacht worden, es habe die Partei des Centrums auf eine sofortige Intervention des deutschen Kaisers zu Gunsten des Papstes gedrungen; nur solches Drängen habe er unter den obwaltenden Verhältnissen für nicht angemessen erklärt. Zugleich versicherte der Cardinal dem Bischof von Mainz sowohl als auch andern Personen, welche ihm nahe kamen, daß er für die Bestrebungen wie für die Personen der Mitglieder des Centrums eine besondere Achtung hege. Damit war denn der Versuch, die Centrumsfraction von Rom aus bei dem katholischen Volke discreditiren zu lassen, gescheitert, wie dies auch eine sehr große Zahl von Adressen bewies, in welchen dieses Volk der Fraction seine volle Zustimmung erklärte und sie zum muthigen Ausharren aufforderte. Insofern hatte jener Versuch einen komischen Beigeschmack, als man bis dahin die Fraction

stets dadurch zu discreditiren bemüht gewesen war, daß man sie als blindes Werkzeug in den Händen der römischen Curie darstellte, von welcher sie in Bezug auf alle wichtigen Fragen das Losungswort erhalte.

‚Diese Vorkommnisse würden kein allgemeineres Interesse darbieten, wenn sie nicht offenbar als das Vorspiel zu einer Action von noch unberechenbarer Tragweite sich zu erkennen gäben. Nicht die Handlungen der Centrumsfraction sind die Veranlassung zur Anfeindung derselben, ihre Existenz ist ihr Verbrechen. Die kirchenfeindlichen Parteien, ohne Unterschied der politischen Farbe, hatten darauf gerechnet, daß der erste deutsche Reichstag dem „Romanismus“ in Deutschland den ersten Stoß versetzen, daß auf den Trümmern desselben im weitern Verfolge eine deutsche Nationalkirche sich erheben, und diese sich endlich zu einem kosmopolitischen Humanismus, ohne Dogmen, ohne Sacramente und ohne Altäre, dem Ideale des Freimaurerthums, verklären werde. Die Constellation erschien in der That äußerst günstig für die Realisirung eines solchen Planes. Die beiden großen, vorherrschend katholischen Nationen lagen besiegt am Boden; die romanischen Stämme warfen fiebernd sich auf dem Krankenbette umher; das Oberhaupt der katholischen Kirche saß als Gefangener im Vatican, und endlich schien ein Schisma aus Anlaß des Infallibilitätsdogmas eine Bresche legen zu sollen, durch welche dann der erste Anlauf gegen die Widerstrebenden bewerkstelligt würde. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt, wie ein altes Sprichwort sagt.‘

‚Schon die Wahlen für die preußische Deputirtenkammer und den Deutschen Reichstag wirkten lähmend auf die Weltverbesserer, indem diese Wahlen eine Energie im katholischen Volke offenbarten, welche nicht so ohne weiteres gebrochen werden konnte. Das compacte Auftreten der aus diesen Wahlen hervorgegangenen Abgeordneten ließ es denn auch den Berliner gesetzgebenden Versammlungen kaum möglich erscheinen, das Signal zu einer Ueberrumpelung des Katholicismus zu geben; vielmehr hoffte man dort, daß die Initiative von München ausgehen werde, wo ja auch der „Luther des neunzehnten Jahrhunderts“ zuerst die Fahne des Aufstandes gegen das „romanische Papstthum“ aufgepflanzt hatte. Mittlerweile waren aber auch in München bereits gar manche Enttäuschungen eingetreten. Man hatte dort darauf gerechnet, daß der Bischof von Rottenburg mit seiner kirchlichen Autorität der wissenschaftlichen des Professors Döllinger zu Hilfe kommen, ihr die höhere Weihe ertheilen werde. Noch fester hielt man sich versichert, daß eine große Zahl von Zöglingen der theologischen Facultäten bei den deutschen Universitäten dem Rufe Döllingers und seiner gelehrten Gesinnungsgenossen folgen würde. Hatte doch Döllinger sogar öffentlich es ausgesprochen, daß Tausende von Priestern gerade so dächten wie er! Allein der Bischof v. Hefele ist dem Papste und der Kirche treu geblieben,

und die deutsche Priesterschaft hat, wie aus einem Munde, vor aller Welt jene Aeußerung Döllingers für eine Verleumdung erklärt. Auch der König von Bayern, welcher dem Professor Döllinger so manchen Beweis besonderer Huld gegeben hatte, trug längere Zeit hindurch Bedenken, demselben seinen Arm zu leihen, da er es sich kaum verhehlen konnte, daß die antikirchliche Bewegung vorzugsweise von seiten einer politischen Partei gefördert wird, deren Bestreben dahin geht, die Dynastien zweiter und dritter Ordnung zu mediatisiren, um ein centralisirtes und unificirtes Deutschland nach dem Vorbilde des französischen Empire zu stande zu bringen. Natürlich findet dieses Bestreben von seiten der Demokraten die bereitwilligste Unterstützung, da ein solches Empire auf breitester „liberaler" Grundlage mit einer Art von Naturnothwendigkeit zur Republik führt, zumal wenn zuvor noch mit den religiösen und historischen Traditionen aufgeräumt ist.

‚Gleich nach dem Schluß der Reichstagssession ward von Berlin aus ein heftiges Feuer gegen die „Clericalen", ganz insbesondere gegen die Centrumsfraction eröffnet. Die officiösen Journale zogen alle Schleusen auf, um die Hindernisse von der Bahn des „modernen Fortschrittes" hinwegzuschwemmen und den auf die bayrische Regierung längst schon geübten diplomatischen Druck zu verstärken. Natürlich machte die gesamte Journalistik Deutschlands, ein Dutzend Zeitungen etwa ausgenommen, Chorus mit der officiösen, so daß eine Katholikenhetze begann, wie sie seit jener Zeit, in welcher man den Kölner Erzbischof Clemens August mit bewaffneter Macht nach der Festung Minden brachte, unter dem Vorgeben, daß er mit zwei revolutionären Parteien gegen den preußischen Staat conspirire, nicht mehr vorgekommen war. Die Katholiken Deutschlands sind an solche Anklagen gewöhnt. Dieselben haben bereits alle möglichen Variationen durchgemacht: je nachdem die Situation angethan war, hat man sie, namentlich aber die katholischen Rheinländer, hintereinander beschuldigt, mit Frankreich, Belgien, Bayern, Oesterreich gegen Preußen zu complottiren und nur den Papst als ihren legitimen Souverän zu betrachten. Im Ausland wird man kaum glauben können, was ich hier sage, und wenn man es glaubt, darüber lachen. Für die preußischen Katholiken aber haben diese und ähnliche Absurditäten, welche man ihnen nachsagt, eine sehr ernste Seite. Abgesehen davon, daß die stete Wiederholung solcher gehässiger Verdächtigungen die öffentliche Meinung in den vorherrschend protestantischen Landestheilen Deutschlands irre führt und verfälscht, dienen dieselben als Vorwand, um den Katholiken die Gleichberechtigung mit den übrigen Staatsangehörigen thatsächlich vorzuenthalten. So sind z. B. alle hohen, einflußreichen Staatsämter, mit den allerseltensten Ausnahmen, von Protestanten besetzt, welche selbstverständlich in jeder Beziehung vorzugsweise die Interessen ihrer Glaubensgenossen fördern, ja sogar pflichtmäßig

fördern müssen, da die ihrer Kirche getreuen Katholiken sozusagen officiell als schlechte Patrioten gestempelt sind. Ein genaues Verzeichniß der Staats- und Gemeindebeamten Deutschlands nach ihrer Confession würde eine sehr schätzbare Bereicherung der Wissenschaft der Statistik sein, indem es so jedem Zweifel darüber ein Ende machte, in welcher Art das Suum cuique, die grundsätzliche, ausgesprochene Parität, unter den christlichen Confessionen praktisch verwirklicht wird. Gewiß wird von Amts wegen eine solche Arbeit niemals ausgeführt oder doch veröffentlicht werden. Deshalb wäre die Bildung einer Privatassociation zu diesem Zwecke ein dringendes Bedürfniß. Vielleicht würde eine solche Arbeit endlich dem steten Zeitungsgerede von schwarzem Undank der Katholiken gegen die preußische Regierung ein Ziel setzen.

‚Der Gerechtigkeitssinn des Königs Friedrich Wilhelm IV. und demnächst die aus den Ereignissen des Jahres 1848 hervorgegangenen Verfassungen haben der katholischen Kirche und ihren Organen eine Freiheit der Bewegung gewährt, wie eine solche seit der Zeit des westfälischen Friedens in keinem deutschen Staate bestand. Die Katholiken Preußens erkannten dies dankbar an und gaben sich der Hoffnung hin, daß die zu ihrem Nachtheil vorhandene, zum Theil schreiende Ungleichheit, namentlich in betreff der Besetzung der Staatsämter und der Universitäts-Lehrstühle, allmählich im Geiste der Billigkeit ausgeglichen würde. Solche Hoffnung erschien in jüngster Zeit doppelt berechtigt, nachdem in dem Kriege gegen Frankreich die Katholiken mit gleicher Hingebung wie die Protestanten auf den Schlachtfeldern ihr Blut vergossen und freudig die schwersten Opfer gebracht hatten, in welcher Beziehung die Ordensleute insbesondere, wie dies der soeben publicirte Bericht der katholischen Malteser-Genossenschaft mit Zahlen beweist, auf das glänzendste hervorleuchteten. Allein diese Hoffnung ist bereits ernstester Besorgniß gewichen.

‚Der Thatendrang des Fürsten Bismarck scheint keine Ruhe ertragen zu können. Nachdem er die auswärtigen Feinde niedergeworfen hat, geht er, wenn nicht alle Anzeichen trügen, darauf aus, im Innern von Deutschland sich an den Katholiken künstlich Gegner zu schaffen, welche er die Schwere seines Armes fühlen lassen kann. Vielleicht läßt er sich aber auch durch die Ansicht bestimmen, daß der militärische Unitarismus nothwendig den politischen und religiösen Unitarismus zur Unterlage oder zum Complemente haben müsse, um auf dauernder Grundlage zu ruhen. Jedenfalls ist dies die Ansicht unserer „Liberalen“, deren Gebaren unwillkürlich an die Worte des Tacitus: Ruere in servitium, erinnert, nachdem sie früher, als v. Bismarck das Steuer der Regierung ergriff, denselben auf das maßloseste angefeindet hatten. Diesen Anbetern des Erfolges stehen als willkommene Aliirte diejenigen Katholiken zur Seite, welche den Beschlüssen des Vaticanischen Concils keine Folge leisten wollen. Im liberalen Kauderwelsch werden diese Neuprotestanten

als Altkatholiken bezeichnet, während die ungeheure Mehrzahl der Katholiken, welche nach wie vor die Autorität des Papstes und des Episkopates in kirchlichen Dingen höher als die der Professoren halten, als Neukatholiken bezeichnet werden, d. h. als solche, welche von Glauben und Kirche abgefallen sind. Im Auslande wird man nicht begreifen können, wie es möglich ist, die Bedeutung eines Wortes dergestalt in ihr gerades Gegentheil umzuwandeln, zumal in Deutschland, dessen Intelligenz so hoch gepriesen zu werden pflegt.

'Allein nicht bloß die kirchenfeindlichen Zeitungen nehmen sich diese Freiheit, auch der preußische Cultusminister behandelt diejenigen Katholiken, welche der Stimme des Papstes und der Bischöfe folgen, als Rebellen gegen ihre Kirche und damit zugleich als Rebellen gegen den Staat. Sofort nach dem Schlusse des Concils nahm er diejenigen Professoren, welche den Beschlüssen desselben und ihren Bischöfen den Gehorsam versagten, selbst wenn diese Professoren zugleich Priester waren, unter seinen Schutz und bestärkte sie in ihrer Auflehnung gegen die kirchliche Autorität. Ueberall, wo sich nur irgend Gelegenheit oder ein Vorwand dazu bietet, wird von oben herab die Autorität der Bischöfe denjenigen preisgegeben, welche den denselben feierlich gelobten Gehorsam verweigern oder überhaupt den Polizeistock gegen den bischöflichen Krummstab anrufen. Von allen Seiten her werden immer mehr Stimmen laut, daß mit dem „Romanismus" gründlich aufzuräumen, die „deutsche Wissenschaft" an die Stelle des päpstlichen Aberglaubens zu setzen sei, und zwar ertönen solche Stimmen auch aus Blättern, welche ihre Inspiration von den ministeriellen Bureaus zu erhalten pflegen. Allein trotz aller Machtfülle der preußischen Regierung bleibt es doch, zum schweren Herzeleid der Centralisten, immer bedenklich, eine förmliche Katholikenverfolgung in Scene zu setzen, sofern nicht auch die andern deutschen Regierungen, wenigstens die größern unter denselben, der Kirche den Krieg ankündigen. Nun aber war die württembergische Regierung so weise, gleich von vornherein zu erklären, daß sie die Beschlüsse des Vaticanischen Concils so lange zu ignoriren gedenke, als nicht auf Grund derselben der Verfassung oder den Gesetzen des Königreiches thatsächlich zuwider gehandelt werde. Dieser Fall wird indes schwerlich jemals eintreten. Daher wird das württembergische Ministerium, falls nicht etwa die nationalliberale Partei, welche in der Stuttgarter Deputirtenkammer bereits Lärm zu schlagen begonnen hat, ihm eine andere Politik aufzwingt, sich der Bewegung innerhalb der Kirche gegenüber schlechthin passiv verhalten, wie ja auch in Belgien, Holland, England und Nordamerika, überhaupt in allen Staaten, welche es mit der echten Freiheit ernstlich meinen, die leitenden Staatsmänner sich durch das Vaticanische Concil die Nachtruhe nicht im mindesten stören lassen und zugleich es unter ihrer Würde halten, dasselbe als Vorwand zur Begründung des Cäsaropapismus zu

benutzen. Wie bereits oben bemerkt, wird auf den weitern Verlauf der in Rede stehenden Bewegung die Haltung der bayrischen Regierung von erheblichem Einfluß sein. Der Druck, welcher von Preußen im Verein mit allen kirchenfeindlichen Parteien auf diese Regierung geübt worden ist, hat bereits den Austritt des seiner Kirche treu ergebenen Grafen Bray aus dem Ministerium zuwege gebracht; allein der König scheint doch immer noch nicht fest entschlossen zu sein, durch einen offenen Bruch mit der kirchlichen Autorität unabsehbare Wirren über sein ohnehin schon tief erschüttertes Land zu bringen und denjenigen seiner Unterthanen, welche sich als die treuesten Anhänger der Wittelsbacher Dynastie erwiesen haben, durch Gewissenszwang ihre Treue zu lohnen.'

‚Nachdem ich', fährt Reichensperger fort, ‚vorstehend die augenblickliche Situation in ihren allgemeinsten Zügen dargelegt habe, kann ich mich nunmehr der Frage zuwenden, welche Stellung voraussichtlich die Repräsentanten der von ihrer Kirche nicht abgefallenen Katholiken in den gegen den Schluß dieses Jahres wieder zusammentretenden gesetzgebenden Versammlungen des Deutschen Reiches und Preußens einnehmen werden. So viel scheint mir vor allem gewiß zu sein, daß der Verkehr, in welchem bis dahin diese Abgeordneten mit ihren Wählern gestanden haben, nur geeignet war, sie in dem Entschlusse zu befestigen, muthig den Kampf gegen die Staatsallgewalt sowohl als gegen den revolutionären Absolutismus fortzuführen und für das Recht ihrer Kirche wie für jedes verfassungsmäßige Recht gegen die falschen Freiheitsapostel wie gegen ministerielle Willkür einzutreten. Für nicht minder gewiß erachte ich es ferner, daß dieselben nur mitleidig lächelnd auf diejenigen herabsehen werden, welche etwa nach dem Vorgange der kirchenfeindlichen Zeitungen den traurigen Muth haben sollten, sie als schlechte Patrioten, wenn nicht gar als Conspiratoren mit dem Auslande oder der communistischen Internationale (bis zu diesem Aberwitze haben sich in der That bereits gewisse Blätter verstiegen) darzustellen. Nichts anderes vielleicht beweist schlagender, wie sehr es an gegründeten Anklagepunkten gegen die Mitglieder des Centrums fehlt, als daß man zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt. Diejenigen, welche es thun, können unmöglich an das, was sie sagen, glauben oder sich auch nur einbilden, es andere glauben zu machen. Die Mitglieder der beiden Centrumsfractionen gehören meist zu den angesehensten Persönlichkeiten ihrer Wahlbezirke; viele von ihnen haben Staatsämter bekleidet oder bekleiden dieselben noch wirklich mit Ehren; mehrere der preußischen Centrumsmitglieder sind schon während einer langen Reihe von Jahren als Abgeordnete in Wirksamkeit gewesen und haben der Regierung in den schweren Krisen, welche dieselbe im Jahre 1848 und später zu bestehen hatte, treu zur Seite gestanden, mitunter auf Kosten ihrer Popularität; ja sie haben die Regierung nicht selten gegen die Angriffe von solchen vertheidigt, welche heute die Staatsgewalt

gegen sie aufhetzen. Dankbarkeit darf natürlich niemand erwarten, der seine Kraft und seine Zeit den Kämpfen für das Recht und die Wahrheit, besonders die kirchliche Wahrheit, in der politischen Arena zuwendet; aber auf Verleumdungen der oben erwähnten Art konnten die Führer des Centrums und deren gleichgesinnte Freunde doch nicht füglich gefaßt sein. Das einzige thatsächliche Moment, welches gegen die hervorragenden Mitglieder der Centrumsfraction aus Hannover und Bayern angeführt wird, besteht darin, daß erstere die Annexion des Königreichs Hannover an Preußen mißbilligt, und daß letztere in der bayrischen Deputirtenkammer den Eintritt Bayerns in den deutschen Reichsverband zu verhindern gesucht haben. Diese Abgeordneten haben aber die öffentliche Erklärung abgegeben, daß sie nunmehr, nachdem die Entscheidung gefallen ist, der neuen Ordnung der Dinge sich nicht bloß fügen, sondern auch zur Befestigung derselben mitwirken wollten, was freilich nur geschehen kann, wenn man die nationalliberale Partei bekämpft, deren Tendenz nicht auf die Befestigung der Reichsverfassung, sondern unverhohlen auf die Beseitigung ihres föderalistischen Grundcharakters gerichtet ist. Niemand hat das Recht, in das Wort und den Charakter jener Männer auch nur das leiseste Mißtrauen zu setzen; vielmehr verdienen sie dadurch gewiß die Achtung aller Ehrenmänner, daß sie das von ihren Vorfahren Ueberkommene in echt conservativem Sinne mit allen Mitteln des Rechtes vertheidigten und zu erhalten suchten. Der Centrumsfraction im deutschen Parlament gehört auch der soeben zur Disposition gestellte, d. h. seines Amtes enthobene Director der zugleich mit ihm zur Disposition gestellten katholischen Abtheilung im Cultusministerium, Herr Kraetzig, an.

‚Diese aus drei Räthen katholischer Confession gebildet gewesene Abtheilung war von Friedrich Wilhelm IV. in der wohlwollenden Absicht gegründet worden, den Katholiken Preußens eine Art von Bürgschaft dafür zu gewähren, daß über ihre kirchlichen Angelegenheiten wenigstens nicht ohne den Beirath ihrer Glaubensgenossen von Protestanten entschieden würde. Der Director der Abtheilung hatte nämlich bloß eine berathende, keine entscheidende Stimme. Die Existenz dieser katholischen Abtheilung trug viel dazu bei, die Katholiken Preußens über die Thatsache hinwegsehen zu lassen, daß die Fürsorge für ihre kirchlichen Interessen in die Hände von Akatholiken gelegt war, indem mit nur einer Ausnahme kein Katholik im Ministerrathe saß, geschweige jemals denn ein Katholik das Amt eines Unterrichtsministers bekleidete. Der unter dem 8. Juni erfolgten Aufhebung dieser Abtheilung darf um so mehr eine symptomatische Bedeutung beigemessen werden, als die kirchenfeindlichen Zeitungen die Maßregel einstimmig mit demselben Jubel begrüßt haben, mit welchem die im Elsaß gegen die Schulbrüder und die katholische Zeitungspresse ergriffenen Maßregeln von ihnen willkommen geheißen worden waren.

Natürlich kann die Centrumspartei gegen die zur Zeit herrschende Strömung nur mit dem Bewußtsein ankämpfen, von der Majorität erdrückt zu werden; darum aber wird sie hoffentlich nicht minder entschieden für das Recht und die Freiheit kämpfen, in der Hoffnung auf bessere Tage, jedenfalls in dem Bewußtsein, eine Gewissenspflicht nicht bloß gegen die Kirche, sondern auch gegen den Staat zu erfüllen.

‚Die Hoffnung, daß die dunkeln Wolken, welche seit den letzten Monaten über Deutschland sich gesammelt haben, ohne vorherigen Gewittersturm wieder verschwinden werden, gründet sich auf die staatsmännische Einsicht, die persönlichen Erfahrungen und das Herz des Kaisers Wilhelm. Es läßt sich kaum denken, daß der lorbeergekrönte Monarch, nachdem er mit Hilfe der Tapferkeit und der treuen Hingebung des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit den Frieden nach außen hin erkämpft hat, in eine Verfolgung von Millionen Deutschen, um ihres Glaubens wegen, einwilligen und den innern Frieden preisgeben werde, einen Frieden, welcher hauptsächlich das Werk seines königlichen Bruders ist, dessen Andenken um deswillen die ihrem Glauben treu gebliebenen Katholiken segnen. Sobald nur erst einmal die vereinte Stimme dieser Katholiken zum Throne vordringt, wird die Erhörung derselben schwerlich lange auf sich warten lassen. Aber auch der dem Throne am nächsten stehende, durch ein Glück fast ohnegleichen so hoch gehobene Staatsmann, dessen Namen, schwerlich mit seiner Einwilligung, die Feinde der Kirche auf ihrer Fahne führen, wird, wenn die begonnenen Wirren immer größere Dimensionen annehmen, sich nicht wohl der Einsicht verschließen können, daß es weit schwerer ist, mit moralischen als mit physischen Factoren zu rechnen, und daß die Polizeimaschinerie gegen erstere nicht ausreicht. Er wird in ernste Erwägung ziehen, ob es ritterlich ist, mit den enormen in seinen Händen liegenden materiellen Mitteln des Staates einen Kampf gegen solche zu führen, welche ihm nichts anderes entgegensetzen können und wollen als die passive Kraft und eine Energie, wie sie die Ueberzeugung gewährt, daß es die Wahrung der höchsten idealen Güter der Menschheit gilt. Vielleicht aber werden alle diese Hoffnungen sich als ebenso viele Täuschungen erweisen; vielleicht beginnt auch in unserem deutschen Vaterlande jener unheilvolle Kampf, der bereits die besten Kräfte anderer Länder aufzehrt, indem er die gefährlichsten Leidenschaften entfesselt. Die Katholiken Deutschlands haben sich alsdann auf eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten gefaßt zu halten, schwere Prüfungen ihres Glaubensmuthes zu bestehen; Opfer aller Art werden sie für ihren Glauben bringen müssen, eingedenk der Lehre des Evangeliums, nicht bloß dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, sondern auch Gott, was Gottes ist. Wie es indes auch immer kommen, welche Wechselfälle der Kampf auch mit sich führen möge, die Kirche Gottes, welcher das Dulden stets den höchsten Glanz

gegen sie aufhet [illegible] Unglauben wie mit der falschen,
Kraft und [illegible] Deus der Welt neu verkündenden
sonders die [illegible] est veritas et praevalebit — groß
Verleumdun[illegible] [illegible]
und [illegible] [illegible]nsperger eine fast dreiwöchige Schwurgerichts-
thätig[illegible] ihn die auf den 16. October 1871 festgesetzte
trun[illegible] wieder nach der Hauptstadt. ‚Ich reise schweren
[illegible] 18. October. ‚Wenn nur meine Nerven den bevor-
[illegible]halten! Mein letzter Artikel in der „Revue générale“
[illegible] Weise gegen die Centrumspartei und meine Person aus-
[illegible] que la vérité qui blesse. Möge Gott schützen und helfen!‘
[illegible] und Reichensperger ‚die Aspecten für unsere Sache sehr
[illegible] daß ihn ‚mitunter Muthlosigkeit anwandelte‘, so fest er sich
[illegible]genommen hatte, die Zukunft Gott allein zu überlassen‘. ‚Bis jetzt‘,
[illegible] am 2. November, ‚ist der vom Vicepräsidenten Hohenlohe angekündigte
[illegible] noch nicht losgebrochen; er wird aber schwerlich ausbleiben.‘

Gleich zu Anfang des Berliner Aufenthaltes machte Reichensperger einige interessante Bekanntschaften. So lernte er in einer Gesellschaft Ranke kennen, der ihn ersuchte, ein von ihm erworbenes Reliquienaltärchen ansehen zu wollen. Bei Hermann Grimm traf er mit Fontane zusammen, ‚welcher im Krieg 1870 in dem Geburtsort der Jungfrau von Orleans verhaftet wurde und wochenlang in Todesgefahr schwebte. Durch die seitens der hiesigen Familie v. Wangenheim veranlaßte Intervention des Cardinals Mathieu ward er freigegeben. Er scheint ein feingebildeter Kopf zu sein; äußerte sich sehr treffend über die hiesigen Kunstzustände, das Brandenburger Thor, die Neubauten‘.

Besonders werthvoll war Reichensperger der nähere Verkehr mit dem amerikanischen Gesandten Bancroft, der seine ‚Leidenschaft für Shakespeare theilte‘ und ihm manche nützliche Winke für seine Arbeit über den englischen Dichterfürsten gab.

Zum 5. November verzeichnet das Tagebuch eine Unterredung mit Geh. Rath Achenbach, die sich bis 12½ Uhr abends ausdehnte. Es ward namentlich das Unfehlbarkeitsdogma und dessen Folgen erörtert. ‚Achenbach beklagte dasselbe tief und meinte, es sei eine fast unübersteigliche Schranke für die gläubigen Lutheraner, wozu er gehört. Im übrigen war er sehr billig. Daß Fürst Bismarck das Dogma als politischen Hebel, namentlich gegen die Dynastie Wittelsbach, benutze, wollte er nicht zugeben.‘

Die Zeitungspolemik über die von Reichensperger angeregte Paritätsfrage dauerte unterdessen fort. Da die liberalen Blätter auf das heftigste das bestritten, was er in der ‚Revue generale‘ über die praktische Handhabung der grundsätzlich gewährleisteten Parität in Preußen geäußert hatte,

brachten die katholischen Zeitungen fast täglich thatsächliche Belege für seine Behauptung. ‚Gewiß‘, meinte Reichensperger, ‚wird der Stoff so bald noch nicht erschöpft sein. Wie dem aber auch immer sein möge, schließlich kommt nach den bisherigen Erfahrungen kein sonderlicher Gewinn für die Sache der Wahrheit und des Rechtes bei allen solchen Veröffentlichungen heraus, wenn nicht die vereinzelten Thatsachen durch eine Zusammenstellung in einer besondern Schrift zum Gemeingut gemacht werden, welches jederzeit als Beweismaterial benutzt werden kann[1]. Möge daher zu diesem Zwecke von verschiedenen Seiten Vorkehr getroffen und demnächst ein Zusammenwirken erzielt werden. Einen vielleicht nicht ganz unbeachtenswerthen Beitrag zur Paritätsmaterie liefert das provisorische Reichstagsgebäude. Die Wände des Vestibüls, d. h. desjenigen Raumes, welcher sich zwischen der Garderobe und dem Sitzungssaale befindet, sind durch acht Porträts geziert, worunter sich den Werken der dargestellten Personen entnommene Sprüche befinden. Kein Katholik ist der Ehre würdig befunden worden, unter diesen Berühmtheiten Platz zu nehmen. Sollte diese Beiseitelassung auf einem bloßen Versehen beruhen, oder haben die Anordner wirklich geglaubt, daß den in dem Vestibül figurirenden Herren Dahlmann, Arndt, Mathy (!) der Vorrang beispielsweise vor einem Joseph Görres gebühre, dem Wiedererwecker echt deutschen Geistes und Wesens, dessen Donnerstimme, als es dem Befreiungskriege galt, so machtvoll wirkte, daß der erste Napoleon ihn als die vierte Großmacht bezeichnete? Unter dem Bildnisse Schillers stehen dessen Worte zu lesen: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr.“ In aller Noth und Gefahr haben die glaubenstreuen Katholiken es wahrlich an sich nicht fehlen lassen, mögen sie auch als gleichberechtigte „Brüder“ angesehen und behandelt werden!‘[2]

Als zuletzt die katholikenfeindlichen Zeitungen das Vergebliche ihrer Abläugnung der zum Nachtheile der preußischen Katholiken bestehenden schreienden Ungleichheit hinsichtlich der Besetzung der öffentlichen Aemter eingesehen hatten, nahmen sie zu einem sinnreichen Kunstgriff ihre Zuflucht, den Reichensperger alsbald in der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ geißelte. Er kennzeichnete hier diesen sich durch große Einfachheit und Bequemlichkeit auszeichnenden Kunstgriff also. ‚Alle Katholiken, welche es nicht bloß dem Taufscheine nach sind, sondern auch ihre kirchlichen Pflichten erfüllen, werden ohne weiteres als „Ultramontane“ ihres Deutschthums verlustig erklärt. So lesen wir selbst in den

---

[1] Die von Reichensperger so dringend gewünschte Statistik ist inzwischen in der Denkschrift über die Parität in Preußen in aller Vollständigkeit erschienen. 2. Aufl. Köln 1899.

[2] Köln. Volkszeitung vom 30. October 1871.

und der Partei des Centrums nicht gekommen ist. In der Debatte über Elsaß-Lothringen trug die Centrumspartei darauf an, diesen eroberten Landestheilen möglichst freie Bewegung und eine Verfassung im vollen Sinne des Wortes zu gewähren. Eine bestimmte Zusage machte Fürst Bismarck in dieser Beziehung zwar nicht; im übrigen aber stimmten seine Reden mit denen der Abgeordneten Windthorst und Reichensperger weit mehr überein als mit denen der Vertreter der andern Fractionen. Ueberhaupt kann kein Fall namhaft gemacht werden, in welchem die Centrumspartei sich in schroffer Opposition gegen den allmächtigen Staatsmann gestellt hätte; sie widerstand sogar dem Drängen von außen her auf eine Interpellation in betreff der römischen Frage, um nicht aufregende Debatten zu veranlassen, sowie auch um nicht einmal den Schein zu erwecken, als mißtraue sie den Absichten des Kaisers und des Reichskanzlers. Nichtsdestoweniger entstand schon während des Laufes der Session das Gerücht, es laste die Ungnade des Reichskanzlers auf der Fraction des Centrums. Die „Deutsche Reichs-Correspondenz", das Organ der sogen. freiconservativen Partei, gab diesem Gerüchte Begründung durch die Mittheilung, Graf Tauffkirchen habe im Auftrage des Fürsten Bismarck bei dem Cardinal Antonelli die Fraction des Centrums einer aggressiven Haltung gegen die Reichsregierung beschuldigt, und habe der Cardinal seiner Mißbilligung dieser Haltung sowohl gegenüber dem Grafen Tauffkirchen als auch in einem an den Vorstand der Fraction gerichteten Schreiben Ausdruck gegeben. Diese letzte wiederholt aufgestellte Behauptung wurde wiederholt von seiten des Fractionsvorstandes in den öffentlichen Blättern dementirt. In die Enge getrieben, ließ darauf die „Deutsche Reichs-Correspondenz" den oben genannten Grafen Frankenberg selbst in den Vordergrund treten, als dessen Gewährsmann schließlich der Fürst Bismarck in Person mit der Versicherung hervortrat, jener Tadel sei in Wirklichkeit seitens des Cardinals ausgesprochen worden. Dies veranlaßte den Bischof von Mainz zu einer Anfrage bei dem Cardinal, welcher erwiderte, ihm sei die unrichtige Mittheilung gemacht worden, es habe die Partei des Centrums auf eine sofortige Intervention des deutschen Kaisers zu Gunsten des Papstes gedrungen; nur solches Drängen habe er unter den obwaltenden Verhältnissen für nicht angemessen erklärt. Zugleich versicherte der Cardinal dem Bischof von Mainz sowohl als auch andern Personen, welche ihm nahe kamen, daß er für die Bestrebungen wie für die Personen der Mitglieder des Centrums eine besondere Achtung hege. Damit war denn der Versuch, die Centrumsfraction von Rom aus bei dem katholischen Volke discreditiren zu lassen, gescheitert, wie dies auch eine sehr große Zahl von Adressen bewies, in welchen dieses Volk der Fraction seine volle Zustimmung erklärte und sie zum muthigen Ausharren aufforderte. Insofern hatte jener Versuch einen komischen Beigeschmack, als man bis dahin die Fraction

ters dadurch zu discreditiren bemüht gewesen war, daß man sie als blindes Werkzeug in den Händen der römischen Curie darstellte, von welcher sie in Bezug auf alle wichtigen Fragen das Losungswort erhalte.

‚Diese Vorkommnisse würden kein allgemeineres Interesse darbieten, wenn sie nicht offenbar als das Vorspiel zu einer Action von noch unberechenbarer Tragweite sich zu erkennen gäben. Nicht die Handlungen der Centrumsfraction sind die Veranlassung zur Anfeindung derselben, ihre Existenz ist ihr Verbrechen. Die kirchenfeindlichen Parteien, ohne Unterschied der politischen Farbe, hatten darauf gerechnet, daß der erste deutsche Reichstag dem „Romanismus" in Deutschland den ersten Stoß versetzen, daß auf den Trümmern desselben im weitern Verfolge eine deutsche Nationalkirche sich erheben, und diese sich endlich zu einem kosmopolitischen Humanismus, ohne Dogmen, ohne Sacramente und ohne Altäre, dem Ideale des Freimaurerthums, verklären werde. Die Constellation erschien in der That äußerst günstig für die Realisirung eines solchen Planes. Die beiden großen, vorherrschend katholischen Nationen lagen besiegt am Boden; die romanischen Stämme warfen fiebernd sich auf dem Krankenbette umher; das Oberhaupt der katholischen Kirche saß als Gefangener im Vatican, und endlich schien ein Schisma aus Anlaß des Infallibilitätsdogmas eine Bresche legen zu sollen, durch welche dann der erste Anlauf gegen die Widerstrebenden bewerkstelligt würde. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt, wie ein altes Sprichwort sagt.'

‚Schon die Wahlen für die preußische Deputirtenkammer und den Deutschen Reichstag wirkten lähmend auf die Weltverbesserer, indem diese Wahlen eine Energie im katholischen Volke offenbarten, welche nicht so ohne weiteres gebrochen werden konnte. Das compacte Auftreten der aus diesen Wahlen hervorgegangenen Abgeordneten ließ es denn auch den Berliner gesetzgebenden Versammlungen kaum möglich erscheinen, das Signal zu einer Ueberrumpelung des Katholicismus zu geben; vielmehr hoffte man dort, daß die Initiative von München ausgehen werde, wo ja auch der „Luther des neunzehnten Jahrhunderts" zuerst die Fahne des Aufstandes gegen das „romanische Papstthum" aufgepflanzt hatte. Mittlerweile waren aber auch in München bereits gar manche Enttäuschungen eingetreten. Man hatte dort darauf gerechnet, daß der Bischof von Rottenburg mit seiner kirchlichen Autorität der wissenschaftlichen des Professors Döllinger zu Hilfe kommen, ihr die höhere Weihe ertheilen werde. Noch fester hielt man sich versichert, daß eine große Zahl von Zöglingen der theologischen Facultäten bei den deutschen Universitäten dem Rufe Döllingers und seiner gelehrten Gesinnungsgenossen folgen würde. Hatte doch Döllinger sogar öffentlich es ausgesprochen, daß Tausende von Priestern gerade so dächten wie er! Allein der Bischof v. Hefele ist dem Papste und der Kirche treu geblieben,

und die deutsche Priesterschaft hat, wie aus einem Munde, vor aller Welt jene Aeußerung Döllingers für eine Verleumdung erklärt. Auch der König von Bayern, welcher dem Professor Döllinger so manchen Beweis besonderer Huld gegeben hatte, trug längere Zeit hindurch Bedenken, demselben seinen Arm zu leihen, da er es sich kaum verhehlen konnte, daß die antikirchliche Bewegung vorzugsweise von seiten einer politischen Partei gefördert wird, deren Bestreben dahin geht, die Dynastien zweiter und dritter Ordnung zu mediatisiren, um ein centralisirtes und unificirtes Deutschland nach dem Vorbilde des französischen Empire zu stande zu bringen. Natürlich findet dieses Bestreben von seiten der Demokraten die bereitwilligste Unterstützung, da ein solches Empire auf breitester „liberaler" Grundlage mit einer Art von Naturnothwendigkeit zur Republik führt, zumal wenn zuvor noch mit den religiösen und historischen Traditionen aufgeräumt ist.

‚Gleich nach dem Schluß der Reichstagssession ward von Berlin aus ein heftiges Feuer gegen die „Clericalen", ganz insbesondere gegen die Centrumsfraction eröffnet. Die officiösen Journale zogen alle Schleusen auf, um die Hindernisse von der Bahn des „modernen Fortschrittes" hinwegzuschwemmen und den auf die bayrische Regierung längst schon geübten diplomatischen Druck zu verstärken. Natürlich machte die gesamte Journalistik Deutschlands, ein Dutzend Zeitungen etwa ausgenommen, Chorus mit der officiösen, so daß eine Katholikenhetze begann, wie sie seit jener Zeit, in welcher man den Kölner Erzbischof Clemens August mit bewaffneter Macht nach der Festung Minden brachte, unter dem Vorgeben, daß er mit zwei revolutionären Parteien gegen den preußischen Staat conspirire, nicht mehr vorgekommen war. Die Katholiken Deutschlands sind an solche Anklagen gewöhnt. Dieselben haben bereits alle möglichen Variationen durchgemacht: je nachdem die Situation angethan war, hat man sie, namentlich aber die katholischen Rheinländer, hintereinander beschuldigt, mit Frankreich, Belgien, Bayern, Oesterreich gegen Preußen zu complottiren und nur den Papst als ihren legitimen Souverän zu betrachten. Im Ausland wird man kaum glauben können, was ich hier sage, und wenn man es glaubt, darüber lachen. Für die preußischen Katholiken aber haben diese und ähnliche Absurditäten, welche man ihnen nachsagt, eine sehr ernste Seite. Abgesehen davon, daß die stete Wiederholung solcher gehässiger Verdächtigungen die öffentliche Meinung in den vorherrschend protestantischen Landestheilen Deutschlands irre führt und verfälscht, dienen dieselben als Vorwand, um den Katholiken die Gleichberechtigung mit den übrigen Staatsangehörigen thatsächlich vorzuenthalten. So sind z. B. alle hohen, einflußreichen Staatsämter, mit den allerseltensten Ausnahmen, von Protestanten besetzt, welche selbstverständlich in jeder Beziehung vorzugsweise die Interessen ihrer Glaubensgenossen fördern, ja sogar pflichtmäßig

fördern müssen, da die ihrer Kirche getreuen Katholiken sozusagen officiell als schlechte Patrioten gestempelt sind. Ein genaues Verzeichniß der Staats- und Gemeindebeamten Deutschlands nach ihrer Confession würde eine sehr schätzbare Bereicherung der Wissenschaft der Statistik sein, indem es so jedem Zweifel darüber ein Ende machte, in welcher Art das Suum cuique, die grundsätzliche, ausgesprochene Parität, unter den christlichen Confessionen praktisch verwirklicht wird. Gewiß wird von Amts wegen eine solche Arbeit niemals ausgeführt oder doch veröffentlicht werden. Deshalb wäre die Bildung einer Privatassociation zu diesem Zwecke ein dringendes Bedürfniß. Vielleicht würde eine solche Arbeit endlich dem steten Zeitungsgerede von schwarzem Undank der Katholiken gegen die preußische Regierung ein Ziel setzen.

‚Der Gerechtigkeitssinn des Königs Friedrich Wilhelm IV. und demnächst die aus den Ereignissen des Jahres 1848 hervorgegangenen Verfassungen haben der katholischen Kirche und ihren Organen eine Freiheit der Bewegung gewährt, wie eine solche seit der Zeit des westfälischen Friedens in keinem deutschen Staate bestand. Die Katholiken Preußens erkannten dies dankbar an und gaben sich der Hoffnung hin, daß die zu ihrem Nachtheil vorhandene, zum Theil schreiende Ungleichheit, namentlich in betreff der Besetzung der Staatsämter und der Universitäts-Lehrstühle, allmählich im Geiste der Billigkeit ausgeglichen würde. Solche Hoffnung erschien in jüngster Zeit doppelt berechtigt, nachdem in dem Kriege gegen Frankreich die Katholiken mit gleicher Hingebung wie die Protestanten auf den Schlachtfeldern ihr Blut vergossen und freudig die schwersten Opfer gebracht hatten, in welcher Beziehung die Ordensleute insbesondere, wie dies der soeben publicirte Bericht der katholischen Malteser-Genossenschaft mit Zahlen beweist, auf das glänzendste hervorleuchten. Allein diese Hoffnung ist bereits ernstester Besorgniß gewichen.

‚Der Thatendrang des Fürsten Bismarck scheint keine Ruhe ertragen zu können. Nachdem er die auswärtigen Feinde niedergeworfen hat, geht er, wenn nicht alle Anzeichen trügen, darauf aus, im Innern von Deutschland sich an den Katholiken künstlich Gegner zu schaffen, welche er die Schwere seines Armes fühlen lassen kann. Vielleicht läßt er sich aber auch durch die Ansicht bestimmen, daß der militärische Unitarismus nothwendig den politischen und religiösen Unitarismus zur Unterlage oder zum Complemente haben müsse, um auf dauernder Grundlage zu ruhen. Jedenfalls ist dies die Ansicht unserer „Liberalen“, deren Gebaren unwillkürlich an die Worte des Tacitus: Ruere in servitium, erinnert, nachdem sie früher, als v. Bismarck das Steuer der Regierung ergriff, denselben auf das maßloseste angefeindet hatten. Diesen Anbetern des Erfolges stehen als willkommene Alliirte diejenigen Katholiken zur Seite, welche den Beschlüssen des Vaticanischen Concils keine Folge leisten wollen. Im liberalen Kauderwelsch werden diese Neuprotestanten

als Altkatholiken bezeichnet, während die ungeheure Mehrzahl der Katholiken, welche nach wie vor die Autorität des Papstes und des Episkopates in kirchlichen Dingen höher als die der Professoren halten, als Neukatholiken bezeichnet werden, d. h. als solche, welche von Glauben und Kirche abgefallen sind. Im Auslande wird man nicht begreifen können, wie es möglich ist, die Bedeutung eines Wortes dergestalt in ihr gerades Gegentheil umzuwandeln, zumal in Deutschland, dessen Intelligenz so hoch gepriesen zu werden pflegt.

'Allein nicht bloß die kirchenfeindlichen Zeitungen nehmen sich diese Freiheit, auch der preußische Cultusminister behandelt diejenigen Katholiken, welche der Stimme des Papstes und der Bischöfe folgen, als Rebellen gegen ihre Kirche und damit zugleich als Rebellen gegen den Staat. Sofort nach dem Schlusse des Concils nahm er diejenigen Professoren, welche den Beschlüssen desselben und ihren Bischöfen den Gehorsam versagten, selbst wenn diese Professoren zugleich Priester waren, unter seinen Schutz und bestärkte sie in ihrer Auflehnung gegen die kirchliche Autorität. Ueberall, wo sich nur irgend Gelegenheit oder ein Vorwand dazu bietet, wird von oben herab die Autorität der Bischöfe denjenigen preisgegeben, welche den denselben feierlich gelobten Gehorsam verweigern oder überhaupt den Polizeistock gegen den bischöflichen Krummstab anrufen. Von allen Seiten her werden immer mehr Stimmen laut, daß mit dem „Romanismus“ gründlich aufzuräumen, die „deutsche Wissenschaft“ an die Stelle des päpstlichen Aberglaubens zu setzen sei, und zwar ertönen solche Stimmen auch aus Blättern, welche ihre Inspiration von den ministeriellen Bureaus zu erhalten pflegen. Allein trotz aller Machtfülle der preußischen Regierung bleibt es doch, zum schweren Herzeleid der Centralisten, immer bedenklich, eine förmliche Katholikenverfolgung in Scene zu setzen, sofern nicht auch die andern deutschen Regierungen, wenigstens die größern unter denselben, der Kirche den Krieg ankündigen. Nun aber war die württembergische Regierung so weise, gleich von vornherein zu erklären, daß sie die Beschlüsse des Vaticanischen Concils so lange zu ignoriren gedenke, als nicht auf Grund derselben der Verfassung oder den Gesetzen des Königreiches thatsächlich zuwider gehandelt werde. Dieser Fall wird indes schwerlich jemals eintreten. Daher wird das württembergische Ministerium, falls nicht etwa die nationalliberale Partei, welche in der Stuttgarter Deputirtenkammer bereits Lärm zu schlagen begonnen hat, ihm eine andere Politik aufzwingt, sich der Bewegung innerhalb der Kirche gegenüber schlechthin passiv verhalten, wie ja auch in Belgien, Holland, England und Nordamerika, überhaupt in allen Staaten, welche es mit der echten Freiheit ernstlich meinen, die leitenden Staatsmänner sich durch das Vaticanische Concil die Nachtruhe nicht im mindesten stören lassen und zugleich es unter ihrer Würde halten, dasselbe als Vorwand zur Begründung des Cäsaropapismus zu

benutzen. Wie bereits oben bemerkt, wird auf den weitern Verlauf der in Rede stehenden Bewegung die Haltung der bayrischen Regierung von erheblichem Einfluß sein. Der Druck, welcher von Preußen im Verein mit allen kirchenfeindlichen Parteien auf diese Regierung geübt worden ist, hat bereits den Austritt des seiner Kirche treu ergebenen Grafen Bray aus dem Ministerium zuwege gebracht; allein der König scheint doch immer noch nicht fest entschlossen zu sein, durch einen offenen Bruch mit der kirchlichen Autorität unabsehbare Wirren über sein ohnehin schon tief erschüttertes Land zu bringen und denjenigen seiner Unterthanen, welche sich als die treuesten Anhänger der Wittelsbacher Dynastie erwiesen haben, durch Gewissenszwang ihre Treue zu lohnen.'

„Nachdem ich', fährt Reichensperger fort, ‚vorstehend die augenblickliche Situation in ihren allgemeinsten Zügen dargelegt habe, kann ich mich nunmehr der Frage zuwenden, welche Stellung voraussichtlich die Repräsentanten der von ihrer Kirche nicht abgefallenen Katholiken in den gegen den Schluß dieses Jahres wieder zusammentretenden gesetzgebenden Versammlungen des Deutschen Reiches und Preußens einnehmen werden. So viel scheint mir vor allem gewiß zu sein, daß der Verkehr, in welchem bis dahin diese Abgeordneten mit ihren Wählern gestanden haben, nur geeignet war, sie in dem Entschlusse zu befestigen, muthig den Kampf gegen die Staatsallgewalt sowohl als gegen den revolutionären Absolutismus fortzuführen und für das Recht ihrer Kirche wie für jedes verfassungsmäßige Recht gegen die falschen Freiheitsapostel wie gegen ministerielle Willkür einzutreten. Für nicht minder gewiß erachte ich es ferner, daß dieselben nur mitleidig lächelnd auf diejenigen herabsehen werden, welche etwa nach dem Vorgange der kirchenfeindlichen Zeitungen den traurigen Muth haben sollten, sie als schlechte Patrioten, wenn nicht gar als Conspiratoren mit dem Auslande oder der communistischen Internationale (bis zu diesem Aberwitze haben sich in der That bereits gewisse Blätter verstiegen) darzustellen. Nichts anderes vielleicht beweist schlagender, wie sehr es an gegründeten Anklagepunkten gegen die Mitglieder des Centrums fehlt, als daß man zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt. Diejenigen, welche es thun, können unmöglich an das, was sie sagen, glauben oder sich auch nur einbilden, es andere glauben zu machen. Die Mitglieder der beiden Centrumsfractionen gehören meist zu den angesehensten Persönlichkeiten ihrer Wahlbezirke; viele von ihnen haben Staatsämter bekleidet oder bekleiden dieselben noch wirklich mit Ehren; mehrere der preußischen Centrumsmitglieder sind schon während einer langen Reihe von Jahren als Abgeordnete in Wirksamkeit gewesen und haben der Regierung in den schweren Krisen, welche dieselbe im Jahre 1848 und später zu bestehen hatte, treu zur Seite gestanden, mitunter auf Kosten ihrer Popularität; ja sie haben die Regierung nicht selten gegen die Angriffe von solchen vertheidigt, welche heute die Staatsgewalt

gegen sie aufhetzen. Dankbarkeit darf natürlich niemand erwarten, der seine Kraft und seine Zeit den Kämpfen für das Recht und die Wahrheit, besonders die kirchliche Wahrheit, in der politischen Arena zuwendet; aber auf Verleumdungen der oben erwähnten Art konnten die Führer des Centrums und deren gleichgesinnte Freunde doch nicht füglich gefaßt sein. Das einzige thatsächliche Moment, welches gegen die hervorragenden Mitglieder der Centrumsfraction aus Hannover und Bayern angeführt wird, besteht darin, daß erstere die Annexion des Königreichs Hannover an Preußen mißbilligt, und daß letztere in der bayrischen Deputirtenkammer den Eintritt Bayerns in den deutschen Reichsverband zu verhindern gesucht haben. Diese Abgeordneten haben aber die öffentliche Erklärung abgegeben, daß sie nunmehr, nachdem die Entscheidung gefallen ist, der neuen Ordnung der Dinge sich nicht bloß fügen, sondern auch zur Befestigung derselben mitwirken wollten, was freilich nur geschehen kann, wenn man die nationalliberale Partei bekämpft, deren Tendenz nicht auf die Befestigung der Reichsverfassung, sondern unverhohlen auf die Beseitigung ihres föderalistischen Grundcharakters gerichtet ist. Niemand hat das Recht, in das Wort und den Charakter jener Männer auch nur das leiseste Mißtrauen zu setzen; vielmehr verdienen sie dadurch gewiß die Achtung aller Ehrenmänner, daß sie das von ihren Vorfahren Ueberkommene in echt conservativem Sinne mit allen Mitteln des Rechtes vertheidigten und zu erhalten suchten. Der Centrumsfraction im deutschen Parlament gehört auch der soeben zur Disposition gestellte, d. h. seines Amtes enthobene Director der zugleich mit ihm zur Disposition gestellten katholischen Abtheilung im Cultusministerium, Herr Kraetzig, an.

‚Diese aus drei Räthen katholischer Confession gebildet gewesene Abtheilung war von Friedrich Wilhelm IV. in der wohlwollenden Absicht gegründet worden, den Katholiken Preußens eine Art von Bürgschaft dafür zu gewähren, daß über ihre kirchlichen Angelegenheiten wenigstens nicht ohne den Beirath ihrer Glaubensgenossen von Protestanten entschieden würde. Der Director der Abtheilung hatte nämlich bloß eine berathende, keine entscheidende Stimme. Die Existenz dieser katholischen Abtheilung trug viel dazu bei, die Katholiken Preußens über die Thatsache hinwegsehen zu lassen, daß die Fürsorge für ihre kirchlichen Interessen in die Hände von Akatholiken gelegt war, indem mit nur einer Ausnahme kein Katholik im Ministerrathe saß, geschweige jemals denn ein Katholik das Amt eines Unterrichtsministers bekleidete. Der unter dem 8. Juni erfolgten Aufhebung dieser Abtheilung darf um so mehr eine symptomatische Bedeutung beigemessen werden, als die kirchenfeindlichen Zeitungen die Maßregel einstimmig mit demselben Jubel begrüßt haben, mit welchem die im Elsaß gegen die Schulbrüder und die katholische Zeitungspresse ergriffenen Maßregeln von ihnen willkommen geheißen worden waren.

Natürlich kann die Centrumspartei gegen die zur Zeit herrschende Strömung nur mit dem Bewußtsein ankämpfen, von der Majorität erdrückt zu werden; darum aber wird sie hoffentlich nicht minder entschieden für das Recht und die Freiheit kämpfen, in der Hoffnung auf bessere Tage, jedenfalls in dem Bewußtsein, eine Gewissenspflicht nicht bloß gegen die Kirche, sondern auch gegen den Staat zu erfüllen.

‚Die Hoffnung, daß die dunkeln Wolken, welche seit den letzten Monaten über Deutschland sich gesammelt haben, ohne vorherigen Gewittersturm wieder verschwinden werden, gründet sich auf die staatsmännische Einsicht, die persönlichen Erfahrungen und das Herz des Kaisers Wilhelm. Es läßt sich kaum denken, daß der lorbeergekrönte Monarch, nachdem er mit Hilfe der Tapferkeit und der treuen Hingebung des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit den Frieden nach außen hin erkämpft hat, in eine Verfolgung von Millionen Deutschen, um ihres Glaubens wegen, einwilligen und den innern Frieden preisgeben werde, einen Frieden, welcher hauptsächlich das Werk seines königlichen Bruders ist, dessen Andenken um deswillen die ihrem Glauben treu gebliebenen Katholiken segnen. Sobald nur erst einmal die vereinte Stimme dieser Katholiken zum Throne vordringt, wird die Erhörung derselben schwerlich lange auf sich warten lassen. Aber auch der dem Throne am nächsten stehende, durch ein Glück fast ohnegleichen so hoch gehobene Staatsmann, dessen Namen, schwerlich mit seiner Einwilligung, die Feinde der Kirche auf ihrer Fahne führen, wird, wenn die begonnenen Wirren immer größere Dimensionen annehmen, sich nicht wohl der Einsicht verschließen können, daß es weit schwerer ist, mit moralischen als mit physischen Factoren zu rechnen, und daß die Polizeimaschinerie gegen erstere nicht ausreicht. Er wird in ernste Erwägung ziehen, ob es ritterlich ist, mit den enormen in seinen Händen liegenden materiellen Mitteln des Staates einen Kampf gegen solche zu führen, welche ihm nichts anderes entgegensetzen können und wollen als die passive Kraft und eine Energie, wie sie die Ueberzeugung gewährt, daß es die Wahrung der höchsten idealen Güter der Menschheit gilt. Vielleicht aber werden alle diese Hoffnungen sich als ebenso viele Täuschungen erweisen; vielleicht beginnt auch in unserem deutschen Vaterlande jener unheilvolle Kampf, der bereits die besten Kräfte anderer Länder aufzehrt, indem er die gefährlichsten Leidenschaften entfesselt. Die Katholiken Deutschlands haben sich alsdann auf eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten gefaßt zu halten, schwere Prüfungen ihres Glaubensmuthes zu bestehen; Opfer aller Art werden sie für ihren Glauben bringen müssen, eingedenk der Lehre des Evangeliums, nicht bloß dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, sondern auch Gott, was Gottes ist. Wie es indes auch immer kommen, welche Wechselfälle der Kampf auch mit sich führen möge, die Kirche Gottes, welcher das Dulden stets den höchsten Glanz

verlieh, sie wird aus dem Kampfe mit dem Unglauben wie mit der falschen, in ihrem Uebermuthe das Eritis sicut Deus der Welt neu verkündenden Wissenschaft nicht unterliegen: Magna est veritas et praevalebit — groß ist die Wahrheit und sie wird siegen.'

Heimgekehrt, hatte Reichensperger eine fast dreiwöchige Schwurgerichtssitzung in Düsseldorf; dann rief ihn die auf den 16. October 1871 festgesetzte Eröffnung des Reichstages wieder nach der Hauptstadt. ‚Ich reise schweren Herzens ab,' schrieb er am 13. October. ‚Wenn nur meine Nerven den bevorstehenden Kämpfen standhalten! Mein letzter Artikel in der „Revue générale" wird in der perfidesten Weise gegen die Centrumspartei und meine Person ausgebeutet. Ce n'est que la vérité qui blesse. Möge Gott schützen und helfen!'

In Berlin fand Reichensperger ‚die Aspecten für unsere Sache sehr ungünstig', so daß ihn ‚mitunter Muthlosigkeit anwandelte', so fest er sich auch ‚vorgenommen hatte, die Zukunft Gott allein zu überlassen'. ‚Bis jetzt', meinte er am 2. November, ‚ist der vom Vicepräsidenten Hohenlohe angekündigte „Sturm" noch nicht losgebrochen; er wird aber schwerlich ausbleiben.'

Gleich zu Anfang des Berliner Aufenthaltes machte Reichensperger einige interessante Bekanntschaften. So lernte er in einer Gesellschaft Ranke kennen, der ihn ersuchte, ein von ihm erworbenes Reliquienaltärchen ansehen zu wollen. Bei Hermann Grimm traf er mit Fontane zusammen, ‚welcher im Krieg 1870 in dem Geburtsort der Jungfrau von Orleans verhaftet wurde und wochenlang in Todesgefahr schwebte. Durch die seitens der hiesigen Familie v. Wangenheim veranlaßte Intervention des Cardinals Mathieu ward er freigegeben. Er scheint ein feingebildeter Kopf zu sein; äußerte sich sehr treffend über die hiesigen Kunstzustände, das Brandenburger Thor, die Neubauten'.

Besonders werthvoll war Reichensperger der nähere Verkehr mit dem amerikanischen Gesandten Bancroft, der seine ‚Leidenschaft für Shakespeare theilte' und ihm manche nützliche Winke für seine Arbeit über den englischen Dichterfürsten gab.

Zum 5. November verzeichnet das Tagebuch eine Unterredung mit Geh. Rath Achenbach, die sich bis 12$^1/_2$ Uhr abends ausdehnte. Es ward namentlich das Unfehlbarkeitsdogma und dessen Folgen erörtert. ‚Achenbach beklagte dasselbe tief und meinte, es sei eine fast unübersteigliche Schranke für die gläubigen Lutheraner, wozu er gehört. Im übrigen war er sehr billig. Daß Fürst Bismarck das Dogma als politischen Hebel, namentlich gegen die Dynastie Wittelsbach, benutze, wollte er nicht zugeben.'

Die Zeitungspolemik über die von Reichensperger angeregte Paritätsfrage dauerte unterdessen fort. Da die liberalen Blätter auf das heftigste das bestritten, was er in der ‚Revue générale' über die praktische Handhabung der grundsätzlich gewährleisteten Parität in Preußen geäußert hatte,

brachten die katholischen Zeitungen fast täglich thatsächliche Belege für seine Behauptung. ‚Gewiß‘, meinte Reichensperger, ‚wird der Stoff so bald noch nicht erschöpft sein. Wie dem aber auch immer sein möge, schließlich kommt nach den bisherigen Erfahrungen kein sonderlicher Gewinn für die Sache der Wahrheit und des Rechtes bei allen solchen Veröffentlichungen heraus, wenn nicht die vereinzelten Thatsachen durch eine Zusammenstellung in einer besondern Schrift zum Gemeingut gemacht werden, welches jederzeit als Beweismaterial benutzt werden kann[1]. Möge daher zu diesem Zwecke von verschiedenen Seiten Vorkehr getroffen und demnächst ein Zusammenwirken erzielt werden. Einen vielleicht nicht ganz unbeachtenswerthen Beitrag zur Paritätsmaterie liefert das provisorische Reichstagsgebäude. Die Wände des Vestibüls, d. h. desjenigen Raumes, welcher sich zwischen der Garderobe und dem Sitzungssaale befindet, sind durch acht Porträts geziert, worunter sich den Werken der dargestellten Personen entnommene Sprüche befinden. Kein Katholik ist der Ehre würdig befunden worden, unter diesen Berühmtheiten Platz zu nehmen. Sollte diese Beiseitelassung auf einem bloßen Versehen beruhen, oder haben die Anordner wirklich geglaubt, daß den in dem Vestibül figurirenden Herren Dahlmann, Arndt, Mathy (!) der Vorrang beispielsweise vor einem Joseph Görres gebühre, dem Wiedererwecker echt deutschen Geistes und Wesens, dessen Donnerstimme, als es dem Befreiungskriege galt, so machtvoll wirkte, daß der erste Napoleon ihn als die vierte Großmacht bezeichnete? Unter dem Bildnisse Schillers stehen dessen Worte zu lesen: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr.“ In aller Noth und Gefahr haben die glaubenstreuen Katholiken es wahrlich an sich nicht fehlen lassen, mögen sie auch als gleichberechtigte „Brüder“ angesehen und behandelt werden!‘[2]

Als zuletzt die katholikenfeindlichen Zeitungen das Vergebliche ihrer Abläugnung der zum Nachtheile der preußischen Katholiken bestehenden schreienden Ungleichheit hinsichtlich der Besetzung der öffentlichen Aemter eingesehen hatten, nahmen sie zu einem sinnreichen Kunstgriff ihre Zuflucht, den Reichensperger alsbald in der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ geißelte. Er kennzeichnete hier diesen sich durch große Einfachheit und Bequemlichkeit auszeichnenden Kunstgriff also. ‚Alle Katholiken, welche es nicht bloß dem Taufscheine nach sind, sondern auch ihre kirchlichen Pflichten erfüllen, werden ohne weiteres als „Ultramontane“ ihres Deutschthums verlustig erklärt. So lesen wir selbst in den

---

[1] Die von Reichensperger so dringend gewünschte Statistik ist inzwischen in der Denkschrift über die Parität in Preußen in aller Vollständigkeit erschienen. 2. Aufl. Köln 1899.

[2] Köln. Volkszeitung vom 30. October 1871.

letzten Nummern der „Kreuzzeitung“ und der als officiös sich gebärdenden „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“. Ließe man dem Katholiken der gedachten Art noch wenigstens die Qualität als Juden zukommen, so wäre das Stratagem, im Hinblicke auf die Zukunft wenigstens, nicht gar so bedenklich. Allein auch das nicht; die „Ultramontanen“ haben auf keinerlei Nationalität einen festen Anspruch; gewissermaßen vogelfrei erklärt, werden sie bald mit den Franzosen, bald mit den Polen u. s. w. in einen Topf geworfen, je nachdem man eben Lust verspürt, ihre Loyalität unter dem einen oder dem andern Titel anzufechten. Danach ist es denn auch klar, warum weder ein Joseph Görres noch ein v. Radowitz in dem Vestibül des Reichstages mit einem Mathy (!) zu concurriren für würdig erachtet ward. Da das Deutsche Reich so groß ist, so kommt es auch nicht darauf an, die Millionen, welche die Centrumspartei in den Reichstag und in die bayrische Kammer entsendet haben, ihres Deutschthums einfach für verlustig zu erklären, so lange wenigstens, als deren Mandatare sich nicht unter die „nationale“ Führung des Herrn Lasker begeben. Trotz dieser neuesten Wendung dürfte es dennoch räthlich sein, alles Ernstes die Ausarbeitung einer confessionellen Statistik in Angriff zu nehmen, sei es auch nur um des wissenschaftlichen Interesses willen, welches solch eine Arbeit doch immer noch darbieten wird.‘ [1]

Reichensperger konnte für solche Artikel Zeit finden, da, wie er am 30. October nach Hause berichtete, die parlamentarischen Arbeiten ‚nicht drückend‘ für ihn waren. In demselben Briefe erzählt er von der letzten parlamentarischen Soirée beim Fürsten Bismarck, hinzufügend: ‚Bismarck scheint wenigstens nicht mit den liberalen Journalen wegen meines „Revue“-Artikels mich für eine Art von Landesverräther zu halten, da er wiederholt das Wort an mich richtete. Unter anderem bemerkte er, seine Gemahlin sei dauernd unwohl zufolge der Erregungen während des Krieges; dieselbe habe den Gedanken nicht loswerden können, daß er in Frankreich ermordet werde.‘ In demselben Schreiben berichtet der edle, unerschrockene Kämpfer eine ihm abermals in seiner juristischen Stellung zu theil gewordene Zurücksetzung. ‚Ich bin ziemlich abgehärtet gegen derartige Püffe. Das größte Opfer ist die Trennung von euch; ich glaube aber, daß dasselbe den höchsten, von den verschiedensten Seiten her angefochtenen Interessen zu gute kommt. In diesem Gedanken wollen wir Beruhigung suchen. Gott hat uns auch in so mancher Hinsicht besonders gesegnet, so daß wir ihm ein besonderes Opfer gewissermaßen schuldig sind.‘

Aeußerst schmerzlich berührt ward Reichensperger durch die Thatsache, daß wie früher in Krefeld, so auch in Köln die Stadtrathswahlen am 7. und

[1] Köln. Volkszeitung vom 6. November 1871.

8. November zu Gunsten der ‚Liberalen' ausfielen. ‚Schwere Niederlage für die Katholiken. Kaum wieder gutzumachen. Ueberhaupt wird der Druck des religionsfeindlichen Liberalismus immer unwiderstehlicher und unausstehlicher. Man muß sich sehr zusammennehmen, um den Muth in dem schweren Kampfe nicht zu verlieren. Zum Glück beten noch Millionen.'

Am 9. November 1871 ergriff Reichensperger im Reichstage das Wort anläßlich des Laskerschen Antrages auf Ausdehnung der Competenz der Reichsgesetzgebung auf das gesamte bürgerliche Recht und auf die Gerichtsorganisation. Er erblickte den tiefsten Beweggrund zu diesem Antrage in der Lust nach Centralisation, in dem Streben nach dem Einheitsstaat. ‚Meine Herren,' sagte er, ‚hüten wir uns vor dem Wege, den die Franzosen eingeschlagen haben. Es handelt sich hier um die Entscheidung zwischen französischem und germanischem Wesen; dieser Antrag aber führt zu dem Wege, den die Franzosen betreten haben, und führt zum Abgrunde. Schon vor der letzten Katastrophe haben hellsehende Franzosen gefühlt, wohin das Centralisiren und Unificiren Frankreich führen würde, so daß schon von vielen Seiten Comités gebildet wurden, um der übermäßigen Centralisation entgegenzuarbeiten. Ja, Einheit dort, wo sie als Nothwendigkeit im einzelnen nachgewiesen ist. Im übrigen streben wir nach Einklang des Verschiedenen, nach Einigkeit und vor allem nach Freiheit. Zur Freiheit aber gehört wesentlich, daß man die einzelnen Volksstämme in ihren Gewohnheiten, in demjenigen, was ihnen durch eine jahrhundertelange Gewohnheit eigen und lieb geworden ist, nicht ohne die äußerste Noth aufrüttelt.'

In der Reichstagssitzung vom 11. November erschien Reichensperger bemerkenswerth, wie sehr ‚die Bedeutung der Symbole' hervortrat. ‚Münster sprach sich dagegen aus, daß die Köpfe der Landesherren und nicht bloß der des Kaisers auf den Münzen des Reiches figuriren solle, und stellte ein bezügliches Amendement in Aussicht. Da erhob sich der bayrische Bundesrath v. Pfretzschner und erklärte in energischster Weise das Schicksal der Münzvorlage davon abhängig, daß solches Amendement nicht angenommen werde. In betreff aller vertraglichen Rechte haben die bayrischen Bundesräthe bis jetzt die Majorität ruhig im nationalliberalen Sinne schalten und reden lassen, selbst jüngst noch bei Verhandlung des Laskerschen Antrages auf Concentrirung der gesetzgebenden Gewalt im Reichsoberhaupt; allein das Bildniß des Königs von Bayern darf auf keinen Fall von den Münzen schwinden — da würde die Langmuth des Königs zu Ende gehen, die Wittelsbacher Dynastie sich gegen die neue Ordnung der Dinge aufbäumen!'

Ein höchst interessantes Diner machte Reichensperger am 13. November bei v. Gruner mit. Sein Nachbar war v. Roggenbach. Er hatte mit dem-

selben ein eingehendes Gespräch über das deutsche Universitätswesen, ,welches er für ebenso reformbedürftig hält wie ich. Wie betreffs der Universitäten, so harmonirte ich mit ihm betreffs der Gymnasien, des dort herrschenden Schablonenthums und der Vielwisserei ohne tiefere Begründung. Statt der mechanischen, die lebendige Kraft erschöpfenden Abiturientenprüfungen solle man das Urtheil des Lehrercollegiums als Prüfstein gelten lassen. Auch Professor Ranke war Gast. Er gab die Verkommenheit Berlins in religiöser Beziehung zu, beklagte es, daß man keine Glocken zu hören bekomme 2c., meinte aber, eine Aenderung zum Bessern sei nicht abzusehen und keinesfalls von Regierungs wegen herbeizuführen. Mit Blömer und Professor Lazarus eingehende Discussion über den Kölner Dom, Goethe, Byron, Shakespeare 2c. Insbesondere war Goethe der Zankapfel.'

Auch sonst verkehrte Reichensperger mit Männern det verschiedensten Richtungen, selbst mit fanatischen Parteileuten in der freundlichsten Weise; diese suchten Reichensperger oft in auffälliger Weise auf. So kam der Abgeordnete v. Stauffenberg (,als Hauptprotector der Altkatholiken sollte er bayrischer Handelsminister werden') bei einem Diner am 14. November zu Reichensperger und bot ihm eine Flasche besten Deidesheimer zu kosten. Desgleichen kam Virchow mit ihm anzustoßen, — ,Symptome,' schrieb Reichensperger in sein Tagebuch, ,welche wie noch viele andere mich glauben machen, daß selbst die entschiedensten, thätigsten Anticlericalen in ihrem tiefsten Innern fühlen, daß wir weder so schlimm noch so gefährlich sind, wie man uns verschreit'.

Im Verschreien leistete namentlich die Presse in jenen Tagen Unglaubliches. ,Heute', schrieb Reichensperger am 11. November, ,tobt es förmlich in den Spalten der „Nordd. Allgem. Zeitung" [1], so daß der Schaum über den Köpfen der „rothen und schwarzen Jesuiten", gegen welche es losgeht, zusammenschlägt. Die armen Ultramontanen werden als „vaterlandslose Feinde des modernen Staates und der bürgerlichen Freiheit" so gut wie vogelfrei erklärt. Bei dem Lesen des betreffenden Leitartikels wird es gewiß nicht wenigen bange um den Schreiber desselben geworden und der Gedanke in ihnen aufgestiegen sein, demselben einen Wundarzt zuzuschicken, um ihm durch einen Aderlaß Erleichterung zu verschaffen. Die Bewohner derjenigen Landestheile, welche „Ultramontane" in den Reichstag geschickt haben, werden für Ausbrüche der gedachten Art nur ein mitleidiges Lächeln haben. Indes hat die Erscheinung auch eine ernste Seite und sollte nicht gar zu leicht genommen werden. Es ist eine uralte, sprichwörtlich gewordene Erfahrung, daß unablässiges Verleumden endlich seinen Zweck, wenigstens theilweise, er-

[1] Gemeint ist der Leitartikel der ,Nordd. Allgem. Zeitung' 1871, Nr. 264.

reicht. Die wahrheitsliebende Presse darf daher die auf solchen Erfolg Speculirenden nicht unbeachtet lassen; sie muß dieselben kennzeichnen und gegenüber jeder Lüge auf Thatsachen, auf Beweise dringen. Bleibt der Ankläger dieselben schuldig, weiß er nur Phrasen auf Phrasen zu häufen, so ist er vor aller Welt an den Pranger zu stellen.'[1]

Angesichts der ‚wüsten Hetze' gegen die Katholiken, an der sich auch officiöse Blätter betheiligten, berührte es Reichensperger sehr eigenthümlich, eine Einladung zur Förderung der Angelegenheit des Siegesdenkmals auf dem Niederwald zu erhalten. Seine Antwort war ernst und würdig. Er sei bereit, an der Errichtung des Monumentes mitzuhelfen, ‚sobald jene Hetze aufhöre und die Katholiken als gleichberechtigt anerkannt würden, wie sie auch gleichberechtigt an den glorreichen deutschen Siegen und Opfern gewesen seien'.

‚Gestern', berichtet das Tagebuch zum 19. November, ‚theilte mir Bischof Ketteler mit, daß er mit dem Fürsten Bismarck in dessen Hotel eine $1^1/_2$ Stunden lange, von seiner Seite offenherzige Unterredung gehabt habe. Bismarck habe erklärt, das Unfehlbarkeitsdogma sei in seinen Augen durchaus Nebensache; er wisse sehr wohl, daß das Concil nur einen längst schon sehr verbreitet gewesenen Glauben „codificirt" habe. Dahingegen glaube er an ein weitverzweigtes ultramontanes Complot gegen Preußen, an welchem auch die Polen theilnähmen, die Familie Radziwill nicht ausgenommen (!). Dagegen müsse er auf der Hut sein und Vorkehr treffen. Meines Erachtens ist das nicht sein ernstlicher Glaube, vielmehr handelt es sich bei Bismarck darum, die Wittelsbacher Dynastie zu entwurzeln, wozu die bayrischen Staatsmänner (Herr Lutz an der Spitze) die Hand bieten. Ueber Bayern dann nach Oesterreich, und das Empire deutscher Nation ist fertig! — wenn nicht plötzlich Gott einen Stein in den Weg wälzt.'

‚Berlin, 22. November. Am 18. dieses Monats hatte der Bischof von Mainz eine Audienz bei Sr. Majestät, welche fast eine Stunde währte. Der Kaiser war gnädig und ließ sich auf eine eingehende Erörterung über das Unfehlbarkeitsdogma, den Syllabus u. s. w. ein, welche er als bedenklich für die Staatsgewalt erklärte. Durch das „neue Dogma" erhalte der Papst „göttliche" Gewalt, worauf der Bischof erwiderte: „nur übernatürlichen Beistand", wie z. B. der Priester bei Spendung der Sacramente und selbst der Laie bei Empfang der Taufe. Die Sätze des Syllabus über die Gewissensfreiheit u. s. w. hätten auch die Vorfahren Sr. Majestät vom protestantischen

[1] Die ‚Köln. Volkszeitung' beschäftigte sich infolge dieser Anregung eingehender mit dem Artikel der ‚Nordd. Allgem. Zeitung'.

Standpunkte aus geltend gemacht, nur der Indifferentismus der modernen Wissenschaft solle getroffen werden. Auffallenderweise hielt Se. Majestät sich darauf, katholischerseits sei die Aggression begonnen worden, namentlich bei der ersten Reichstagsadresse (!). v. Ketteler drückte sein Bedauern darüber aus, daß in der nächsten Umgebung Sr. Majestät keine Personen sich befänden, welche der Wahrheit zu Gunsten der Katholiken die Ehre gäben. Die Verabschiedung war eine huldvolle — der gute Wille des Königs ist nicht zu bezweifeln, und es ist fast noch ein Wunder zu nennen, daß er bei seiner Umgebung und den steten Einflüsterungen sich den Wahrheitssinn noch in solchem Maße bewahren konnte. Fürst Bismarck hatte in seiner frühern Unterredung besonders betont, daß von Rußland und Oesterreich her über Polen Preußen ernstlich bedroht sei, daß die Katholiken in einem weitgreifenden Verbande ständen und systematisch gegen Preußen agitirten (ob er wohl wirklich daran glaubt?!). Auch über einzelne Personen sprach er sich aus, besonders über v. Lenthe und Schröder (der allerdings den schlesischen Magnaten arg zu Leibe gegangen ist und sich seine Reden zu wenig überlegt); selbst der Erzbischof Ledochowski scheine das ihm gewordene Vertrauen nicht zu verdienen. Ueber meinen Bruder und mich urtheilte er nachsichtiger.'

Das Tagebuch verzeichnet weiter: ,Berlin, 23. November. Debatte über den Lutzschen Gesetzentwurf betreffend Bestrafung der Geistlichen wegen Störung des öffentlichen Friedens. Mein Bruder und Bischof Ketteler hielten treffliche Reden gegen Lutz, v. Treitschke und Fischer (Augsburg). Simson legte wegen Annahme des Windthorstschen Antrages sein Präsidium nieder. Wiedergewählt.' ,26. November. Diner bei Savigny. Viele Reden und Toaste (besonders von Thissen), welche durchweg Zuversicht kundgaben. Heute Eröffnung des Landtags.'

Vom constitutionellen Standpunkte aus erklärte sich Reichensperger in der Sitzung des Reichstags vom 30. November gegen die Fortbewilligung des eisernen Militärfonds bis zum Jahre 1873. ,Ich glaube,' bemerkte er, ,Artikel 71 unserer Verfassung gestattet es nicht, auf drei Jahre ein Armeebudget en bloc oder als eisernen Bestand zu bewilligen. Ich bin weiter der Ansicht, daß die Budgetdebatten schon an und für sich in hohem Maße nicht bloß zur Aufklärung der Materie, sondern zur Aufklärung des Volkes draußen und der Mitglieder hier im Hause ersprießlich sind, und ich bin weiter der Ansicht, daß, wie die allgemeine Lage der Dinge sich darstellt, wir nicht nöthig haben, besondere Anstrengungen zu machen, in der Art unser Heer gerüstet zu halten wie damals, als Frankreich, das jetzt besiegte Frankreich, uns drohend gegenüber stand. Der Graf Bethusy hat gestern seine Rede mit dem Spruch geschlossen: Si vis pacem, para bellum. Ich möchte den

Spruch dahin umändern: Si vis pacem, para pacem (Bewegung). Wenn man den Frieden ernstlich will, so treffe man Vorkehrungen für den Frieden, so halte man alles ferne, was ihn stören kann, so thue man alles, um den Frieden aufrecht zu halten, und zwar den äußern nicht bloß, sondern auch den innern Frieden.'

Die Worte Reichenspergers verhallten nicht ganz; denn die Annahme des Militärbudgets auf drei Jahre erfolgte mit der geringen Majorität von 16 Stimmen.

Am 1. December fand ‚in äußerst formloser Weise' der Schluß des Reichstages durch den Vicekanzler Delbrück statt. ‚Die Parteien,' urtheilte Reichensperger, ‚mit Ausnahme des Centrums, unter sich zerrissen — die Nationalliberalen sozusagen in voller Auflösung. Das Lutzsche Ausnahme-Strafgesetz, voraussichtlich zu Gunsten der Clericalen wirkend[1], hat zunächst jene Zersetzung veranlaßt; vollendet ward sie durch die en bloc-Bewilligung des Armeebudgets auf drei Jahre, welches die Regierung proponirte und von uns bekämpft ward. Im allgemeinen kann unsere Partei im Reichstage am meisten befriedigt sein. Die Erkrankung des Fürsten Bismarck hat die Zersetzung wesentlich gefördert. Nur er kann überhaupt die Maschine in den Fugen halten und dirigiren. Im Abgeordnetenhause (eröffnet am 22. November) eine Fluth von Vorlagen. Dort stehen härtere Kämpfe bevor. Wenn nur meine Nerven Stich halten!'

‚6. December. Bei Bindewald den Abend zugebracht mit dem protestantischen Charité-Pastor Schulz. Gespräche über die religiösen Fragen. Ich sprach mich dahin aus, daß die infallibilistische Bewegung mir immer mehr als nothwendig erscheine, um den latent gewesenen Widerstreit zwischen der hochmüthigen deutschen Wissenschaft und der Autorität zu einer Krisis zu bringen, welche sich wahrscheinlich als heilsam erweisen werde.'

Noch deutlicher hatte sich Reichensperger bereits im Juli über die hier berührten Fragen in einem Schreiben an Dr. Crull ausgesprochen. ‚Der bisherige Verlauf der Döllingerei', heißt es hier, ‚bringt mich dem Gedanken immer näher, daß ich mich im Irrthume befand, als ich den betreffenden Concilsausspruch für inopportun hielt. Es will mir scheinen, als ob ein gewisser Krankheitsstoff nothwendig hätte ausgeschieden werden müssen; ich glaube nicht, daß die Professorenreligion sich zur Grundlage einer deutschen Nationalkirche, von welcher vielfach geträumt, ja an welcher geradezu planirt wird, eignet.'

[1] In Uebereinstimmung hiermit heißt es in einem Briefe vom 25. November: ‚Das Lutzsche Ausnahmegesetz ist eine große Verlegenheit für die andern Parteien; wir sind in betreff der Folgen desselben ziemlich ruhig; einstweilen hilft es mächtig die Indolenz der Katholiken vertreiben.'

Zu Beginn des folgenden Jahres (4. Januar 1872) kommt Reichensperger gegenüber demselben protestantischen Freunde noch einmal mit folgenden Worten auf die Altkatholiken zurück. ‚Ich neige immer mehr der Ansicht zu, daß die sogen. altkatholische Bewegung eine für die katholische Kirche heilsame Krisis darstellt. Warum ich dies thue, ergibt im wesentlichen der nachfolgende Spruch des Thomas von Kempis (I, 7): Non confidas in tua scientia vel astutia cuiuscumque viventis, sed magis in Dei gratia, qui adiuvat humiles et de se praesumentes humiliat. Der Hochmuth der deutschen „Träger der Wissenschaft" konnte auf die Dauer mit der kirchlichen Lehrautorität nicht zusammengehen, und der Schwanz, welcher sich den protestirenden Professoren anhängt, zeigt zur Genüge, wie nöthig ein Ausscheidungsproceß war. Theilweise sind es die allerschlechtesten Subjecte, theilweise Leute, die froh sind, einen Prätext gefunden zu haben, auf welchen hin sie auch ferner nicht mehr den Gottesdienst besuchen, theilweise endlich politische Speculanten, wie z. B. Herr Lutz und noch höher hinauf. Die wahrhaft respectabeln Protestkatholiken haben leider die Grenzlinie nicht beachtet, an welcher die Umkehr geboten war, und entbehren des nöthigen Muthes echter Demuth, um öffentlich ihren Irrthum zu bekennen. Die richtig verstandene Unfehlbarkeit des Papstes, als Lehrers der Kirche, scheint mir nicht schwerer annehmbar zu sein als die Unfehlbarkeit der Mehrheit eines Concils. Im gewöhnlichen Leben sind sogar die Majoritäten meist weniger zuverlässig wie die Einzelmenschen — falls überhaupt von solcher Analogie die Rede sein könnte. Nach außen hin ist übrigens durch das Dogma nichts geändert. Dem Papst als Lehrer war stets jeder Katholik Gehorsam schuldig; jetzt ist nur die auf dem dogmatischen Gebiete kaum zulässige innere Ausflucht abgeschnitten, daß man es im Grunde doch besser verstehe als der Papst und eine Kassirung seines Ausspruches von der Zukunft zu erwarten stehe.'

Eine interessante Bekanntschaft machte Reichensperger am 7. December an Bischof Räß von Straßburg, zu dessen Ehre v. Savigny ein Diner gab. ‚Ich hatte die Ehre,' schrieb er nach Hause, ‚Nachbar des hochwürdigsten Herrn zu sein, der trotz seines hohen Alters noch eine frische, fast jovial zu nennende Natur ist. Bei den Majestäten fand er eine freundliche Aufnahme, ward aber mit keiner Einladung beehrt, ebensowenig wie Bischof v. Ketteler während des Reichstages. Diese Verabsäumungen gegen den bisherigen Usus deuten auf fortwährende Verschnupfung. Fürst Bismarck hat den Herrn Bischof gar nicht empfangen — wegen Unwohlseins, was ihn jedoch nicht abhielt, anderweite Audienzen zu gewähren. Die Zeit der Ungnade gegen die Clericalen wird auch wieder vorübergehen — wenn nur nicht zu spät!'

Bei den Berathungen des Landtages zeigte Reichensperger seine Unparteilichkeit, indem er am 21. December dem Abgeordneten Parisius zustimmend

bemerkte, er wolle, daß die Amtsblätter nicht nur nicht zur Ultramontanenhetze, sondern auch nicht zur Hetze auf die Fortschrittspartei gemißbraucht würden. Mit bittern Worten beklagte er in jenen Tagen, daß sich die Vorlagen der Regierung an den Landtag ganz ungewöhnlich drängten. ‚Es ist‘, schrieb er, ‚den Abgeordneten geradezu unmöglich, dieselben auch nur oberflächlich zu lesen, sofern sie die Kammer- und Fractionssitzungen einigermaßen besuchen wollen. Diejenigen Abgeordneten, welche letzteres unterlassen, sollen indes dem Vernehmen nach keineswegs durch häuslichen Fleiß sich besonders auszeichnen. Welche Früchte die Dampf-Fabrikation auf dem Gebiete der Gesetzgebung dem Leben zu gewähren geeignet ist, wird leicht zu ermessen sein. Solche, welche nicht der Lehre vom unbedingten Fortschritt huldigen, könnten wohl auf den Gedanken kommen, daß wir einem Chaos zusteuern, in welchem nur die Willkür sich heimisch fühlt. Vielleicht besinnen sich die Nationalliberalen während der Weihnachtsferien auf einen Antrag, welcher dahin geht, der Regierung ein „Pauschquantum“ von Gesetzen ohne alles weitere im voraus zu verwilligen, um für sich selbst Zeit zu gewinnen und damit zugleich die Regierung nach außen hin zu „stärken“, wie ja die Formel bei der Bewilligung des Armee-Pauschquantums lautete.‘

Das Weihnachtsfest feierte Reichensperger im Kreise seiner Lieben zu Köln. Doch selbst in diesen Tagen war er unausgesetzt thätig: er absolvirte die Correctur seiner Schrift über Shakespeare und begann die Ausarbeitung der dritten Auflage seiner ‚Phrasen und Schlagwörter‘.

2. Das Schulaufsichtsgesetz und die Verbannung der Jesuiten.

Beim Wiederbeginne der Berathungen des Landtages im Januar 1872 war Reichensperger pünktlich an seinem Platze. Die so häufige Trennung von den Seinigen fiel ihm zwar sehr schwer — aber er tröstete sich und seine edle Gemahlin mit dem Gedanken, daß ‚es ein Opfer sei, aus welchem hoffentlich Gutes erwachse‘. ‚In irgend einer Weise‘, meinte Reichensperger, ‚muß man sein Glück zu verdienen suchen: wer sich keine Pflichten auferlegt, hat im Grunde kein Recht auf Glück.‘

Als am 11. Januar der Fonds von 49000 Thalern zu geheimen Ausgaben im Interesse der Polizei zur Berathung stand, ergriff Reichensperger das Wort. ‚In früherer Zeit‘, so führte er aus, ‚als der Constitutionalismus noch in seiner Blüthe stand, spielte dieser Posten eine sehr hervorragende Rolle; dieser constitutionelle parlamentarische Stil ist aber auch Zopf geworden, und man behandelt ihn jetzt wie jeden andern. Die Materie von der geheimen Polizei war eine der liebsten Zierpflanzen in dem Kranze der constitutionellen

Staaten; allein dieses Gewächs scheint mir so tief in unser Staatswesen eingewurzelt zu sein, daß man es ohne weiteres herauszureißen wohl nicht im stande sein möchte. Frei aber steht es, an seinen Wurzeln zu rütteln. Heute nun möchte ich mir nur die Frage anzuregen erlauben, ob aus diesen geheimen Polizeifonds auch die sogen. officiöse Presse bezahlt wird. Der Minister wird hierauf einfach antworten, daß diese Frage doch zu naiv sei, und daß dies eben geheime Fonds seien, über deren Verwendung keine Antwort ertheilt zu werden brauche. Es bleibt mir also nichts übrig, als auf Grund der allgemeinen Meinung bei meinem Glauben zu bleiben, daß die eben bezeichneten Preßorgane wirklich ihre Nahrung aus den hier in Rede stehenden Fonds beziehen. Salvo errore möchte ich also diese Gelegenheit benutzen, um den Herrn Minister darauf aufmerksam zu machen, daß die Presse, welche dieses Zweckes halber beschäftigt wird, doch dem Staatsinteresse sehr schlecht dient. Ich glaube den Dank der Regierung zu verdienen, wenn ich diese Materie etwas näher ins Auge fasse. Es scheint mir, als ob die officiöse Presse einer Anzahl von Staatsbürgern gegenüber, die im Staate Preußen allein nach Millionen zählen, eine Rolle spielt, die sich mit der Würde einer officiellen Journalistik unmöglich verträgt. Dies zu bestätigen werden die Herren Gelegenheit haben, welche einen Blick auf diese Preßorgane geworfen haben. Die ihrer Kirche ergebenen Katholiken in Preußen werden von dieser Presse durchweg in einer Weise behandelt, welche, wenn sie nicht zu abgeschmackt wäre, hier kaum zu qualificiren sein würde, weil es gegen meine Gewohnheit ist, solch starke Ausdrücke zu gebrauchen. Nicht nur werden diese Katholiken bezeichnet als clerical, ultramontan, als Jesuiten, sondern diesen zierenden Beiwörtern werden noch andere Anschuldigungen in mehr oder weniger versteckter Weise beigefügt, die geeignet sein dürften, näher von der Staatsregierung berücksichtigt zu werden, weil sie wirklich eine schwere Beleidigung gegen einen großen Theil preußischer Bürger sind. Ich erwähne nur eines Wortes, das Sie fast täglich, mindestens wöchentlich gegen die Katholiken angewendet finden: man erklärt sie als vaterlandslos, nennt sie auch Landesverräther. Es fehlt nur noch, daß es heißt, die Katholiken haben das Petroleum geliefert, um Paris in Brand zu stecken, sie haben den grausen Krieg bereitet und geschürt. Ich möchte es für rathsam erachten, wenn man darauf Bedacht nähme, das betreffende Personal gänzlich zu reformiren. Ich bescheide mich gewiß sehr gern dahin, daß es der Natur der Sache gemäß nicht wohl möglich ist, besonders loyale Muster von Glaubwürdigkeit für diese Art der Presse als Organe zu finden; dennoch gibt es gewisse Grenzen der Schicklichkeit und des Anstandes, welche innegehalten werden müßten. Gegen Parteiangriffe habe ich ja nichts einzuwenden; denn Parteikämpfe werden immer bestehen, da Kampf ja Leben ist; allein diesen Kampf mit loyalen Mitteln

zu führen, ist eine Forderung, ein berechtigter Wunsch unseres vorgerückten Zeitalters. Ich hoffe, daß meine Worte nicht auf einen unfruchtbaren Boden fallen.'

Diese scharfe Geißelung des Verhaltens der officiösen Presse gegenüber den Katholiken fand ‚merkwürdigerweise' keinen Widerspruch. Der Minister des Innern, v. Eulenburg, beschränkte sich auf die Bemerkung, daß unter der officiösen Presse nur die Provincial-Correspondenz verstanden werden könne[1].

Eine interessante Mittheilung erhielt Reichensperger am 17. Januar durch den Fürsten Boguslaw Radziwill. ‚Derselbe erzählte, daß sein Sohn, als er in den Jesuitenorden trat, sich beim Könige verabschiedete und letzterer in durchaus freundlicher Weise geäußert habe, jeder müsse seinem Berufe nachgehen, und er habe nichts gegen den fraglichen zu erinnern. Zufolge der nunmehrigen Jesuitenhetze hat nun der Jesuit Radziwill durch seinen Vater dem Könige eine Eingabe zugehen lassen, worin er den Orden gegen alle Angriffe vertheidigt, indem er den König an die vorgedachte Abschiedsaudienz erinnert. Der bezügliche Bescheid steht noch aus.'

Am 17. Januar erfolgte der von den ‚Liberalen' lange gewünschte und erwartete Rücktritt des Cultusministers v. Mühler. Er fiel, wie Reichensperger nach Hause schrieb, als ‚ein Opfer seiner Charakterschwäche, indem er schließlich zwischen allen Stühlen saß[2]. Für unsere Partei wäre es vortheilhafter gewesen, wenn er noch ein paar Monate lang sein Amt behalten hätte, da keine Partei mehr in compactem Maße zu ihm hielt, während der neue Cultusminister zweifelsohne, wenigstens beim Beginne seiner Laufbahn, eine starke Majorität hinter sich haben wird, mit welcher er die Ultramontanenhetze fortführen kann. Da Fürst Bismarck den Katholiken noch nichts weniger als huldreich zu sein scheint, so wird sein Cultusminister zweifelsohne uns nach wie vor das Leben sauer machen. Indes glaube ich doch, daß das so gehässige Schulinspectionsgesetz einstweilen von der Bühne verschwindet (wie ich dies schon in der „Kölnischen Volkszeitung" [3] geäußert habe), indem dasselbe schwerlich im Herrenhaus Gnade fände.' Letztere Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen; denn schon am 22. Januar erhielt Mühler als Nachfolger den Herrn Dr. Falk.

---

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1872, Nr. 11.

[2] In seinem Tagebuch schreibt Reichensperger: ‚v. Mühler hat seine Ministerrolle ausgespielt. Dank seiner Charakterschwäche in Verbindung mit der Charakterstärke seiner Frau Adelheid hat er es mit allen Parteien und damit zugleich mit seinem Treiber, dem Fürsten Bismarck, verdorben. Schade um die mancherlei trefflichen Gaben des armen Mannes!' Vgl. dazu Oncken, Zeitalter Kaiser Wilhelms II, 443.

[3] 1872, Nr. 14, zweite Berliner Correspondenz.

Reichenspergers Tagebuch verzeichnet über jene entscheidungsvollen Tage folgendes:

,20. Januar. Die Ernennung Falks zum Cultusminister soll auf Bedenken gestoßen sein. Nach einer Version soll der König seinen Conservativismus im altpreußischen Sinne des Wortes nicht für hinreichend gewährleistet erachten [1] und der zeitige Rector der Universität Dorpat noch ins Auge gefaßt sein; nach einer andern Version soll Falk mehr Unabhängigkeit verlangen, als Fürst Bismarck ihm zugestehen will, und namentlich die Ernennung des Unterstaatssecretärs in Frage stehen, als welchen man ihm den Consistorialpräsidenten Wunderlich (!) in Berlin octroyiren wolle. Der Sturz Mühlers steht in gewissem Zusammenhange mit dem öffentlichen Kunstwesen, dessen Protector der Kronprinz ist. Dieser stand mit v. Quast in Unterhandlung, als Mühler über seinen Kopf hinweg drei Geheimräthe, unter andern einen von Mühlers Gemahlin protegirten, ernennen ließ, wodurch die kronprinzliche Combination zu Boden fiel. Dem sei, wie ihm wolle — nachdem Mühler die Auflösung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium zugestanden hatte, mußte er auf der schiefen Ebene immer tiefer hinabgleiten. Daß er aber so bald schon dem Geh. Rath v. Krätzig in den unfreiwilligen Ruhestand nachfolgen werde, bleibt doch überraschend. Auch mit dem Regiment des Justizministers v. Leonhardt scheint es bereits definitiv zu Ende zu sein. — Herr v. Usedom, welcher das italienische Bündniß auf das eifrigste betrieben hatte, sogar mit Umgehung des Generals Lamarmora durch directe Unterhandlung mit Victor Emanuel, und welcher zuerst auch auf das Bündniß mit Ungarn hinarbeitete, ward von seinem Piedestal durch die mächtige Hand des Fürsten Bismarck herabgehoben, desgleichen Savigny, nachdem er zur Sprengung des Bundes mitgewirkt. — Möge Gott verhüten, daß die Nemesis nicht noch höher hinaufgreift! Welche Katastrophen könnten dann über Deutschland hereinbrechen!

,24. Januar. Gestern Abend bei Geh. Rath Bindewald zu Gast mit v. Gerlach, Kleist-Retzow, Graf Grassow, v. Senfft-Pilsach, Geh. Rath Wiese u. s. w. Natürlich drehte sich die Unterhaltung meist um die augenblickliche Situation und die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens aller christlich Gesinnten ohne Unterschied der Confession und der politischen Richtung. Von besonderer Bedeutung aber ist die Annäherung zwischen v. Gerlach und seinen frühern, seit 1866 von ihm getrennten Freunden. Gestern ward uns die Ernennung des Geh. Rathes Falk zum Cultusminister notificirt. Er soll Freimaurer sein! — Dann stehen jedenfalls schwere Kämpfe bevor.'

[1] Vgl. hierzu Roon, Denkwürdigkeiten II. 567.

Am 30. Januar trat der neue Cultusminister zum erstenmal als Chef seines Departements im Landtage auf. Wer erwartet hatte, Dr. Falk werde ein förmliches Programm entwickeln, sah sich getäuscht. Der Minister beschränkte sich lediglich auf die Mittheilung, daß er die in der Thronrede angekündigte Vorlage nicht vertreten könne, daß er aber das Schulaufsichtsgesetz aufrecht erhalte. Der Beifall, welchen die Liberalen dieser Erklärung spendeten, zeigte, daß Falk sich des Vertrauens dieser Partei erfreute, obwohl er sich gar nicht über seine Stellung zu der Frage des obligatorischen Religionsunterrichtes, der Civilehe und des Ausscheidens aus der Gemeinde aussprach. Es war daher sicher ein Wort zur rechten Zeit, wenn Reichensperger an den neuen Minister die Mahnung richtete, das historische und urkundliche Recht zu schützen, der Minorität Recht und Billigkeit zu gewähren und des alten Satzes: Audiatur et altera pars, eingedenk zu sein. Mit Bezug auf die Ankündigung des Schulaufsichtsgesetzes bemerkte Reichensperger, daß der Eintritt eines Kampfes vorauszusehen sei. ,Diesen Kampf in loyaler Weise zu führen, werden wir stets bestrebt sein; denn wir sind uns bewußt, daß wir nur für die Principien und Ideen eintreten, die wir für die wahren halten.' Noch in derselben Sitzung zeigte sich, daß der Staatsmann, der Deutschlands Geschicke leitete, das berechtigte Verlangen Reichenspergers nicht zu erfüllen gesonnen war. Die Fluth von Vorwürfen, die Bismarck gegen das Centrum ergoß, hatte übrigens den Vortheil, daß die Situation geklärt wurde[1].

Wenn die Zeitungen ,einer gewissen Farbe, namentlich die von oben her unterstützten oder doch gestützten', triumphirend verkündeten, daß die ,Clericalen' bei der Cultusdebatte ,zermalmt' worden seien, so constatirte Reichensperger, wie man damit ,unverschämter denn je darauf sündige, daß die ungeheure Mehrzahl der Zeitungsleser die stenographischen Berichte nicht zur Hand nehmen'. ,Aber', fuhr er fort, ,die Clericalen müssen eine Niederlage erlitten haben; — ist doch sogar der Fürst Bismarck telegraphisch in die Sitzung gerufen worden, als der Abgeordnete v. Mallinckrodt die Beseitigung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium zu beleuchten sich anschickte, und hat der Fürst sich so mehrfach eingehend an der Debatte betheiligt. Unter seinen Aeußerungen von politischer Bedeutung fiel besonders die Erklärung auf, daß er die Regierungsorgane der Majorität entnehmen zu müssen glaube. Wer hätte in früherer Zeit, als der Stern des Herrn Fürsten noch erst im Aufsteigen begriffen war, zu denken gewagt, daß derselbe jemals dem Systeme des Parlamentarismus huldigen werde? Es wird von Interesse sein, zu sehen, ob der bayrische Satellite des Herrn Fürsten, welcher in der Kammer eine Majorität auf seiner Seite nicht hat, auch

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1872, Nr. 31.

...en Princip der Majoritätsregierung huldigen ... als das oben Gedachte dürfte es erscheinen ... so großartige, weitverzweigte Organisation der ...anden annahm, daß er daraus nahezu eine Gefahr ... entnehmen zu können glaubte. Die den Partei... werden zweifelsohne ob solcher Annahme lächeln, ... lesen, daß der Herr Ministerpräsident als einen Beleg ... Thatsache erwähnte, daß Centrumsmitglieder in Wahlbezirken ... worden sind, in welchen man sie persönlich nicht kenne. Wohl nur ... Umstande, daß der Herr Fürst so lange Zeit hindurch sich im Auslande ...gehalten hat, möchte es beizumessen sein, daß ihm entgangen ist, wie viele der liberalen Majorität angehörende Abgeordnete sich in gleichem Falle befunden haben. Oder gilt etwa auch hier wieder das „Ja Bauer, das ist etwas anderes"?'

Am 31. Januar ergriff Reichensperger bei der Berathung des Staatshaushalts-Etats das Wort. Er sagte: ‚Meine Herren! Der Herr Ministerpräsident hat seine Aeußerungen damit begonnen, daß er seine subjective Ueberzeugung der subjectiven Ueberzeugung entgegenstellte, wie sie von dieser Seite (auf das Centrum deutend) ausgesprochen worden ist. Soweit wäre alles schön und gut, und ich würde wirklich nicht mehr das Wort ergreifen, um gegen das, was der Herr Ministerpräsident gesagt hat, etwas einzuwenden, wenn dieser Herr nicht ein so überaus mächtiger Mann wäre. Das ist für uns das Fatale der Situation. (Große Heiterkeit.)

‚Ja, es ist für uns eine fatale Situation, daß wir hier in der Minorität, d. h. die Schwächern sind, und daß wir ebenso draußen im Lande in der Minorität sind, — nicht bloß in der natürlichen Minorität, wie sie die Geschichte gestaltet hat, sondern auch in einer künstlichen Minorität, wie sie von oben herunter künstlich gestaltet worden ist und wird. (Sehr richtig! im Centrum.)

‚Wir fordern die Herren nur einfach auf, bis zur zweiten Lesung dieses Etats sich das Staatshandbuch etwas näher anzusehen. Ich bin überzeugt, dann bedarf es von unserer Seite keiner Worte mehr, um Sie zu überzeugen, daß wir ganz recht hatten in dem, was gestern in betreff der Parität von unserer Seite behauptet worden ist.

‚Der Herr Abgeordnete Dr. Virchow hat vorhin nicht bloß darauf hingedeutet, sondern es ziemlich klar gesagt, daß es auf seiten der Katholiken, namentlich insofern es sich um die Besetzung von Lehrerstellen handle, an der nothwendigen wissenschaftlichen Ausbildung fehle, vielleicht auch an der Fähigkeit, sich diese Ausbildung zu verschaffen. Ich weiß nun nicht, was der geehrte Herr unter der Wissenschaft versteht, die er die „moderne"

nennt. Es scheint das eine ganz aparte Sorte von Wissenschaft zu sein. Darin mag er recht haben, in Bezug auf das, was er die moderne Wissenschaft nennt, sind die Katholiken etwas ungelehrig. Ich glaube aber, wenn der Herr Abgeordnete, der einen so tiefen Blick in die Natur zu thun versteht, einen nur halb so tiefen Blick in die Geschichte zurück thun wolle, so bedürfte es keiner weitern Worte mehr, um ihn davon zu überzeugen, daß der Katholicismus, der Katholicismus im eminentesten Sinne selbst während des „finstern" Mittelalters" und weiter zurück, die Menschen zu recht wissenschaftlichen heranzubilden gewußt hat, ja, daß alle Universitäten fast ohne Ausnahme, welche jetzt noch bestehen, im Mittelalter kirchlicherseits gegründet worden sind und vielleicht kräftiger geblüht haben als heutzutage. (Sehr wahr! im Centrum.)

‚Ich glaube, meine Herren, daß es sehr zu wünschen wäre, hier in Berlin beständen einige Klöster mehr (Lachen links) und etwas Unsittlichkeit weniger auf den Straßen und anderwärts. (Lebhaftes Bravo rechts und im Centrum.)

‚Daß hier nur das eine Actenstück vorgebracht wird, in welchem die Katholiken, diejenigen, welche ihre Kirche besonders hochachten, ja denen die religiösen Interessen als die höchsten erscheinen, durch religiöse Motive an die Wahlurne getrieben werden, liegt freilich in der Natur der Sache. Ich glaube meinerseits, daß jene Interessen selbst bei solchen, die nicht daran betheiligt sind, bedeutend höher stehen sollten als alle andern Interessen; es sind ideale Interessen, die ihrer Natur nach höherer Ordnung sind als die Interessen, die sich etwa an ein Patronat, ein großes Vermögen, großen Einfluß oder große Macht durch Beamte, Grundbesitz und Verbindungen aller Art knüpfen.

‚Danken Sie Gott, daß es in Deutschland noch so viele Leute gibt, die ideale Interessen verfolgen (Heiterkeit); die materiellen haben wahrlich Vertreter über und über genug!

‚Man sagt, die Fraction des Centrums vertritt nach dem schlesischen Aufrufe kirchliche Interessen; ja sie vertritt dieselben gegen wirkliche oder versuchte Unterdrückung; ja, meine Herren, ich finde in sachlicher Hinsicht, abgesehen von der Art des Ausdrucks, welche Geschmackssache ist, auch nicht das Mindeste in dem Aufrufe, was ich nicht adoptiren könnte.'

Angesichts des heraufziehenden Sturmes gereichte es Reichensperger und seinen Freunden zur großen Beruhigung, daß das katholische Volk muthig und treu seine Pflicht erfüllte. Gegen die Schulaufsichtsvorlage liefen eine solche Menge von Petitionen ein, daß Reichensperger am 1. Februar in den Zeitungen um Entschuldigung bitten mußte, daß er nicht mehr im stande sei, den Einsendern den Empfang anzuzeigen[1]. ‚Es geht ganz toll bei

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1872, Nr. 33.

Standpunkte aus geltend gemacht, nur der Indifferentismus der modernen Wissenschaft solle getroffen werden. Auffallenderweise hielt Se. Majestät sich darauf, katholischerseits sei die Aggression begonnen worden, namentlich bei der ersten Reichstagsadresse (!). v. Ketteler drückte sein Bedauern darüber aus, daß in der nächsten Umgebung Sr. Majestät keine Personen sich befänden, welche der Wahrheit zu Gunsten der Katholiken die Ehre gäben. Die Verabschiedung war eine huldvolle — der gute Wille des Königs ist nicht zu bezweifeln, und es ist fast noch ein Wunder zu nennen, daß er bei seiner Umgebung und den steten Einflüsterungen sich den Wahrheitssinn noch in solchem Maße bewahren konnte. Fürst Bismarck hatte in seiner frühern Unterredung besonders betont, daß von Rußland und Oesterreich her über Polen Preußen ernstlich bedroht sei, daß die Katholiken in einem weitgreifenden Verbande ständen und systematisch gegen Preußen agitirten (ob er wohl wirklich daran glaubt?!). Auch über einzelne Personen sprach er sich aus, besonders über v. Lenthe und Schröder (der allerdings den schlesischen Magnaten arg zu Leibe gegangen ist und sich seine Reden zu wenig überlegt); selbst der Erzbischof Ledochowski scheine das ihm gewordene Vertrauen nicht zu verdienen. Ueber meinen Bruder und mich urtheilte er nachsichtiger.‘

Das Tagebuch verzeichnet weiter: ‚Berlin, 23. November. Debatte über den Lutzschen Gesetzentwurf betreffend Bestrafung der Geistlichen wegen Störung des öffentlichen Friedens. Mein Bruder und Bischof Ketteler hielten treffliche Reden gegen Lutz, v. Treitschke und Fischer (Augsburg). Simson legte wegen Annahme des Windthorstschen Antrages sein Präsidium nieder. Wiedergewählt.‘ ‚26. November. Diner bei Savigny. Viele Reden und Toaste (besonders von Thissen), welche durchweg Zuversicht kundgaben. Heute Eröffnung des Landtags.‘

Vom constitutionellen Standpunkte aus erklärte sich Reichensperger in der Sitzung des Reichstags vom 30. November gegen die Fortbewilligung des eisernen Militärfonds bis zum Jahre 1873. ‚Ich glaube,‘ bemerkte er, ‚Artikel 71 unserer Verfassung gestattet es nicht, auf drei Jahre ein Armeebudget en bloc oder als eisernen Bestand zu bewilligen. Ich bin weiter der Ansicht, daß die Budgetdebatten schon an und für sich in hohem Maße nicht bloß zur Aufklärung der Materie, sondern zur Aufklärung des Volkes draußen und der Mitglieder hier im Hause ersprießlich sind, und ich bin weiter der Ansicht, daß, wie die allgemeine Lage der Dinge sich darstellt, wir nicht nöthig haben, besondere Anstrengungen zu machen, in der Art unser Heer gerüstet zu halten wie damals, als Frankreich, das jetzt besiegte Frankreich, uns drohend gegenüber stand. Der Graf Bethusy hat gestern seine Rede mit dem Spruch geschlossen: Si vis pacem, para bellum. Ich möchte den

Spruch dahin umändern: Si vis pacem, para pacem (Bewegung). Wenn man den Frieden ernstlich will, so treffe man Vorkehrungen für den Frieden, so halte man alles ferne, was ihn stören kann, so thue man alles, um den Frieden aufrecht zu halten, und zwar den äußern nicht bloß, sondern auch den innern Frieden.'

Die Worte Reichenspergers verhallten nicht ganz; denn die Annahme des Militärbudgets auf drei Jahre erfolgte mit der geringen Majorität von 16 Stimmen.

Am 1. December fand ‚in äußerst formloser Weise' der Schluß des Reichstages durch den Vicekanzler Delbrück statt. ‚Die Parteien,' urtheilte Reichensperger, ‚mit Ausnahme des Centrums, unter sich zerrissen — die Nationalliberalen sozusagen in voller Auflösung. Das Lutzsche Ausnahme-Strafgesetz, voraussichtlich zu Gunsten der Clericalen wirkend[1], hat zunächst jene Zersetzung veranlaßt; vollendet ward sie durch die en bloc-Bewilligung des Armeebudgets auf drei Jahre, welches die Regierung proponirte und von uns bekämpft ward. Im allgemeinen kann unsere Partei im Reichstage am meisten befriedigt sein. Die Erkrankung des Fürsten Bismarck hat die Zersetzung wesentlich gefördert. Nur er kann überhaupt die Maschine in den Fugen halten und dirigiren. Im Abgeordnetenhause (eröffnet am 22. November) eine Fluth von Vorlagen. Dort stehen härtere Kämpfe bevor. Wenn nur meine Nerven Stich halten!'

‚6. December. Bei Bindewald den Abend zugebracht mit dem protestantischen Charité-Pastor Schulz. Gespräche über die religiösen Fragen. Ich sprach mich dahin aus, daß die infallibilistische Bewegung mir immer mehr als nothwendig erscheine, um den latent gewesenen Widerstreit zwischen der hochmüthigen deutschen Wissenschaft und der Autorität zu einer Krisis zu bringen, welche sich wahrscheinlich als heilsam erweisen werde.'

Noch deutlicher hatte sich Reichensperger bereits im Juli über die hier berührten Fragen in einem Schreiben an Dr. Crull ausgesprochen. ‚Der bisherige Verlauf der Döllingerei', heißt es hier, ‚bringt mich dem Gedanken immer näher, daß ich mich im Irrthume befand, als ich den betreffenden Concilsausspruch für inopportun hielt. Es will mir scheinen, als ob ein gewisser Krankheitsstoff nothwendig hätte ausgeschieden werden müssen; ich glaube nicht, daß die Professorenreligion sich zur Grundlage einer deutschen Nationalkirche, von welcher vielfach geträumt, ja an welcher geradezu planirt wird, eignet.'

[1] In Uebereinstimmung hiermit heißt es in einem Briefe vom 25. November: ‚Das Lutzsche Ausnahmegesetz ist eine große Verlegenheit für die andern Parteien; wir sind in betreff der Folgen desselben ziemlich ruhig; einstweilen hilft es mächtig die Indolenz der Katholiken vertreiben.'

Zu Beginn des folgenden Jahres (4. Januar 1872) kommt Reichensperger gegenüber demselben protestantischen Freunde noch einmal mit folgenden Worten auf die Altkatholiken zurück. ‚Ich neige immer mehr der Ansicht zu, daß die sogen. altkatholische Bewegung eine für die katholische Kirche heilsame Krisis darstellt. Warum ich dies thue, ergibt im wesentlichen der nachfolgende Spruch des Thomas von Kempis (I, 7): Non confidas in tua scientia vel astutia cuiuscumque viventis, sed magis in Dei gratia, qui adiuvat humiles et de se praesumentes humiliat. Der Hochmuth der deutschen „Träger der Wissenschaft“ konnte auf die Dauer mit der kirchlichen Lehrautorität nicht zusammengehen, und der Schwanz, welcher sich den protestirenden Professoren anhängt, zeigt zur Genüge, wie nöthig ein Ausscheidungsproceß war. Theilweise sind es die allerschlechtesten Subjecte, theilweise Leute, die froh sind, einen Prätext gefunden zu haben, auf welchen hin sie auch ferner nicht mehr den Gottesdienst besuchen, theilweise endlich politische Speculanten, wie z. B. Herr Lutz und noch höher hinauf. Die wahrhaft respectabeln Protestkatholiken haben leider die Grenzlinie nicht beachtet, an welcher die Umkehr geboten war, und entbehren des nöthigen Muthes echter Demuth, um öffentlich ihren Irrthum zu bekennen. Die richtig verstandene Unfehlbarkeit des Papstes, als Lehrers der Kirche, scheint mir nicht schwerer annehmbar zu sein als die Unfehlbarkeit der Mehrheit eines Concils. Im gewöhnlichen Leben sind sogar die Majoritäten meist weniger zuverlässig wie die Einzelmenschen — falls überhaupt von solcher Analogie die Rede sein könnte. Nach außen hin ist übrigens durch das Dogma nichts geändert. Dem Papst als Lehrer war stets jeder Katholik Gehorsam schuldig; jetzt ist nur die auf dem dogmatischen Gebiete kaum zulässige innere Ausflucht abgeschnitten, daß man es im Grunde doch besser verstehe als der Papst und eine Kassirung seines Ausspruches von der Zukunft zu erwarten stehe.‘

Eine interessante Bekanntschaft machte Reichensperger am 7. December an Bischof Räß von Straßburg, zu dessen Ehre v. Savigny ein Diner gab. ‚Ich hatte die Ehre,‘ schrieb er nach Hause, ‚Nachbar des hochwürdigsten Herrn zu sein, der trotz seines hohen Alters noch eine frische, fast jovial zu nennende Natur ist. Bei den Majestäten fand er eine freundliche Aufnahme, ward aber mit keiner Einladung beehrt, ebensowenig wie Bischof v. Ketteler während des Reichstages. Diese Verabsäumungen gegen den bisherigen Usus deuten auf fortwährende Verschnupfung. Fürst Bismarck hat den Herrn Bischof gar nicht empfangen — wegen Unwohlseins, was ihn jedoch nicht abhielt, anderweite Audienzen zu gewähren. Die Zeit der Ungnade gegen die Clericalen wird auch wieder vorübergehen — wenn nur nicht zu spät!‘

Bei den Berathungen des Landtages zeigte Reichensperger seine Unparteilichkeit, indem er am 21. December dem Abgeordneten Parisius zustimmend

bemerkte, er wolle, daß die Amtsblätter nicht nur nicht zur Ultramontanenhetze, sondern auch nicht zur Hetze auf die Fortschrittspartei gemißbraucht würden. Mit bittern Worten beklagte er in jenen Tagen, daß sich die Vorlagen der Regierung an den Landtag ganz ungewöhnlich drängten. ‚Es ist', schrieb er, ‚den Abgeordneten geradezu unmöglich, dieselben auch nur oberflächlich zu lesen, sofern sie die Kammer- und Fractionssitzungen einigermaßen besuchen wollen. Diejenigen Abgeordneten, welche letzteres unterlassen, sollen indes dem Vernehmen nach keineswegs durch häuslichen Fleiß sich besonders auszeichnen. Welche Früchte die Dampf-Fabrikation auf dem Gebiete der Gesetzgebung dem Leben zu gewähren geeignet ist, wird leicht zu ermessen sein. Solche, welche nicht der Lehre vom unbedingten Fortschritt huldigen, könnten wohl auf den Gedanken kommen, daß wir einem Chaos zusteuern, in welchem nur die Willkür sich heimisch fühlt. Vielleicht besinnen sich die Nationalliberalen während der Weihnachtsferien auf einen Antrag, welcher dahin geht, der Regierung ein „Pauschquantum" von Gesetzen ohne alles weitere im voraus zu verwilligen, um für sich selbst Zeit zu gewinnen und damit zugleich die Regierung nach außen hin zu „stärken", wie ja die Formel bei der Bewilligung des Armee-Pauschquantums lautete.'

Das Weihnachtsfest feierte Reichensperger im Kreise seiner Lieben zu Köln. Doch selbst in diesen Tagen war er unausgesetzt thätig: er absolvirte die Correctur seiner Schrift über Shakespeare und begann die Ausarbeitung der dritten Auflage seiner ‚Phrasen und Schlagwörter'.

2. Das Schulaufsichtsgesetz und die Verbannung der Jesuiten.

Beim Wiederbeginne der Berathungen des Landtages im Januar 1872 war Reichensperger pünktlich an seinem Platze. Die so häufige Trennung von den Seinigen fiel ihm zwar sehr schwer — aber er tröstete sich und seine edle Gemahlin mit dem Gedanken, daß ‚es ein Opfer sei, aus welchem hoffentlich Gutes erwachse'. ‚In irgend einer Weise', meinte Reichensperger, ‚muß man sein Glück zu verdienen suchen: wer sich keine Pflichten auferlegt, hat im Grunde kein Recht auf Glück.'

Als am 11. Januar der Fonds von 49000 Thalern zu geheimen Ausgaben im Interesse der Polizei zur Berathung stand, ergriff Reichensperger das Wort. ‚In früherer Zeit', so führte er aus, ‚als der Constitutionalismus noch in seiner Blüthe stand, spielte dieser Posten eine sehr hervorragende Rolle; dieser constitutionelle parlamentarische Stil ist aber auch Zopf geworden, und man behandelt ihn jetzt wie jeden andern. Die Materie von der geheimen Polizei war eine der liebsten Zierpflanzen in dem Kranze der constitutionellen

Staaten; allein dieses Gewächs scheint mir so tief in unser Staatswesen eingewurzelt zu sein, daß man es ohne weiteres herauszureißen wohl nicht im stande sein möchte. Frei aber steht es, an seinen Wurzeln zu rütteln. Heute nun möchte ich mir nur die Frage anzuregen erlauben, ob aus diesen geheimen Polizeifonds auch die sogen. officiöse Presse bezahlt wird. Der Minister wird hierauf einfach antworten, daß diese Frage doch zu naiv sei, und daß dies eben geheime Fonds seien, über deren Verwendung keine Antwort ertheilt zu werden brauche. Es bleibt mir also nichts übrig, als auf Grund der allgemeinen Meinung bei meinem Glauben zu bleiben, daß die eben bezeichneten Preßorgane wirklich ihre Nahrung aus den hier in Rede stehenden Fonds beziehen. Salvo errore möchte ich also diese Gelegenheit benutzen, um den Herrn Minister darauf aufmerksam zu machen, daß die Presse, welche dieses Zweckes halber beschäftigt wird, doch dem Staatsinteresse sehr schlecht dient. Ich glaube den Dank der Regierung zu verdienen, wenn ich diese Materie etwas näher ins Auge fasse. Es scheint mir, als ob die officiöse Presse einer Anzahl von Staatsbürgern gegenüber, die im Staate Preußen allein nach Millionen zählen, eine Rolle spielt, die sich mit der Würde einer officiellen Journalistik unmöglich verträgt. Dies zu bestätigen werden die Herren Gelegenheit haben, welche einen Blick auf diese Preßorgane geworfen haben. Die ihrer Kirche ergebenen Katholiken in Preußen werden von dieser Presse durchweg in einer Weise behandelt, welche, wenn sie nicht zu abgeschmackt wäre, hier kaum zu qualificiren sein würde, weil es gegen meine Gewohnheit ist, solch starke Ausdrücke zu gebrauchen. Nicht nur werden diese Katholiken bezeichnet als clerical, ultramontan, als Jesuiten, sondern diesen zierenden Beiwörtern werden noch andere Anschuldigungen in mehr oder weniger versteckter Weise beigefügt, die geeignet sein dürften, näher von der Staatsregierung berücksichtigt zu werden, weil sie wirklich eine schwere Beleidigung gegen einen großen Theil preußischer Bürger sind. Ich erwähne nur eines Wortes, das Sie fast täglich, mindestens wöchentlich gegen die Katholiken angewendet finden: man erklärt sie als vaterlandslos, nennt sie auch Landesverräther. Es fehlt nur noch, daß es heißt, die Katholiken haben das Petroleum geliefert, um Paris in Brand zu stecken, sie haben den grausen Krieg bereitet und geschürt. Ich möchte es für rathsam erachten, wenn man darauf Bedacht nähme, das betreffende Personal gänzlich zu reformiren. Ich bescheide mich gewiß sehr gern dahin, daß es der Natur der Sache gemäß nicht wohl möglich ist, besonders loyale Muster von Glaubwürdigkeit für diese Art der Presse als Organe zu finden; dennoch gibt es gewisse Grenzen der Schicklichkeit und des Anstandes, welche innegehalten werden müßten. Gegen Parteiangriffe habe ich ja nichts einzuwenden; denn Parteikämpfe werden immer bestehen, da Kampf ja Leben ist; allein diesen Kampf mit loyalen Mitteln

zu führen, ist eine Forderung, ein berechtigter Wunsch unseres vorgerückten Zeitalters. Ich hoffe, daß meine Worte nicht auf einen unfruchtbaren Boden fallen.'

Diese scharfe Geißelung des Verhaltens der officiösen Presse gegenüber den Katholiken fand ‚merkwürdigerweise' keinen Widerspruch. Der Minister des Innern, v. Eulenburg, beschränkte sich auf die Bemerkung, daß unter der officiösen Presse nur die Provincial-Correspondenz verstanden werden könne[1].

Eine interessante Mittheilung erhielt Reichensperger am 17. Januar durch den Fürsten Boguslaw Radziwill. ‚Derselbe erzählte, daß sein Sohn, als er in den Jesuitenorden trat, sich beim Könige verabschiedete und letzterer in durchaus freundlicher Weise geäußert habe, jeder müsse seinem Berufe nachgehen, und er habe nichts gegen den fraglichen zu erinnern. Zufolge der nunmehrigen Jesuitenhetze hat nun der Jesuit Radziwill durch seinen Vater dem Könige eine Eingabe zugehen lassen, worin er den Orden gegen alle Angriffe vertheidigt, indem er den König an die vorgedachte Abschiedsaudienz erinnert. Der bezügliche Bescheid steht noch aus.'

Am 17. Januar erfolgte der von den ‚Liberalen' lange gewünschte und erwartete Rücktritt des Cultusministers v. Mühler. Er fiel, wie Reichensperger nach Hause schrieb, als ‚ein Opfer seiner Charakterschwäche, indem er schließlich zwischen allen Stühlen saß[2]. Für unsere Partei wäre es vortheilhafter gewesen, wenn er noch ein paar Monate lang sein Amt behalten hätte, da keine Partei mehr in compactem Maße zu ihm hielt, während der neue Cultusminister zweifelsohne, wenigstens beim Beginne seiner Laufbahn, eine starke Majorität hinter sich haben wird, mit welcher er die Ultramontanenhetze fortführen kann. Da Fürst Bismarck den Katholiken noch nichts weniger als huldreich zu sein scheint, so wird sein Cultusminister zweifelsohne uns nach wie vor das Leben sauer machen. Indes glaube ich doch, daß das so gehässige Schulinspectionsgesetz einstweilen von der Bühne verschwindet (wie ich dies schon in der „Kölnischen Volkszeitung" [3] geäußert habe), indem dasselbe schwerlich im Herrenhaus Gnade fände.' Letztere Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen; denn schon am 22. Januar erhielt Mühler als Nachfolger den Herrn Dr. Falk.

---

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1872, Nr. 11.

[2] In seinem Tagebuch schreibt Reichensperger: ‚v. Mühler hat seine Ministerrolle ausgespielt. Dank seiner Charakterschwäche in Verbindung mit der Charakterstärke seiner Frau Adelheid hat er es mit allen Parteien und damit zugleich mit seinem Treiber, dem Fürsten Bismarck, verdorben. Schade um die mancherlei trefflichen Gaben des armen Mannes!' Vgl. dazu Oncken, Zeitalter Kaiser Wilhelms II, 443.

[3] 1872, Nr. 14, zweite Berliner Correspondenz.

Reichenspergers Tagebuch verzeichnet über jene entscheidungsvollen Tage folgendes:

‚20. Januar. Die Ernennung Falks zum Cultusminister soll auf Bedenken gestoßen sein. Nach einer Version soll der König seinen Conservativismus im altpreußischen Sinne des Wortes nicht für hinreichend gewährleistet erachten [1] und der zeitige Rector der Universität Dorpat noch ins Auge gefaßt sein; nach einer andern Version soll Falk mehr Unabhängigkeit verlangen, als Fürst Bismarck ihm zugestehen will, und namentlich die Ernennung des Unterstaatssecretärs in Frage stehen, als welchen man ihm den Consistorialpräsidenten Wunderlich (!) in Berlin octroyiren wolle. Der Sturz Mühlers steht in gewissem Zusammenhange mit dem öffentlichen Kunstwesen, dessen Protector der Kronprinz ist. Dieser stand mit v. Quast in Unterhandlung, als Mühler über seinen Kopf hinweg drei Geheimräthe, unter andern einen von Mühlers Gemahlin protegirten, ernennen ließ, wodurch die kronprinzliche Combination zu Boden fiel. Dem sei, wie ihm wolle — nachdem Mühler die Auflösung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium zugestanden hatte, mußte er auf der schiefen Ebene immer tiefer hinabgleiten. Daß er aber so bald schon dem Geh. Rath v. Krätzig in den unfreiwilligen Ruhestand nachfolgen werde, bleibt doch überraschend. Auch mit dem Regiment des Justizministers v. Leonhardt scheint es bereits definitiv zu Ende zu sein. — Herr v. Usedom, welcher das italienische Bündniß auf das eifrigste betrieben hatte, sogar mit Umgehung des Generals Lamarmora durch directe Unterhandlung mit Victor Emanuel, und welcher zuerst auch auf das Bündniß mit Ungarn hinarbeitete, ward von seinem Piedestal durch die mächtige Hand des Fürsten Bismarck herabgehoben, desgleichen Savigny, nachdem er zur Sprengung des Bundes mitgewirkt. — Möge Gott verhüten, daß die Nemesis nicht noch höher hinaufgreift! Welche Katastrophen könnten dann über Deutschland hereinbrechen!

‚24. Januar. Gestern Abend bei Geh. Rath Bindewald zu Gast mit v. Gerlach, Kleist-Retzow, Graf Grassow, v. Senfft-Pilsach, Geh. Rath Wiese u. s. w. Natürlich drehte sich die Unterhaltung meist um die augenblickliche Situation und die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens aller christlich Gesinnten ohne Unterschied der Confession und der politischen Richtung. Von besonderer Bedeutung aber ist die Annäherung zwischen v. Gerlach und seinen frühern, seit 1866 von ihm getrennten Freunden. Gestern ward uns die Ernennung des Geh. Rathes Falk zum Cultusminister notificirt. Er soll Freimaurer sein! — Dann stehen jedenfalls schwere Kämpfe bevor.‘

[1] Vgl. hierzu Roon, Denkwürdigkeiten II. 567.

Am 30. Januar trat der neue Cultusminister zum erstenmal als Chef seines Departements im Landtage auf. Wer erwartet hatte, Dr. Falk werde ein förmliches Programm entwickeln, sah sich getäuscht. Der Minister beschränkte sich lediglich auf die Mittheilung, daß er die in der Thronrede angekündigte Vorlage nicht vertreten könne, daß er aber das Schulaufsichtsgesetz aufrecht erhalte. Der Beifall, welchen die Liberalen dieser Erklärung spendeten, zeigte, daß Falk sich des Vertrauens dieser Partei erfreute, obwohl er sich gar nicht über seine Stellung zu der Frage des obligatorischen Religionsunterrichtes, der Civilehe und des Ausscheidens aus der Gemeinde aussprach. Es war daher sicher ein Wort zur rechten Zeit, wenn Reichensperger an den neuen Minister die Mahnung richtete, das historische und urkundliche Recht zu schützen, der Minorität Recht und Billigkeit zu gewähren und des alten Satzes: Audiatur et altera pars, eingedenk zu sein. Mit Bezug auf die Ankündigung des Schulaufsichtsgesetzes bemerkte Reichensperger, daß der Eintritt eines Kampfes vorauszusehen sei. ‚Diesen Kampf in loyaler Weise zu führen, werden wir stets bestrebt sein; denn wir sind uns bewußt, daß wir nur für die Principien und Ideen eintreten, die wir für die wahren halten.‘ Noch in derselben Sitzung zeigte sich, daß der Staatsmann, der Deutschlands Geschicke leitete, das berechtigte Verlangen Reichenspergers nicht zu erfüllen gesonnen war. Die Fluth von Vorwürfen, die Bismarck gegen das Centrum ergoß, hatte übrigens den Vortheil, daß die Situation geklärt wurde[1].

Wenn die Zeitungen ‚einer gewissen Farbe, namentlich die von oben her unterstützten oder doch gestützten‘, triumphirend verkündeten, daß die ‚Clericalen‘ bei der Cultusdebatte ‚zermalmt‘ worden seien, so constatirte Reichensperger, wie man damit ‚unverschämter denn je darauf sündige, daß die ungeheure Mehrzahl der Zeitungsleser die stenographischen Berichte nicht zur Hand nehmen‘. ‚Aber‘, fuhr er fort, ‚die Clericalen müssen eine Niederlage erlitten haben; — ist doch sogar der Fürst Bismarck telegraphisch in die Sitzung gerufen worden, als der Abgeordnete v. Mallinckrodt die Beseitigung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium zu beleuchten sich anschickte, und hat der Fürst sich so mehrfach eingehend an der Debatte betheiligt. Unter seinen Aeußerungen von politischer Bedeutung fiel besonders die Erklärung auf, daß er die Regierungsorgane der Majorität entnehmen zu müssen glaube. Wer hätte in früherer Zeit, als der Stern des Herrn Fürsten noch erst im Aufsteigen begriffen war, zu denken gewagt, daß derselbe jemals dem Systeme des Parlamentarismus huldigen werde? Es wird von Interesse sein, zu sehen, ob der bayrische Satellite des Herrn Fürsten, welcher in der Kammer eine Majorität auf seiner Seite nicht hat, auch

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1872, Nr. 31.

seinestheils dem constitutionellen Princip der Majoritätsregierung huldigen wird. Vielleicht noch auffallender als das oben Gedachte dürfte es erschienen sein, daß der Herr Fürst eine so großartige, weitverzweigte Organisation der katholischen Partei als vorhanden annahm, daß er daraus nahezu eine Gefahr für das Deutsche Reich entnehmen zu können glaubte. Die den Parteiinteressen Näherstehenden werden zweifelsohne ob solcher Annahme lächeln, zumal wenn sie noch lesen, daß der Herr Ministerpräsident als einen Beleg für dieselbe die Thatsache erwähnte, daß Centrumsmitglieder in Wahlbezirken gewählt worden sind, in welchen man sie persönlich nicht kenne. Wohl nur dem Umstande, daß der Herr Fürst so lange Zeit hindurch sich im Auslande aufgehalten hat, möchte es beizumessen sein, daß ihm entgangen ist, wie viele der liberalen Majorität angehörende Abgeordnete sich in gleichem Falle befunden haben. Oder gilt etwa auch hier wieder das „Ja Bauer, das ist etwas anderes“?‘

Am 31. Januar ergriff Reichensperger bei der Berathung des Staatshaushalts-Etats das Wort. Er sagte: ‚Meine Herren! Der Herr Ministerpräsident hat seine Aeußerungen damit begonnen, daß er seine subjective Ueberzeugung der subjectiven Ueberzeugung entgegenstellte, wie sie von dieser Seite (auf das Centrum deutend) ausgesprochen worden ist. Soweit wäre alles schön und gut, und ich würde wirklich nicht mehr das Wort ergreifen, um gegen das, was der Herr Ministerpräsident gesagt hat, etwas einzuwenden, wenn dieser Herr nicht ein so überaus mächtiger Mann wäre. Das ist für uns das Fatale der Situation. (Große Heiterkeit.)

‚Ja, es ist für uns eine fatale Situation, daß wir hier in der Minorität, d. h. die Schwächern sind, und daß wir ebenso draußen im Lande in der Minorität sind, — nicht bloß in der natürlichen Minorität, wie sie die Geschichte gestaltet hat, sondern auch in einer künstlichen Minorität, wie sie von oben herunter künstlich gestaltet worden ist und wird. (Sehr richtig! im Centrum.)

‚Wir fordern die Herren nur einfach auf, bis zur zweiten Lesung dieses Etats sich das Staatshandbuch etwas näher anzusehen. Ich bin überzeugt, dann bedarf es von unserer Seite keiner Worte mehr, um Sie zu überzeugen, daß wir ganz recht hatten in dem, was gestern in betreff der Parität von unserer Seite behauptet worden ist.

‚Der Herr Abgeordnete Dr. Virchow hat vorhin nicht bloß darauf hingedeutet, sondern es ziemlich klar gesagt, daß es auf seiten der Katholiken, namentlich insofern es sich um die Besetzung von Lehrerstellen handle, an der nothwendigen wissenschaftlichen Ausbildung fehle, vielleicht auch an der Fähigkeit, sich diese Ausbildung zu verschaffen. Ich weiß nun nicht, was der geehrte Herr unter der Wissenschaft versteht, die er die „moderne“

nennt. Es scheint das eine ganz aparte Sorte von Wissenschaft zu sein. Darin mag er recht haben, in Bezug auf das, was er die moderne Wissenschaft nennt, sind die Katholiken etwas ungelehrig. Ich glaube aber, wenn der Herr Abgeordnete, der einen so tiefen Blick in die Natur zu thun versteht, einen nur halb so tiefen Blick in die Geschichte zurück thun wolle, so bedürfte es keiner weitern Worte mehr, um ihn davon zu überzeugen, daß der Katholicismus, der Katholicismus im eminentesten Sinne selbst während des „finstern" Mittelalters" und weiter zurück, die Menschen zu recht wissenschaftlichen heranzubilden gewußt hat, ja, daß alle Universitäten fast ohne Ausnahme, welche jetzt noch bestehen, im Mittelalter kirchlicherseits gegründet worden sind und vielleicht kräftiger geblüht haben als heutzutage. (Sehr wahr! im Centrum.)

‚Ich glaube, meine Herren, daß es sehr zu wünschen wäre, hier in Berlin beständen einige Klöster mehr (Lachen links) und etwas Unsittlichkeit weniger auf den Straßen und anderwärts. (Lebhaftes Bravo rechts und im Centrum.)

‚Daß hier nur das eine Actenstück vorgebracht wird, in welchem die Katholiken, diejenigen, welche ihre Kirche besonders hochachten, ja denen die religiösen Interessen als die höchsten erscheinen, durch religiöse Motive an die Wahlurne getrieben werden, liegt freilich in der Natur der Sache. Ich glaube meinerseits, daß jene Interessen selbst bei solchen, die nicht daran betheiligt sind, bedeutend höher stehen sollten als alle andern Interessen; es sind ideale Interessen, die ihrer Natur nach höherer Ordnung sind als die Interessen, die sich etwa an ein Patronat, ein großes Vermögen, großen Einfluß oder große Macht durch Beamte, Grundbesitz und Verbindungen aller Art knüpfen.

‚Danken Sie Gott, daß es in Deutschland noch so viele Leute gibt, die ideale Interessen verfolgen (Heiterkeit); die materiellen haben wahrlich Vertreter über und über genug!

‚Man sagt, die Fraction des Centrums vertritt nach dem schlesischen Aufrufe kirchliche Interessen; ja sie vertritt dieselben gegen wirkliche oder versuchte Unterdrückung; ja, meine Herren, ich finde in sachlicher Hinsicht, abgesehen von der Art des Ausdrucks, welche Geschmackssache ist, auch nicht das Mindeste in dem Aufrufe, was ich nicht adoptiren könnte.'

Angesichts des heraufziehenden Sturmes gereichte es Reichensperger und seinen Freunden zur großen Beruhigung, daß das katholische Volk muthig und treu seine Pflicht erfüllte. Gegen die Schulaufsichtsvorlage liefen eine solche Menge von Petitionen ein, daß Reichensperger am 1. Februar in den Zeitungen um Entschuldigung bitten mußte, daß er nicht mehr im stande sei, den Einsendern den Empfang anzuzeigen[1]. ‚Es geht ganz toll bei

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1872, Nr. 33.

mir durcheinander,‘ berichtet er am 7. Februar seiner Frau, ‚der Petitionssturm hat mich namentlich in unsinniger Weise erfaßt.‘ Im ganzen sammelten sich über 2000 Petitionen an mit über 200000 Unterschriften, 1462 Petitionen von Katholiken und 861 Petitionen aus protestantischen Kreisen [1].

Am 8. Februar begann die Berathung des Schulaufsichtsgesetzes und damit, wie Reichensperger schrieb, ‚eine parlamentarische Hauptschlacht, in welcher wenigstens das Centrum nicht allein steht‘. Ueber die Debatte selbst schrieb er: ‚Fürst Bismarck beschäftigte sich in gereizter Weise fast nur mit unserem Centrum; auch der neue Cultusminister Falk brachte kaum Sachliches vor. Die Gereiztheit des Fürsten Bismarck scheint mir daher zu rühren, daß das Project einer deutschen Nationalkirche hauptsächlich an unserem Centrum gescheitert ist, und daß die gläubigen Protestanten sich immer entschiedener uns anreihen, wozu für Hannover Windthorst die Brücke bildet. Unsere Partei ist bei den Kammerscenen der letzten Tage trotz aller Angriffe des allmächtigen Ministers nicht schlecht gefahren, vielmehr hat sich unsere ganze Stellung wesentlich gebessert. Das schlimmste für mich war, daß ich drei Tage eine Rede in mir herumtrug, die ich nicht los werden konnte, weil stets Schluß gemacht wurde, bevor ich an der Reihe war, die das Los bezeichnet hatte. Unsere drei Kämpfer (Mallinckrodt, Windthorst und Bruder Peter), welche ein besseres Los gezogen hatten, haben übrigens ihre Sache gut gemacht.‘ [2]

Ganz am Schluß der viertägigen Debatte, am 13. Februar, kam August Reichensperger doch noch zum Wort, wenn er auch ‚drei Viertel des Prämeditirten in petto behalten mußte‘. Er sprach zu § 2 des in Frage stehenden Gesetzes. Er fühle, so begann er seine Rede, das Unerquickliche seiner Situation, hoffe aber, daß man auch auf der Gegenseite fühlen würde, daß er sich nicht ohne einen triftigen Grund zum Worte gemeldet habe, nachdem das Centrum einen wahren Hagel von Angriffen habe ausstehen müssen. Die Regungen, die Lasker und die Mitglieder der Fortschrittspartei zuerst gegen das Gesetz empfunden hätten, seien sehr schöne Regungen gewesen (Heiterkeit), wie die ersten Gedanken ja in der Regel die besten seien. ‚Erwägen Sie‘, fährt der Redner fort, ‚noch in der zwölften Stunde, ob Sie, nachdem Sie diesem Gesetze zugestimmt, noch von Freiheit, von Bekämpfung der Staatsomnipotenz, Bekämpfung der ministeriellen Willkür vor dem preußischen Volke werden reden können. Das Volk wird über diese Frage entscheiden. Was die Bedürfnißfrage betrifft, so ist der Kampf mit der Geistlichkeit, welcher der Regierung durch das Gesetz erspart werden soll, ihr bis jetzt, in gewissen Landestheilen wenigstens, nicht schwer geworden.‘ Gegen

[1] Pfülf, Mallinckrodt S. 388—389. [2] Näheres bei Pfülf a. a. O. S. 393 f.

die Behauptung des Fürsten Bismarck, daß der deutsche katholische Clerus an nationaler Gesinnung hinter dem französischen und italienischen zurückstehe und einem gewissen Internationalismus huldige, erinnerte Reichensperger an die Hilfe, die die katholische Geistlichkeit in schwerer Zeit den deutschen Regierungen zur Herstellung von Ordnung und Sicherheit gewährt habe, und an ihre Leistungen im letzten Kriege. Die Geistlichkeit werde sich durch solche Aeußerungen, so tief betrübend sie auch seien, doch in ihrem Verhalten nicht im mindesten beirren lassen. Er habe in seiner Heimat, die eine confessionell gemischte Bevölkerung habe, von einem aggressiven Verhalten des Clerus gegen Andersgläubige nichts bemerkt. Ein Zündstoff aber, wie er jetzt in das Volk hineingeworfen werde, gefährde den religiösen Frieden. Die Aufforderung zur Selbsterforschung sei gegenüber der Centrumsfraction nicht nöthig; sie sei sich sehr vieler Schwächen bewußt; aber an loyaler Unterthanentreue habe es ihr nie gefehlt und werde es ihr nie fehlen. Das Gesetz widerstreite, wenn auch vielleicht nicht dem Wortlaute, so doch dem Geiste und der Tendenz der Verfassung. ‚In den massenhaften Petitionen gegen das Gesetz liegt die Volksstimme und das Volksgewissen. Wollen Sie,‘ schloß Redner, ‚über die Volksstimme, die Gottes Stimme ist, zur Tagesordnung übergehen, so werden Sie es zu verantworten haben.‘ (Widerspruch links.)

Sofort nachdem Reichensperger geendet, erhob sich Bismarck, um die Genauigkeit der von dem Vorredner citirten Aeußerung zu bestreiten. Reichensperger erwiderte, daß er den Ministerpräsidenten so genau und mit so scharfem Gedächtniß citirt habe, als es ohne Zuhilfenahme des stenographischen Berichtes möglich gewesen. Dann folgte die Abstimmung, bei welcher der Gesetzentwurf angenommen wurde.

Daß Bismarck bei der ganzen Debatte ‚schlecht, das Centrum aber gut abgeschnitten hatte‘ [1], zeigten die überaus ehrenden Zuschriften, welche der Centrumsfraction von den verschiedensten Seiten zugingen. ‚Bei uns‘, schrieb man aus Niederschlesien der ‚Germania‘ [2], ‚ist die Freude und der Jubel groß über die Redesiege, welche die Sprecher der Centrumsfraction in den denkwürdigen Debatten bezüglich des Schulaufsichtsgesetzes davontrugen. Dr. Windthorst, Reichensperger, Mallinckrodt sind gefeierte Namen, deren Trägern die wärmste Sympathie und innigste Dankbarkeit aller katholischen Herzen gebührt und gesichert ist.‘ Der Einsender knüpfte daran den Wunsch, daß die Photographien der Genannten durch ein Gruppenbild allgemein zugänglich gemacht würden [3].

---

[1] Aeußerung Mallinckrodts, bei Pfülf, Mallinckrodt S. 396.

[2] Germania vom 20. Februar 1872.

[3] Das Bild ward im März 1872 ausgeführt. Wir geben an der Spitze des vorliegenden Bandes eine Nachbildung desselben nebst einem Facsimile der Unterschriften der Photographie, die sich in meinem Besitz befindet.

In den nächsten Wochen ward das Centrum mit Zustimmungs- und Dankteleg rammen, Schreiben und Adressen sowie mit Weinsendungen förmlich überschüttet. ‚Die Anerkennung, welche von so vielen Seiten unserer Centrumsfraction zu theil wird,' schrieb Reichensperger, ‚geht weit über unser Verdienst. Den Muth zum Ausharren in dem so ungleichen Kampfe schöpften und schöpfen wir aus der Ueberzeugungstreue des gläubigen Volkes, und falls dessen Energie nicht erlahmt, wird die Sache der Wahrheit und des Rechts siegen! — Das Wann wollen wir Gott anheimgestellt sein lassen.' [1]

Zu dem Gesetzentwurf über die Einrichtung der Oberrechnungskammer bemerkte August Reichensperger mit gutem Humor am 19. Februar: ‚Das Wort „Ersparnisse" an und für sich ist ein sehr glücklich erfundener Euphemismus. Wenn man es so einfach hört, dann sollte man glauben, die hohen maßgebenden Herren sparten sich selbst etwas ab, um damit die Niedrigerstehenden zu beglücken. (Heiterkeit.) So aber begibt es sich in praxi durchweg nicht; wenigstens sind derartige Fälle bis jetzt noch nicht zu meiner persönlichen Kenntniß gekommen.' (Heiterkeit.)

Am 22. Februar wandte er sich in längerer Rede gegen die Steuerreform-Vorschläge der Commission des Abgeordnetenhauses, deren praktische Unhaltbarkeit er schlagend nachwies. Namentlich erklärte er sich gegen die gänzliche Aufhebung der Schlacht- und Mahlsteuer.

Am 8. März befürwortete er eine Petition der jüdischen Gemeinde zu Schneidemühl um Wiederherstellung des jüdischen Religionsunterrichts am dortigen Gymnasium auf Staatskosten; am 14. nahm er sich der Petitionen aus den Kreisen Ahrweiler und Adenau um Schutz gegen den der Landwirtschaft durch das überhandnehmende Schwarzwild zugefügten Schaden an.

Bei Berathung des Kreisordnungsgesetzes erklärte sich Reichensperger am 21. März entschieden, aber freilich vergeblich gegen den ‚Haß- und Verachtungsparagraphen', der festsetzte, daß die Kreisordnung auf die Provinz Posen keine Anwendung finden solle.

Das Herrenhaus hatte inzwischen das Schulaufsichtsgesetz angenommen. ‚Viele protestantische Stimmen', urtheilt Reichensperger, ‚gehen dahin, dem evangelischen Kirchenwesen sei damit der Gnadenstoß versetzt. Jedenfalls ein bedeutender Fortschritt in dem großen Scheidungsproceß der Gegenwart.' Vor der Vertagung des Landtags brachte Reichensperger bei einem Fractionsessen, an dem auch der Protestant Brüel theilnahm, einen Toast aus

[1] Bereits am 11. Februar 1872 hatte Bischof Eberhard von Trier an Reichensperger geschrieben: ‚Oft, beinahe stündlich, denke ich mit schmerzlicher Bewunderung und mit innigstem Dank an Ihre und unserer Freunde schweren Kämpfe in Berlin. Noch immer hoffe ich, Gott werde in dem dunkeln Wirrsal eine Thüre haben, wo es eine glückliche Wendung und einen guten Ausgang gibt.'

auf die Einigung im Hinblick auf die zwei großen Parteien der Zukunft — der Christgläubigen und der Materialisten, die an kein Jenseits glauben'[1].

Das kulturkämpferische Vorgehen des leitenden Staatsmannes erschien Reichensperger von Tag zu Tag räthselhafter. ‚Es ist geradezu unbegreiflich,' urtheilte er, ‚daß Fürst Bismarck so viel Zündstoff in Deutschland aufhäuft, wenn nicht etwa weitergehende, mit seiner auswärtigen Politik zusammenhängende Pläne ihm es als nothwendig erscheinen lassen, alle Feinde des positiven Glaubens um sich zu scharen oder um eine Handhabe zur Inscenesetzung irgend einer europäischen „Frage" zu bekommen. Noch immer laufen Zustimmungsadressen an unser Centrum ein, und es gehen unsere Photographien massenweise ab. — Das einzige „liberale" Blatt, welches bezüglich des Schulaufsichtsgesetzes nicht in das Evoe einstimmt, ist der „Hamburgische Correspondent". Es wird ihm dabei um die Sache der Freiheit etwas ängstlich zu Muth.'

Die vierzehntägigen parlamentarischen Osterferien verwandte Reichensperger vorzugsweise zur Durcharbeitung der dritten Auflage der ‚Phrasen und Schlagwörter'. Dem bevorstehenden Reichstage sah er ‚ohne Furcht und ohne Hoffnung entgegen'.

Am 17. April sprach er zuerst im Reichstage zu einem vom Abgeordneten Schulze eingebrachten Gesetzentwurf betreffend die privatrechtliche Stellung von Vereinen, gegen den er als Jurist technische Bedenken hatte.

Am 20. April besuchte Reichensperger die parlamentarische Soirée des Fürsten Bismarck; es war sein Grundsatz, niemals den gesellschaftlichen Verkehr mit dem Gegner abzubrechen, und so erschien er denn auch jetzt als einziges Mitglied des Centrums. Bismarck wußte diese Haltung zu würdigen. Als Reichensperger sich verabschieden wollte, zog ihn der Fürst, unbekümmert um die ganze übrige Gesellschaft, in eine Fensternische und dann in ein benachbartes Zimmer, wo er mit ihm eine halbe Stunde lang über die Situation und seine Stellung zur Centrumsfraction sprach. Reichensperger notirte sich darüber sofort folgendes in sein Tagebuch: ‚Fürst Bismarck redete mich wie folgt an: „Sie und Ihren Bruder halte ich trotz Ihres Ultramontanismus für loyale Deutsche; darum will ich Ihnen offen sagen, was ich von Ihrer Centrumspartei halte und wie ich mich zu derselben zu stellen denke." Die dazu gehörenden Welfen, fuhr der Fürst fort, seien für ihn der Hauptstein des Anstoßes; mit ihnen sei ein friedliches Zusammengehen nicht möglich. „Und wie kommen Sie dazu, diese Fraction zu gründen; was wollen Sie damit?" Auf diese Frage erwidernd, bezog ich mich zunächst

[1] Bereits am 21. August 1871 hatte Reichensperger geschrieben: ‚In fine wird es sich um die Frage handeln: Kreuz oder Kelle.'

auf die Absetzung des Armeebischofs Namszanowski, weil derselbe, zufolge päpstlichen Erlasses, nicht gestattet habe, daß in der Kölner Garnisonskirche zu St. Pantaleon zugleich römisch-katholischer und altkatholischer Gottesdienst abgehalten werde; es zeige dies klar, daß die Staatsregierung die altkatholische Bewegung begünstige. Weiter sodann wies ich auf die Beseitigung der „katholischen Abtheilung“ im Cultusministerium hin als auf eine für die kirchlichen, die religiösen Interessen der Katholiken besonders bedrohliche Maßnahme. Darauf entgegnete der Fürst, die katholische Abtheilung habe stets das Staatsinteresse gänzlich außer acht gelassen, deren Chef Krätzig unter einer Decke mit den Polen gelegen, hinter welchen man stets mit gefälltem Bajonett stehen müsse; „an den Beinen sollte man ihn aufhängen“, lautete der vom Fürsten gebrauchte Kraftausdruck. Ich meinerseits nahm den Geheimen Rath Krätzig auf Grund meiner Bekanntschaft mit ihm in Schutz; sein Wirken, namentlich auch für die ihm Kriege zu Schaden Gekommenen, werde allerhöchsten Ortes anerkannt, sein Verkehr mit der Familie Radziwill könne doch unmöglich seine Loyalität als zweifelhaft, als dem Polenthum gewissermaßen filiirt erscheinen lassen. Dem Vorgang mit dem Bischof Namszanowski sich zuwendend, bemerkte der Fürst, in Bezug auf das Heer sei sorgsam darüber zu wachen, daß jedem undeutschen Einfluß begegnet werde. Sollte es etwa zu einem Kriege kommen, so erfordere das Interesse Deutschlands, es mit Italien zu halten, dessen Regierung, wie unsere deutsche, mit dem Papst gespannt sei; im Beichtstuhl könnten da leicht unsere Soldaten beeinflußt werden. Unsere Bischöfe erschienen ihm wenig zuverlässig; so habe z. B. der Mainzer mit dem Polen Kozmian correspondirt; nur auf das kirchliche Interesse seien dieselben bedacht. Jeden Glauben respectire er, selbst einen Glauben an den — vor ihm stehenden — rothen Stuhl, wenngleich er als Individuum s e i n e m Gott gegenüberstehe; wie aber die Dinge sich nun einmal gestaltet hätten, dürfe er schlechterdings nicht dulden, daß eine feindliche, die Gestaltung Deutschlands bedrohende Macht sich organisire. Die Organisation der deutschen Katholiken sei bewundernswerth, wie sich dies bei den Wahlen gezeigt habe. Dagegen müsse er rüsten. Meine Zugehörigkeit zum Centrum betreffend, meinte er, Windthorst werde dasselbe führen, wohin mein Bruder und ich nicht wollten. Derselbe sei ein besonders feiner Kopf; durch und durch Welfe, halte er jetzt nur die katholische Maske vor. Hiergegen nahm ich Windthorst auf das entschiedenste in Schutz. Seit einer langen Reihe von Jahren habe ich zu ihm schon in Beziehung gestanden und ihn stets als glaubenstreuen Katholiken befunden; aus seiner Anhänglichkeit an die Welfendynastie mache er kein Hehl, was ihm im Hinblick auf sein früheres, so nahes Verhältniß zu derselben nicht zu verdenken sei; zu der Annahme aber, daß er seiner nunmehrigen Unterthanenpflicht zuwiderhandle oder der-

selben Entgegenlaufendes anstrebe, liege meines Wissens nicht der mindeste Grund vor. Ich könne nur wünschen, daß der Fürst einen Spion bei unsern Fractionssitzungen gehabt habe, gewiß würde er aus denselben irgend Strafbares nicht vernommen haben. Mit den Polen hielten wir nur insofern, als wir gemeinsam mit ihnen unser und unserer Kirche bedrohtes verfassungsmäßiges Recht zu wahren bemüht seien. Auch über andere Centrumsmitglieder noch äußerte der Fürst sich in unliebsamer Weise. So namentlich über Schröder (Lippstadt), der sich rühme, im Jahre 1848 auf der Barricade gestanden zu haben und bei den Verhandlungen über die Dotationsfrage anstößig hervorgetreten sei. Ich konnte darauf erwidern, daß Schröder nur im Scherz sich als Barricadenheld aufgespielt habe, keinesfalls im Centrum zu den Tonangebenden gehöre.

‚Ohne daß die Unterredung zu irgend einem bestimmten Abschluß gekommen wäre, setzte der Fürst sich mit mir in Bewegung, um sich zu seinen Gästen zu begeben. Vor seinem Eintreten in die zu denselben führende Thüre richtete ich an ihn noch die Bemerkung, daß es mir schwer begreiflich sei, wie er so viel Aufhebens aus der Centrumsfraction machen könne, da dieselbe doch stets Minorität bleiben und nur in der Defensive sich geltend zu machen im stande sein werde. Mit den Worten: „Lassen wir das gut sein", gab der Fürst mir freundlich die Hand und verabschiedete ich mich von ihm.‘ [1]

‚Im Vorgefühl, daß ein schweres Gewitter über der Centrumsfraction sich zu bilden im Begriff sei‘, notirte Reichensperger, in seiner Wohnung angelangt, sofort das zwischen dem Fürsten und ihm Vorgekommene in sein Tagebuch.

‚Die Unterhaltung bestärkte mich‘, fährt das Tagebuch fort, ‚in der Annahme, daß es große Politik ist, was sich zwischen den Fürsten Bismarck und unser Centrum stellt. Italien muß gehalten werden gegen Frankreich — ergo muß der Papst und was ihm treu anhängt, möglichst geschwächt, auseinander geworfen, wenn nicht ecrasirt werden: das ist der Fluch der bösen That.‘

Am 22. April kam es im Reichstage zu einer erregten Debatte über die Lage der Presse in Elsaß-Lothringen. Während die Häupter der Partei, die sich liberal und national nannte, die Unterdrückung jeder freien Meinungsäußerung vertheidigten, trat das Centrum für gleiches Recht ein. Nach Windthorst sprach mit männlicher Kühnheit Reichensperger, wenngleich er sich bewußt war, daß er ‚in ein Wespennest steche‘. ‚Wir kennen die Stacheln der Wespen‘, meinte er, ‚sowohl aus dem Parlamente wie aus den Zeitungen. Wir können sie ertragen: wir haben Geduld und leben lange.‘ Es habe ihn

[1] Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 183 f.

gewundert, daß ein Vertreter der Fortschrittspartei für den Fortbestand der Dictatur eintrete. Herr v. Kardorff möge mit dem Prädicat ‚regierungsfeindlich‘ etwas vorsichtiger sein. Dieses Spiel mit Worten wie ‚ultramontan‘ erinnere ihn lebhaft an seine Jugendzeit, wo mit dem Worte Demagogie derselbe Spuk getrieben worden sei, an Kamptz und die sonstigen Verurtheilungen. Man spreche von Ultramontanen und Clericalen, als ob sie rechtlos seien. Nun ist Elsaß-Lothringen zu fünf Sechstel katholisch. ‚Da ist es denn eine außerordentlich schwierige Aufgabe, mit allen diesen Ultramontanen aufzuräumen; ja ich gebe vollkommen zu, daß ganz ungewöhnliche Gewaltmittel erforderlich wären, um diese Ultramontanen auf einen confessionslosen Standpunkt zu erheben.‘ ‚Ob aber durch solche Mittel die Herzen gewonnen würden, ob durch solche Mittel die katholischen Elsässer dem Deutschen Reiche zugeführt würden‘, bezweifelte der Redner mit Recht. Nachdem Reichensperger ein Wort für die Schulbrüder im Elsaß eingelegt, schloß er: ‚Auf allen Gebieten, auch auf dem geistigen, sollten wir freie Concurrenz gestatten. Es gibt nun einmal in der Welt zwei verschiedene Sorten, vielleicht auch noch mehrere, von Aufklärung. Ich gönne jedem die seinige, aber ich erwarte von jedem andern, daß er mir auch die meinige gönnt oder doch jedenfalls nicht mit Gewalt mir die seinige aufdrängen will. Das ist meine Theorie von der Freiheit; wer sie anders versteht, ist ein Freund der Unfreiheit.‘[1] In seiner Rede betonte Reichensperger auch gegenüber gewissen Aeußerungen, daß er wie seine Freunde ‚von jeher wünschten, Elsaß und Lothringen möchten wieder, soweit sie es früher waren, deutsches Land werden‘. Der Redner konnte sich darauf berufen, daß er dies ‚habe drucken lassen, als der Krieg noch im Gange war‘ [2].

[1] Auch in der Sitzung des Reichstags vom 10. Juni 1872 bekämpfte Reichensperger sehr energisch die Verlängerung der Dictatur in Elsaß-Lothringen bis 1. Juni 1874. Er schloß mit dem Spruche: Malo periculosam libertatem quam quietum servitium.

[2] Da man sich auch später nicht gescheut hat, die reichstreue Gesinnung Reichenspergers wegen seiner Stellung zu Elsaß-Lothringen zu verdächtigen, ist es nicht überflüssig, daran zu erinnern, wie er bereits im December 1870 in der Brüsseler ‚Revue générale‘ energisch für die Wiedervereinigung dieser Provinzen mit Deutschland eingetreten ist. In dem betreffenden, November 1870 geschriebenen Artikel, auf den er sich in seiner Rede bezog, bezeichnet er sehr richtig als Hauptquelle des Unglücks der Franzosen ‚l'empire que les phrases ronflantes y exercent sur les esprits‘. Auf die Annexionsfrage übergehend, betont er zunächst, daß ganz Frankreich sich mit Begeisterung in den Krieg gestürzt, und fährt dann fort: ‚Combien de fois la France n'a-t-elle pas humilié ma patrie et bien d'autres nations? Combien de fois aussi n'a-t-elle pas remanié selon son bon plaisir la carte de l'Europe? Dans ses transports patriotiques, M. Guizot semble avoir oublié les souvenirs intimes qui rattachent le nom de Metz aux Chambres de réunion de Louis XIV, et surtout comme la France s'est agrandie aux dépens de l'empire d'Allemagne, comment elle s'est annexée les anciens territoires

Da sich die parlamentarische Campagne bis in den Sommer ausdehnen sollte, unternahm Reichensperger am 25. April zu seiner Erholung einen Ausflug nach Wismar, wohin ihn Freund Crull dringend eingeladen hatte. Unter der ausgezeichneten Führung dieses hochverdienten Forschers sah er nicht bloß die Denkmäler von Wismar, sondern auch diejenigen von Rostock, Doberan und Schwerin. Dr. Crull ‚überbot sich an Gefälligkeit', so daß Reichensperger während der wenigen Tage mehr sah als ein gewöhnlicher Tourist während vieler Wochen. Der Gesamteindruck, welchen das Mecklenburger Land auf ihn machte, war ein günstiger. ‚Es ist', schrieb er, ‚das mittelalterlichste in ganz Deutschland und schlechterdings nicht mit der gewöhnlichen Elle zu messen.'

‚Hart, recht hart' war es Reichensperger, daß er den 3. Mai wieder getrennt von seiner Gemahlin verleben mußte. Dennoch aber wollte er ‚nicht klagen, sondern Gott danken, daß er uns den glücklichsten Tag meines Lebens nun schon zum dreißigstenmal hat erleben lassen, daß er neben schweren Heimsuchungen uns durchweg so reichen Segen geschenkt hat'. An ein Verlassen Berlins war um so weniger zu denken, als sich der kirchenpolitische Horizont zusehends verdüsterte. ‚Wenn es wahr ist,' schrieb er am 6. Mai, ‚daß Fürst Bismarck den Cardinal Hohenlohe als Botschafter in seinen Zeitungen proclamiren läßt, ohne vorher bei der Curie über dessen Annehmbarkeit sondirt zu haben, so bedeutet der Schachzug den Krieg aufs Messer gegen die katholische Kirche, und ein Castelfidardo innerhalb

allemands sans le moindre scrupule, et comment elle a étendus ses frontières aux quatre points cardinaux par la force des armes. Peut-on croire que la nation française, si ses armées étaient entrées en triomphe à Berlin, se fût par exception contentée de cette gloire platonique et qu'elle eût laissé à l'Allemagne la rive gauche du Rhin? Il suffit de poser cette question pour rendre ridicule celui qui la ferait sérieusement. On nous menace de l'inimitié éternelle de la France, de sa vengeance; mais les cruels revers que la France éprouve dans la guerre actuelle sont un aliment bien suffisant pour ces idées de vengeance et de représailles; c'en est assez pour que l'Allemagne ait a se préoccuper de garantir sa sûreté future par tous les moyens possibles, et c'est pour cela que Strasbourg et Metz doivent redevenir comme par le passé les boulevards de l'empire germanique.' Reichensperger erinnert dann daran, daß die französische Republik erst kürzlich Victor Emanuel die wärmsten Glückwünsche gesandt habe ‚à l'occasion de l'envahissement aussi brutal que perfide de la capitale du monde catholique' und beleuchtet den Widerstand der nationalliberalen ‚Kölnischen Zeitung' gegen die Wiedervereinigung von Metz mit dem Reiche, weil dadurch die von den Nationalliberalen erstrebte ‚centralisation politique calquée sur le système français' erschwert werde. ‚Un empire calqué sur le modèle français nous acheminerait à la république et suspenderait sur l'Allemagne les mêmes calamités dont la France gémit à cette heure. C'est l'absolutisme des princes et celui des faux libéraux qui ont engendré ces calamités: Dieu préserve l'Allemagne de l'un et de l'autre.'

der Mauern Roms steht bevor. Man will dann den vorherrschend katholischen Staaten ein fait accompli entgegenhalten.'

Am 11. Mai las Reichensperger einen Privatbrief aus der Ewigen Stadt, ,wonach die diplomatische Mission Hohenlohes nach Rom nicht bloß abgelehnt, sondern derselbe auch in sehr scharfen Worten aufgefordert worden ist, als Cardinal pflichtgemäß nach Rom zurückzukehren, welches er ohne Urlaub allein von den Cardinälen gleich nach dem Concil verlassen habe. Es ist fast evident, daß der „Schachzug" des Fürsten Bismarck darauf abzielte, sich Rom gegenüber „freie Hand" zu verschaffen und den Katholikenhetzern in Deutschland neuen Nahrungsstoff zu gewähren. Die Haltung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" läßt hierüber kaum noch einem Zweifel Raum. Die ganze officiöse Presse stößt in die Lärmtrompete.'

Am 14. Mai brachte Bennigsen im Reichstage die Angelegenheit Hohenlohe zur Sprache. Derselbe bezeichnete die Zurückweisung des Cardinals als eine Beleidigung nicht nur der Bundesregierung, sondern auch des Kaisers! Demgemäß wünschte er den Wegfall der Gehaltsposition für den Botschafter beim Heiligen Stuhl. Sofort erhob sich Fürst Bismarck und hielt seine bekannte Canossarede. Ihm antwortete Windthorst. Dann verkündete der Präsident des weiland Stuttgarter Rumpfparlamentes, Dr. Löwe-Calbe, daß er nichts dagegen habe, wenn man das Schwert des Absolutismus gegen die Kirche gebrauchen werde. Hierauf kam August Reichensperger zu Wort. Er wandte sich zunächst gegen Bennigsen und Löwe, denen er offen sagte, daß sie Händel suchten. Dann erinnerte er an die selbst von Napoleon I. anerkannte große moralische Macht des Papstes, angesichts deren es sich doch verlohne, beim Heiligen Stuhle auch einen Gesandten zu halten. Ueber den Fall Hohenlohe bemerkte der Redner treffend, daß ein endgiltiges Urtheil erst möglich sei, wenn alle Actenstücke über diese Angelegenheit vorlägen. Jedenfalls könne dem Papste ein Vorwurf nicht gemacht werden, ,selbst dann nicht, wenn er vielleicht etwas zu ängstlich in der Wahrung seiner Würde gewesen ist; denn ihm ist ja, sozusagen, nichts geblieben als seine durch den Opfergeist getragene hohe Würde'.

,Man würde sehr irren,' schrieb Reichensperger am 15. Mai, ,wenn man die Debatte über den römischen Gesandtschaftsposten als einen mehr oder weniger zufälligen Incidentfall ansähe. Vielmehr haben wir zweifelsohne einen im voraus berechneten weitern „Schachzug" gegen die römische Curie vor uns. Schon der Umstand, daß der sonst so schweigsame und gemessene Abgeordnete v. Bennigsen das Feuer eröffnete, ist bedeutsam; noch bedeutsamer aber erscheint die Art, in welcher der Fürst Bismarck an der Debatte theilnahm. Im allgemeinen widerstrebt demselben bekanntlich kaum etwas anderes in höherem Maße als das Eingreifen der Landesvertretung in die auswär-

tigen Angelegenheiten. Obgleich es sich hier überdies um eine Angelegenheit delicatester Art handelte, nahm der Fürst doch keinen Anstand, in die Materie einzugehen, offenbar in der Absicht, das von Herrn v. Bennigsen skizzirte „Programm" etwas weiter auszuführen und zu dem seinigen zu machen. Als einer der hervorstechendsten Punkte in seinen Reden dürfte wohl die Aeußerung anzusehen sein, daß derjenige, welcher ein Landesgesetz nicht beachten wolle, sich damit außerhalb des Gesetzes stelle. Wohin diese für Juristen schwer begreifliche Doctrin zielt, glauben gewisse officiöse Blätter uns sagen zu können. Wenn ein Bischof ein Landesgesetz anders versteht als die Staatsregierung und nach seiner pflichtmäßigen Ueberzeugung handelt, so verfällt er nicht dem etwaigen Strafgesetze; es ist ihm auch nicht gestattet, auf einem bestimmt vorgezeichneten Wege Rechtens die Streitfrage zum Austrag bringen zu lassen — nein, die Staatsregierung hat dann ihm gegenüber vollkommen freie Hand; sie erhält sogar die Befugniß, sein bischöfliches Amt vollkommen zu ignoriren. Wenn man solche, hoffentlich nicht den Ausschlag gebende Stimmen hört, fragt man sich erstaunt, ob wir in Deutschland oder in Rußland leben. Vor allem indes scheint es darauf abgesehen gewesen zu sein, den Papst als eine Person zu charakterisiren, mit welcher nun einmal, troß des besten Willens, nicht auszukommen sei, die man also nur einfach ihrem Schicksal überlassen könne, mit einem Worte, der in jener vielbesprochenen sogen. Laskerschen Adresse in theoretischer Form ausgesprochene Satz, daß in keinerlei Art und unter keinerlei Umständen eine Intervention statthaft sei, soll nun dem Papste gegenüber seine praktische Verwirklichung finden.'

‚Das Schwert des Absolutismus', von welchem Dr. Löwe gesprochen, ward am 15. und 16. Mai gegen die Kirche gehandhabt. Wenn auch das Feldgeschrei lautete: ‚Fort mit den Jesuiten!' so war es doch ein Kampf gegen die katholische Kirche. Die Jesuitendebatte jener beiden Tage erschien Reichensperger dadurch ‚doppelt widerwärtig, daß der Präsident nur Moufang und Bruder Peter das Wort zur Vertheidigung der Gesellschaft ertheilte, während acht giftige Gegner sprachen. Mallinckrodt warf denn auch dem Präsidenten geradezu Mangel an Gerechtigkeitsgefühl vor. Fast alles stimmte gegen das Centrum und die Polen. Die Katholikenhetze wird nun erst recht beginnen. Bischof Krementz soll das erste Opfer sein. Peters Rede war vorzüglich.'

Als in den nächsten Tagen die ‚Kölnische Zeitung' (Nr. 139) die Bemerkung machte, mit vollem Rechte habe die Majorität des Reichstags keine Untersuchung über die dem Jesuitenorden zur Last gelegten Anklagen beliebt, da dieselben ja ‚offenkundig' seien, urtheilte Reichensperger: ‚Man sieht, der moderne Liberalismus hat die französischen Revolutionstribunale der Schreckens-

zeit bereits überholt. Die letztern überantworteten ihre Opfer doch erst dem Nachrichter, nachdem sie vom Tribunale gehört worden waren und eine allerdings höchst summarische Verhandlung über die Anklage stattgefunden hatte. Dem Liberalismus der „Kölnischen Zeitung" genügt die bloße „Offenkundigkeit" zur Verurtheilung — und welche Art von Offenkundigkeit! Hunderttausende, unter deren Augen die Jesuiten zum Theil gelebt und gewirkt haben, bestritten auf das entschiedenste die als „offenkundig" charakterisirten Thatsachen; ein namhafter Theil des Reichstags, welcher Mitglieder desselben in sich faßt, deren Erfahrung und Wissen fürwahr nicht minder gewichtig in die Wagschale fallen, als die Erfahrung und das Wissen der Ankläger, legten Zeugniß gegen die „Offenkundigkeit" ab — alles vergebens! Ohne rechtliches Gehör und ohne jede Beweiserhebung durch einen unparteiischen Richter durfte die Verurtheilung stattfinden. Ob nicht endlich dem deutschen Volke, soweit es noch irgend welchen Sinn für Recht und Gerechtigkeit bewahrt hat, die Augen aufgehen und es darüber ins klare kommt, was es von dem liberalen Rechtsstaate zu erwarten hat? Und was werden die Liberalen und Fortschrittler sagen, wenn etwa einmal in den hohen Regionen der Wind umschlagen und man sie mit der gleichen Elle messen sollte? „Ja, Bauer, das ist etwas anderes", wird es dann zweifelsohne wieder heißen.'

Noch viele Jahre später hat Reichensperger die Verhandlungen über das Jesuitengesetz als das Schmählichste bezeichnet, was der ‚Culturkampf' aufzuweisen habe. Er befürwortete aus diesem Grunde einen besondern Abdruck dieser Debatten. Daß er bei denselben nicht zu Wort kam, hatte seinen Grund darin, daß die Mehrheit die Verhandlung schloß[1].

Daß Reichensperger sich nicht scheute, offen für die Jesuiten einzutreten, zeigte seine in der Schlußsitzung des Reichstags vom 19. Juni zur dritten Lesung des Jesuitengesetzes gehaltene monumentale Rede, welche verdient, der Vergessenheit der stenographischen Berichte entrissen zu werden[2].

‚Meine Herren! Indem Sie vorgestern mit 183 gegen 101 Stimmen das non sint über die deutschen Jesuiten aussprachen, haben Sie — das ist meine Ueberzeugung — einen Schnitt in das Herz eines sehr großen Theiles

[1] Dies constatirte Reichensperger in einer öffentlichen Erklärung (Germania vom 2. Juni 1872 und Köln. Volkszeitung 1872, Nr. 149) gegenüber einer Verdächtigung als habe er nicht gesprochen, weil er der Ansicht gewesen, ‚die Jesuiten seien verloren, weil sie sich zu sehr als politischen Orden gezeigt, was man ihnen beweisen könne'. Er stellte diese Aeußerung bestimmt in Abrede und fügte hinzu: ‚Uebrigens scheint im Reichstage nicht die Meinung geherrscht zu haben, daß man den angeblichen „politischen" Charakter der gedachten Gesellschaft beweisen könne, indem er die von der Centrumsfraction eventuell beantragte gerichtliche Beweiserhebung über alles den Jesuiten zur Last Gelegte zurückgewiesen hatte.'

[2] Einige Kürzungen der langen Rede sind durch Gedankenstriche angedeutet.

der katholischen Bevölkerung Deutschlands gemacht, und ich lege darauf noch weit mehr Gewicht als auf das Los, welches Sie den paar hundert Jesuiten durch Ihren Ausspruch bereiten wollen, ich sage: des bei weitem größten Theiles der Bevölkerung Deutschlands, und ich nehme dabei selbstverständlich die Katholiken aus, welche hinter dem Herrn Völk und seinen Gesinnungsgenossen stehen. (Sehr gut! im Centrum.) Daß mindestens Millionen solcher deutschen Katholiken vorhanden sind, und zwar Millionen Katholiken, die in den Feldzügen, von welchen eben Herr Dove gesprochen hat, ebensogut repräsentirt waren und gewirkt haben wie die Nichtkatholiken — ich bitte, das doch keinen Augenblick außer acht zu lassen.

‚Meine Herren! Bei Vorkommnissen der gegenwärtigen Art, die meines Erachtens verhängnißvoll und unheilvoll sind, bemühe ich mich immer, um nicht den Muth zu verlieren und dem Pessimismus zu verfallen, was allerdings sehr nahe läge, demselben eine gute Seite abzugewinnen, die Lichtseite mir vorzuführen, und ich habe auch hier in der That eine solche Lichtseite gefunden. Meine Herren! Meines Erachtens, ja meiner Ueberzeugung nach ist Ihr Beschluß eine Bankrotterklärung des modernen Liberalismus auf dem geistigen Gebiete (Sehr wahr! im Centrum), und unter den modernen Liberalismus begreife ich auch diejenigen Herren Conservativen, die sich heute nicht mehr so nennen, die ihren Namen gewechselt haben und mit der großen Mehrzahl auf dieser Seite (links) vorgestern gestimmt haben. (Sehr wahr! im Centrum.) Sie haben einfach durch diesen Beschluß und durch die Art, wie Sie denselben vertheidigt haben, für alle Welt, die unbefangen urtheilt, die ruhig die Dinge an sich vorüberlaufen sieht, zu erkennen gegeben, daß Sie mit geistigen Waffen gegen die geistige Macht der Kirche nicht mehr auskommen können (Sehr gut! im Centrum), und das nenne ich eine geistige Bankrotterklärung. (Beifall im Centrum.) Der Herr Abgeordnete Windthorst hat Sie schon auf die immensen Mittel hingewiesen, welche dem Staate zu Gebote stehen und namentlich dem Deutschen Reiche, um gegen alles anzukämpfen, was immer man für bedenklich, staatsgefährlich u. s. w. erachten mag; er hat Sie darauf hingewiesen, daß die ganze staatliche Macht doch einstweilen gewiß nicht in jesuitischen oder, wenn Sie das denn identificiren wollen, in ultramontanen Händen ruht. Er hat Sie auf die Armee hingewiesen, auf die Beamtenschaft, auf die Universitäten, auf die Leitung der öffentlichen Schulen; er hat Ihnen damit so ziemlich klar gemacht, wie mir scheint, daß es Ihnen an physischen, materiellen Mitteln keineswegs fehlt, um zu reprimiren, was allenfalls als Ungebühr sich darstellen könnte. Erlauben Sie, daß ich Sie noch auf einiges andere hinweise, zunächst auf die Presse, die Großmacht des neunzehnten Jahrhunderts. Nun, die Presse, mit Ausnahme von vielleicht einem Dutzend, oder ich will sagen zwei Dutzend Blättern, in

Deutschland steht auf Ihrer Seite; sie ruht und rastet nicht in ihrem Kampfe, ich sage in ihrer Verfolgung der katholischen Kirche, ihrer Diener, alles dessen, was uns Katholiken heilig ist, vom „Kladderadatsch" und ähnlichen Blättern an, die in 40- bis 50000 Exemplaren bis in hohe Regionen hinauf in das deutsche Volk hineingeschleudert werden, wird alles förmlich durch den Koth gezogen, was wir verehren, und damit nährt man das Volk. Nehmen Sie die Theater hinzu, namentlich die Theater in den aufgeklärten, glaubenstreuen, „frommen" Städten des Deutschen Reiches, auf welche uns Herr Dove hingewiesen hat; sehen Sie: Klosterskandale, Nonnengeschichten und alles, was man nur von Unrath zusammenkehren kann, das wird immerfort vor der großen Masse des Volkes aufgeführt. Nichtsdestoweniger muß man zur physischen Gewalt, zu mechanischen Mitteln greifen, um die katholische Kirche, und was ihr anhängt, niederzuhalten, zu Paaren zu treiben. — Sie haben ja Bücher Ihres Geistes in Unzahl und können dieselben ebenfalls ins Volk werfen, welches Sie zum Kampfe auf diesem Gebiete ebensogut führen können, wie wir es thun, wenn das wahr wäre, was hier von Ihnen gesagt wird. Aber was Sie sagen, ist meist falsch oder mißverstanden. So kämpfen Sie also auch mit Büchern. Sie haben ja doch auch Zeitungen und Zeitschriften. Warum können Sie damit nicht auskommen? Aus dem einfachen Grunde, weil Sie die Wahrheit nicht für sich haben. (Sehr richtig! im Centrum. Heiterkeit links und rechts.) Sie müssen andere Mittel haben, um die Wahrheit zu bekämpfen, nämlich die Mittel der Gewalt. Das ist das Geheimniß: wer die Wahrheit für sich hat, braucht keine mechanischen Mittel. Das kann man für jeden Augenblick nicht sagen; aber, wer die Wahrheit für sich hat, ist für die Zukunft des Sieges gewiß, sonst müßte man an der Menschheit verzweifeln.

‚Also, meine Herren, das junge Deutsche Reich hat vorgestern eine neue Aera beschritten, inaugurirt; das neue Deutsche Reich hat sich zurückbegeben in die schöne Zeit der Karlsbader Beschlüsse. Es ist das schon hier gesagt worden, kann aber nicht oft genug wiederholt werden; ja ich behaupte, daß unsere Vorlage die Karlsbader Beschlüsse, was Reaction betrifft und Eingriffe in das Rechtsleben, noch weit hinter sich zurückläßt. Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit hier auf die Wirksamkeit des Herrn Ministers v. Kamptz hingewiesen, welchen ich persönlich durchaus nicht angreifen will. Er mag guten Glaubens gewesen sein, und ich will nicht bezweifeln, daß auch viele von Ihnen guten Glaubens sind; Sie sind nur verblendet, wie Ihnen das der Herr Abgeordnete Probst in seiner Rede, glaube ich, sehr nahegelegt, wenn nicht bewiesen hat. Also der Herr Minister v. Kamptz hat, als man ihn bat, zu distinguiren und doch nachzuforschen, ob und was denn dem einzelnen Studenten, der ein schwarz-roth-goldenes Band trage, zur Last falle, den berühmten Ausspruch gethan: „Ach was, Burschenschaft

ist Burschenschaft!“ So, meine Herren, lautet auch Ihre Devise: Jesuit ist Jesuit! und der Jesuit ist der Staatsgefährlichkeit verdächtig, deswegen muß man ihn — unter ein Ausnahmegesetz stellen. So lautet Ihr Räsonnement; das kann nicht geläugnet werden. (Sehr gut! im Centrum.) Denn mehr als der Staatsgefährlichkeit verdächtig ist der Jesuit auch in Ihren Augen keinesfalls. Wir haben ja vergebens Beweise, Thatsachen gefordert. Die Staatsgefährlichkeit kann doch unmöglich in der innern Gesinnung allein beruhen, oder wollen Sie die Inquisition bis in die Herzen hineintreiben? Das können Sie wohl nicht. Also Thatsachen! Wo haben die Jesuiten den Staat angegriffen? Wo haben sie ihn gefährdet? Wo und wann haben die Gesetze nicht mehr ausgereicht, um Thatsachen zu steuern, die dem Staatsleben Gefahr drohen oder gebracht haben? (Sehr gut! im Centrum.) Sie antworten: Ja, das wissen wir nicht, aber die Jesuiten sind Jesuiten, früher waren Sie einmal staatsgefährlich, früher sind sie aufgehoben worden, also müssen wir auch mit Spießen und Stangen gegen sie losgehen können. So lautet Ihr Räsonnement, meine Herren! (Sehr gut! im Centrum.) Wir hören als Beweise für solche Behauptungen abgedroschene, tausendmal wiederholte Redensarten. Man sagt, die Jesuiten hätten den Satz: der Zweck heiligt das Mittel. Allein, meine Herren, nicht die Jesuiten bekennen sich zu diesem Satze; das ist bewiesen, oftmals bewiesen worden. Ich sah zuvor zwei dicke Bücher vor dem Herrn Abgeordneten Meyer; sie sind hernach auf den Regierungstisch gewandert. Darin können Sie alles finden, was die Jesuiten zu thun, zu glauben und vorzukehren haben. Fehlen sie einmal, so geschieht es, weil sie eben sündige Menschen sind, wie wahrscheinlich einige von Ihnen auch. (Heiterkeit.) Was ändert das aber an dem Orden? Weiter hat man die Lehre vom unbedingten Gehorsam vorgebracht. Man hat behauptet, die Jesuiten müßten unbedingt folgen, gleichviel, was man ihnen von oben herunter zumuthen mag, sei es vom Jesuitengeneral oder vom Papste. Das war auch so ein Satz, mit dem man sich so lange herumgearbeitet und getröstet hat, wenn man über die Jesuiten schmähte, bis endlich der Großmeister der deutschen Geschichtschreiber, Ranke, ein näheres Einsehen genommen und gesagt hat, es sei das ein Mißverständniß, es heiße in den Statuten der Jesuiten, dieselben müßten ihren Obern folgen, nur nicht, wenn man ihnen eine Sünde zumuthe. Also gerade das Gegentheil von dem Satze, den man den Jesuiten schuld gegeben hat. Aber viele Herren sitzen hier, die noch immer an dem Satze festhalten, weil sie zufällig die betreffende Schrift des Herrn Ranke nicht gelesen haben. Mit solchen Sprüchen sucht man sich zu helfen. —

‚Meine Herren! Herr Meyer (Thorn), der als erster Antragsteller fungirt, hat uns gestern das sehr freundliche, ich möchte fast sagen, naive Geständniß gemacht, die Statuten der Jesuiten kenne er nicht, und es wäre ihm sehr

angenehm, wenn sie ihm jemand präsentire. Ich glaube, heute sind sie ihm zugefertigt worden; wenn nicht, so empfehle ich ihm ein kleines Buch, welches ich hiermit zeige; es kostet nur 10 Silbergroschen, sein Titel lautet: „Der Jesuitenorden, seine Gesetze, Werke und Geheimnisse.“ In diesem Büchlein sind urkundenmäßig, meine Herren, die meisten Dinge widerlegt, die Sie hier den Jesuiten auf die Rechnung geschrieben haben. Wenn Sie, meine Herren, dasselbe nicht haben wollen, so möchte ich es den geehrten Herren der Bundesregierungen, die nun auch zu beschließen haben werden, empfehlen. Bei dem großen Drange der Geschäfte, in welchen sie stecken, ist ihnen ein so kleines Büchlein gewiß angenehmer (Heiterkeit), als die zwei dicken Bände, die der Herr Präsident des Reichskanzleramtes eben vor sich liegen hatte. —

‚Ich will Ihnen noch persönlich bekennen, daß, wenn ich die riesige Macht mir anschaue, welche nunmehr, wie es scheint, den Krieg gegen den Katholicismus, gegen unsere Kirche unternehmen will, ja schon erklärt hat, mich dann ein tiefes Bangen beschleicht. Ich zweifle nicht an dem endlichen Sieg der Kirche, weil ich überzeugt bin, daß sie auf dem Boden der Wahrheit steht; allein es kann namenloses Wehe über uns kommen, und die gegenwärtige Generation kann entsetzlich darunter leiden. Aber, glauben Sie mir, nicht bloß die Katholiken, freilich die vor allen, weil sie moralisch darunter leiden, sondern auch Sie, meine Herren, werden zu leiden haben, wenn Sie das Staatswesen in seinen Grundfesten erschüttern, wenn Sie Mißtrauen säen zwischen großen Massen, die auf der einen Seite katholisch, auf der andern nichtkatholisch sind. Inmitten eines solchen Kampfes kann das Staatsleben unmöglich ein erquickliches sein; es kann dabei nicht gedeihen. Meine Herren, wenn wir gelacht haben, so will ich Ihnen sagen, worüber wir gelacht haben, meiner Wahrnehmung nach; ich habe mitgelacht, und ich will diese Sünde bekennen. Wir haben gelacht, wenn wir gehört haben, das Deutsche Reich befinde sich im Stande der Nothwehr gegenüber dem im Vatican gefangen gehaltenen Papste; wir haben gelacht, wenn wir gehört haben, die „Clericalen“ seien die Angreifer, sie hätten zuerst den Zankapfel in das Deutsche Reich geworfen; wir haben gelacht, wenn wir gehört haben, es sei ein Kampf des Germanismus gegen den Romanismus, der hier von den herausgeforderten Germanen aufgenommen werde, ein Ausspruch, durch welchen wir alle, die wir hier im Centrum sitzen, auf einmal aus Germanen zu Romanen gestempelt worden sind. Wir Franken am Rhein, wo die erste christliche und staatliche Cultur gewurzelt hat, werden aus dem Germanenthum herausgestoßen; wir sind Romanen in Ihren Augen! Ist es denn möglich, daß einem die Lachmuskeln nicht in Bewegung kommen, wenn man derartige Sätze sich gegenüber aussprechen hört? (Sehr richtig! im Centrum.) Darüber haben wir gelacht, und darüber verliere ich denn auch kein weiteres

Wort, weil man eben solchen Sätzen gegenüber nur lachen kann. Eines indes muß ich doch noch sagen, weil das, worauf ich ziele, heute hier wiederholt worden ist, und zwar nicht, weil es heute wiederholt worden ist, sondern weil es sozusagen den Kernpunkt der ganzen Debatte bildet, nämlich über den Vorwurf der Aggression. Um nun das Unbedeutendere, Unwichtigere vorweg abzuthun, die Aggression seitens des Centrums, die uns so oft vorgeworfen wird: diese „Aggression“, worin hat sie bestanden? Darin, daß wir einfach einem Adreßentwurf gegenüber gesagt haben, das Haus möge nicht gegen alles bisherige Völkerrecht erklären, daß unter keinen Umständen und in keiner Form dem Papste jemals zu Hilfe gekommen werden solle, es möge nun Gewalt gegen ihn geübt werden, welche immer. Wir haben gesagt, einen solchen Satz unterschreiben wir nicht; wir haben aber nicht den entgegengesetzten Satz beantragt. (Sehr richtig! im Centrum.) Das war die erste Aggression.

‚Meine Herren, nun kommt die zweite Aggression; wir haben von Ihnen verlangt, Sie möchten die Freiheiten, welche nur in Preußen während einer ganzen Generation das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Confessionsangehörigen ermöglicht haben, diese Freiheiten möchten Sie dem ganzen Deutschen Reiche geben. Sie haben uns erwidert: Nein, hier im Reichstag haben wir uns mit Staatskirchenthum nicht zu befassen — heute ist es damit anders geworden: das Gesetz des Widerspruches gilt nun einmal für einzelne Herren nicht mehr, — es wurde uns also gesagt: mit der Kirche müsse anders umgesprungen werden, als in Preußen bisher geschehen sei, die Freiheit der Kirche bekommt uns Liberalen zu schlecht, und so haben Sie denn unsern Antrag verworfen. Das also war die zweite Aggression des Centrums. Zweimal haben wir in der eben gedachten Art Wünsche geäußert, sie sind zurückgewiesen worden und nun sind wir der angreifende Theil; wir kämpfen gegen das junge Deutsche Reich, gegen seinen Bestand. Ja, meine Herren, ich wundere mich, daß nicht auch Sie darüber lachen. Und nun die weitern „Aggressionen“, d. i. der Syllabus und das Vaticanische Concil.‘

Nachdem Reichensperger dargelegt, daß der Syllabus nicht staatsgefährlich werden könne, wobei er sich auf Dupanloup, ‚den freisinnigsten französischen Kirchenfürsten‘, berief, fährt er fort: ‚Und nun das Vaticanische Concil. Meine Herren! Es ist doch sehr zu beklagen, daß man immer und immer wieder mit Gewalt darauf zurückkommt. Was hat denn das Vaticanische Concil beschlossen? Ich behaupte, es hat nichts geändert an dem Verhältniß zwischen Staat und Kirche, es hat nicht das Mindeste geändert an dem eigentlichen, innersten Wesen der Kirche; ich will Ihnen sagen, was einzig und allein durch dieses Concil festgestellt worden ist. Im Grunde wurde nichts geändert, denn in sehr vielen Ländern war es von jeher so

wie das Concil beschlossen hat, geglaubt; nur in Deutschland herrschten allerdings Zweifel, und eben um solche Zweifel zu beseitigen, meine Herren, werden Concilien zusammenberufen. Nun erlauben Sie mir, daß ich Ihnen, mit wenig Worten hoffentlich, klar zu machen suche, was das Concil beschlossen hat. Es war ganz unstreitig bis dahin unter allen katholischen Kirchenlehrern, daß, wer Katholik, wer innerhalb des Kreises der Kirche bleiben wollte, in allem, was Lehre und Sitten betrifft, den Entscheidungen des Papstes nicht entgegenhandeln, reden und schreiben dürfe. Meine Herren, wenn Sie das nicht wissen, dann kann ich nicht mit Ihnen rechten, — es ist dem aber so, und ich citire Ihnen Bossuet, ich citire v. Hontheim, ich citire unsere deutschen Philosophen und Theologen, einen Günther u. s. w., zum Beleg dafür. Als der Papst entschieden hatte, haben diese Männer erklärt: wir respectiren diese Entscheidung, wir müssen sie respectiren, weil er der oberste Lehrer der Kirche ist. So stand es von jeher in der Kirche. Was ist nun Neues geschaffen? Das Vaticanische Concil geht von dem einfachen Satze aus, daß die Kirche nicht bloß auf dem religiösen Gebiete eine Einheit des Redens, Schreibens und Handelns erfordert, daß sie eine Einheit des Glaubens darstellt. Wenn also etwa gelehrte Theologen dem Papste gegenüber sagen möchten: Ja, wir reden nicht mehr, was du für unkatholisch erklärt hast, und wir publiciren auch solches nicht mehr, innerlich aber wissen wir es doch besser als der Papst, und dabei bleiben wir und harren auf ein neues Concil oder auf einen andern Papst — sehen Sie, meine Herren, dieser innere Protest, diese reservatio mentalis ist durch das Unfehlbarkeitsdogma abgeschnitten, weil eben, wie gesagt, die Kirche auf der Einheit des Glaubens beruht. Es handelt sich auch nur, wie ausdrücklich in dem Concilsbeschlusse steht, um Glauben und Sitte, um weiter nichts. Hinter diesem Vaticanischen Concil her ertönt nun ein so entsetzliches Halloh. Ich erkläre es mir sehr gut, daß es ertönt, und allerdings ist daran in gewissem Sinne eine große Anzahl deutscher Katholiken und deutscher Bischöfe mit Schuld — ich mache gar kein Hehl daraus, und weswegen verhält es sich so? Ich habe auch zu denjenigen gehört, die vor dem Fassen des fraglichen Beschlusses gewarnt haben; ich glaube aber, mein Freund Probst oder ein anderer meiner Fractionsgenossen haben schon gesagt, in welchem Sinne. Wir sahen, daß man nach einem Prätexte, nach einem Angriff auf die Kirche lüstern war; wir sahen die Wolken schon heranziehen, wir wußten, daß man den ersten besten Vorwand ergreifen würde, um dem Katholicismus den Krieg zu erklären. (Zustimmung im Centrum. Widerspruch rechts und links.) Meine Herren, ich komme darauf zurück. Uns liegt eben viel an dem confessionellen Frieden; wir Katholiken wollen nicht gedrückt werden durch die enorme Staatsmacht, die über uns steht, und die Majorität, die hier vor uns sitzt, das ist keines-

wegs unsere Lust, wir wollen womöglich ruhig fortleben. Aber man hat es allerdings im Concil anders genommen, man hat sich nicht verhehlt — so stumpf und kurzsichtig sind die Väter des Concils nicht gewesen — man hat sich nicht verhehlt, was kommen würde oder doch könne; ja es war auch durch die „Augsburger Allgemeine Zeitung", dieses „Weltblatt", in directeste Aussicht gestellt. Aber die große Mehrheit im Concil glaubte, es auf eine solche Krisis, auf ein Wundfieber ankommen lassen zu müssen, es nicht dulden zu können, daß mit Hilfe von Mentalreservationen die Lehrer unserer künftigen Theologen, überhaupt die Lehrer unserer katholischen Jugend sich über den Papst und dessen Glaubensentscheidungen sollten erheben dürfen. In Ihren Augen, meine Herren, mag das ein irriges Calcül sein — gut; dann wird es sich strafen, aber dann straft es sich in der Kirche selbst. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie der Herr Abgeordnete Miquel einmal in einer Reichstagsdebatte gesagt hat — damals stand der sogen. „Altkatholicismus" anscheinend in schöner Blüthe, und man versprach sich goldene Berge davon —: „Die unechten Katholiken werden durch die echten Katholiken aufgerieben werden; was falsch ist, das werden die Katholiken im Kampfe unter sich als falsch zu Falle bringen." Meine Herren, von solcher Hoffnung scheinen Sie zurückgekommen zu sein. Der Herr Abgeordnete Miquel ist vielleicht noch derselben Meinung und will deshalb nicht für das Gesetz stimmen. Wenigstens sehe ich ihn nicht an seinem Platze. (Heiterkeit.) — Sollen wir Katholiken um deswillen nun dem Protestantismus den Krieg erklären, weil protestantische Männer Ungeheuerlichkeiten proclamirten oder weil Calvin den Servet hat verbrennen lassen? Falls wir Katholiken, sage ich, den Calvinisten, überhaupt den Protestanten den Krieg erklären wollten um solcher längstvergangener Dinge willen, wenn wir die Majorität hätten und die Staatsgewalt auf unserer Seite wäre, was würden Sie dazu sagen? Das aber thun Sie gegen uns. (Lebhafte Zustimmung im Centrum.) —

‚Der Herr Abgeordnete Dr. Windthorst hat hier gesagt: „Wenn Sie den Krieg haben wollen, so sollen Sie ihn haben"; und man hat das als eine provocatorische, übermüthige Aeußerung, als ein keckes Aufheben des Handschuhes charakterisirt. Meine Herren, ich sage dasselbe und sicherlich in demselben Sinne, in welchem es auch der Herr Abgeordnete Dr. Windthorst gemeint hat. Wir müssen den uns aufgedrungenen Kampf aufnehmen, und wir werden ihn aufnehmen; unsere Pflicht ist es, ihn aufzunehmen, weil wir unsere Kirche, die wir für die wahre, ja für das Heil der Menschheit erachten, vertheidigen, weil wir für sie als getreue Söhne derselben einzustehen haben. Aber in welchem Sinne nehmen wir den Kampf auf? Wir wissen ja alle sehr wohl, daß materielle Machtmittel uns nicht zu Gebote stehen, und wenn wir sie hätten, so dürften wir sie, solange wir gute Katholiken

bleiben wollen, nicht gegen den Staat gebrauchen. Wir haben andere Waffen! Wir haben Waffen, gegen die Ihre mechanischen und Ihre physischen Waffen, einschließlich der gezogenen Kanonen, auf die Dauer schwerlich aufkommen können. Wir haben die Waffe des Opfergeistes, die Waffe der Glaubenskraft und die Waffe des Gebetes. (Sehr wahr! Sehr gut! im Centrum.) Das sind Waffen, die Ihnen vielleicht ganz curios vorkommen; aber wenn Sie das katholische Volk da, wo es wirklich noch echt und treu katholisch ist, wenn Sie dieses Volk kennten, dann würden Sie mir wohl recht geben. Glauben Sie mir, wenn Sie aus den confessionslosen Schulen, die Sie gründen wollen, die Crucifixe und die Madonnenbilder wegschaffen, wie es die Commune in Paris sofort bei ihrem Entstehen gethan hat, dann wird die katholische Bevölkerung auf den Höhen ihrer Berge und auf den Feldwegen Kreuze aufpflanzen — wenn es der Staat nicht an öffentlichen Wegen duldet — und sie wird dann dahin beten gehen, um auch vor aller Welt Zeugniß von ihrem Glauben abzulegen. — Solcher Art werden die Waffen sein, mit welchen auf unserer Seite gekämpft wird, und ich bin begierig, zu sehen, ob ein erfinderischer Geist auf Ihrer Seite auftreten wird, der uns auch diese Waffen zu entziehen vermag. (Sehr wahr! im Centrum.) Vielleicht ist es möglich?!

‚Meine Herren! Immer hören wir, das Concil sei der eigentliche Kernpunkt der katholischen Aggression, die Ursache des herrschenden Zwiespaltes. Meine Herren, das ist ein Irrthum! Es ist mir unbegreiflich, daß so viele von Ihnen, die, wenn sie auch noch gerade nicht so alt sind wie ich, doch schon eine geraume Zeit lang sich mit den öffentlichen Dingen beschäftigen, die Zeitungen lesen, der Presse folgen, namentlich der „liberalen“ Presse — unsere Blätter lesen Sie bloß, wenn Sie gerade glauben, Gift daraus saugen zu können — es ist mir, sage ich, unbegreiflich, daß Sie nicht schon seit mehr als zwanzig Jahren gemerkt haben, wohin die sogen. „liberale“ Presse steuerte — vor dem Syllabus und vor dem Concil. — Was die Presse angeht, so braucht man nur auf das erste beste Lesezimmer zu gehen, da begegnet man immerwährend dem Refrain: „Nieder mit dem Katholicismus, nieder mit dem Papstthum!“ Auch heute wieder erscholl nicht undeutlich hier der No popery-Ruf — was mich, beiläufig bemerkt, sehr stark an das Popenthum erinnert, welches man bei uns einzuführen denkt. (Heiterkeit.) — Man sagt: die Jesuiten sind eine feindliche Macht, sie leiten den Papst; es kann zwar einmal ein vernünftigerer Papst kommen, aber die Jesuiten müssen jedenfalls niedergeworfen werden. Man hat ferner gesagt: die Jesuiten waren von jeher und sind noch die unversöhnlichsten Feinde des Protestantismus, sie führen Krieg auf Leben und Tod mit dem Protestantismus. Meine Herren, das ist eine von den Phrasen, die halb wahr und halb falsch sind; die Jesuiten führen

mit jedem andern Glauben mit den Waffen ihres Glaubens den geistigen Kampf, von dem ich oben gesprochen habe; in einem andern Sinne genommen ist die Phrase durchaus unwahr. Ich will Sie nur darauf hinweisen, daß z. B. — das haben aber wahrscheinlich die Herren auch nicht gelesen — zu einer Zeit, wo es sich darum handelte, die Einheit wieder herzustellen unter den verschiedenen christlichen Confessionen in Deutschland, ein Bestreben, welchem die edelsten Männer der damaligen Zeit, ich nenne nur einen Leibniz und einen Bossuet, und auch edle Fürsten sich hingaben, ein Jesuitengeneral, der Pater Noyelles, hauptsächlich es war, der dieses Bestreben zu fördern suchte. Er ist darauf ausgegangen, die Einigung herbeizuführen, und er hat — ich gebe das nicht als ein Evangelium, ich habe es aber aus Büchern, denen ich trauen zu können glaube — sogar dahin gearbeitet, daß die Beschlüsse des Tridentinischen Concils suspendirt würden, damit man ganz frei sich wechselseitig die Hände reichen könne. Woran sind nun diese edeln Bestrebungen gescheitert? An der französischen Herrschsucht, an den französischen Königen, welche die Spaltung in Deutschland bleibend erhalten wollten. Darauf haben die französischen Könige speculirt, wie heute noch nicht wenige Franzosen darauf speculiren. Letzthin ist auch als Angriffsmittel gegen die Jesuiten und das „clericale" Centrum Renan citirt worden, ich glaube sogar schon zweimal (Zustimmung), — nun gut, ich begreife es vollkommen, ich finde es so natürlich wie nur etwas, daß die Franzosen von der Farbe des Herrn Renan und alle diejenigen, die Rache an Deutschland nehmen wollen, sich in die Hände klatschen vor Freude über das, was hier beschlossen und angebahnt wird. Daran habe ich keinen Zweifel, die Franzosen haben ganz recht, daß sie sich des freuen; ob sie uns darum aber besiegen werden, bezweifle ich sehr. In Bezug auf die Pflichttreue der Katholiken machen sie sich jedenfalls Illusionen; aber es wäre doch schon gefährlich genug, wenn deshalb die Calamität eines Krieges um so früher über uns hereinbräche, weil die Franzosen uns innerlich gespalten sehen. Das aber müssen Sie sehen, wenn Sie, meine Herren, auf dem Wege weiter gehen, den Sie beschritten haben, und dessen weitere Etappen Sie uns andeuten. Man hat von einer französischen Liga gesprochen, in welcher auch Jesuiten thätig seien; allein, meine Herren, ich habe auch noch nicht die Spur eines Beweises für diese so überaus schwere Anklage zu Gehör bekommen. Ich bestreite die Behauptung einfach, es ist gewiß nicht wahr, sonst beweise man es; aber man beweise es in gehöriger Art, so daß wir Juristen wenigstens einen Respect vor der Beweisführung haben können, nicht aber dadurch, daß man uns Broschüren und Zeitungsblätter bringt und daraus etwas vorliest, was niemand zu controlliren vermag. Das mag für viele ein vollgiltiger Beweis sein; aber ernste Männer erkennen darin auch nicht einen Schatten von Beweis. Man hat auch von

den Jansenisten gesprochen, die Jansenisten seien gegen die Jesuiten losgegangen, und sie seien doch Katholiken gewesen. Ja, das ist unbestreitbar, und ich verweise diejenigen, denen es vielleicht an Waffen und Hilfsmitteln gegen die Jesuiten mangelt, auf die „Lettres provinçales“ des Pascal. Im Besitze dieses Buches brauchen Sie sich keine Mühe weiter zu geben, da sind alle spanischen Casuisten excerpirt und alles auf die geistreichste Weise von diesem so hochbegabten Kopfe gegen die Jesuiten zusammengestellt worden; alles Heutige, was gegen die Jesuiten geschrieben wird, ist Bettel dagegen. Nun gut, die Jansenisten waren Feinde der Jesuiten, auch sie waren religiöse Leute, sie neigten zum Ascetismus, und als Rigoristen, nicht als Freigeister, haben sie den Jesuiten, die ihnen nicht streng genug waren, den Krieg erklärt. Was beweist das aber für Sie, meine Herren? Daß es eben verschiedene Strömungen in der katholischen Kirche gibt, die seit 1800 Jahren besteht? —

‚Auf jeden Fall bin ich gewiß, daß die Jesuiten über die Autorität des Papstes nicht mehr behaupten als die übrigen Cleriker, und ich glaube, wollte man ihren Ansichten darüber den Proceß machen, so müßte man der ganzen katholischen Kirche den Proceß machen. So aber steht es auch heute noch, abgesehen von einzelnen Aeußerungen einzelner Jesuiten, die auch ich nicht adoptire. —

‚Es ist auch wieder Friedrich der Große herangezogen worden; sonst kann man immer des Erfolges sicher sein, wenn man sich auf ihn zu beziehen in der Lage ist. Ich will manches von dem gelten lassen, was man zur Abschwächung dieser Autorität gesagt hat; ich will gelten lassen, daß Friedrich der Große keinen Grund hatte, die Jesuiten zu fürchten, daß er sie gut brauchen konnte, weil damals Mangel an tüchtigen Lehrern war, daß er sie jederzeit in eine beliebige Festung sperren konnte, das alles will ich zugeben; aber das ist der Hauptgrund nicht, warum wir die Autorität Friedrichs des Großen anrufen, der Hauptgrund hierfür liegt vielmehr darin, daß er die Gründe angegeben hat, aus welchen die Jesuiten zersprengt worden sind, und wenn einer in der Lage war, diese Gründe näher zu kennen, so war es gewiß ein Mann von seiner Stellung, seiner politischen Capacität und seinen Verbindungen in der politischen Welt. Falls man solche Autoritäten nicht mehr anführen kann, dann plädirt man allerdings vergeblich, dann muß man einfach alles, was Sie, meine Herren, uns vorzuerzählen für gut halten, über sich ergehen lassen. Friedrich der Große nun hat gesagt: „Nur Eitelkeit, Rachsucht und Eigennutz haben die Aufhebung des Jesuitenordens herbeigeführt.“ Das hat er gesagt, und darauf beziehen wir uns vor allem; nicht darauf, daß er die Jesuiten geduldet und benutzt hat. Wenn aber eine solche Autorität so spricht, dann, sollte ich glauben, müßten Sie doch wenigstens einigermaßen erschüttert werden in Ihrer landläufigen Ansicht, daß der Jesuitenorden damals so gar staatsgefährlich gewesen sei. Ja, sagt man, aber der

damalige Papst! Da aber, meine Herren, kommen Sie in einen merkwürdigen Conflict mit sich selbst. Einestheils sagen Sie uns immer: kraft des Unfehlbarkeitsdogmas müssen jetzt die Katholiken alles für wahr und recht halten, was ein Papst sagte und thäte, und auf der andern Seite sehen Sie doch hier, daß ein Papst den andern reformirt, daß einer in vernünftigen Dingen anders handelt als der andere; es ist eben der Schluß daraus zu ziehen, daß die Unfehlbarkeit des Papstes in sehr enge Grenzen eingeschränkt ist, nämlich in die Grenzen der strengen Dogmatik, die Glaubenslehre, sich aber nicht auf die äußern Beziehungen zum Staate oder zum Königthum erstreckt. —

„Meine Herren! Ich wende mich nun noch einige Augenblicke zu der Gesetzesvorlage selbst, die freilich schon vielfach durchgesprochen worden ist. Ich weiß sehr wohl: pro ratione voluntas. Gründe helfen nichts; ich will auch weiter nicht argumentiren, zumal da ja schon so vieles und selbst von dieser Seite (links) gegen die Vorlage gesagt worden ist. Sie haben einige Herren vom Fortschritt und den Hauptrepräsentanten der Nationalliberalen bei sonstigen großen Fragen gehört; ich habe mich gefreut, die Rede des letztern zu hören, wenn ich mir auch einige Vorbehalte in betreff derselben machen zu müssen geglaubt habe; das will ich aber hier nicht weiter erörtern.

„Also, meine Herren, die Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu und der ihm verwandten Orden oder ordensähnlichen Congregationen sollen gesprengt werden. Ich bin überzeugt, es wird niemand von denen, die für das Gesetz gestimmt haben, mich desavouiren, wenn ich behaupte: Sie wissen alle nicht, was Sie unter den letztgedachten Kategorien zu verstehen haben; Sie können es nicht wissen, ich weiß es auch nicht! Und Sie machen ein Gesetz, von dem Sie nicht einmal wissen, was es denn eigentlich zu bedeuten hat, gegen wen es gerichtet ist, wen es treffen soll. Was dasjenige betrifft, was wir vom Bundesrathstische gehört haben, aus dem Munde des Herrn Friedberg, so muß ich, soweit meine Kenntniß reicht — und als „Clericaler" müßte ich die Sache doch nothwendig besser kennen als Sie —, so muß ich sagen, daß es mir höchst eigenthümlich vorgekommen ist, die Redemptoristen als verwandt mit den Jesuiten hinstellen zu hören. Man hätte uns doch wenigstens einen Stammbaum vorlegen sollen, das wäre doch wahrhaftig der Mühe werth; ich an meinem Theile weiß von solcher Verwandtschaft nichts. Aber natürlich — stat pro ratione voluntas! Und nun gar die Schulbrüder, die jedenfalls himmelweit verschieden sind von den Jesuiten! Ich glaube, sie sind im vorigen Jahrhundert von einem gewissen de la Salle gegründet worden. Während die Jesuiten den hohen Unterricht hatten, setzte man die Schulbrüder für den Elementarunterricht ein; sie sind nicht Priester, sie bilden keinen eigentlichen Orden, legen kein förmliches Ordensgelübde ab. Aber auf die Schulbrüder hat man einen ganz besondern Zahn; darum

müssen sie mit den Jesuiten verwandt sein — in welchem Grade, wird natürlich nicht gesagt. Aber, meine Herren, macht man so Gesetze, ist es eines Reichstages würdig, daß man nicht einmal eine bestimmte Antwort auf Fragen solcher Art geben kann? So etwas begreift das deutsche Volk schwerlich; dasjenige vielleicht, welches angeblich hinter Ihnen steht, welches Sie immer so sehr herausstreichen; das Volk, welches hinter uns steht, meint dahingegen gewiß, daß man so Gesetze nicht machen solle, und ich hoffe, daß die Bundesregierungen es auch nicht sanctioniren werden; einstweilen kann ich mir wenigstens nicht denken, daß ein solches Gesetz ins Leben treten werde. —

‚Als ich die Rede des Abgeordneten Professors Gneist hörte und mit demjenigen verglich, was ich während der Jahre meiner parlamentarischen Wirksamkeit von ihm gehört habe, ist es mir ebenso gegangen wie dem Herrn Abgeordneten Lasker. Ich habe mich gefragt, ob ich träumte. Das war mir jedenfalls klar, daß die Rede sehr lebhaft an jene Zeit des verfaulenden römischen Cäsarenreiches erinnerte, an die Blüthezeit der Rhetoren und Sophisten. So viel war mir klar, und ich habe mich an ein Wort des Tacitus erinnert: Ruere in servitium! (Sehr gut! im Centrum.)

‚Diese Rede des Herrn Professors Gneist, wie gesagt, scheint mir die eigentliche Perle der ganzen Verhandlung, jedenfalls ein Unicum zu sein, und zugleich ein Fingerzeig dafür, wohin wir steuern und was wir zu erwarten haben, wenn, wie der Herr Abgeordnete v. Kardorff uns gesagt hat, es sich hier um einen strategischen Feldzug gegen die katholische Kirche handelt, während andere vorgeben, daß es sich nur um einen Feldzug gegen die Jesuiten handle.

‚Weil eben der Herr Abgeordnete v. Kardorff durch seine Gebärde das in Abrede stellt, was ich natürlich acceptiren muß, so bemerke ich, daß ich die Aeußerung jedenfalls von einer Seite gehört habe und deswegen mir erlaube, über den Punkt per parenthesin vorerst einige Bemerkungen zu machen.

‚Die einen sagen: wir wollen nur gegen die Jesuiten vorgehen; die andern sagen: die Jesuiten sind identisch mit der Kirche, — so daß man, wenn man auch noch so genau zuhört, doch nicht recht weiß, wie weit es den Jesuiten gelten soll, wie weit man gegen den Papst oder gegen die Kirche losgehen will. — Aber, meine Herren, daß man wirklich auf gewisser Seite an die katholische Kirche will, ist meiner Ansicht nach unbestreitbar; es ist unbestreitbar, daß wenigstens eine große Partei es will. — Ich bin überzeugt, es dauert nicht lange, dann werden wir das klarer von den Herren schon hören; es sind jetzt nur, wie Sie ja sagen, die Laufgräben eröffnet, und die Schlachtlinie marschirt erst auf.

„Ich komme nun wieder auf Herrn Professor Gneist zurück, der uns früher immer gesagt hat: wir hätten Gesetze genug zur Abwehr der Uebergriffe gegen die katholische Kirche, ein ganzes Arsenal, es fehle denselben nur die Strafsanction; gäben wir ihnen nur noch diese Sanction, so sei alles in bester Ordnung; man könne dann mit den Jesuiten und mit allem, was drum und dran hängt, leicht fertig werden. Jetzt auf einmal verlangt Herr Gneist nach keiner Strafsanction mehr; er erklärt sich nur etwas verstimmt darüber, daß er keine finden könne, und zwar aus einem sehr natürlichen Grunde, weil nämlich nichts Strafbares vorliegt. — Herr Gneist sagt, es sei traurig, daß wir kein Strafgesetz machen könnten, aber eine Präventivmaßregel müßten wir ergreifen, und wir Deutsche wären so außerordentlich gewissenhaft —, und auf Grund dieser Gewissenhaftigkeit sollten wir die Jesuiten der Verwaltung überantworten; die werde wissen, was zu thun sei, sie stehe im Centrum des Reiches; die hohe Polizei, nicht die niedrige, werde schon mit den Leuten in angemessener Weise fertig werden, sie sei so erleuchtet und zugleich juristisch gebildet (Heiterkeit) — nebenher bemerkt: richterlich darf sie nicht gebildet sein —, sie habe überhaupt die nöthigen Kenntnisse, um in jedem einzelnen Falle das Rechte zu treffen. Ein anderer Herr sprach vom „Genius des deutschen Volkes“, den wir öfter hier vorgeführt bekommen. — Warum bilden Sie denn kein Geschworenengericht für Jesuitenproceduren? Das ist immer noch nicht sicher genug; den Geschworenen kann man auch nicht ganz trauen, nur der hohen Polizei. Meine Herren! Das Wort „hohe Polizei“ erinnert sehr stark an den höchsten Gipfel des Despotismus Napoleons I. (Sehr wahr! im Centrum), und auf diesem Gipfel ist meines Erachtens auch der Abgeordnete Gneist angekommen. (Unruhe links.) Die hohe Polizei wußte alles besser, was nicht vor die Gerichte kommen sollte. Man hatte auch besondere Staatsgefängnisse. — Das ist eine Institution, die der Herr Abgeordnete Gneist uns wohl auch empfehlen wird — Gefängnisse, wo man solche staatsgefährliche Leute, die man nicht judiciren konnte, in Gewahrsam hielt. Meine Herren! Man hatte noch früher sogen. Bastillen. Auch das ist eine segensreiche Institution, wenn man sich nicht anders zu helfen weiß. (Heiterkeit.) Ich möchte glauben, es ließe sich hier in Berlin ein monumentales Gebäude der Art erster Klasse aufführen. (Rufe: Oh! Heiterkeit.) Und auf solche Mittel kommen Sie, müssen Sie kommen, wenn sie auf dem in Rede stehenden Wege weiter gehen. Sie müssen nothwendig nach den Theorien des Herrn Abgeordneten Gneist demnächst auch auf die Knebelung der Presse kommen. Wodurch sind die Tendenzprocesse gegen die Presse einmal üblich geworden? — Weil man, wie der Abgeordnete Gneist sagt, nicht eigentlich beweisen konnte, daß etwas strafbar sei in einem bestimmten Artikel oder Satze, aber die Tendenz für staatsgefährlich erachtete, deswegen —

Tendenzprocesse! Und wenn auch die Tendenzprocesse nicht ausreichen, dann Knebelung! Denn das Wohl des Staates geht ja allem vor. Demnächst also Tendenzprocesse, natürlich nur gegen die ultramontane Presse — das versteht sich von selbst, so werden wir es hören; denn sie allein ist staatsgefährlich. Auf diese Weise wird man auch den einzelnen Clericalen und Ultramontanen allmählich zu Leibe rücken können. Sind wir doch schon mehrfach in dieser hohen Versammlung, in der Presse aber mit tausend und abertausend Stimmen als Reichsfeinde, für Vaterlandslose erklärt worden. Und Reichsfeinde sollte man im Innern des Landes dulden, Affiliirte der Jesuiten, Geistesknechte — wie vorgestern gesagt wurde —, alle diese Leute, die in blinder Abhängigkeit von Jesuiten stehen, soll man im Reiche noch länger dulden? Auch sie müssen nach der Theorie des Herrn Abgeordneten Gneist nothwendig der hohen Polizei überwiesen werden.

‚Meine Herren, das sind keine Uebertreibungen, es hängt das mit den Theorien des Herrn Abgeordneten Gneist mit innerer Nothwendigkeit zusammen; es sind keine Hirngespinste, wie man sie wohl macht, um irgend eine Theorie ad absurdum zu führen. Sie sind auf dem besten Wege zu solchen Ergebnissen, Sie haben durch die Votirung des Jesuitengesetzes die Theorie acceptirt und so den ersten Schritt zur hohen napoleonischen Polizei, zum Staatsgefängniß und zur Knebelung der Presse hin gethan. Ich versichere Sie, daß in mir sehr schmerzliche Gefühle kämpfen. Solange ich parlamentarisch thätig bin, habe ich immer an den parlamentarischen Verfassungen, am sogen. Verfassungsrecht, gehangen; ich bin dafür, so gut ich konnte, eingetreten, ich habe — vielleicht manchmal zu viel rechts, manchmal zu viel links — gestimmt; ich habe die parlamentarische Institution mit auszubauen versucht, nach meinem besten Wissen und Gewissen. Aber, meine Herren, ich versichere Sie, dermalen kommt mir wirklich der Gedanke, daß ich mein halbes Leben hindurch in einem schweren Irrthum befangen gewesen sei, und ich bin nahe daran, alles Vertrauen in die Lebensfähigkeit und die segensreichen Wirkungen der constitutionellen Institutionen zu verlieren. (Sehr richtig! im Centrum.) — Hier hängt es vom Zufalle ab, ob derjenige, der vielleicht die Sache am besten kennt, zur Rede kommt; jeder, der die Tribüne besteigt, zieht irgend eine Broschüre oder ein gedrucktes Blatt aus der Tasche und liest etwas vor, und wir andern haben nicht die Zeit, es nachzulesen, geschweige denn nachzuforschen, ob die behaupteten Dinge wahr oder nicht wahr sind. Die Einhaltung des Grundsatzes: Audiatur et altera pars ist aber ganz unmöglich. — Meine Herren, ist denn das nun eine Art, Gesetze von solcher Wichtigkeit zu machen, wodurch so viele Bürger sozusagen rechtlos erklärt werden sollen und womit man Millionen ins Herz trifft? So aber ward dieses Gesetz gemacht — deswegen kann ich mir kaum denken, daß die Bundesregierungen einen solchen

Entwurf, der in solcher Eile hier sozusagen über Nacht — eine Woche vielleicht haben die hohen Bundesregierungen Bedenkzeit gehabt —, gemacht wurde, sanctioniren werden. Wir können die Bundesregierungen nicht controlliren, aber hier ward uns ein Antrag gebracht, keine Commission dafür zusammengesetzt; zuerst unterschreibt den Antrag Herr Meyer, der nicht einmal die Statuten der Jesuiten gekannt hat (Heiterkeit); der Entwurf wird eingebracht, und eine Majorität von 183 Stimmen gegen 101 stimmt dafür, und damit sind die Jesuiten an die Luft gesetzt. Meine Herren, das ist nicht die rechte Methode, Gesetze zu machen, und die Achtung vor dem Reichstage, auf die ich so großes Gewicht lege, kann durch eine solche Gesetzesfabrikation per Dampf nicht gewinnen. Wie gesagt, ich war Anhänger der constitutionellen Verfassung, ich werde aber irre daran. Meine Herren, ich bin noch Anhänger der germanischen Baukunst, und als solcher habe ich auch gehofft, wir bekämen ein sogen. gotisches Reichstagsgebäude. Nehmen Sie dieses Gesetz an, und machen Sie noch etliche ähnliche, dann, meine Herren, werde ich ganz sicher nicht für ein gotisches Parlamentshaus stimmen, sondern für ein byzantinisches. (Sehr gut! im Centrum.) Was Sie, meine Herren, hier thun, ist byzantinisch oder im Stile Napoleons I. Und nun thun Sie, was Sie nicht lassen können!' (Bravo! im Centrum.)

Alles Reden war umsonst: noch in derselben Sitzung wurde das sogen. Jesuitengesetz mit 181 gegen 93 Stimmen angenommen [1].

In jenen entscheidungsvollen Tagen, von welchen ‚der moralische Selbstmord des Liberalismus datirt' [2], vollendete Reichensperger die dritte, bedeutend vermehrte Auflage seiner ‚Phrasen und Schlagwörter'.

Als Reichensperger nach Köln zurückgekehrt war, gab es für ihn zunächst noch keine Ferien, da ‚das Amt ihn gehörig in Athem hielt'. Unterdessen ward von den ‚Phrasen und Schlagwörtern', ‚obgleich die öffentlichen Blätter aller Farben in Puncto des Todtschweigens derselben das Mögliche leisteten', eine vierte und bald eine fünfte Auflage nothwendig. Dieser Erfolg — drei Auflagen in sechs Wochen — zeigte, daß Reichensperger das Richtige mit seiner Schrift getroffen hatte; er war bei Abfassung derselben von der Ansicht ausgegangen, ‚daß man den Falschliberalen nicht besser beikommen könne, als wenn man die Leute über sie lachen mache'. Die lehrreichen Ereignisse der letzten Jahre hatte Reichensperger in dieser neuen Auflage in den alten Rahmen untergebracht; die Artikel über ‚Altkatholiken — Jesuiten — Nichtintervention — Symbolzwang — Ultramontan' beleuchten

[1] Mallinckrodt schenkte damals Reichensperger einen Holzschnitt: ‚Christus am Oelberge', mit der Widmung: ‚Zur freundlichen Erinnerung an die Debatten des Reichstages im Juni 1872.'

[2] Jörg in den Hist.-polit. Bl. LXX, 80.

mit schneidender Kritik den Widerspruch zwischen liberaler Theorie und liberaler Praxis.

Wie während der Parlamentszeit, so war Reichensperger auch jetzt eifrig journalistisch thätig. Von Bedeutung waren in dieser Hinsicht namentlich die Aufsätze, welche er in der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ über die Stellung seines Freundes Montalembert zur Unfehlbarkeit und zu den Jesuiten veröffentlichte.

Im September gönnte sich der unermüdliche Mann endlich im Seebad Blankenberghe die nöthige Ausspannung. Daran reihte sich ein Ausflug nach Westfalen, bei welchem er auf einer Katholikenversammlung zu Borken zündende und begeisternde Worte sprach. Aufbietung aller Kräfte schien ihm um so mehr geboten, als ‚das Jesuitengesetz in wahrhaft brutaler Weise ausgedehnt (z. B. auf Redemptoristen, Schulbrüder u. s. w.) und ausgeführt wird, indem man z. B. den Patres das Messelesen und Beichthören verbietet!! Quousque tandem?‘ ‚Sollte wieder einmal,‘ schrieb Reichensperger, ‚was Gott verhüten möge, eine Situation wie im Jahre 1848 eintreten, so werden voraussichtlich ganz andere Rechte und Thatsachen noch in Frage gestellt werden als der Bestand des Jesuitenordens. Wohl möglich, daß alsdann ein großer Theil derjenigen, welche jetzt Koth und Steine nach den geistlichen Genossenschaften und noch höher hinauf werfen, hilfesuchend die Arme nach denjenigen ausstreckt, welche im Schatten des Kreuzesbanners trotz aller Mißhandlungen und Verleumdungen sich für die erhaltenden Principien und das Wohl ihrer Mitmenschen opfern!‘

3. Die Verfassungsänderung und die ‚Maigesetze‘.

Als Reichensperger am 20. October 1872 zur Landtagssession nach Berlin aufbrach, schrieb er: ‚Ni peur, ni espoir! Jedenfalls haben wir das rechte Ziel vor uns und Menschen hinter uns, die es uns an Ermuthigung nicht fehlen lassen. Was wir bis jetzt in der Kammer geleistet, wird weit überschätzt. Auch unser Erzbischof ist guten Muthes. Aber es wird toll werden, wenn nicht ganz Unerwartetes dazwischentritt.‘

Es kam so, wie Reichensperger vorausgesehen. Am 18. November legte Minister Falk einen Gesetzentwurf ‚betreffend die Grenzen des Rechtes zum Gebrauch kirchlicher Straf- und Zuchtmittel‘ vor — das erste der sogen. Maigesetze. Am 28. November bei Berathung von Mallinckrodts Antrag zu Gunsten der aus den Schulen verwiesenen Ordensschwestern ‚erklärte Minister Falk unter dem Beifallsgeschrei der Majorität in fast unverblümter Weise der katholischen Kirche den Krieg. Es war eine Wolfsschlucht-Scene. Im Lager der „Conservativen“ Zersetzung: vierzig liberalistische Mitglieder der Rechten haben sich losgelöst und gravitiren nach links. Fürst Bismarck hält

sich hinter den Coulissen und läßt den Grafen Eulenburg mit den Conservativen, den Minister Falk mit den Katholiken aufräumen — ob um später als Deus ex machina hervorzutreten oder aus Gesundheitsrücksichten? Reizbar ist er jedenfalls in sehr hohem Grade. So z. B. ist es sicher, daß der Unterstaatssecretär v. Thile sich zurückziehen mußte, weil er in nothgedrungener Eile, entgegen der Feststellung des Fürsten Bismarck, daß aus Anlaß der Dreikaiserzusammenkunft der österreichische und der russische Botschafter mit Vasen bedacht werden sollten, zufolge ausdrücklichen Befehles unseres Kaisers den Vasen den Schwarzen Adlerorden substituirt hatte. Im katholischen Volke zeigt sich lebhafte Erregung; die Gemeinderathswahlen aber fallen meist nach der liberalen Seite. Auch in der hiesigen Gesellschaft zeigt sich die Spannung. Wie wird das Confusorium enden?'

Allseitiger Beachtung in hohem Grade werth erschien Reichensperger ein in der ‚Revue générale' veröffentlichter Artikel über den Fürsten Bismarck und die Dreikaiserzusammenkunft aus der Feder des belgischen Staatsministers Dechamps. ‚Unter anderem werden hier', schreibt Reichensperger, ‚die Erfolge des Fürsten nach außen hin ebenso bewundernd anerkannt, wie dessen innere Politik als eine verfehlte, unheilbringende beklagt. Insbesondere erachtet der Verfasser die gegen die Katholiken und deren Kirche gerichteten Maßnahmen für so augenfällige Fehlgriffe, daß es schwer halte, dafür triftige Erklärungsgründe ausfindig zu machen. Für die zunächstliegenden glaubt er die Allianz mit Italien und die daraus folgende mit der nationalliberalen Partei ansehen zu können, welche Partei wahrscheinlich noch zur Verwirklichung weiterer Pläne auf dem Gebiete der auswärtigen Politik dienstbar gemacht werden solle. Anfänglich, so meint Dechamps, möge auch wohl noch die Hoffnung obgewaltet haben, mit Hilfe der „Altkatholiken" und des einen oder andern dem Vaticanischen Concil absagenden deutschen Bischofs eine National- oder Reichskirche zu gründen. Wie diese Hoffnung bereits als gescheitert anzusehen sei, so werde auch die italienische Allianz in Zukunft sich als ein Truggebilde erweisen oder doch ebensowenig segenbringend für das Deutsche Reich sein, wie das Einverständniß Napoleons III. mit Cavour für Frankreich gute Früchte getragen habe. Wie weit auch schon auf dem Irrwege vorgegangen sei, immer noch glaubt Dechamps im Hinblicke auf die Weisheit des deutschen Kaisers hoffen zu dürfen, daß eine Umkehr erfolge.' Am Schlusse eignete sich Dechamps, dessen Ausführungen mit den Ansichten Reichenspergers in fast allen Punkten übereinstimmten, auch die Hoffnung des deutschen Parlamentariers an, daß der ‚lorbeergekrönte deutsche Kaiser die Verfolgung von Millionen Deutschen um ihres Glaubens willen nicht gestatten werde'.

Daß es vielleicht doch nicht zum Aeußersten kommen werde, darin wurde Reichensperger für den Augenblick bestärkt durch eine Unterredung, welche er

mit Geh. Rath Friedberg über die schwebenden politisch-kirchlichen Fragen hatte. ‚Friedberg äußerte sich sehr gemäßigt, schien sogar Partei für die vertriebenen Schulschwestern zu nehmen. Seinen Neffen Dr. Friedberg fand er „zu grün“ und provocatorisch in seinen Schriften.‘ Auf Grund einer Empfehlungskarte Gerlachs lernte Reichensperger auch den Redacteur der ‚Kreuzzeitung‘, Dr. v. Nathusius, kennen: ‚ein jugendlicher, gewandter Gentleman von angenehmen Formen, dem Anschein nach der herrschenden Richtung durchaus abhold‘.

In die Landtagsverhandlungen griff Reichensperger zunächst bei der zweiten Berathung der Kreisordnung am 22. November 1872 ein. Er constatirte hierbei, daß die Regierung in der Rheinprovinz die dort ansässigen zahlreichen Grundbesitzer möglichst von den Landrathsstellen fernhalte; dieses Amt werde immer mehr zu einer Rennbahn für jugendliche Streber. Auch beklagte er, daß in den Rheinlanden die Steuerschraube stärker als in den andern Provinzen angezogen werde, weil die dortigen Beamten meist hereingeschneite Bureaukraten seien, die nicht im rheinischen Volke wurzelten.

Am 18. December hielt Reichensperger eine längere Rede gegen den Rickertschen Antrag betreffend die Aufhebung der Schlacht- und Mahlsteuer. Der Abgeordnete Hennig meinte zu dieser Rede, er ‚wolle nicht den Versuch machen, einen Mohren weiß zu waschen, und er werde deshalb dem Herrn Reichensperger überhaupt nicht antworten‘. Der also Apostrophirte antwortete: ‚Um sich ein für beide Theile unbequemes und für ihn vielleicht sehr schwieriges Waschen zu ersparen, hat der Abgeordnete Hennig mich zum Mohren gestempelt. Wer von uns der Mohr ist, darüber möge das Haus entscheiden. Ich lehne es ab.‘

Den Schluß des alten Jahres verbrachte Reichensperger in Köln bei den Seinigen. Was er schon früher an Dr. Crull geschrieben, wiederholte er auch jetzt: ‚Meiner vollen Ueberzeugung nach steht die Welt vor der Alternative: entweder positiver Offenbarungsglaube oder Atheismus. Quod Deus bene vertat!‘ Uebrigens hoffe er, daß infolge des damals stattgefundenen Rücktritts des Fürsten Bismarck vom Ministerpräsidium ‚die Kirchenverfolgung etwas nachlassen werde, da der Cultusminister Falk nun nicht mehr das Prestige Bismarcks hinter sich hat und der Kammer sein Quos ego! zurufen kann. Große Confusion in den höchsten Regionen Berlins. Bismarck eigenwillig und reizbar im höchsten Grade. Roon müde und verstimmt, desgleichen dem Vernehmen nach Moltke. Graf Eulenburg überworfen mit Bismarck u. s. w.‘

Unmittelbar vor seiner Abreise nach Berlin am 6. Januar 1873 begab sich Reichensperger nach Krefeld, um seine Wähler zu begrüßen. Mehr als 4000 Personen hatten sich eingefunden, welche ihren Vertreter mit begeisterten Hoch- und Jubelrufen empfingen. Reichensperger zog es vor, statt ein Resumé seiner parlamentarischen Thätigkeit zu geben — dieselbe sei durch Zeitungen und sonstige Berichte so bekannt, daß eine Recapitulation überflüssig er-

scheine —, einen Ueberblick über die Zeitlage zu geben unter Hervorhebung der bedeutendsten, die Katholiken Deutschlands am tiefsten berührenden Momente gesetzgeberischer Thätigkeit: Jesuitengesetz, Schulaufsichtsgesetz, Verfügung in betreff der Entfernung der Mitglieder geistlicher Orden und Congregationen von den öffentlichen Lehrstellen ꝛc. Er wies die bekannten, den Katholiken gemachten Vorwürfe und Beschuldigungen mit den Worten zurück: ‚Wir bekämpfen nicht den Staat, sondern die Staatsomnipotenz. Gott bewahre mich davor, eine Mißachtung der Gesetze zu wollen; was ich erstrebe, ist nur, daß die Nachtheile und Schäden ausgeglichen werden, welche den Gesetzen anhaften.‘ Dann beklagte er es, daß die Gegner der Kirche, von Vorurtheilen befangen, nicht den Thatsachen nähertreten. Thäten sie dies, so würde es schon anders kommen. Erfreulich sei es, daß der gegenwärtige Kampf nicht ein Kampf sei zwischen einzelnen Confessionen, sondern zwischen Glaube und Unglaube; deshalb sei auch nicht zu befürchten, daß solche Ausschreitungen vorkommen würden, wie die Geschichte früherer Zeit sie aufzuweisen habe. Die Geschichte der Gegenwart habe neben dem Bittern, Herben für die Katholiken auch viel Tröstliches. Allerorts in Deutschland scharten die katholischen Männer sich in Versammlungen und Vereinen zusammen, um in gemeinsamen Berathungen für die Vertheidigung ihrer Interessen einzutreten. Eine Hauptaufgabe aber sei es, für das Emporkommen der guten Presse zu sorgen; denn dadurch werde ‚die Atmosphäre rein gehalten‘. Schon vieles Erfreuliche sei in dieser Beziehung geschehen, an manchen Orten mache die katholische Presse der schlechten das Terrain bereits mit Erfolg streitig. Doch müßten die Anstrengungen verdoppelt und keine Opfer gescheut werden, um das früher in dieser Hinsicht Versäumte wieder gut zu machen. Auch solle man sich nicht vor der Zukunft fürchten. In politischen Dingen könne man diese am allerwenigsten voraussehen. Nach seiner Erfahrung treffe gewöhnlich ein, was man nicht vermuthet habe. ‚Erwarten wir, was Gott fügt, aber thun wir,‘ so schloß der Redner, ‚jeder an seinem Theile, unsere Schuldigkeit.‘

Am 9. Januar 1873 legte Minister Falk dem Abgeordnetenhause neue, tief in das kirchliche Leben einschneidende Gesetzentwürfe vor. Sie betrafen den Einfluß des Staates auf die Ausbildung und Anstellung der Geistlichen, die Beschränkung der kirchlichen Disciplinargewalt und die Einsetzung eines obersten königlichen Gerichtshofes für die kirchlichen Disciplinarsachen, endlich den Austritt aus der Kirche.

‚Wir gehen schweren Zeiten entgegen‘, schrieb Reichensperger an seine Gemahlin; ‚allein wir können, ja wir müssen das Vertrauen hegen, daß Gott auch aus dieser Verfolgung seiner Kirche heilsame Früchte erwachsen lassen wird.‘

Bereits am 16. Januar begann die Berathung der neuen Culturkampfgesetze, zunächst des Entwurfes über die Vorbildung und Anstellung der

Geistlichen. Derselbe wurde an eine Commission von einundzwanzig Mitgliedern gewiesen, in welcher Mallinckrodt, Brüel und Reichensperger das Centrum vertraten. Am 20. Januar kamen die drei übrigen Maigesetze zur Berathung[1]. Die protestantischen Abgeordneten Holtz und v. Gerlach bekämpften die Vorlage; Reichensperger wurde das Wort abgeschnitten. So weit ging die ‚Loyalität' der Majorität. Am 21. Januar sprach Reichensperger bei der ersten Berathung des Entwurfes eines Gesetzes über den Austritt aus der Kirche. Er betonte zunächst, daß der Gesetzentwurf einestheils wesentliche Lücken enthalte, anderntheils nicht weit genug gehe.

‚Als ich zum erstenmal dieses Entwurfes ansichtig wurde, war ich, zufolge einer Schwäche, vielleicht geneigt anzunehmen, daß derselbe aus einer zarten Rücksicht entsprungen wäre, aus einer Rücksicht nämlich auf diejenigen, welche künftig nicht geneigt sein sollten, einer geknebelten, unter steter Polizeiaufsicht stehenden Kirche länger anzugehören und deshalb lieber aus ihr als aus dem Lande auszuwandern. Indessen als ich so den Zusammenhang dieses Gesetzes mit gewissen andern Gesetzesvorlagen etwas näher ins Auge faßte, kam mir doch der Gedanke begründeter vor, daß der Entwurf nur ein Complement für diese Vorlagen sein sollte, und zwar in der Art, daß, während die andern Gesetze die katholische Kirche meines Erachtens auf den Aussterbeetat zu setzen bestimmt sind, dieser Gesetzentwurf die Procedur etwas erleichtern solle; denn der Gesetzentwurf trägt ja offen an der Stirne, daß es sich darum handle, den Austritt aus einer Kirche so leicht und so bequem wie nur immer möglich zu machen. Die Procedur, die man dabei zu beobachten hat, ist in der That überaus einfach: es kostet nur einen kurzen Gang und fünf Silbergroschen; dann ist man von seiner Kirche glücklich los. So wäre denn wirklich der Entwurf eine ganz hübsche, anerkennenswerthe Nachhilfe für die während der letzten Tage debattirten Gesetzentwürfe, die meines Erachtens in ihren Consequenzen, wenn sie dieselben so annehmen, wie sie vorgelegt sind, auf eine Blutabzapfung zum Zwecke der Schwächung des kirchlichen Lebens hinauslaufen werden. Es ist keine ironische Uebertreibung, sondern meine ernste Ueberzeugung, daß Sie nach und nach erfahren werden, wie eine genügende Anzahl von Clerikern nicht mehr zu haben ist, aus verschiedenen Gründen, die ich bei dieser Gelegenheit, aus Respect vor der Macht des Herrn Präsidenten, nicht weiter entwickeln will. Ich bin also der Ansicht, daß das Gesetz thatsächlich diesen Zweck verfolgt. Obgleich ich dem Zweck nicht beistimmen kann, will ich doch die bezüglichen Artikel des Gesetzes weiter nicht bekämpfen, und zwar will ich es um deswillen nicht, weil ich der Ansicht bin — einer Ansicht, welcher mein verehrter

[1] Vgl. über die folgenden Debatten Hist.-polit. Bl. LXXI, 412 f. 416. 476 f.

Freund v. Mallinckrodt auch soeben Ausdruck gegeben hat —, daß man möglichst dahin wirken soll, diejenigen aus der Kirchengemeinschaft wegzubekommen, welche nicht mit Herz und Seele zu derselben gehören, welche ihren Grundgedanken, ihre Zwecke und ihre Gesetze nicht anerkennen. Daß diese Leute gehen, dagegen habe ich gar nichts zu erinnern; auch nicht dagegen, daß man ihnen das Weggehen erleichtert; ich bin aber auch weiter der Ansicht, daß, wenn sie nicht freiwillig gehen wollen, sie gegangen werden müssen, wie man so gemeinhin zu sagen pflegt, daß man sie dann excommunicirt, nämlich aus der Gemeinschaft, zu welcher sie innerlich nicht gehören, ausschließt, sofern sie ihren Gegensatz auch äußerlich bekundet haben. Man sage ihnen dann einfach: Ihr gehört nicht mehr zu uns, und erkläre solches vor allen denjenigen, welchen sie sich heuchlerischerweise als Genossen aufdringen wollen. So habe ich also gar nichts dagegen, daß man den Leuten den Austritt aus der Kirche gegen fünf Silbergroschen möglich macht. Ich meinerseits würde sogar einem Amendement zustimmen, nach welchem ihnen noch Geld herauszugeben wäre. (Heiterkeit.)

„Dahingegen, meine Herren, finde ich, wie ich in meinen Einleitungsworten schon bemerkt habe, eine Lücke in dem Entwurfe. Die Lücke besteht einestheils darin, daß man nicht weiß, wohin die Leute eigentlich gehen, die aus einer Kirche ausscheiden, da der Gesetzentwurf, wenigstens im allgemeinen, von der Voraussetzung auszugehen scheint, daß solche Leute ins Freie fallen. Die Herren auf dieser Seite (nach links), wenigstens einige derselben, die bis dahin Reden gehalten haben, werden sich wohl damit trösten, daß sie in das Reich der Humanität übergehen. Meine Herren, ich habe das Wort „Humaniät" hier so oft gehört, wir Katholiken werden so oft damit abgespeist, und wir werden aus unserer Kirche heraus auf den Weg zur Humanität hingewiesen.

„Vielleicht würde ich gewiß gutgemeinten Rathschlägen folgen, wenn die Herren nur einmal die Freundlichkeit haben wollten, mir zu definiren, was denn eigentlich Humanität ist. Ich habe mich mit dieser Frage schon ziemlich eingehend beschäftigt; aber es ist mir immer noch nicht klar geworden, was man eigentlich unter Humanität zu verstehen hat. Meines Wissens kommt das Wort „Humanität" von homo her, würde also etwa „Menschhaftigkeit" bedeuten, der Mensch müßte sich demnach bemühen, menschhaft zu werden. (Ruf im Centrum: Urmensch!) Meinethalben Urmensch, ich weiß es nicht.

„Meine Herren, ich kann, wie gesagt, mit dem Wort, das allerdings einen schönen, phrasenhaften Klang hat, das gebe ich zu, ich kann damit einen bestimmten Begriff nicht verbinden. Es wird mir sogar schwer, einen Begriff mit einem andern Worte, was hier in der Regel Hand in Hand mit der Humanität zu gehen pflegt, zu verbinden, nämlich mit dem Begriff „Sittlichkeit", wenn ich mir die Sittlichkeit ohne Religion denken soll. (Sehr wahr!)

‚Die Philosophen sind gar sehr verschiedener Meinung darüber, ob es überhaupt eine freie Sittlichkeit gibt, und worin sie besteht. (Widerspruch links.) Du lieber Gott, das werden sie doch wohl nicht läugnen! Ich bedauere, daß der Herr Lasker, den ich in solchen Dingen für eine Autorität halte, auch mit dem Kopfe schüttelt. Ich meinestheils weiß es nicht, wie gesagt, wenn ich nicht den Maßstab und die Unterlage einer bestimmten Religion vor mir habe; ja ich weiß es nicht, es wird mir vielleicht nachgeholfen. Ich bin also sehr im Zweifel darüber, was aus den Leuten wird, welchen Standpunkt sie einnehmen, wenn sie aus der Kirche ausgetreten sind. Das wäre nun freilich zunächst ihre Sache — so werden Sie mir wohl antworten, und ich solle mich nicht um derartige Angelegenheiten kümmern, die jeder mit sich selbst auszumachen habe. Das gebe ich Ihnen zu! Sie brauchen also mich nach dieser Seite hin nicht erst zu berichtigen und zu widerlegen. Aber etwas anderes ist es mit den etwaigen minderjährigen Kindern oder den Mündeln solcher Leute, die können sich doch noch nicht nach irgend einer Philosophie einen abstracten Begriff von Sittlichkeit zurechtgemacht haben und werden solche wohl auch ebensowenig wie ich über die „Humanität" ins klare gekommen sein. Da, meine ich, sollte nun der Gesetzgeber Vorkehrungen treffen, und zwar gerade in diesem Gesetze, was aus den Pflegebefohlenen eines kirchlich ins Freie gefallenen Humanisten zu werden hat. Wie bis jetzt noch die Dinge stehen — es wird vielleicht in ein paar Jahren anders werden, wenn die Kirche so zurechtgelegt ist, daß der Staat nirgendswo mehr an einer Ecke anstößt —, bis jetzt wenigstens ist es doch noch nach positiven Gesetzesbestimmungen nothwendig, daß die Kinder einer bestimmten Confession angehören. Wer soll das nun aber bestimmen, wenn deren Vater, der aus der Kirche ausgetreten ist, selbst keine Religion mehr anerkennt? Das ist eine Schwierigkeit. Den Mündeln kann man es doch nicht überlassen, die vielleicht vier oder fünf Jahre alt sind, eine Religion zu wählen, und derjenige, der ausgetreten ist, kann ihnen keine geben, weil er gar keine hat. Diese Schwierigkeit wird vielleicht noch in der folgenden Lesung durch ein Amendement beseitigt werden.

‚Dann aber, meine Herren, habe ich weiter gemeint, daß der Gesetzentwurf nicht weit genug geht. Er müßte nämlich, so will es mir scheinen, auch Vorkehr für diejenigen treffen, die nicht an Gott glauben. Das ist meiner Ansicht nach, wie die Dinge zur Zeit noch stehen, etwas fast Unabweisbares. Meine Herren, Sie werden gewiß nicht bestreiten, daß namentlich in derjenigen „gebildeten Welt", von welcher der Herr Abgeordnete Jung, und ich weiß nicht recht, ob nicht auch der Herr Windthorst (Dortmund) uns so viel vorerzählt haben und die man so gern im Gegensatz zu unserer ultramontanen Bornirtheit als Muster vorführt, sehr viele Leute existiren,

welche nicht mehr an Gott glauben, Atheisten im frühern Sinne des Wortes oder sogen. Deisten, d. h. verschämte Atheisten, die, ich möchte sagen, aus Rücksicht auf Frau und Kinder und aus andern Gründen nicht geradezu Gott läugnen wollen.' Nachdem der Redner dies näher ausgeführt hatte, fuhr er fort:

,Sehen Sie, meine Herren, so stehen die Dinge, und nun meine ich doch, daß es sehr nöthig wäre, auch nach dieser Richtung hin der Heuchelei, der religiösen Gleißnerei, die der Herr Lasker in so einschneidenden Zügen uns geschildert hat, entgegen zu arbeiten, den „Gewissensdruck" der Atheisten zu beseitigen. Wenn Sie das aber wollen, wenn Sie wirklich mit der Heuchelei brechen und sie nicht bloß als Waffe gegen unliebsame Personen kehren wollen, wie das leider zu meinem tiefsten Bedauern der Herr Abgeordnete Virchow gegen unsere abwesenden Bischöfe gethan hat (Sehr wahr! im Centrum) — ich hatte keine Gelegenheit, ihn zu widerlegen, weil mir in der betreffenden Debatte das Wort nicht gewährt wurde, und hier darf ich's nicht —, also, wenn Sie das Stichwort „Heuchelei" nicht bloß gebrauchen wollen als Waffe gegen andere, die Ihren Tendenzen im Wege stehen, so beseitigen Sie aus dem Eide den Namen Gottes. Der Herr Abgeordnete Lasker hat es uns heute noch gesagt, was es heißt, den Namen Gottes mißbrauchen. In meinen Augen ist es nicht bloß Heuchelei, sondern zugleich eine Blasphemie, wenn jemand Gott zum Zeugen seiner Wahrheit anruft, während er nicht an Gott glaubt (Sehr gut! im Centrum), und solcher Blasphemie sollte das Gesetz meiner Ansicht nach ein Ende machen. Man sollte also entweder die religiösen Eide für die Atheisten drangeben, und der Ansicht bin ich nach der heutigen Gesellschaftslage (Sehr wahr! im Centrum), daß man das Religiöse aus dem Eide weglassen soll (Sehr wahr! im Centrum und links), und den Eid für Gottesläugner etwa so formuliren soll: Ich schwöre, die ganze Wahrheit zu sagen, und nichts als die Wahrheit, so wahr ich Furcht vor dem Strafgesetzbuche habe. (Heiterkeit.)

,Ich freue mich, daß die Herren (links) mir zustimmen; der Name Gottes scheint also auch Ihnen zur Zeit schon sehr bedenklich im Eide.

,Sehen Sie, meine Herren, nach dieser Seite hätte der Gesetzentwurf Vorkehrungen treffen sollen, wenn er wirklich „zeitgemäß" sein will.

,Im Uebrigen aber bin ich gern bereit, den Herren in Bezug auf die Paragraphen, welche nach dem Ziele hinführen, welches ich bezeichnet habe, behilflich zu sein; seien Sie mir dafür behilflich, denjenigen, die schon auf solcher Höhe der „Bildung" stehen, daß sie nicht mehr an Gott glauben, auch die Wege zu gewähren, auf welchen sie sich von der Gottheit auch formell und äußerlich lossagen können. Wenn Sie etwa glauben sollten, daß das doch immer noch etwas bedenklicher sei, als aus der Kirche auszutreten, dann könnten Sie ja allenfalls von den Declaranten statt fünf Silbergroschen zehn Silbergroschen fordern.' (Bravo! im Centrum; Zischen links.)

Die Berathungen der kirchenpolitischen Commission wurden mit höchster Eile betrieben. Die Sitzungen dauerten bis tief in die Nacht hinein; Reichensperger war so angestrengt, daß er sich ‚fast wie ein anderer Mensch fühlte, seit die Kirchencommission so weit geschlossen war, daß nur noch eine Sitzung stattfinden sollte‘. ‚Wir müssen uns‘, meinte er, ‚auf arges Wirrsal gefaßt halten. Dauert aber das gläubige Volk und namentlich der Clerus aus, so könnte leicht schließlich ein Triumph der Kirche folgen. Schon jetzt nähern sich die orthodoxen Protestanten in sichtlicher Weise immer mehr, wozu Herr v. Gerlach redlich das Seinige beiträgt.‘

Reichensperger wie v. Mallinckrodt ‚waren nicht stumme Theilnehmer der Commission gewesen. Sie hatten den Herren ehrlich und kräftig die Wahrheit gesagt, auf Gewissenszwang hingewiesen, auf das Unberechtigte der gegen die Kirche erhobenen Anklagen, das Unbegründete der neuen Gesetzgebung[1]. Aber sie hätten Engelszungen haben können: gehört wären sie doch nicht worden.

‚Ihr freundlicher Gruß‘, schrieb Reichensperger am 28. Januar 1873 an Dr. Crull, ‚hat mir recht wohlgethan. Und wahrlich, man bedarf hier der Erquickung. Alle Teufel sind losgelassen, um die alte Weltordnung, soviel noch davon übrig ist, zu zertrümmern. Täglich habe ich das Vergnügen, neben der Kammersitzung noch eine drei- bis vierstündige Commissionssitzung mitzumachen, in welcher die meisten kirchenpolitischen Gesetzentwürfe vorberathen werden. Mein Freund Mallinckrodt und ich sind darunter die einzigen Katholiken, drei gläubige Protestanten helfen uns redlich, der Rest (mit ein oder zwei Ausnahmen dann und wann) hört uns kaum an und stimmt uns zu Boden. So geht es ventre à terre über Recht, Wahrheit und Gesetz hinweg. Ich tröste mich mit dem Gedanken: die Todten reiten schnell; allein welches unabsehbare Wirrsal liegt zunächst vor uns! Zum Glück können wir uns auf unsern Clerus, die Bischöfe an der Spitze, im großen Ganzen verlassen, und das noch gläubige Volk schart sich immer dichter um die Führer. Quod Deus bene vertat! Wenn nur die Wendung zum Bessern nicht mittelst einer grauenhaften Katastrophe erfolgt!‘

Bereits am 30. Januar begann die Debatte über die von der Mehrheit der Commission vorgeschlagene Aenderung der Artikel 15 und 18 der Verfassungsurkunde vom Jahre 1850. Zunächst sprach gegen die Aenderung ein conservativer Protestant, Dr. Glaser; dann hielten Peter Reichensperger und v. Mallinckrodt Reden, welche in jeder Hinsicht Meisterwerke waren[2].

Am folgenden Tage kamen Windthorst und August Reichensperger zu Wort. Letzterer constatirte zunächst, daß ‚bis jetzt alles, was von dieser Seite (Centrum) vorgebracht worden ist, mochte es auch noch so sehr detaillirt sein

[1] Pfülf, Mallinckrodt S. 440. [2] Pfülf a. a. O. S. 440—443.

und noch so sehr auf die Sache eingehen, durchweg von der andern Seite mit allgemeinen Heischesätzen, mitunter auch mit bloßen Declamationen beantwortet worden ist'. (Oh! links.) —

Dann wandte er sich zur Widerlegung des altkatholischen Abgeordneten Petri und des nationalliberalen Geschichtsprofessors Roepell. Mit Bezug auf die Ausführungen der Genannten sagte Reichensperger unter anderem: ‚Wir hören in einem fort — wir haben es heute wieder gehört, und ich prophezeie Ihnen, daß wir es noch sehr oft hören werden —, wir hören von hierarchischen Uebergriffen reden, von der Omnipotenz der Kirche, gegen welche die Gewalt des Staates nicht aufkommen könne, wenn da nicht gewaltsam ein Riegel vorgeschoben werde; das haben wir heute noch von dem Herrn Berichterstatter gehört. Wir hören, daß der Papst dahin strebe, die Fürsten und Reiche zu beherrschen. Ich könnte Ihnen derartige Aeußerungen noch ein halbes Dutzend citiren, ich habe sie hier alle notirt, verschone Sie aber damit. Auf mich macht das alles den Eindruck, als wolle man dem Unglück den Hohn noch hinzufügen. (Oh, oh! links. Sehr wahr! im Centrum.)

‚In dieser Zeit davon zu sprechen, daß der Papst und seine Hierarchie nach Universalherrschaft strebten, nach Beherrschung der Fürsten, nach Omnipotenz in all und jeder Beziehung, über das ganze menschliche Leben und Dasein, — meine Herren, ich begreife nicht, wie jemand zu solchen Auslassungen kommen kann, wenn er daran denkt, daß seine Rede auch auswärts gelesen werde (Abg. Virchow: Da versteht man sie besser wie hier! Heiterkeit); namentlich muß ich gestehen, daß diejenigen Herren, welche die Neubildungen unserer Zeit, die Macht des Deutschen Reiches, die Größe Preußens, die wissenschaftliche Höhe, auf welcher wir stehen, und alle die Culturerrungenschaften der Neuzeit so oft hier preisen, doch einen sehr geringen Begriff von der wirklichen Bedeutung all dieser Herrlichkeiten haben müssen, wenn sie wirklich der Ansicht sind, daß dem allem der römische Papst, der nicht einmal in den Straßen Roms Herr ist, ein Ende machen könnte. Wenn dem so wäre, dann würden Sie auch gewiß mit diesen Verfassungsartikeln in neuer Auflage und mit den ihnen nachfolgenden Gesetzentwürfen nicht gegen den Papst aufkommen. (Sehr richtig! im Centrum.)

‚Ist doch alles, was Sie hier beschließen wollen, bereits in zehnfach verstärktem Maße da gewesen, und es ist zerschellt an dem Felsen der Kirche. Ich habe aber den Gedanken, als glaubten die Herren selbst nicht so recht an ihre eigene Wissenschaft, an ihre Culturhöhe, an ihre Bildung (Heiterkeit), — ja, meine Herren, sonst müßte doch wohl die Macht der Wissenschaft in Verbindung mit dem obligatorischen Unterricht und mit all den Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts nicht zittern vor dem gefangenen Greise im Vatican. (Sehr wahr! Sehr gut! im Centrum.)

‚Dann hat man weiter das größte Gewicht auf den Satz gelegt: nur der Staat, er allein habe zu bestimmen, was sein Territorium sei, alles, was er decretire, sei unbedingtes Staatsgesetz, welchem als solchen ohne allen Widerspruch Folge geleistet werden müsse. Wir haben heute noch diese Theorie vom Ministertische gehört.

‚Meine Herren, es führt mich das zu der Betrachtung, wie tief der Liberalismus heruntergekommen, wie sehr er von seiner Tradition abgewichen ist, wenn ich an die großen liberalen Muster und Meister denke. Wenn ich an einen Washington, einen Benjamin Constant denke, an die ganze Reihenfolge der Liberalen von ehedem bis herab auf Rotteck denke, — sie alle würden Zeter rufen über derartige Maximen. Um dies wenigstens einigermaßen zu belegen, will ich Ihnen eine Stelle aus dem Staatslexikon des Letztgenannten vorführen, den Sie gewiß nicht unter die Ultramontanen zählen werden. Ich glaube, in dieser Stelle liegt auch die beste Antwort auf dasjenige, was zu Gunsten der absoluten Staatsomnipotenz vorgebracht worden ist. Rotteck also sagt: „Das Recht einer Kirche, zu bestehen, schließt das Recht in sich, so zu bestehen, wie das Glaubensbekenntniß es fordert oder mit sich bringt. Wohl kann einer erst aufzunehmenden Kirche die Bedingung gestellt werden, sich in gewissen Dingen den Landesgesetzen zu fügen; nicht aber kann einer bereits aufgenommenen oder längst mit vollem Rechte bestehenden zugemuthet werden, sich in Sachen des Glaubens und des Gewissens den erst später erlassenen Landesgesetzen zu unterwerfen. Solche dem Glauben einer berechtigten Kirche zuwiderlaufende Gesetze können rechtlich gar nicht erlassen werden, d. h. ihre verbindende Kraft kann sich nimmer auf jene Kirche erstrecken, deren Glauben oder Gewissen dadurch in ihrer Freiheit gekränkt würden. Hierüber kann nicht wohl ein Streit obwalten.“ (Hört! Hört!)

‚So sagt Rotteck, und was müssen wir heute hören?

‚Aber ein anderer, den Sie gewiß auch nicht desavouiren werden, der italienische Minister Cavour, hat bekanntlich den Ausspruch gethan: „Die freie Kirche im freien Staate!“ Er hat also doch die Möglichkeit vor Augen gehabt, daß eine wirklich freie Kirche in einem wirklich freien Staate existiren könne. Dagegen lesen wir heute in dem nationalliberalen Regierungscanonisten Friedberg: „Die Freiheit der Kirche ist die Sklaverei des Staates.“

‚Es wird demnach auch umgekehrt heißen müssen: Die Freiheit des Staates erfordert die Sklaverei der Kirche (Sehr richtig! im Centrum), und daraufhin segeln wir allerdings mit vollem Winde.‘

Der folgende Theil der Rede beschäftigte sich hauptsächlich mit den zwei von der Gegenseite verwertheten Schreckbildern: Unfehlbarkeit und Ultramontanismus. Reichensperger zeigte in dieser Hinsicht, wie in allen andern Ländern

das Unfehlbarkeitsdogma als durchaus ungefährlich betrachtet wurde. Hinsichtlich des Schlagwortes ‚ultramontan' bemerkte er: ‚alle gläubigen Katholiken seien zugleich ultramontan'. Die Rede schloß mit den Worten:

‚Meine Herren, ich will nicht die hier oft gehörte Anrede wiederholen: „Besinnen Sie sich noch in der zwölften Stunde." Denn ich weiß, alles Besinnen wird Sie nicht davon abhalten, in der Majorität für die Vorlage zu stimmen; aber das kann ich Ihnen vorhersagen — Sie werden mir es auch nicht glauben, aber ich fühle mich gedrungen, es Ihnen dennoch zu sagen, — die Tage, an welchen dieses Gesetz, und diejenigen Tage, an welchen die Gesetze, welche auf dasselbe gepfropft werden sollen, ins Leben treten, werden Unglückstage für Preußen sein. Gott schütze mein Vaterland!' (Bravo!)

Die Schlußabstimmung am 4. Februar ergab 245 gegen 110 Stimmen bezüglich der tiefeinschneidenden Verfassungsänderung.

‚Seit meiner Rückkehr hierher', schrieb Reichensperger am 8. Februar in sein Tagebuch, ‚hat die Regierung in Verbindung mit der linken und einem großen Theil der rechten Seite des Hauses einen offenen, systematischen Krieg gegen die Kirche durch die Gesetzentwürfe über die Vorbildung der Geistlichen, die Disciplin und das Austrittsgesetz begonnen, wozu der schon früher eingebrachte Gesetzentwurf über den Mißbrauch des kirchlichen Amtes präludirt hatte. Zugleich mit Mallinckrodt bekämpfe ich in der betreffenden Commission die feste Majorität von durchweg 15 Stimmen. Auf unserer Seite stehen Bruel, Sack, Holtz, Prinz Czartoryski, mitunter noch Graf Schweinitz aus Schlesien. Die ein- und ausleitenden Vorträge Gneists sind Muster politischer Heuchelei und sich aufbauschender Aftergelehrsamkeit und giftiger Stiche auf die Kirche zwischen oratorischen Blumen hindurch und scheinbar streng abgewogenen Sprüchen, welche darthun sollen, daß ihm nichts ferner liege, als in das innere Leben der Kirche eingreifen zu wollen — nur müsse die Kirche ihrerseits alles respectiren und befolgen, was der „Staat" zur Wahrung seiner Interessen und des nationalen Gedankens anzuordnen sich veranlaßt sehe — also die unverhüllte Staatsomnipotenz, der Cäsaropapismus. Zweifelsohne kommt es zu heftigen, langdauernden Conflicten, da sämtliche Bischöfe bereits gegen die Entwürfe protestirt haben und der Clerus sich fast allerwärts anschickt, Ergebenheitsadressen an die Bischöfe zu schicken. Wie es enden wird, weiß nur Gott. Nicht wenig Anzeichen sprechen dafür, daß die orthodoxen Protestanten dem Katholicismus zutreiben, da das protestantische Kirchenwesen mehr und mehr auseinander geht und keinerlei Halt darbietet. Möglicherweise ist binnen wenig Jahren der bei weitem größte Theil von Deutschland auch äußerlich dem baren Materialismus verfallen. Der König scheint seinen Willen definitiv dem Fürsten Bismarck unterworfen zu haben. Der Wider-

stand unseres Centrums wird vielfach weit über Gebühr gepriesen. — Der katholische Adel hat im Schlosse keine Karten abgegeben, desgleichen Mallinckrodt und Windthorst. Mein Bruder und ich thaten es und besuchten vorgestern den Hofball, da unserer Ansicht nach auch der Schein einer Opposition gegen die Person des Kaisers vermieden werden muß, so lange wenigstens, als die Kirchenverfolgung noch nicht gegen die Personen der Bischöfe gerichtet ist. Und wer weiß, ob nicht noch eine Wendung praeter spem eintreten kann! Der Geh. Oberregierungsrath Hermann Wagener, ein Factotum des Fürsten Bismarck, der eigentliche Vater des Jesuitengesetzes, scheint bereits von der Nemesis ereilt zu sein. Gestern erhob Lasker in der Kammer Anklagen gegen ihn und einige andere (Prinz Biron, Graf Lehndorff u. s. w.), welche nothwendig zu einer Untersuchung führen müssen und allem Anschein nach nicht entkräftet werden können. Unbegreiflich ist übrigens, daß Wagener so kühn war, diese Angriffe gewissermaßen zu provociren, und der Ministerpräsident Graf Roon arglos sich zur Herausforderung Laskers gebrauchen ließ, ohne bei demselben zu sondiren, wie weit seine Beweismittel reichten.'

Als Lasker am 15. Februar im Abgeordnetenhause seinen Antrag auf Untersuchung der bei der Eisenbahnverwaltung hervorgetretenen Mißstände motivirt hatte, sprach sich Reichensperger für denselben aus. Er drückte bei dieser Gelegenheit den Wunsch aus, daß auf eine gewisse Presse geachtet werde. Die Zeitungen, welche der Regierung zur Seite stehen, befänden sich häufig auf seiten der Gründer und Abenteurer. Die Mitglieder der Untersuchungscommission müßten nicht bloß den Gründungsschwindel im allgemeinen streng verfolgen, sondern auch seine Verzweigung über die Presse.

Unterdessen hatte die Commission für die kirchenpolitischen Gesetzentwürfe ‚mit wahrer Hast' gearbeitet. Reichensperger bedauerte es, daß die Sitzungen der Commission nicht öffentlich abgehalten wurden. ‚Die dortigen Vorkommnisse', meinte er, ‚sind charakteristischer als die Debatten im Hause, da letztere sich weit weniger frei bewegen können. Es muß einen eigenthümlichen Eindruck machen, wenn achtzehn nichtkatholische Abgeordnete mit drei gleichfalls protestantischen Regierungscommissaren an der zeitgemäßen Reform der Einrichtungen der katholischen Kirche und des Verhältnisses derselben zum Staate arbeiten. Das Hauptwort führt natürlich der Referent, Professor Gneist, dessen Vorträge gar sehr an seinen eigentlichen Lebensberuf erinnern und fast ausnahmslos darauf hinauslaufen, daß die Regierungsvorlage sich in jeder Beziehung zur Annahme empfehle. Die Minorität schwankt durchweg zwischen 5 bis 7 Stimmen, unter welchen sich die Stimmen der beiden Centrumsmitglieder befinden, während ein dritter Katholik (v. Langen-

dorff aus der Provinz Posen) die Majorität bilden hilft. Wie erquicklich die Stellung der beiden Centrumsmitglieder sein muß, läßt sich leicht denken, wenn man sieht, welches concentrische Feuer stets im Hause auf die Centrumsfraction gerichtet wird. Für den Fall, daß, wie wohl zu erwarten steht, bei den demnächstigen Debatten in der Kammer die Minorität ebenso ausdauernd ihren Standpunkt vertritt, dürften noch mehrere Wochen, vom Beginne jener Debatten an gerechnet, vergehen, bevor die in Rede stehenden Gesetzentwürfe ins Herrenhaus gelangen, während zu den Commissionsberathungen wohl auch noch mindestens eine Woche erforderlich sein wird. Die Zahl der nichtkatholischen Altconservativen, welche diesen Entwürfen nicht beipflichten, ist im Abgeordnetenhause zwar verhältnißmäßig klein; allein die Wortführer dieser Gruppe (Strosser, v. Gerlach, Holtz u. a.) imponiren um so mehr durch ihr Auftreten, als die kirchenfeindliche Presse kein Mittel unversucht läßt, um sie nach oben hin und bei ihren Glaubensgenossen zu discreditiren.‘

Am 12. Februar ward der zweite kirchenpolitische Gesetzentwurf (über die kirchliche Disciplin) mit 12 gegen 6 Stimmen (Reichensperger, Mallinckrodt, Sack, Bruel, Graf Schweinitz, Prinz Czartoryski) in der Commission angenommen. ‚Die Annahme der sämtlichen vier Vorlagen in der Zweiten Kammer‘, urtheilte Reichensperger am 12. Februar, ‚unterliegt keinem Zweifel. Auch des Herrenhauses scheint die Regierung sich schon versichert zu halten. Was dann? Jedenfalls unabsehbares Wirrsal. Die Affaire contra Wagener und Consorten nimmt große Dimensionen an, wenn es wahr ist, was ich aus guter Quelle vernahm, daß Fürst Bismarck den Wagener nicht fallen lassen will. Zum Glück haben die „Liberalen“ nun noch etwas anderes zu thun, als „Clericale“ zu hetzen.‘

Was die ‚liberale‘ Presse leistete, erfuhr Reichensperger gerade damals an einem augenfälligen Beispiel. Die ‚Süddeutsche Reichspost‘ gab seine Rede in der kirchenpolitischen Commission in ganz unqualificirbarer Weise wieder. Reichensperger setzte sich in der ‚Germania‘ zur Wehr [1], wenn er auch der Ansicht war, daß die ‚liberale Lügenfabrik‘ nicht zum Stillstand gebracht werden könne. Er hatte dies soeben noch in eclatanter Weise erprobt. Kaum hatte er in der Landtagssitzung vom 21. Januar eine von Professor v. Schulte ihm beigemessene Aeußerung in Bezug auf das Unfehlbarkeitsdogma für ‚durchaus unwahr‘ erklärt, so rückte das ‚Hauptorgan‘ der ‚Altkatholiken‘, der ‚Deutsche Mercur‘ und nach ihm als getreues Echo die ‚Nordd. Allgem. Zeitung‘, mit einer neuen angeblichen Privatäußerung Reichenspergers über denselben Gegenstand vor die Oeffentlichkeit. Reichensperger ermächtigte darauf

[1] Vgl. Germania vom 14. Februar 1873.

die ‚Germania‘ zu der positiven Versicherung, daß eine solche Aeußerung niemals von ihm gemacht worden sei.

Großes Leid hatte Reichensperger damals um seinen Bruder Peter, dessen ältester Sohn in Meran starb. ‚Mallinckrodt‘, schrieb August Reichensperger, ‚verliert seine Frau, Windthorst seinen einzigen Sohn wie Peter. Möge Gott nun nicht mich an die Reihe kommen lassen! Vielleicht hätte ich vor allen eine Heimsuchung verdient, zumal ich bisheran von uns beiden am meisten vom Glück begünstigt war. Ich fühle mich nicht stark genug zu der im Buch 3, Kapitel 17 des Thomas von Kempis vorgezeichneten Ergebung: Domine, libenter patiar pro te, quidquid volueris venire super me, muß mich aber darin zu üben suchen.‘

Am 27. Februar stand auf der Tagesordnung des Abgeordnetenhauses nochmals die Abänderung der Artikel 15 und 18 der Verfassung. Bei der zweiten Lesung sprach Reichensperger nachdrücklich gegen die Abänderung; seine Rede enthielt sehr ernste Worte. So sagte er unter anderem: ‚Aus den Worten des Cultusministers entnehme ich wieder, wie das Zerstören viel leichter ist als das Aufbauen. Sie geben sich der Illusion hin, daß, wenn Sie dem Verfassungsartikel in solcher Weise ein Ende gemacht haben, das Reich des Friedens kommen werde. Es würde der Frieden des Friedhofes sein. — Sie haben ein Wirrsal heraufbeschworen, dessen Ende niemand von uns absehen kann, und wenn wir auch nach wie vor unsere Unterthanenpflicht erfüllen werden, wie wir es müssen, dann bitten wir doch: überlegen Sie sich wohl, was es heißt, ob die Herzen mit dabei sind, oder ob es bloß das starre Pflichtgefühl ist, welches zur Erfüllung der Pflicht führt. Bedenken Sie, daß, wenn auch nicht alle, so doch Millionen Katholiken hinter uns stehen. Was die Kirche betrifft, so bin ich ruhig: sie wird aus diesem Kampf wie aus tausend andern frühern siegreich hervorgehen. Manet nomen, d. h. veritas Domini in aeternum; und die Kirche ist die Trägerin dieser göttlichen Wahrheit.‘ Es folgte noch eine persönliche Auseinandersetzung mit Unterstaatssecretär Achenbach; dann wurde die Abänderung des Artikels 15 mit sehr großer Majorität genehmigt. Dasselbe war mit Artikel 18 der Fall, nachdem vorher Windthorst eine vortreffliche Rede gehalten.

Privatim vernahm Reichensperger in jenen Tagen merkwürdige Stimmen aus Regierungskreisen gegen die neuen Gesetze. So mißbilligte der Generalpostdirector Stephan die Vorlage und sagte Reichensperger ‚Angenehmes über sein Vorgehen gegen die Reptilienpresse‘. Interessant war auch eine eingehende Unterredung Reichenspergers mit dem Präsidenten des Brandenburger Consistoriums, Hegel. ‚Er meinte, die jetzige kirchliche Bewegung habe jedenfalls das Gute, daß sie den Indifferentismus beseitige und kirchliche Fragen

in den Vordergrund dränge. Hierin konnte ich ihm', berichtet Reichensperger weiter, ‚nur beipflichten; dagegen bekämpfte ich seine Ansicht, daß zur Proclamirung des Unfehlbarkeitsdogmas ein genügender Anlaß nicht vorhanden gewesen sei. Ich wies unter anderem auf Döllingers Haltung seit etwa zehn Jahren, auf den Münchener Theologen-Congreß, das Verhalten der Professoren zum Episkopat hin. Nachträglich sei mir klar geworden, daß das innere Geschwür weit gefährlicher für die Kirche geworden wäre, wenn die Operation nicht stattgefunden hätte. Wie höchst bedenklich wäre z. B. die Situation, wenn jetzt erst gegenüber den kirchlich-politischen Gesetzesvorlagen die Altkatholiken die Maske beiseite legten und Front gegen die Hierarchie machten!'

So sehr die kirchenpolitischen Fragen Reichenspergers Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, so vernachlässigte er darum andere Angelegenheiten keineswegs. Am 6. März sprach er für die Aufhebung der Kalender- und Zeitungssteuer; am folgenden Tage bekannte er sich als einen Anhänger der indirecten Steuern. ‚Der Strom der Zeit', gestand er, ‚geht gegen meine Anschauung; man sagt sogar, alle denkenden Menschen sind darüber einig, daß die Mahl- und Schlachtsteuer wie alle indirecten Steuern abgeschafft werden müssen. Auf die Gefahr hin, zu den nicht denkenden Menschen gezählt zu werden, bleibe ich bei der entgegengesetzten Anschauung. Die triviale Wahrheit, der ich, entgegen der Wissenschaftstheorie, folge, ist, daß die Steuer die beste ist, welche am wenigsten empfunden wird und am wenigsten Unzufriedenheit schafft. Die Einkommensteuer aber wird fort und fort die Unzufriedenheit steigern; später wird man es auch auf liberaler Seite fühlen, welche Segnungen uns durch die directen Steuern zugefügt worden sind.'

Am 8. März begann die zweite Berathung der neuen ‚Kirchenknebelungsgesetze', in welche Reichensperger wiederholt eingriff. Er wie seine Freunde wußten zwar sehr gut, daß sie einer ‚eisernen Majorität' gegenüber standen, die entschlossen war, sich weder durch Gründe belehren noch durch Reden bewegen zu lassen [1]. Trotzdem glaubten die Reichensperger wie Mallinckrodt und Windthorst alles aufbieten zu müssen, um ‚die Ehre der Fahne' hochzuhalten und vor dem ganzen Lande die neue Gesetzgebung als das hinzustellen, was sie war: ein förmliches staatsrechtliches System zur Unterdrückung der katholischen Confession und Kirche.

Am 10. März, demselben Tage, an welchem Bismarck im Herrenhause endgiltig vor aller Welt constatirte, ‚daß Preußen und das Reich mit Leib und Seele der liberalen Partei in ihren gehässigsten Tendenzen er-

[1] Vgl. Pfülf, Mallinckrodt S. 459.

geben geworden seien'[1], hielt Reichensperger seine erste Rede gegen die ‚Kirchenknebelungsgesetze', zunächst gegen den Gesetzentwurf über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen. ‚Was würden Sie sagen,' führte er aus, ‚wenn wir den Mediciner von einem Bergmann prüfen lassen wollten? Aber Sie lassen den Staat einen Geistlichen prüfen, den Staat, welcher von der Kirche nichts versteht! Der Beruf des Geistlichen ist ein bestimmt begrenzter; die Geistlichen kennen ihren Beruf am besten, sind also auch die natürlichen Examinatoren für zukünftige Geistliche. Nun soll jetzt der Geistliche Philosophie studiren und von Professoren der Philosophie examinirt werden. Als ich in Berlin studirte, wurde ich bei der Immatriculation angewiesen, jedenfalls bei Hegel Philosophie zu hören, sonst würde ich überhaupt nichts lernen. Nun, ich habe ihn gehört; aber es ist wenig von ihm in mich hereingekommen, und allen andern ging es ebenso. Heute stehen wir aber schon bei Schopenhauer. Und nun soll ein armer Candidat diese Systeme alle kennen. Schon die bloße Rechtsphilosophie zu kennen, muß man fleißig arbeiten. Ein Examen in der ganzen Philosophie zu bestehen, halte ich für durchaus unmöglich. Dann kommt noch die Geschichte. Da kommt nun, wie ja heute schon gesagt wurde, alles darauf an, die Wissenschaft zu akatholisiren, die katholischen Celebritäten zu streichen. Görres kennt man gar nicht mehr — er ist ja katholisch; aber Gustav Adolf ist groß, von dem selbst ein protestantischer Schriftsteller sagt, daß er Deutschland schlechte Dienste geleistet habe und es mit seinem deutschen Patriotismus nicht weit her gewesen sei. Aber gerade weil so viel von den Candidaten verlangt wird, wird es zu sehr wenig kommen. Man wird sich schließlich auf einen Fragebogen beschränken. Aber immerhin werden die Candidaten gezwungen, sich bloß zum Examen vorzubereiten, und es wird ihnen unmöglich sein, das zu treiben, wozu ihre Individualität sie treibt. Die Geistlichen, welche treu an ihrem Berufe hängen und tüchtige Berufsbildung haben, werden auf den Aussterbeetat gesetzt. Und ob es die Regierung gewollt hat oder nicht, die Wirkung wird eine sehr bedauerliche sein.'

Am 11. März sprach er gegen die neuen Bestimmungen betreffs der Anstellung der Geistlichen, welche beide Kirchen der Willkür des jeweiligen Cultusministers auslieferten. Er berief sich auf einen Ausspruch der doch gewiß liberalen ‚Kölnischen Zeitung', welche geschrieben hatte: ‚Die Liberalen werden doch nicht von der Ultramontanenfurcht so blind geworden sein, um eine solche Bestimmung zu genehmigen.' Trotzdem wurde nach einem Referat von Gneist alles in der Fassung der Commission genehmigt. In der Sitzung vom 13. März wandte sich Reichensperger gegen die exorbitanten Strafbestimmungen, mit welchen die geistlichen Obern bei Zuwiderhandlungen gegen die neuen

[1] Hist.-polit. Bl. LXXI, 564.

Gesetze bedroht wurden. ‚In diesem Paragraphen‘, sagte er, ‚tritt die Absicht zu Tage, die Zwecke, welche das Gesetz verfolgt, durch Entziehung von Geld zu erreichen, wenn das auch kein christliches Motiv ist; man versucht die Geistlichen dadurch einzuschüchtern, daß man ihnen mit einem recht tiefen Eingriff in ihre Tasche droht. Ich bin neugierig, welches Princip der gewandte Herr Referent hier zur Geltung bringen will. Sonst wirft man immer dem Centrum vor, es habe anticentralisirende Bestrebungen (Heiterkeit), und nun werden die Gegner des Centrums so anticentralisirend wie nur möglich; denn in diesem Paragraphen liegt ein directer Gegensatz zu dem Strafgesetzbuche, ein directer Gegensatz zu dem bisherigen Usus des preußischen Staates, der noch immer mit Disciplinarstrafen „bis zu 30 Thalern“ auskommen konnte. (Heiterkeit im Centrum.) Allerdings wird man versuchen, die große Härte, die namentlich in dem sehr hohen Maximum liegt, durch die hohen Bischofsgehälter von 8000 Thalern zu rechtfertigen; aber einmal ruhen auf diesen 8000 Thalern doch auch sehr hohe Ausgaben und Verpflichtungen, und dann sind doch auch nicht alle Geistlichen Bischöfe. Durch diese Bestimmung werden sicherlich viele Geistliche in den Conflict zwischen Menschenfurcht und Gottesfurcht gedrängt; der Gesetzgeber selbst muß von der Unmöglichkeit der von ihm gestellten Anforderungen überzeugt sein. Und denken Sie sich doch den Fall, daß der Verurtheilte die ihm auferlegte Buße nicht zahlen kann; dann kommt der Executor und packt die Möbel auf, und reicht der Erlös derselben nicht aus, dann wird der Geistliche eingesteckt. Ist das ein Verfahren, welches dem preußischen Staate Ehre bringt? Ich möchte dem Hause, ehe es diesen Paragraphen annimmt, doch ein Respice finem zurufen.‘

In der Sitzung vom 14. März, in welcher es sich um die neuen Bestimmungen in betreff der Anstellung der Geistlichen handelte, ergriff Reichensperger nicht weniger als viermal das Wort. Namentlich betonte er: ‚Bei der Ausübung des geistlichen Amtes tritt die Nationalität nicht in den Vordergrund. Das Christenthum schützt die Nationalitäten, steht aber nicht unter, sondern über denselben. Guizot, ein Liberaler und wenigstens dem Wahlspruch treu: Recht für alle, nicht bloß für die Liberalen, sagt vom Christenthum, daß es berufen sei, die Religion des Menschengeschlechtes zu sein. Das Christenthum ist in Deutschland durch Ausländer eingeführt, jetzt will man ihnen den Weg versperren. Die Zahl derselben, um die es sich hier handeln kann, ist so gering, daß die Bestimmung durchaus überflüssig erscheint. Wenn ein Ausländer ein geistliches Amt bekleidet, soll er sich zum Deutschen umstempeln lassen. Die Verlängerung der Frist ist wieder dem Wohlwollen des Cultusministers überlassen!‘ Als hierauf Abgeordneter Prediger Richter (Sangerhausen) bemerkte: ‚Wenn ein ausländischer Geistlicher im Gebiete des

Deutschen Reiches functioniren und ihm gleichwohl nicht angehören will, so ist er ein Feind desselben und nicht zu gebrauchen', erwiderte Reichensperger: ,Die Bestimmung kann auch die Schützlinge der Liberalen treffen, z. B. den Bischof von Utrecht, der von dem allgemeinen Jubel der Liberalen empfangen wurde, als er Amtshandlungen für die „Altkatholiken" vornahm.' Auch in der Sitzung vom 15. März, in der über Errichtung des königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten verhandelt wurde, ergriff er wiederholt das Wort. Namentlich hob er hervor, daß die Basis, auf welcher der Gerichtshof errichtet werden solle, eine unsichere und unfaßbare sei. Ferner betonte er, daß die katholischen Cleriker nicht einmal davor geschützt seien, daß ihre Richter altkatholische, zum Theil aus der Kirche ausgeschiedene Mitglieder seien. Grell beleuchtet wurde die Situation durch seine Erklärung: ,Wir stellen keine Amendements, weil wir uns gewiß sind, daß wir einer eisernen Majorität gegenüberstehen, die auf keine Amendements von unserer Seite Rücksicht nehmen würde.'

Am 18. März bei Berathung des Gesetzentwurfes über die Grenzen des Rechtes zum Gebrauche kirchlicher Strafmittel führte Reichensperger aus, daß wie alle Freiheiten so auch alle Autoritäten solidarisch sind. ,Alle die Pfeile, welche gegen die Kirche abgeschossen werden, prallen auf den Staat zurück.' An dem Falle des Professors F. Michelis zeigte Reichensperger, wie der zuständige Bischof den Ausschluß dieses Priesters aus der Kirche nicht erklären durfte, obwohl Michelis den Papst für einen Häretiker erklärt hatte! Zum Schlusse befürwortete Reichensperger, da in der Kammer jetzt vorzugsweise Theologie gemacht werde, die Einführung eines theologischen Examens für die Abgeordneten, damit dieselben nicht über Dinge erkennten, von welchen sie nur die alleroberflächlichste Kenntniß hätten. In derselben Sitzung stellte er an den Präsidenten die Anfrage, wann denn endlich die Gesetzesvorlage über die Betheiligung von Verwaltungsbeamten an dem Gründerunwesen, die brennender sei als die Kirchenfrage, auf die Tagesordnung kommen werde. Der Präsident mußte die Berechtigung dieser Frage anerkennen.

Auf der Tagesordnung der Sitzung vom 19. März stand der Gesetzentwurf über den Austritt aus der Kirche. Auch hier griff Reichensperger wieder in die Debatte ein.

Am 20. März bemerkte Reichensperger in der Specialdiscussion zu der Forderung allgemein wissenschaftlicher Bildung der Geistlichen, daß schon früher von dem Erzbischof von Köln und andern Kirchenobern diese Forderung gestellt sei. Um so schmerzlicher und verletzender sei es, wenn der Staat nun zwangsweise das verlange, was bis jetzt freiwillig geleistet worden sei. Wie könne man mit dem Gesetzentwurf verlangen, daß die Theologen bei solchen Professoren Philosophie hörten, welche die Fundamente der Religion angriffen!

Nachdem die Vorlage mit 222 gegen 100 Stimmen angenommen, folgte noch in derselben Sitzung die dritte Berathung des Entwurfes über die kirchliche Disciplinargewalt und den königlichen Gerichtshof. Nachdem v. Heeremann und Graf Schweinitz, letzterer vom protestantischen Standpunkte aus, gesprochen, ergriff Reichensperger das Wort. Er erklärte, er wolle nicht für das ungeduldige, von vornherein abgeneigte Haus, sondern für seine Wähler sprechen, um diesen zu beweisen, daß er noch im letzten Moment sein möglichstes gethan habe, um dieses Gesetz und seine Folgen von ihnen abzuwenden. Er glaube nicht, daß die Majorität des Hauses absichtlich die katholische Kirche schädigen wolle; ihre Stellung zu diesem Gesetze beruhe vielmehr auf völliger Unkenntniß der betreffenden kirchlichen Verhältnisse. Man möge sich aber noch in letzter Stunde besinnen, angesichts der bedenklichen Gattung von Zuzüglern, welche der Cultusminister erhalten, und die lebhaft an Gambetta, Garibaldi und Falstaff erinnerten. Es war alles vergebens; noch in derselben Sitzung wurde das Gesetz beschlossen.

Durch die Vertagung des Abgeordnetenhauses sollte für den Reichstag freies Feld gewonnen werden. Auch hier betheiligte sich Reichensperger eifrig an den Verhandlungen. Am 27. März brachte er die Entfestigung der Stadt Köln zur Sprache, wobei er die Interessen seiner Adoptiv-Vaterstadt aufs wärmste vertrat. Am 2. April sprach er wider den parlamentarischen Absolutismus, der weit schlimmer sei als der fürstliche, und vertheidigte Windthorst gegen den Abgeordneten Braun. Als der Abgeordnete v. Helldorf Erhebungen über den gesetzlichen Schutz der Frauen und Minderjährigen gegen sonntägliche Arbeit beantragte, bemerkte Reichensperger in seiner praktischen Weise: „Ich möchte eigentlich eine parlamentarische Enquete-Commission beantragen, wie sie in England zu so hohem Segen bestehen, und verzichte darauf nur, weil bei uns dergleichen keinen Anklang findet, auch der Mechanismus für solche Veranstaltungen fehlt. Alles, was wir hier deliberiren, sind nur dilatorische Maßregeln gegen eine brennende Frage, in der man wohl das Hannibal ante portas! ausrufen könnte. Die da vor den Thoren stehen, sind nicht gesonnen, das Ende langwieriger Deliberationen abzuwarten. Daher wäre mir der kleinste Anfang thatsächlichen Wirkens lieber als alle theoretischen Untersuchungen. Möge die Reichsregierung ihrerseits einen Anfang damit machen, indem sie die Sonntagsarbeit in Staatsgebäuden und Instituten abschafft. Das ist nicht allein vom religiösen Standpunkt aus gesagt, auch der religionslose Convent hat arbeitsfreie Tage decretirt. So wie schon jetzt die Post einen Theil des Sonntags nicht arbeitet, so könnte der Staat den Privaten auch ein gutes Beispiel geben, wenn auf seinen Bahnen z. B. der Güterverkehr beschränkt und dadurch vielen Leuten ein Stück Sonntag gerettet würde. Eilen wir, daß uns die Arbeiter nicht überholen! Schon jetzt ver-

stehen dieselben infolge der von ihnen erzielten Lohnerhöhungen sich vielfach zwei und drei Sonntage zu verschaffen. Sichern wir ihnen den einen zu spät, so werden sie es uns wenig Dank wissen. Wie gesagt, die kleinste That ist hier besser als die schätzenswertheste Sammlung von Material.'

Am 1. Mai nahm das Herrenhaus die vier ‚Kirchen-Knebelungsgesetze' an, nachdem es an zwei derselben nicht unbedeutende Veränderungen vorgenommen. Letztere mußten deshalb am 9. Mai nochmals dem Abgeordnetenhaus vorgelegt werden. Es sprachen v. Mallinckrodt, v. Schorlemer-Alst, v. Gerlach und August Reichensperger. Das Centrum, sagte letzterer, wäre der Fülle der Angriffe gegenüber, mit denen es beehrt worden ist, fast entschuldigt, wenn es dem Größenwahne verfiele; aber es thue nichts, als indem es stets opferbereit und loyal in jeder Krisis, die den Staat treffe, das Recht der Kirche wahre. ‚Bedenken Sie wohl,' rief er, ‚daß Sie nach unserer Gesetzesvorlage vor dem Geßlerhute sich beugen müssen, wenn ein Landesgesetz, d. h. ein neuer Geßler es befähle.' Am Schlusse wollte Redner die strenge Kritik der Gesetze in der ‚Revue des deux mondes' verlesen, wurde aber vom Präsidenten daran verhindert. Er schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung auf den Beistand Gottes und seine Gerechtigkeit.

Ueber die Sitzung schrieb Reichensperger in sein Tagebuch: ‚Unsere Gegner schwiegen und machten den Eindruck einer demontirten Batterie. Minister Falk, der zu spät gekommen war, sprach nur wenige Worte. v. Schorlemer war meines Erachtens zu scharf gegen Bismarck losgegangen. Nun also sollen die Thaten an Stelle der Reden treten. Allem Anschein nach wird der Clerus, jedenfalls der Episkopat, nur der physischen Gewalt weichen. Was dann weiter? — In Wien spielt eben eine kolossale Börsenkatastrophe mit 122 Fallimenten, stets steigender Theuerung; in Paris der rothe Barodet mit 40 000 Stimmen Majorität gegen den zahmen republikanischen Rémusat gewählt, in Spanien volle Anarchie u. s. w.'

Den Culturkampf brachte Reichensperger auch am 10. Mai im Abgeordnetenhause zur Sprache, als er sich in scharfen Worten gegen das Unwesen der Gründer wandte. Im Reichstage bekämpfte er am 28. Mai den Gesetzentwurf betreffend die Errichtung eines Reichseisenbahnamtes. Seine Rede war so wirksam, daß sich kein Geringerer zu ihrer Widerlegung erhob als Fürst Bismarck. Dadurch war dem Gesetze natürlich die Majorität gesichert.

Da das Centrum von Anfang an die Uebergriffe des Reiches in die Rechte der Einzelstaaten bekämpft hatte, so trat es auch den wiederholten Anträgen der liberalen mecklenburgischen Abgeordneten, von Reichs wegen Mecklenburg zu zwingen, bei sich statt der ständischen eine constitutionelle Verfassung einzuführen, entgegen. Bei einer dieser Gelegenheiten (am 29. Mai)

äußerte Reichensperger: ‚Meine Herren! Sie beschweren sich über den überwiegenden Einfluß des Adels. Unter der Sonne des modernen Constitutionalismus entwickelt sich ein anderes Baronenthum, das Baronenthum der Plutokratie; und ich meinerseits muß sagen: wenn ich zu wählen hätte zwischen den Geburtsbaronen und den Börsenbaronen, dann würde ich unbedingt den erstern den Vorzug geben. (Sehr richtig! im Centrum.) So viele Fehler denselben auch anhaften mögen, ihr schlimmster ist doch in der Regel der, daß sie zu zäh an dem Hergebrachten festhalten, daß sie zu unbeweglich in ihrem Besitzthum verharren, während bei den Börsenbaronen das Gegentheil eintritt: sie sind viel zu beweglich und begeben sich viel zu gern in das Besitzthum anderer.‘ (Große Heiterkeit.)

Nachdem am 20. Mai das Abgeordnetenhaus geschlossen worden, athmete Reichensperger wieder auf. ‚Ich komme jetzt‘, schrieb er nach Hause, ‚auch zur Erledigung meiner Correspondenz, die auch während der bedrängtesten Tage nicht stille stehen durfte. Es ist kaum zu glauben, mit was allem ich heimgesucht werde.‘

‚Während sieben Wochen‘, schrieb Reichensperger nach Schluß des Landtages in sein Tagebuch, ‚nahmen mich die kirchenpolitischen Debatten in Anspruch. Ich denke, unsere Fraction hat ihre Schuldigkeit gethan. Die Majorität machte durchweg den Eindruck einer demontirten Batterie und überließ es fast ausschließlich dem Referenten Professor Gneist, mittelst seiner sophistischen Rhetorik ihre Abstimmungen zu beschönigen. Allem Anschein nach wird das Herrenhaus sowohl als der König das im Abgeordnetenhause Beschlossene gutheißen. Dann ist eine Collision unausbleiblich. Am 20. März übergab ich dem Geh. Cabinetsrath v. Wilmowski ein Schreiben des Erzbischofs von Köln an den König, worin ersterer versucht, das Herz des letztern umzustimmen. Wohl der letzte derartige Versuch! — Gestern Abend bei v. Gruner unterhielt ich mich eingehend mit dem Consistorialpräsidenten Hegel und dem Unterstaatssecretär a. D. v. Thile. Ersterer meinte, der Ausgang des kirchenpolitischen Kampfes sei durch die Haltung unserer Bischöfe bedingt; zufolge derselben könne die Regierung zur Erkenntniß der Grenze kommen, bis zu welcher die mechanische Gewalt reiche; die große Mehrzahl der evangelischen Geistlichen und des Landvolkes halte fest am Glauben und werde unsern Bischöfen secundiren; überhaupt flöße ihm der Kampf mehr Hoffnung als Furcht ein. Ich meinestheils prognosticirte eine solche Machtentfaltung des Atheismus, daß ein Ende vorerst gar nicht abzusehen sei. Wahrscheinlich werde eine große kriegerische Katastrophe eine Diversion herbeiführen, indem wohl Frankreich, sobald es die Hände frei habe, mit Italien Händel suche u. s. w. Mit v. Thile unterhielt ich mich meist über Savigny, Reumont, Bismarck, der ihn (Thile) wie Savigny über Bord warf, nach-

dem sie ihre Dienste gethan und ihm unbequem wurden. Auch Thile meint wie Savigny, Bismarck sei während des größten Theiles seiner politischen Laufbahn gläubiger Christ gewesen; die fabelhaften Erfolge hätten ihn corrumpirt.‘

Inzwischen waren die Maigesetze, mit der königlichen Sanction versehen, publicirt worden. Gleich darauf reichten die preußischen Bischöfe ihre in Fulda beschlossene Erklärung ein, welche den passiven Widerstand ankündigte. ‚Die officiösen Blätter, z. B. die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung",‘ schrieb Reichensperger, ‚äußern sich vorläufig über dieses Actenstück in geringschätzig wegwerfender Weise. Offenbar weiß das Staatsministerium noch nicht, an welchem Zipfel es dasselbe anfassen soll. Man ist überrascht. — Die Erwählung des Dr. Reinkens zum „altkatholischen Bischof" wird in hiesigen maßgebenden Kreisen beifällig aufgenommen. Man erwartet, daß die Altkatholiken nunmehr auch ungesäumt mit der Wahl eines Papstes vorgehen.‘ [1]

In der Reichstagssitzung vom 6. Juni wies Reichensperger auf die wachsenden Militärausgaben hin. Die Thatsache war unbestreitbar. ‚Trotz der bündigsten Versicherungen‘, schrieb die ‚Kölnische Volkszeitung‘, ‚hat die deutsche Einheit dem Volke keine Erleichterung, sondern nur eine Vermehrung der Lasten gebracht. Gegenwärtig ist dem Reiche der Siege und Milliarden eine neue Bescherung zugedacht.‘ [2] Gemeint war der neue, ‚drakonische‘ officielle Preßgesetzentwurf. ‚Es verlautet,‘ schrieb Reichensperger, ‚daß die Veröffentlichung desselben auf einer Indiscretion beruht. Jedenfalls ist dadurch die so gefügige Majorität in eine äußerst fatale Lage gerathen, die um so peinlicher ist, als die Neuwahlen in nicht weiter Ferne liegen. Mehr als einmal haben die Redner der Centrumsfraction den „Liberalen" aus Anlaß der von denselben provocirten oder vertheidigten Ausnahmegesetze vorgehalten, daß alle Freiheiten solidarisch seien und daß gar leicht eine Zeit kommen könne, in welcher mit einer auch den Liberalen werthen Freiheit ebenso umgesprungen werde, wie es von seiten der letztern mit der kirchlichen Freiheit geschah. Man lachte damals der Warnung. Jetzt ballen die Kirchenstürmer die Fäuste oder lassen die Köpfe hängen. Letzteres zeigt sich im Reichstage vorzugsweise; ihr Angriffsmuth gegen die „Clericalen" ist sichtlich herabgestimmt. So z. B. war es höchst beachtenswerth, daß die Reden, mit welchen ich aus Anlaß des Budgetpostens für die Reichsgesandtschaft beim päpstlichen Stuhle den Antrag des Abgeordneten Löwe auf Streichung des Postens bekämpfte, und

[1] Bekanntlich hatte Professor Michelis schon gleich bei Beginn der ‚altkatholischen Bewegung‘ Papst Pius IX. für abgesetzt erklärt.

[2] Vgl. Köln. Volkszeitung 1873, Nr. 159.

selbst die darauf erfolgte, den Liberalen so überaus anstößige Erklärung des Fürsten Bismarck, die Uebung irgend eines Einflusses auf eine etwaige Papstwahl solle nicht versucht werden, von der Majorität mit stummer Resignation hingenommen wurden und einer ihrer Schlußmacher sich beeilte, der Debatte ein Ziel zu setzen.'

In der ersten dieser am 9. Juni gehaltenen Reden erinnerte Reichensperger daran, daß, als Napoleon I. einen militärischen Gesandten nach Rom schickte, er denselben instruirte, den Papst, der damals so wenig Regent eines Territoriums war wie jetzt, so zu behandeln, als ob dieser mehrere hunderttausend Bajonette hinter sich habe.

In der zweiten Rede sprach Reichensperger seine Befriedigung aus, daß ‚der Reichskanzler eine Einmischung in eine eventuelle Papstwahl nicht beabsichtigt; ich verbinde damit die Hoffnung, daß von einer solchen noch lange nicht die Rede sein und der Papst noch weit länger leben wird, als officiöse Preßorgane dies zu wünschen scheinen. Wenn wir den Verlust des päpstlichen Territoriums beklagten, so geschah dies wegen des Unrechtes, welches dem Papste damit geschah, und ohne daß es uns darum in den Sinn kam, ihm recht viele Kanonen zu wünschen. Wir wollten nur, daß der Papst nicht nur dem Titel und der Courtoisie nach Souverän sein, sondern auch wenigstens so viel Länderbesitz haben sollte, um seiner Souveränität eine reale Unterlage zu verleihen, oder, wie Odilon Barrot treffend in der französischen Kammer sagte: daß er nicht Unterthan eines andern Herrschers sei. Ich stimme auch mit dem Reichskanzler in dem Wunsche überein, daß ein neuer Papst nicht aus dem zornigen Theile der Cardinäle gewählt werden möge. Ich wüßte aber nicht, wie dieser Vorschlag motivirt wäre. (Gelächter links.) Die jetzige Sprache der Curie kann dazu keine Veranlassung geben; sie ist zwar nicht so diplomatisch — und ich wünschte, unsere Regierung wäre es auch weniger —, aber man braucht nicht zwischen den Zeilen zu lesen; sie ist klar und deutlich (Zustimmung und Heiterkeit), aber nicht verletzend (Widerspruch), sonst müßten Sie auch die Ausdrücke der Bibel, welche viel stärker sind, für verletzend halten.' Der Antrag Löwe auf Streichung der Summe für die päpstliche Gesandtschaft ward hierauf abgelehnt.

In der Sitzung vom 18. Juni verbreitete sich Reichensperger nochmals über die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen, namentlich über die dortige drakonische Behandlung der Presse; noch schlimmer sei die Einschränkung der religiösen Freiheit. Statt dem neu erworbenen Lande Vertrauen entgegenzubringen und dadurch wieder Vertrauen zu wecken, zeige man ein stets wachsendes Mißtrauen. Reichensperger war privatim genau über die Stimmung in den Reichslanden unterrichtet. Von dem Plane, bei den zukünftigen Wahlen Stimmenthaltung zu üben, rieth er dringend ab.

Am 25. Juni erfolgte in ‚sehr kühler‘ Weise der Schluß des Reichstages durch den Fürsten Bismarck. ‚Allerorts Verstimmung,‘ constatirte Reichensperger. Einige, z. B. der bayrische Gesandte v. Perglas, äußerten mir gegenüber die Vermuthung, Bismarck ziele auf den Posten eines Staatskanzlers à la Hardenberg. Mit den Grafen Roon und Eulenburg soll Bismarck mindestens gespannt sein; den Grafen Arnim, der so lange, namentlich in Rom, den gehorsamen Diener spielte, hat Bismarck ebenso wie v. Usedom und v. Thile über Bord geworfen, was alles höchsten Ortes zwar geduldet, aber keineswegs goutirt wird. In Spanien die Carlisten gegenüber dem Chaos, in Italien durch den Tod Rattazzis die Disciplinirung der „Rothen“ überaus erschwert, in Frankreich seit Mac Mahon und Broglie „clericale Reaction“ in gemäßigter Form; in Oesterreich hat der große Börsenkrach alles erschüttert, die Christlich-Gesinnten entbehren entweder der Thatkraft und der Geschicklichkeit, oder sie amortisiren sich wechselseitig!‘

Die Last des Kampfes hatten in der abgelaufenen Session vornehmlich Windthorst, August Reichensperger und v. Mallinckrodt getragen. Wie diese Freunde, so blickte auch Reichensperger mit großer Sorge in die Zukunft. ‚Hier in Berlin‘, schrieb er am 16. Juni 1873 an Dr. Crull, ‚wird mir der Schatten denn doch bald zu dick.‘ Er klagt dann über seine Nerven, ‚die auf die Neige gehen‘, spricht die Befürchtung einer Katastrophe aus und schließt mit den Worten: ‚Mein Latein ist zu Ende.‘

Reichensperger war stets pünktlich in allen Sitzungen anwesend gewesen, und er hatte deshalb das Recht, bitter über die Abwesenheit zahlreicher Fractionsgenossen zu klagen. ‚So kann und darf es in dem Centrum nicht weitergehen! — Gott sei gedankt, daß er mich und die Meinigen während der parlamentarischen Campagne geschützt hat!‘

Kaum nach Köln heimgekehrt, ward Reichensperger durch die Ernennung zum Doctor iuris honoris causa von seiten der Universität Löwen erfreut. An ein Ausruhen dachte er auch jetzt nicht. Vor allem betheiligte er sich an der Vorbereitung der Wahlen: der vom 24. Juni 1873 datirte Wahlaufruf der Centrumspartei des Reichstages stammt zum größten Theil aus seiner Feder [1].

Da vielfach sich Stimmen für eine Abstinenzpolitik erhoben, trat er mit folgendem kräftigen Artikel in der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ vom 18. Juli 1873 gegen derartige Bestrebungen auf. ‚Die Enthaltsamkeit‘, schrieb er, ‚ist gewiß

[1] Notiz in Reichenspergers Tagebuch. Hieraus ergibt sich, wie irrig die Darstellung der liberalen Blätter (z. B. Köln. Ztg., Nat.-Ztg.) war, welche im Hinblick auf die Wahlen die beiden Reichensperger als mit dem Centrum nicht einverstanden und dem Vorgehen der Bischöfe abhold darstellten. Vgl. hierzu auch die Berichtigung der Niederrhein. Volkszeitung vom 22. November 1873.

eine schöne Tugend; indes gewinnt es sehr den Anschein, als ob an vielen Orten die Katholiken dieselbe zur Ungebühr, d. h. bald zur unrichtigen Zeit, bald im Uebermaß, übten. Bei nicht wenigen wird in den jüngsten Tagen diese Vermuthung sich eingestellt haben, so z. B. wenn die Nachricht durch die Zeitungen ging: bei den Wahlen in der Stadt Rom, in Oesterreich, in Elsaß-Lothringen hätten sich die „Clericalen“ jeder Mitwirkung „enthalten“, oder auch, wenn es hieß: die „clericalen“ Mitglieder des Deutschen Reichstages hätten sich des Erscheinens in letzterem „enthalten“ und so unter anderem die Verwerfung des Lasker-Hoelderschen Antrages zu der Vorlage betreffend den Offizierservis herbeigeführt. Eine besondere Species der „Enthaltsamen“ blüht in Bayern. Dort geben sie sich mit Vorliebe den volltönenden Namen „Declaranten“, schreiben das Reich und den Reichstag stets nur in Gänsefüßchen, machen hinter'm Ofen eine Faust in der Tasche und lassen es an tapfern Redensarten niemals fehlen. Es wird uns stets das Verständniß für die politische Weisheit und die Principientreue abgehen, welche hinter dieser Enthaltsamkeit verborgen sein soll. Wer sich um den Gang der Dinge nicht kümmert, wer sich damit begnügt, über die schlimmen Zeiten und die bösen Menschen zu lamentiren, anstatt zu seinem Theile mit Hand anzulegen, um es besser zu machen, um wenigstens eine bessere Zukunft anzubahnen, der bleibe uns mit seinem Ultramontanismus vom Leibe. Ein richtiger Ultramontaner thut vor allem auch im öffentlichen Leben seine Pflicht.

‚Die Politik der Enthaltsamkeit hat nur eines für sich: sie ist bequem, und das erklärt hinreichend, warum sie so viele Anhänger hat. Man will sich nicht den Aufregungen und Unannehmlichkeiten einer Wahlagitation aussetzen, nicht mit seiner Persönlichkeit für die katholische Sache eintreten, sich nicht der Gefahr einer Niederlage aussetzen; da sagt man lieber wie in Rom: Ne elettori ne eletti — das Princip ist gerettet, und man kann dabei ruhig zu Hause bleiben. Hinterher freilich wird um so kräftiger versichert, daß man die ungeheure Mehrheit hinter sich habe, und wer's nicht glauben will, ist mindestens ein Querkopf.

‚Daß die Politik der Enthaltsamkeit eine unfruchtbare ist, bedarf keines Beweises. Wenn die „Clericalen“ nicht mitspielen, so nehmen eben die „Liberalen“ das Heft in die Hand und handhaben dasselbe mit bekannter Bescheidenheit. Also sehen wir's in Oesterreich und in Italien, obwohl hier wie dort die Mehrheit der Bevölkerung keineswegs antikirchlich gesinnt ist und wenigstens in Oesterreich der Monarch und die Regierung nichts mehr wünschen, als, auf eine starke conservative Partei gestützt, dem abgehausten Liberalismus vollständig den Abschied geben zu können. Andererseits hat das kleine Belgien gezeigt, daß man ein liberales Regiment über den Haufen werfen kann, wenn es auch länger als ein Decennium unumschränkt ge-

herrscht und so ziemlich alle einflußreichen Stellen des Landes mit seinen Creaturen besetzt hat.

‚In Preußen und im Deutschen Reiche wird demnächst die große Wahlcampagne beginnen. Für unsere Parteigenossen im Süden wie im Norden muß der oberste Grundsatz der sein: Vor allem keine Enthaltungen! Die Wahlen, zumal die für den Reichstag, haben sich zu einem großen Plebiscit gegen die liberale Kirchenpolitik zu gestalten, bei welchem alle Stimmen zählen.

‚Und dann: An die Geschütze! Es wird Zeit, daß die Vorbereitungen ernstlich in die Hand genommen werden. Westfalen, wo man in Wahlangelegenheiten stets mit nachahmenswerther Sicherheit zu operiren pflegt, ist auch diesmal mit gutem Beispiel vorangegangen. Wie wir hören, findet heute eine Besprechung von katholischen Männern aus allen Theilen der Provinz statt, um zunächst die bevorstehenden Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus ins Auge zu fassen. Insbesondere wird dort ein gemeinsames Wahlprogramm aufgestellt resp. ein Wahlaufruf erlassen werden, und zwar im Anschluß an das Ausschreiben der Centrumsfraction des Abgeordnetenhauses sowie an das Programm, welches die Verfassungspartei vor drei Jahren aufgestellt hat. Ferner handelt es sich um die Bezeichnung der Candidaten sowohl für diejenigen Wahlkreise, welche bisher schon zur Centrumsfraction wählten, als auch für solche Kreise, die man neu zu gewinnen hofft. Endlich sollen aus der Versammlung sowohl ein Provincial-Wahlcomité als für die verschiedenen Kreise Kreis-Wahlcomités hervorgehen, welche die Wahlangelegenheit ferner zu leiten und alles Zweckdienliche zu veranlassen haben. Vivat sequens!‘ [1]

In der zweiten Hälfte des August machte Reichensperger eine Reise an den Bodensee und besuchte dann mit seiner Schwester und seiner Tochter das Seebad Scheveningen, um seine arg angegriffenen Nerven einigermaßen zu stärken. Dieser Aufenthalt that jedoch nur sehr unvollständig seine Wirkung. Die Ueberanstrengungen der parlamentarischen Campagne traten bei dem Fünfundsechzigjährigen immer fühlbarer hervor. Dies war maßgebend für seinen Entschluß, dem Abgeordnetenhause Valet zu sagen und sich auf die Thätigkeit

[1] Auch in einer Fractionssitzung des Centrums wurde, wie Majunke (L. Windthorst S. 12) erzählt, der Vorschlag gemacht, einen parlamentarischen Streik zu insceniren, d. h. den Plenarsitzungen bis auf weiteres nicht beizuwohnen, da ja doch alle Einreden vergeblich seien. Wie Windthorst und v. Mallinckrodt, so widersprachen auch Peter und August Reichensperger diesem Plane, der das Centrum nur ins Unrecht setzen und den Gegnern ebenso erwünscht kommen würde wie eine Revolte innerhalb der katholischen Bevölkerung; viel richtiger sei es, wenn man an den schlimmen Gesetzen noch zu verbessern suche, was man an ihnen amendiren könne. Vgl. Knopp, Windthorst S. 169.

im Reichstage zu beschränken. Die ersehnte Ruhe aber ward Reichensperger auch jetzt nicht zu theil. Kaum war er von einer dreiwöchigen Schwurgerichtssitzung in Elberfeld heimgekehrt, als er wieder nach Berlin mußte zu der vom Minister Falk berufenen Schulconferenz, in welcher namentlich über das Gymnasial- und Realschulwesen verhandelt werden sollte.

In Berlin schrieb Reichensperger in sein Tagebuch: ‚Reinkens als katholischer Bischof vereidet, P. Knoodt in seiner Begleitung. Also ein beim Papst nicht einmal angemeldeter Bischof von der Regierung anerkannt trotz der Bulle De salute animarum! u. s. w. Wozu soll ein solcher Bischof der Regierung dienen? Falk hatte auch vor wenigen Wochen noch vor seinen Räthen in wegwerfendster Weise von dieser afterjansenistischen Schöpfung geredet; allein ein Befehl des Fürsten Bismarck, welcher überhaupt den Oberbefehl in Bezug auf alles Kirchliche führt (trotz seiner Beurlaubung von allen Staatsgeschäften) hat anderes Wetter in seinem Hôtel zuwege gebracht.‘

‚12. October. Die Schulconferenzen schleppen sich fort und drohen recht langweilig zu werden. Die selbstzufriedene Schulpedanterie steht meist im Vordergrund. Zwei hiesige Schulmänner, Bonitz und Hoffmann, halten insbesondere endlose Vorträge, worin kein Tropfen warmes Blut pulsirt — steif, correct, ohne Mousseux und Pointen. Der stets präsidirende Minister resümirt die Debatten mit viel Klarheit und Präcision. Abstimmungen finden nicht statt.‘ Aus sehr guter Quelle erfuhr Reichensperger, ‚daß das Gesetz über die Ausbildung der Geistlichen ursprünglich vom Minister Falk bloß gegen die Katholiken gerichtet gewesen, der betreffende Entwurf aber vom Fürsten Bismarck mißbilligt worden sei, weil er nicht auch die protestantische Kirche anfaßte. Die demgemäß erfolgte Umarbeitung ließ Falk von den Professoren Schulte und Friedberg revidiren.‘ Das Tagebuch verzeichnet weiter:

‚16. October. Am vorigen Sonntag beim Handelsminister Achenbach sehr freundlich empfangen. Mit wenigen Worten über die Situation gesprochen. Ich verhehlte nicht, daß ich lebhaft die Rolle bedauere, welche er hinsichtlich der Kirchengesetze gespielt habe. Er erwiderte, nachdem einmal zwischen Kirche und Staat ein Conflict ausgebrochen sei, habe er geglaubt, für den Staat Partei ergreifen zu müssen. Ich replicirte, der Staat habe den Conflict bei den Haaren herbeigezogen, und derselbe gereiche mit allem, was daraus gefolgt sei, nicht minder zum Nachtheil des Staates wie der Kirche. Insbesondere suchte ich darzuthun, wie das Complot des deutschen Professorenthums gegen den Episkopat weit jenseits des Vaticanums zurückliege, was denn auch nicht wenig dazu beigetragen habe, um die große Majorität der deutschen Bischöfe die Opportunität des Unfehlbarkeitsdogmas bestreiten zu machen.‘

Die Schulconferenz ward am 23. October geschlossen[1]. ,Obgleich ich während derselben keineswegs, weder in religiöser Beziehung[2] noch auch in schulmännischer (so wollte ich zum allgemeinen Entsetzen das Griechische in den Gymnasien für nicht obligatorisch erklärt wissen), das Lied der Conferenzmitglieder gesungen hatte, waren mir dieselben doch sehr freundlich, wünschten meine Photographie u. dgl. Wieder ein Beleg dafür, daß der confessionelle Widerwille so gar tief nicht sitzt. Minister Falk hatte der Conferenz ein Diner gegeben, ich saß an seiner linken, Bonitz an seiner rechten Seite; unsere Unterhaltung war sehr dürftig und kühl. Es konnte ihm nicht wohl zu Muthe sein, wenn meine Person ihn an all das Unrecht erinnerte, welches er der Kirche bereits zugefügt hatte, zumal da ich bei seinem ersten Erscheinen in der Kammer als Unterrichtsminister an seine Eigenschaft als Jurist, an sein Rechts- und Billigkeitsgefühl feierlich appellirt hatte.'[3]

Auf der Rückreise von Berlin machte Reichensperger in Hannover bei Windthorst Halt, der wie schon früher brieflich[4], so jetzt mündlich zur neuerlichen Annahme eines Mandates für das Abgeordnetenhaus rieth. Dadurch wurde Reichenspergers Entschluß wieder wankend; er gestand, ,er würde ein Mandat angenommen haben, wenn er in Krefeld gewählt worden wäre'. Er erhielt dort 98, sein liberaler Gegencandidat 102 Stimmen. Wenn er auch einen Augenblick ,ein gewisses Bedauern empfand, nicht mit an der Spitze der so ansehnlich verstärkten

[1] Vgl. Protokolle der im October 1873 im königl. preuß. Unterrichtsministerium über verschiedene Fragen des höhern Schulwesens abgehaltenen Conferenz. Berlin 1874.

[2] Reichensperger wies unter anderem nach, daß auch religiös anscheinend ganz gleichgiltige Stoffe vielfach in tendenziöser Weise behandelt würden. Für diese Behauptung führte er unter anderem aus einem Uebungsbuche zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische (Seifferts Materialien) Stellen an, welche die religiösen Gefühle der Katholiken schwer verletzen.

[3] Siehe oben S. 57.

[4] Das ganz eigenhändig geschriebene, ,Hannover, 29. October 1873' batirte Schreiben lautet: ,Verehrter Freund und Gönner! In den Blättern lese ich, daß Sie kein Mandat zum Abgeordnetenhause annehmen wollen. Das ist unmöglich, deshalb hoffentlich nicht richtig. Wie die Dinge augenblicklich liegen, können wir Sie am wenigsten missen. Ihr Ausscheiden würde eine unersetzliche Lücke veranlassen, und diesen Triumph dürfen Sie unsern Gegnern nicht bereiten. Ich beschwöre Sie deshalb, von einem solchen Vorhaben, wenn es wider Erwarten existirt, zurückzukommen. Ich weiß freilich, wie groß die Opfer sind, welche Sie bringen; aber es stehen die wichtigsten Güter auf dem Spiele, und da müssen die Opfer gebracht werden. — Meine Frau habe ich mit Mühe zurückgehalten; sie wollte Ihrer verehrten Frau Gemahlin schreiben, daß sie unter keinen Umständen leiden dürfe, daß Sie zu Hause bleiben. Auch meinte sie, ich sollte die Detmold veranlassen, daß sie Ihnen zureden. Sie sehen, daß die Frauen meine Ansicht theilen, und die haben einen tiefern Blick. — Also nochmals, mein verehrter Freund, lassen Sie uns nicht allein in dieser schweren Stunde, in welcher wir Ihre Erfahrung, Ihren Rath, Ihre Stütze nicht entbehren können.'

Centrumsfraction aufmarschiren zu können‘, so mußte er sich doch sagen, daß die Rücksichten auf seine Gesundheit und seine Familie ein Fernbleiben räthlich erscheinen ließen. Auch in Köln konnte er ja der katholischen Sache noch vielfach nützen. Nach wie vor betheiligte er sich mit Beiträgen an der ‚Kölnischen Volkszeitung‘, in welcher er am 3. November zur genauen Sammlung aller liberalen Wahlbeeinflussungen aufforderte. ‚Die Welt muß wissen, mit welchen Mitteln im „Staate der Intelligenz“ eine Minorität niedergehalten werden soll, die unter allen Umständen ihre staatsbürgerlichen Pflichten im ausgedehntesten Maße erfüllt, die nichts anderes verbrochen hat, als daß sie nicht bloß dem Staate, sondern auch der Kirche gegenüber sich verpflichtet fühlt, daß sie auch Gott geben will, was Gottes ist. Es wäre gewiß ersprießlich, wenn alle unabhängigen Blätter den vorstehenden, auf die Controllirung des Wahlwesens bezüglichen Rath ihren Lesern ertheilten. Die Wahlfreiheit ist unser letztes Bollwerk.‘

Das für die Katholiken glänzende Ergebniß der Landtagswahlen (das Centrum stieg von sechzig auf neunundachtzig Mitglieder) erfreute Reichensperger auf das höchste, wenn er sich auch nicht verhehlte, daß es ‚in der systematischen Verfolgung der Kirche und des Clerus schwerlich eine Aenderung zuwege bringen werde, schon weil der Stolz des Fürsten Bismarck zu sehr in der Angelegenheit engagirt ist. Dem Erzbischofe von Posen, Ledochowski, sind seine Wagen nebst Pferden bereits zur Deckung von Geldstrafen versteigert worden. Der hiesige Erzbischof ist schon vielfach verurtheilt u. s. w. Am 12. November wird eine Anklage wegen Excommunication altkatholischer Geistlichen beim hiesigen Zuchtpolizeigericht gegen ihn verhandelt.‘

Während Reichensperger im December zu Koblenz den Assisen präsidirte, besuchte er den Oberpräsidenten v. Bardeleben. Das Gespräch kam bald auf die kirchliche Situation. Bardeleben meinte unter anderem, ‚die Bischöfe hätten durch ihr Verhalten jede Transaction unmöglich gemacht. Ich erwiderte: daß allerdings einzelnen Bestimmungen der Maigesetze meines Erachtens seitens der Bischöfe hätte Folge geleistet werden können, daß man dies aber zweifelsohne für Schwäche angesehen oder doch als solche ausposaunt haben würde; daß das Vorgehen der Staatsregierung seit dem Jahre 1870 (Auflösung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium, Kanzelparagraph, absolute Säcularisirung der Schule, Vertreibung der Jesuiten u. s. w., endlich die Maigesetze und die Sprache der gouvernementalen Blätter) darthue, daß eine systematische Verfolgung der katholischen Kirche als solcher, deren Unterwerfung unter den Staat bezweckend, ein längst beschlossener, fester Plan sei. Herr v. Bardeleben wußte nur sehr wenig einzuwenden und mußte unter anderem zugeben, daß von Bonn[1] aus in Berlin unablässig gehetzt

[1] Von den dortigen altkatholischen Professoren.

worden sei und noch immer werde. Auf seine Frage, wie denn wohl nach meiner Meinung aus dem Labyrinthe herauszukommen sei, erwiderte ich: auf normalem Wege nur mittelst Proclamirung der Trennung von Kirche und Staat, wie solche z. B. in Dänemark, Holland, England (für die katholische Kirche), Nordamerika u. s. w. bestehe.'

Daß Bismarcks Versuch, die Kirche zur willenlosen Magd des absolutistischen Militärstaats zu machen, zuletzt zur Trennung von Kirche und Staat führen müsse, betonte auch Jörg[1]. Die richtige Stellung der Katholiken zu dieser Frage kennzeichnete klar und scharf der gefangene Erzbischof Ledochowski, an welchen Reichensperger durch den Prinzen Edmund Radziwill die directe Anfrage stellte, ob es für das Centrum passe, einen auf Trennung von Staat und Kirche abzielenden Antrag zu stellen. Der Erzbischof antwortete ‚in zehn französischen Zeilen verneinend — man möge abwarten, daß die Bösen es uns brächten'.

In Köln ward Reichensperger noch mehr als früher von Erzbischof Melchers in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Mitte December las ihm der Erzbischof den Entwurf eines Neujahrsschreibens vor, ‚worin er in der loyalsten Form den König seines Gehorsams in allen staatlichen Beziehungen versicherte und dem schmerzlichen Bedauern darüber Ausdruck gab, daß seine Amts- und Gewissenspflicht ihn nöthige, den Maigesetzen den Gehorsam zu versagen'. Reichensperger rieth sehr dazu, dieses Schreiben abzusenden. ‚Bei jeder Gelegenheit', urtheilte er, ‚zeigt der Erzbischof überhaupt seine Liebe zum Frieden und seinen Wunsch, mit den Staatsbehörden Hand in Hand zu gehen. Er ist ebenso fest in allem Principiellen als nachgiebig im übrigen, wenngleich sein westfälisches Naturell mitunter erst überwunden werden muß. Im Verkehr ist er anspruchslos und liebt einen Scherz zu hören; seine Arbeitsamkeit ist ungewöhnlich; er will alles thun, weil er, wie er mir einmal sagte, für alles verantwortlich zu sein glaubt.'

Am 20. December zog der Erzbischof Reichensperger wiederum zu Rathe. ‚Er sprach seine Absicht aus, gegen die schwere Beleidigung zu protestiren, welche bei der vor einigen Tagen im Abgeordnetenhause stattgehabten Debatte über die bürgerliche Eheschließung vom Fürsten Bismarck den preußischen Bischöfen dadurch, daß er sie der „Empörung" beschuldigte, zugefügt worden war, und wollte meine Meinung über den zu diesem Zwecke geeignetsten Modus hören. Ich rieth, es durch eine Erklärung an das Abgeordnetenhaus zu thun, zuvor aber die andern Bischöfe von der Absicht in Kenntniß zu setzen.' Melchers stimmte dem zu, kam aber später von seiner Absicht zurück, ‚da er es für wahrscheinlich hielt, daß die Majorität des Abgeordnetenhauses in ihrer Verbissenheit durch einen förmlichen Beschluß die Beleidigung durch den Fürsten Bismarck gutheißen werde'.

[1] Hist.-polit Bl. LXXIII, 816.

Bei wem thatsächlich revolutionäre Tendenzen vorhanden waren, darüber hatte sich Reichensperger bereits am 4. September in einem Briefe an seinen belgischen Freund de Hauleville ausgesprochen. ‚In Deutschland wie Frankreich‘, heißt es hier, ‚bereiten sich ernste Krisen vor. Bei uns in Deutschland werden sich zunächst jedenfalls die Calamitäten immer mehr drängen und häufen. In betreff Frankreichs kann man wenigstens zu hoffen anfangen. Längst schon habe ich die Ueberzeugung ausgesprochen (unter anderem in der Brüsseler „Revue générale“), daß für Frankreich nur in dem Wiederanknüpfen des durch die Guillotine zerschnittenen Fadens der Legitimität eine bessere, gesicherte Zukunft zu erwarten sei, was dann nothwendig auf die andern Staaten zurückwirken werde. Gewiß ist die Frohsdorfer Umarmung der beiden Bourbons[1] ein Moment von hoher Bedeutung; allein von wie vielen Fragezeichen ist die Situation noch umgeben und was werden die Wasser- und Feuerspeier der Revolution — hoch und niedrig — nicht alles aufbieten, um die zweite, ihr ganzes System durchkreuzende Restauration zu hintertreiben! Es scheint, daß die zur Zeit oben schwimmenden Männer des „Correspondant“ auch noch sehr ernste Besorgnisse für die nächste Zukunft hegen. Jedenfalls wird Fürst Bismarck alle seine Minen springen lassen, um der christlich-legitimen Ordnung den Weg zu sperren. Leider hat er sein Programm, welches noch keineswegs erfüllt ist, unlöslich an das der Revolutionäre aller Länder gekettet. Nun, qui vivra, verra!‘

4. Der Höhepunkt der Kirchenverfolgung. Austritt aus dem Staatsdienste. 1875.

Bereits im December 1873 hatte Reichensperger einer Krefelder Deputation seine Geneigtheit erklärt, ‚in Anbetracht der außerordentlichen Zeitverhältnisse und da es sich um unser höchstes Interesse, um das Recht und die Freiheit, insbesondere um die Selbständigkeit der Kirche handle, wiederum ein Mandat für den Reichstag anzunehmen, obschon er dadurch sowohl in Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit als auf seine Familie kein geringes Opfer bringe‘.

Am Wahltage (10. Januar 1874) erhielt er im Krefelder Wahlbezirk von 13 900 Stimmen 9580, sein Gegner Seyffardt nur 4010.

Trotzdem die Wahlen überall ein überaus günstiges Resultat für das Centrum ergeben hatten[2], gab sich Reichensperger keiner Täuschung bezüglich der Zukunft hin. ‚Zweifelsohne‘, urtheilte er am 10. Januar, ‚wird zunächst

[1] Des Grafen Chambord und des Grafen von Paris am 5. August 1873.
[2] Näheres bei Pfülf, Mallinckrodt S. 498.

noch, selbst wenn der sehr leidende König sterben sollte, die Kirchenverfolgung weiter gehen, der altpreußische point d'honneur ist engagirt. Es wird sogar meines Erachtens zum Aeußersten (Schließung der meisten Kirchen, Einsperrung der Bischöfe u. s. w.) kommen, vielleicht zu einer Art Suprematseid, den ein treuer Katholik nicht leisten kann. Ich trage mich denn auch mit dem Gedanken, mich pensioniren zu lassen.'

In Berlin ward Reichensperger alsbald mit Freiherrn v. Franckenstein in den Seniorenconvent des Reichstages gewählt. Dieses Ehrenamt wie die Fractionssitzungen nahmen viele Zeit in Anspruch; dazu kam Reichenspergers ausgedehnte Correspondenz und sein großer Berliner Bekanntenkreis, der ihn vielfach gerade mit Protestanten in Berührung brachte. Er hatte hier Gelegenheit, merkwürdige Beobachtungen zu machen.

Am 14. Februar war er zum Diner bei dem Chefredacteur der ‚Kreuzzeitung', v. Nathusius, geladen. Er traf dort neben Windthorst unter andern v. Senfft-Pilsach, Kleist-Retzow und den Grafen Schulenburg. Bei Besprechung der ‚Tagesfragen' zeigte sich ‚durchweg Einverständniß, wie denn überhaupt die protestantischen Altconservativen sich mehr und mehr zu uns Ultramontanen hingedrängt fühlen'. Ein anderer protestantischer Conservativer, der bisherige Amtsrichter Krüger in Göttingen, den Reichensperger bei der Wittwe seines Freundes Bindewald kennen lernte, äußerte seine aufrichtigste Theilnahme an dem den Katholiken zugefügten Unrechte. ‚Der auf der Kirche lastende, stets wachsende Druck, das Auspfänden und Einsperren des Erzbischofs von Posen und des Bischofs von Trier in die Gefängnisse von Ostrowo und Trier, die massenweise Sperrung, Pfändung und Verhaftung von Priestern empören ihn; er sprach seine Verwunderung darüber aus, daß ich noch so viel Ruhe, ja sogar Humor bewahrt habe, sein tiefes Bedauern über den Mangel an Rechts- und Freiheitssinn bei den Gebildeten und den Beamten seiner Bekanntschaft. Ersterer Mangel gab sich eben im Reichstage aus Anlaß des Zwangs-Impfgesetzes in sehr auffälliger Weise kund. Ich fast allein mit Mallinckrodt[1] bekämpfte das Gesetz, obgleich dasselbe draußen massenhafte, fast fanatische Gegner auch unter den Liberalen zählt.'

Gegen den Impfzwang war Reichensperger zuerst am 18. Februar aufgetreten, indem er darauf hinwies, daß es sich um eine Beschränkung der persönlichen Freiheit handle[2]. Seine Bedenken richteten sich namentlich gegen die polizeilichen Befugnisse und die Strafbestimmungen. ‚Wenn Sie sich nun aber erst die Scene denken,' sagte er, ‚die dann aufgeführt wird, wenn ein

[1] Vgl. Pfülf, Mallinckrodt S. 534.

[2] So bedeutsam dieser Gesichtspunkt Reichenspergers erscheint, steht ihm doch das Moment der eventuellen Gefährdung der andern durch die Impfverweigerer gewichtig entgegen.

paar Gendarmen einen unglücklichen Nichtimpflustigen herbeiführen, und derselbe unter Assistenz der bewaffneten Macht von einem Chirurgen operirt werden soll!' (Heiterkeit.) Am 6. März sprach er nochmals gegen das Impfgesetz: ‚Es ist unbestritten, daß das Warmhalten des Körpers, namentlich der Magengegend, im höchsten Grade vortheilhaft ist, wenn die Cholera grassirt. Wem ist es aber bis jetzt eingefallen, polizeilich oder durch gesetzliche Maßregeln zu verordnen, daß jeder eine flanellene Leibbinde tragen muß, oder gar die Regierungen zu veranlassen, jeden mit einer flanellenen Leibbinde zu versehen und regelmäßige Visitationen abhalten zu lassen (Heiterkeit), um zu constatiren, daß die Leibbinden auch wirklich angelegt und getragen werden? (Erneute Heiterkeit.) Ich meine, wir hätten im Deutschen Reiche schon mehr als hinreichende Gelegenheit, eingesperrt zu werden.' (Heiterkeit.) Weder diese humoristischen Bemerkungen noch die Hinweise auf den ‚Drakonismus' der Vorlage in den Sitzungen vom 9. und 14. März machten Eindruck auf die Majorität. Das Gesetz ging durch. In wie weiten Kreisen Reichenspergers Widerstand getheilt wurde, zeigten ihm geschriebene und gedruckte Zusendungen gegen die Zwangsimpfung, mit welchen er geradezu ‚überschwemmt' wurde.

Zur besondern Befriedigung gereichte es Reichensperger, daß ‚die mit so viel Geräusch angekündigte Protestantenversammlung in London behufs Zustimmung zur Berliner Kirchenpolitik und Inscenirung einer derselben secundirenden Katholikenhetze entschieden Fiasco machte. ‚Die ungeheure Mehrzahl der Engländer', schrieb er, ‚hat Schamgefühl genug, um eine gewaltsame Unterdrückung einer wehrlosen Minorität durch die Staatsmaschine als den so viel gepriesenen Culturfortschritt unseres Jahrhunderts mit Entrüstung abzuweisen. Künftigen Freitag wird übrigens diese katholische Minorität in einer in der St. James-Halle stattfindenden öffentlichen Versammlung vor aller Welt bekunden, wie sie ihrerseits die Vorgänge in Deutschland beurtheilt.'

Fürst Bismarck erkrankte damals heftig an Neuralgie. ‚Wenn er von der Bühne zurückträte,' meinte Reichensperger, ‚könnte allenfalls Halt in das wachsende Confusorium kommen, andernfalls ist kein Ende abzusehen. Nur eine europäische Katastrophe könnte eine Diversion zuwege bringen; eine loyale Trennung von Staat und Kirche, wie sie in Holland, Amerika, Dänemark besteht, wird nicht zu erreichen sein — man will eben die katholische Kirche zerstören oder doch nach Möglichkeit schädigen.'

Am 16. März bei Berathung des neuen, exorbitanten Reichspreßgesetzes[1] sprach Reichensperger gegen den Unfug der officiösen Preßreptilien; in schärfster Weise betonte er, wie verderblich es sei, wenn die Staatsregierungen aus öffentlichen Fonds ein ganzes Heer von Delatoren, Anschwärzern, Sophisten

[1] Näheres darüber in Hist.-polit. Bl. LXXII, 234 ff.

und Verdrehern unterhalte: auch das gehöre zu den instrumenta regni, welche schon Tacitus verdammt habe. Seine Angriffe blieben unerwidert. Als er am 23. März nochmals gegen das Preßgesetz sprechen wollte, ward ihm das Wort abgeschnitten. Tags zuvor hatte er, loyal wie immer, dem Königsgeburtstags-Essen beigewohnt. Der altkatholische Professor v. Schulte war gleichfalls anwesend. Reichensperger hatte ihn ‚ganz ostensiv ignorirt'. Trotzdem sprach Schulte ihn an; Reichensperger machte jedoch der ‚Conversation baldmöglichst ein Ende'.

An demselben Tage ward ein neuer[1] Versuch gemacht, Reichensperger von der Centrumsfraction loszulösen. Das Tagebuch berichtet hierüber folgendes: ‚Von 1/2 2 Uhr an hatte ich ungefähr während zwei Stunden mit Herrn v. Varnbüler auf dessen Wunsch eine Unterredung über die Situation gehabt. Fast zu oft wiederholte er seine frühere Versicherung, daß er keinerlei Auftrag habe, sondern lediglich aus eigenem Antriebe sich mit mir zu verständigen suche, und zwar insbesondere über die „Taktik" der Centrumsfraction, welche er für falsch, unserem eigenen Interesse zuwiderlaufend halte. In fine zeigte sich, daß er mich und durch mich wenigstens einen Theil der Centrumsfraction, entgegen der von Mallinckrodt und den übrigen Centrumsmitgliedern in der Militärcommission eingenommenen Stellung, für den Regierungsentwurf zu gewinnen suchte. Er meinte unter anderem, unser Zusammengehen mit der Fortschrittspartei und den „Socialdemokraten" werde auch die conservative Partei zu schroffem Vorgehen gegen uns Katholiken auf dem kirchlich-politischen Gebiete veranlassen. Ich erwiderte, daß in meinen Augen eine conservative Partei in den preußischen Kammern nicht existire, seit 1866 sei sie todt; auf irgend einen Dank der Regierung zu rechnen, sei thöricht nach den Erfahrungen, welche wir Katholiken nach 1848, nach der Conflictszeit und nach den letzten Kriegen gemacht hätten. Das ganze Vorgehen der Reichsregierung resp. des Fürsten Bismarck nach dem letzten Krieg (Aufhebung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium, Kanzelparagraph, Schulgesetze, Jesuitenvertreibung, Maigesetze unter den frivolsten meist sich einander widersprechenden Vorwänden) zeige, daß man es unter Beihilfe der Altkatholiken auf eine Zerstörung der katholischen Kirche zunächst in Deutschland abgesehen habe. Dazu komme noch die Gemeinheit in der Art der Kirchenverfolgung, z. B. Vertreibung der Nonnen, der Jesuiten, die Schmähungen der aus dem Reptilienfond bedachten Blätter; der „Kladderadatsch", die „Wespen", der „Ulk" bewerfen alles, was den Katholiken heilig ist, unausgesetzt mit Koth, ohne daß der Staatsanwalt sich rührte. Die preußischen Bischöfe, der Erzbischof von Köln an der Spitze, hätten dem Könige ihre Huldigung zu Neujahr

[1] Vgl. oben S. 63.

dargebracht und seien ihre Schreiben zufolge königlichen Befehls durch den Cultusminister Falk mit einem Wischer über ihr Verhalten beantwortet worden, während der altkatholische „Bischof" Reinkens ein überaus gnädiges königliches Handschreiben mit den besten Wünschen erhalten habe. Noch gestern (21. März) sei uns als Angebinde zu dem heutigen Feste[1] der Gesetzentwurf betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern durch Internirung und Verbannung der Geistlichen ins Haus geschickt worden u. s. w. In den obersten Regionen könne man sofort den kirchlichen Frieden herstellen durch Trennung der Kirche vom Staat, etwa wie in Holland; aber man wolle eben den Frieden nicht, sondern die absolute Unterjochung der Kirche durch den Staat. Was das Militärbudget insbesondere betreffe, so sei ein Angriff der Franzosen auf uns weit weniger zu erwarten, als daß Fürst Bismarck wie im Jahre 1866 die Armee zur Durchführung seines Programms nutzbar zu machen suchen werde — mittelst Anlehnung an Italien, insbesondere die Papstfrage lasse sich sehr leicht zu einem casus belli mit Frankreich zurechtmachen, desgleichen die orientalische Frage gegen Oesterreich. Ueberdies aber forderten auch die Steuerzahler endlich, nachdem die fünf Milliarden dahin seien, eine gewisse Erleichterung oder doch keine Zunahme der Belastung.

‚Herr v. Varnbüler machte nach meiner Darlegung keinen weitern Versuch, mich zu gewinnen; über Falk sprach er sich sehr tadelnd aus, über Bismarck mit großer Zurückhaltung; er versicherte, auch ihm sei viel Undank zu theil geworden u. s. w. Schließlich bat ich ihn, in „seinen Kreisen" die gegen uns „Ultramontane" herrschenden Vorurtheile zu bekämpfen, überhaupt die Wahrheit in denselben zur Anerkennung zu bringen. Ich erwarte nicht, daß er dieser Bitte entspricht, zumal da er von den Württembergern, die ihn näher kennen (z. B. Probst, Graf Bissingen), als ein durchaus unzuverlässiger, kalter Egoist charakterisirt wird, wofür ich ihn im Jahre 1848 nicht hielt.

‚Fürst Bismarck liegt eben krank an der Gicht danieder; es verlautet, daß das Militärgesetz ꝛc. erst nach seiner Wiederherstellung zur Verhandlung komme, was Lasker sogar für erforderlich erklärte — welche Lücke, wenn er fehlt! Ich bemerkte dem Herrn v. Varnbüler noch, daß die Regierung den Einfluß der Socialdemokraten in demselben Maße mehre und stärke, in welchem sie den der katholischen Priester beseitige.'

Da der Reichstag am 27. März vertagt wurde, kehrte Reichensperger nach Köln zurück, wo er am Abend des 29. eintraf. ‚Da ich hörte,' erzählt Reichensperger in seinem Tagebuch, ‚daß im Arresthause Zimmer für den Herrn Erzbischof zurecht gemacht seien, besuchte ich ihn Montag (30. März)

[1] Geburtstag des Königs und Kaisers.

abends und blieb bis gegen 8 Uhr bei ihm. Sein ganzes Verhalten zeigte ruhige, würdevolle Ergebung in die ihm bevorstehende Gefangenschaft; nur bezeichnete er es als rücksichtslos, daß man ihm, dem Anscheine nach, nicht vorher zu wissen thun wolle, wann er abgeführt werden solle. Darüber, was seiner „armen Diöcese" noch alles bevorstehe, drückte er Kummer aus, ohne indes hinsichtlich des spätern Ausganges der Verfolgung besorgt zu sein. Die so glänzenden Beweise von Treue gegen die Kirche und von Anhänglichkeit an seine Person, welche in letzter Zeit namentlich das Volk in allen seinen Schichten (der Adel, die Frauen von Köln und Aachen, der Volksverein u. s. w.) ihm gegeben hätte, stärkten ihn in seinem Vertrauen. Kein Ausdruck der Erbitterung gegen den König, Bismarck, überhaupt die Regierung und deren Organe kam über seine Lippen. Auf dem Tische lag die prachtvolle Ausfertigung der vier von dem Londoner Katholiken-Meeting beschlossenen Resolutionen, unterzeichnet vom Herzog von Norfolk.'

Nachdem der Erzbischof Reichensperger seine Photographie ‚in ganzer Figur auf dunklem Hintergrund' gegeben, ertheilte er ihm seinen Segen, umarmte ihn und sagte: ‚Wann und wo werden wir uns wiedersehen? Oremus pro invicem.' ‚Ich war', schreibt Reichensperger, ‚tief ergriffen von der so würdevollen, einfachen Haltung während der ganzen Dauer unseres Zusammenseins. Am folgenden Morgen (31. März), morgens 7 Uhr, kam der Polizeipräsident Devens (Katholik) mit seinem Wagen. Der Erzbischof weigerte sich, ihm zu folgen, und wünschte einen Aufschub, wenn auch nur von 24 Stunden, um Geschäftliches und Persönliches ordnen zu können. Devens fuhr zum Regierungspräsidenten v. Bernuth, der indes auf sofortiger Verhaftung bestand, die denn auch in nichts weniger als zarter Weise von dem Polizeicommissar Klose unter Assistenz von Devens und im Beisein der meisten Mitglieder des Kapitels bewirkt ward. Unterdes hatte sich viel Volk vor dem Palais angesammelt; dasselbe folgte dem in raschem Trab fahrenden Wagen, sang an dem Arresthaus das Lied: „Wir sind im wahren Christenthum", und ging dann ruhig, aufgefordert von der Militärwache, mit einem „Hoch" auf den Erzbischof auseinander.'

Reichenspergers Freund, der preußische Diplomat Alfred v. Reumont, schrieb auf die Wiederkehr des 20. November 1837 mit der Aufschrift ‚Karwoche' folgende Zeilen nieder, welche die Gefühle der treuen Katholiken wiedergaben:

Karwoche.

‚Der Stuhl ist leer. Sie denken, nun getroffen
Der Hirte ist, die Herde wird zerstreut.
O eitler Wahn! Die Wunde, sie bleibt offen,
Doch Mannes Muth erstarkt in schwerer Zeit.

Oeb' ist der Altar. Zwiefach soll uns mahnen
Der Trauerflor, der Bild und Kreuz umhüllt;
Doch durch die Seele zuckt ein tröstend Ahnen:
Was Gott verhieß den Seinen, wird erfüllt.

Er bleibt uns treu, wenn wir uns nicht verlassen,
Wenn wir im Glauben und im Lieben fest.
Sein Ziel verfehlt das Drohen und das Hassen,
Der Leidenswoche folgt das Osterfest.'

Am 7. April besuchte Reichensperger mit den Abgeordneten v. Thimus, Großmann, Adam Bock und Menken den gefangenen Erzbischof. ,Der stets beaufsichtigende Polizeiinspector war möglichst rücksichtsvoll, indessen konnten doch nur indifferente Dinge unter uns besprochen werden. Der Erzbischof war ruhig und ergeben in alles, was noch kommen mag. Zum Abschied baten wir um seinen oberhirtlichen Segen.'

Am folgenden Tage begab sich Reichensperger nach Berlin, wo die ,sehr unerquickliche Debatte' über das Militär- und das Internirungs- resp. Verbannungsgesetz in Aussicht standen. ,Beide Gesetze', meinte er, ,werden zweifelsohne durchgehen, wie sehr auch der linke Flügel unter Laskers Leitung bis vor kurzem noch sich dagegen gesträubt hat. Die Abneigung gegen die Ultramontanen und die Besorgniß, daß dieselben wieder Terrain gewinnen könnten, überwiegt schließlich alle andern Rücksichten.'

In Berlin ward Reichensperger durch fast tägliche Fractionsberathungen über die Militärvorlage stark in Anspruch genommen. ,In betreff der absoluten Wahrung des Budgetrechts (jährliche Feststellung der Präsenzstärke) waren wir alle einig. Die Frage, ob, wie die Repräsentanten unserer Fraction[1] in der Commission beantragt hatten, von uns auch im „Hause" ein Antrag auf zweijährige Dienstzeit zu stellen sei, drohte in die Centrumsfraction den ersten Riß zu bringen. Ungefähr acht Mitglieder derselben waren gegen den Antrag — alle stimmten überein, daß unsere Redner sich für die zweijährige Dienstzeit aussprachen. Die Bayern hatten meist den Wählern einen Antrag auf zweijährige Dienstzeit in Aussicht gestellt. Dadurch, daß ich hervorhob, wie dermalen nur eine Frage der Taktik vorliege in der Frage, ob per Rede oder per Antrag die Ansicht der großen Majorität der Fraction zum Ausdruck zu bringen sei, und wie die Klugheit es erfordere, den Antrag in salvo zu halten, statt ihn durchfallen zu machen, wie endlich unsere Einigkeit hauptsächlich unsere Stärke begründe, zog Mallinckrodt den sehr energisch von ihm vertheidigten Antrag auf zweijährige Dienstzeit zurück, und die sehr erhitzt gewesenen Gemüther beruhigten sich wieder. Die Nationalliberalen haben die

[1] Unter andern Mallinckrodt, vgl. Pfülf a. a. O. S. 541 f.

zwischen ihnen bestandene Kluft in der Art ausgefüllt, daß sie die im Paragraph 1 geforderte Ziffer (401 659 Mann) für sieben Jahre fixiren wollen!!'

In die sehr erregte Debatte über das erste ‚deutsche Septennat' griff Reichensperger zunächst nicht ein. Nachdem die Entscheidung gefallen war und die Reichstagsmajorität den Compromiß auf siebenjährige Bewilligung der geforderten Präsenzziffer zu stande gebracht hatte, schrieb er: ‚Meines Erachtens hätten die „Liberalen" klüger daran gethan, die Bewilligung in perpetuum zu machen. Das perfide Declamiren von der Nothwendigkeit des „Kampfes" gegen die römische Curie bildete wieder einen Grundton in der Debatte. v. Mallinckrodt bezeichnete die Behauptung Bennigsens, daß dieser „Kampf" der Regierung „aufgezwungen" worden sei, von der Tribüne herab mit Recht als eine „Lüge". Tumult darauf, aber kein Ruf zur Ordnung.'

Bei der zweiten Berathung des Militärgesetzes am 15. April geißelte Reichensperger zunächst das Verhalten der Nationalliberalen. Dann wandte er sich gegen Bennigsen, welcher den ‚Culturkampf' in die Debatte gezogen hatte.

‚Meine Herren,' sagte er, ‚wir sind schon seit längerer Zeit daran gewöhnt, bei jeder Gelegenheit, wo man kein anderes Hilfsmittel mehr hat, um sich der Majorität unbedingt zu versichern, wenn, wie man so im Volksleben zu sagen pflegt, alle Stränge zu reißen drohen, den „Kampf gegen die römische Curie" in den Vordergrund gestellt zu sehen, und dann war an der Majorität nicht mehr zu zweifeln. Ja, so ist es. Sobald man nur den Kampf gegen die Curie in Scene setzt, kann man auf ein sicheres Bravo und auf eine ebenso sichere Majorität rechnen, das ist meine längere Erfahrung. Ich habe indessen bisher mich nicht veranlaßt gesehen, über dieses Moment mich näher auszusprechen, ich habe gehofft, daß dieses Schlagwort sich endlich von selbst abnutzen werde, daß man endlich fühlen werde, wie geschmacklos es ist, immer und immer auf diesen Punkt zurückzugehen und von ihm aus zu operiren. Heute aber und in den letzten Sitzungen habe ich mich überzeugt, daß die Sache doch von tiefgehender Bedeutung ist; man hat uns klar und deutlich gesagt, daß der Kampf gegen die römische Curie ein Hauptmotiv dafür abgegeben, daß das Abkommen mit den Bundesregierungen geschlossen sei. Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit, meine Herren, nicht bloß die Katholiken, wissen also jetzt, daß dieser Kampf gegen die Curie eine wesentlich mitwirkende Veranlassung dazu ist, das verfassungsmäßige Budgetrecht in wesentlicher Weise auf längere Zeit hinaus zu verkümmern; das also ist eines der Resultate dieses „segensreichen" Kampfes. Aber, meine Herren, wie verhält es sich denn nun eigentlich mit diesem „Kampfe", den man mit den zierendsten Beiwörtern zu versehen pflegt? Bald ist es ein „großer" Kampf, ein „schwerer" Kampf, ein „nationaler" Kampf, immer ein „Culturkampf". Wenn ich mir nun aber diese Kämpfe

ansehe, so kann ich von einem Kampfe im gewöhnlichen Sinne des Wortes nichts bemerken; ich sehe nirgendwo einen Kampf, ich sehe nur auf der einen Seite einen Angriff, auf der andern Seite ein Dulden. (Sehr wahr! im Centrum.) Ich sehe, wie man auspfändet, wie man einsperrt, wie man massenweise confiscirt, wie man Beamte absetzt, zur Disposition stellt, wie man Lehrern, ja einer Menge von Personen vorschreibt, womit sie umgehen, welche Gesellschaften sie besuchen sollen; ich sehe, wie man Preßprocesse auf Preßprocesse häuft, wie man nach allen Seiten hin alle Maßregeln, die nur irgendwie getroffen werden können, ohne direct und offen das Gesetz mit Füßen zu treten, ergreift, um einen Theil des Volkes, den katholischen Theil, zu verletzen, niederzuhalten. (Sehr wahr! im Centrum.) Das sehe ich, meine Herren. Auf der andern Seite habe ich noch nicht im mindesten gesehen, daß irgendwie einem Herrn Minister irgend ein Leid geschehen wäre, daß ein Beamter, der nicht katholisch ist, abgesetzt worden wäre. Ich habe noch nicht gesehen, daß irgend jemandem auf der andern Seite auch nur ein Heller entzogen oder ein Haar gekrümmt worden sei; noch von keinen Unbilden habe ich gehört, die Gegnern der Curie zugefügt worden wären. Alles das, meine Herren, ist mir neu, und da möchte ich denn doch wissen, woher man das Recht nimmt, hier immer von einem Kampfe mit der katholischen Bevölkerung zu reden. Meine Herren, wenn es ein Culturkampf ist, dann ist es, meiner Ueberzeugung nach, ein Kampf der christlichen Cultur gegen den Imperialismus und Byzantinismus. (Bravo! im Centrum.) Diese Signatur trägt das, was man so gern den Culturkampf nennt. Meine Herren, mich erinnert es an die Zeit, auf welche uns der Herr Abgeordnete v. Bennigsen gestern hingewiesen hat; es erinnert mich an jene Zeit, wo man im Circus maximus zu Rom den christlichen Kämpfern ein Schilfrohr in die Hand gab, während der Gladiator, der ihnen gegenüberstand, die scharfe Waffe führte; derart ist dieser Kampf, wenn Sie die materiellen Mittel betrachten, die einander gegenüberstehen, wenn Sie sehen, was von der einen, was von der andern Seite her geschieht. Meine Herren, was hier so vielfach ein „Culturkampf" genannt worden ist, das nennen Millionen der treuesten, loyalsten deutschen Staatsbürger einfach „Verfolgung", und das ist es auch.' (Bravo! Sehr gut! im Centrum.)

Bald darauf kam im Reichstag das sogen. Priester-Ausweisungsgesetz zur Berathung. Da Pfändung und Kerkerhaft sich als wirkungslos erwiesen, sollte gegen die ihrem Gewissen treuen katholischen Priester die stärkste Strafe festgesetzt werden, die nächst der Todesstrafe gefunden werden konnte. Diejenigen Diener einer Religionsgesellschaft, die nach ihrer Amtsentlassung oder nach einem gerichtlichen Urtheilsspruch, welcher die Nichtanerkennung ihrer amtlichen Eigenschaft aussprach, dennoch Handlungen ihres Amtes ausübten, sollten durch Verfügung der Landespolizeibehörde entweder von dem Aufenthalte an

bestimmten Orten oder Bezirken ausgeschlossen oder aus dem deutschen Bundesgebiete ausgewiesen werden [1].

Die Vertheidigung gegen dieses Gesetz führten zunächst Peter Reichensperger, v. Buß, Windthorst und Jörg. Erst bei der dritten Lesung am 25. April kam Mallinckrodt zu einer großen Rede [2] und endlich auch August Reichensperger, der in derselben Sitzung beim Preßgesetz für die Rechte der Elsaß-Lothringer gesprochen hatte, zu Wort. Der Vertreter von Krefeld mußte sich indessen auf eine kurze, scharfe Bemerkung beschränken, zu der er sich kaum Gehör verschaffen konnte, so sehr drängte die Majorität auf Schluß. Noch in derselben Sitzung ward das Gesetz mit 214 gegen 108 Stimmen angenommen. Ueber die Debatte urtheilte Reichensperger, daß in derselben ‚die drei Professoren Schulte, Oncken und Hinschius, jedenfalls die zwei letztern, als Redner Fiasco machten. Die Majorität erschwerte durch Schlußanträge die Angriffe auf die Vorlage und übertäubte zuletzt geradezu die Minorität durch Lärm. Alle Fractionen, mit Ausnahme der polnischen und socialdemokratischen, geschlossen gegen uns — indes schienen doch nicht wenige höchst bedenklich in betreff des weitern Verlaufes der Dinge zu sein. Miquel gab das von der Tribüne herab und vorher im Privatgespräche mir gegenüber zu erkennen. Durch den Compromiß zu der Permanenz des Militärbestandes haben die Liberalen im Volke den bisherigen Halt verloren, wie dies sich z. B. schon aus der höhnenden Sprache der sogen. Witzblätter („Kladderadatsch", „Wespen", „Ulk", „Figaro") ergibt. Der Reichskanzler ist kränklich und höchst reizbar; z. B. schickte er sein Entlassungsgesuch an den Kaiser, bloß weil derselbe ihm am Krankenbette nach einer Besprechung der Militärgesetz-Compromißfrage, statt sich sofort schlechthin zu unterwerfen, noch mit seinen Generälen Rücksprache nehmen zu wollen erklärt hatte. Graf Moltke soll entschieden gegen den Compromiß gewesen sein. Morgen reise ich zurück nach Köln. So wären wir denn in ein weiteres Stadium der legalen Kirchenverfolgung eingetreten. Welcher Art wird das folgende sein? Jedenfalls tritt vorerst eine heillose Verwirrung ein.'

Das Jahresgedächtniß seines Hochzeitstages konnte Reichensperger in diesem Jahre nach längerer Zeit wieder vereint mit seiner treuen Gefährtin feiern; allein es ward ihm ‚sehr getrübt' durch die Kirchenverfolgung und durch das Eintreffen der Nachricht von der Entsetzung Bilbaos und der Niederlage der Carlisten. ‚Wo auch die Kreuzesfahne noch weht,' schrieb er schmerzlich bewegt, ‚wird sie niedergetreten. Es bleibt nichts übrig, als auf das Schlimmste

[1] ‚Die Gesetzvorlage,' heißt es in einem Briefe Reichenspergers vom 23. März, ‚mit welcher unsere Bischöfe und Priester von der Polizei herumgehetzt und schließlich verbannt werden können, geht wahrscheinlich durch. Dahinaus sind wir gekommen im Staate der Intelligenz.' [2] Vgl. Pfülf, Mallinckrodt S. 552 f.

sich gefaßt zu machen, womöglich ohne den Muth zu verlieren.' ‚Zwar will der alte Spruch', meinte er einige Tage später:

‚Herrscht der Teufel heut auf Erden,
Wird Gott morgen Meister werden',

‚Trost gewähren, allein das „morgen" läßt mitunter, insbesondere auch in unserer Zeit, gar zu lange auf sich warten.'

Am 18. Mai traf Reichensperger bei der Gräfin Nesselrode deren Bruder, den Fürsten Hatzfeld. ‚Letzterer erzählte unter anderem, wie der König selbst durch eine auf die erste Einladungsliste gesetzte Marginalbemerkung an den Fürsten von Hohenzollern den Wunsch geäußert habe, es möge derselbe an die Spitze der Staatskatholikenadresse seinen Namen setzen, welchem Wunsche indessen der Fürst nicht entsprochen habe, obgleich derselbe den sogen. Maigesetzen nicht abhold sei. Den eben aus seinem Botschafterposten gedrängten Grafen Arnim erachtet Fürst Hatzfeld zu ehrgeizig und schlau, als daß er ohne den Hintergedanken auf ein Untergehen des Sternes Bismarcks sich mit demselben überworfen habe. Letzterer scheint noch immer leidend zu sein, wonach es nicht unmöglich scheint, daß seine Constitution nicht mehr lange den Staatsgeschäften gewachsen bleibt. Seinem Zurücktritt würde zweifelsohne eine Zersplitterung der parlamentarischen Majorität folgen, was dann auch auf dem kirchenpolitischen Gebiete einen normalen Zustand zur Folge haben könnte. Einstweilen dominiren noch die Gewalt, die Lüge und die Gemeinheit (letztere besonders in den sogen. Witzblättern Berlins), das feile Denunciantenthum und die bestochene Presse.'

Bei einem Besuch von Dr. Mooren erfuhr Reichensperger die Nachricht von dem Sturze des Ministeriums Broglie. Er sah darin eine Folge der ‚legitimistischen, heißspornigen Principienreiter. Wenn nur diese allein demnächst für ihre Querköpfigkeit büßen müßten!'

Wie ein Donnerschlag traf Reichensperger bald darauf die schwere Erkrankung seines Freundes v. Mallinckrodt, den Gott am 26. Mai zu sich rief. ‚Für die Centrumspartei', schrieb Reichensperger unter dem unmittelbaren Eindruck der das ganze katholische Deutschland tief erschütternden Trauerkunde, ‚ein unersetzlicher Verlust. Gott scheint alle irdischen Stützen seiner Sache vernichten lassen zu wollen. Auch der Papst soll bedenklich krank sein. In Spanien gewinnt die Revolution immer mehr Terrain gegenüber den Carlisten; in Frankreich ist Broglie durch die legitimistischen enfants terribles aus dem Ministerium gedrängt und die Basis schwankender als jemals seit dem Friedensschlusse.'

Zum Leichenbegängnisse v. Mallinckrodts am 30. Mai begab sich Reichensperger nach Böddeken. Er traf hier mit seinen Kampfgenossen zusammen: sie gelobten sich, um so fester einzustehen für Wahrheit, Freiheit und Recht.

‚Gott scheint uns keinerlei Probe ersparen zu wollen,‘ schrieb Reichensperger am 7. Juni an einen protestantischen Freund[1]. ‚Besteht der die erste Reihe bildende Clerus alle die Ver- und Heimsuchungen, welche an ihn herantreten, mit Ehren, so wird sicherlich eine neue Blütheperiode für die Kirche im weitesten Umfange eintreten — wenn nicht, eine bodenlose Anarchie auf allen Gebieten. Es hat etwas sehr Unheimliches, einer solchen Alternative gegenüber zu stehen; ich wenigstens muß, offen gestanden, nicht selten mich gewaltsam zusammennehmen, um die Wege, auf welchen die Dinge zur Zeit laufen, als mit der göttlichen Weltregierung vereinbar zu erachten. Und doch ist dem gewiß so; treten doch auch bereits einzelne Symptome hervor, welche auf eine Erstarkung des öffentlichen Geistes im Guten hindeuten. Zu denselben rechne ich insbesondere nun auch die Würdigung, welche meinem hingeschiedenen Freunde, dem „reichsfeindlichen Fanatiker“, zu theil wird. Möge Gott, der ihm die Palme gereicht hat, seine Fürbitte für die hienieden Zurückgebliebenen erhören!‘

Am 20. Juni mußte Reichensperger nach Trier zu einer achttägigen Assise. Er hatte dort eine eingehende Unterredung mit dem Regierungspräsidenten v. Wolff. Derselbe ‚gab zu, daß die Beseitigung oder Lähmung des priesterlichen Einflusses vorzugsweise den Socialdemokraten zu gute kommen werde, meinte aber, der katholischen Kirche in Deutschland werde zufolge steter Fortsetzung des clericalen Widerstandes der Garaus gemacht werden. Der Kirche bleibe nichts übrig, als sich zu nationalisiren; mindestens sollten doch die Bischöfe die Besetzung von Pfarreien anmelden u. s. w., wogegen ich auf das Principielle der Maigesetze und der ihnen vorhergegangenen Maßnahmen gegen die katholische Kirche hinwies; man möge mit dem Papste und den Bischöfen verhandeln, nicht aber die Staatsomnipotenz als schlechthin maßgebend voranstellen.‘

Vor seiner Abreise hatte Reichensperger auch eine halbstündige Unterredung mit dem im Gefängnisse befindlichen Bischofe Eberhard von Trier in Gegenwart des Inspectors. ‚Im ganzen fand ich den Bischof kräftig und guten Muthes; mitunter lachte er recht von Herzen. Wenn die Armee im Feuer stehe, meinte er, dürfe der General nicht zurückbleiben; er habe das Bewußtsein, nur seine Pflicht zu thun, und vertraue auf die Leitung Gottes und auf dessen Verheißungen. Ein schon lange andauernder Husten belästige ihn; er werde rücksichtsvoll behandelt (täglich darf er zwei Stunden im Garten des Gefängnisses spazieren gehen; sein Zimmer ist klein, aber nicht unfreundlich). Er beschäftige sich mit dem Studium des Thomas von Aquin, mit Bossuet und Lübkes Kunstgeschichte. Wir berührten im Fluge die Ver-

[1] Dr. Crull in Wismar.

gangenheit, Gegenwart und Zukunft. Insbesondere kam auch die Concilszeit zur Sprache. Er erwähnte u. a. die gediegenen Kenntnisse der spanischen Bischöfe auf dem theologischen Gebiete. Keiner von ihnen habe vom Papste eine Unterstützung angenommen, obgleich einige überaus kärglich hätten leben, ja durchweg sich den Genuß von Fleisch hätten versagen müssen. Der Beichtvater der Königin Isabella (ein Bischof in partibus, welcher Spuren von Mordversuchen an sich getragen) sei das gerade Gegentheil eines sogen. Hofbischofes und habe der Königin als solcher keinerlei Concessionen gemacht.'

Während Frau Reichensperger mit Tochter nach dem Schwarzwald reiste, ward Reichensperger durch sein Amt in Köln festgehalten. Nur kleine Ausflüge unterbrachen seine Einsamkeit. Auf einem derselben besuchte er Alfred v. Reumont in Bonn. ;Derselbe schilderte die kirchlichen Zustände Italiens als erträglich. Nur im ehemaligen Kirchenstaate melden die Bischöfe nach ihrer Ernennung beim Präfecten sich nicht an und werden demnach staatlich ignorirt, ohne daß ihre geistlichen Functionen ein Hinderniß erfahren. In summa sei das italienische Volk auch in den Städten, namentlich in Florenz, wo der treffliche Bürgermeister Peruzzi das Regiment führt, religiös gesinnt und bethätige dies auch äußerlich. In Mailand und Bologna seien die meisten mangiapreti. Der politischen Wahlen enthielten sich die Katholiken theils aus Indolenz, theils aus Mangel an Führern; dem „clericalen" Cesare Cantù (früher Abgeordneter) fehle die Rednergabe; andere hervorragende Katholiken seien als „Unitarier" compromittirt oder in falscher Stellung. Die Occupation Roms sei auf Anrathen Andrassys und unter Zustimmung der preußischen Regierung erfolgt. Aufs tiefste beklagte Reumont das nunmehrige Vorgehen der preußischen Regierung gegen die Kirche; als bewährter Patriot und warmer Verehrer des königlichen Hauses habe er geglaubt, in den höchsten Regionen seiner Ueberzeugung Ausdruck geben zu dürfen, daß jenes Vorgehen nur Unheil für die Regierung und den Staat zur Folge haben könne. Bis jetzt sei ihm noch keine Andeutung zu theil geworden, daß seine Aeußerungen gnädige Aufnahme gefunden; der Kronprinz, welchem er sein Werk über Lorenzo de' Medici geschickt, habe den Empfang desselben nicht anzeigen lassen. Mit unverkennbarem Schmerze sprach er von dem Gegensatze zwischen der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. und der jetzigen Situation.'

Die Lage erschien auch Reichensperger in immer trüberem Lichte. ,Der Bischof von Paderborn und der Weihbischof von Posen', schrieb er am 11. August, ,sitzen nun auch im Gefängniß. Aus Anlaß des Attentats von Kullmann auf den Fürsten Bismarck Haussuchungen, Beschlagnahmen 2c., rücksichtsloses Vorgehen gegen die katholischen Vereine, insbesondere gegen den Gesellenverein, obgleich constatirt ward, daß Kullmann nie dem Gesellen-

verein angehört hat. Niemand auf „liberaler" Seite nimmt an alledem Anstoß. Noch auffallender aber wäre es, wenn die Regierung wirklich glaubte, durch solches Vorgehen gegen Vereine und Personen, die nichts verbrochen haben oder beabsichtigen, ihre Stellung zu befestigen oder den Landfrieden zu fördern, wie Falk dies als Endziel der von ihm eingebrachten Gesetze bezeichnet hat. Ueberhaupt ist wohl niemals eine Kirchenverfolgung ungenirter vom Zaun gebrochen worden als die gegenwärtige. Ohne irgendwelchen ernstlichen Anlaß, gleich nach dem Kriege, in welchem die Katholiken, insbesondere die katholischen Orden, durch opferwillige Hingebung vorgeleuchtet haben, Auflösung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium, gegen den Papst zugespitzte Reichstagsadresse, Lutzsches Kanzelgesetz, Hätschelung der Altkatholiken, Gehaltssperre gegen Bischof Krementz, weil derselbe nicht unbedingt sich im voraus allen möglichen Gesetzen unterwerfen wollte, Vertreibung der Jesuiten und der mit denselben „verwandten" (!) Orden, rücksichtslose Behandlung von Ordenspriestern, welchen man sogar das Messelesen untersagt, Maigesetze, Supplement dazu durch den Reichstag, Internirung, Verbannung 2c. — und das alles soll dem Staate zum Heile gereichen!! Die Kirche und deren Anhänger leiden allerdings, viel Gutes wird zerstört, was auch der Kirche diente; aber andererseits stählt die Verfolgung ihre Jünger, befestigt das Band, welches die Hierarchie in ihren Abstufungen und mit dem Volke zusammenhält, popularisirt den Clerus und die Orden, während der Protestantismus sich mehr und mehr zersetzt, der Unglaube keinen Damm mehr kennt und die Regierung die Sympathien derjenigen einbüßt, welche um Gottes und Gewissens willen gehorchen. Nicht leicht wird jemals wieder die Constellation bezüglich der moralischen Einigung Deutschlands sich günstiger gestalten, als es nach dem Kriege von 1870 der Fall war. Der Uebermuth des Siegers glaubte, wie es scheint, für allezeit mittelst der mechanischen Gewalt auszukommen. Sollte einmal wieder, was Gott verhüte, ein revolutionärer Sturm über Deutschland kommen, so wird die Popularität, welche der Kirche und dem Clerus aus der Verfolgung erwächst, beiden sicherlich zu gute kommen.'

In der zweiten Hälfte des August konnte Reichensperger seine Ferien antreten. Er wohnte zunächst einem Meeting der holländischen St. Bernulphsgilde in Maastricht bei, besuchte dann Montalemberts Schwiegersohn, den Grafen Grünne, in Brüssel und Bethune in Gent und brachte zuletzt eine Woche in Blankenberghe zu. In Manage machte er auf den Wunsch des Staatsministers Dechamps Halt und hatte mit demselben eine mehrstündige Unterredung. ‚Es war Dechamps hauptsächlich darum zu thun, einen Schlüssel zu der innern Politik des Fürsten Bismarck, insbesondere auf dem kirchlichen Gebiete, zu bekommen; er würde diese Politik, so meinte er,

schlechthin für insensée erklären, wenn er nicht einen so hohen Begriff von der staatsmännischen Begabung des Fürsten hätte. Ich suchte darzulegen, daß mir diese Politik zwar sehr beklagenswerth und gewagt erscheine, darum aber doch keineswegs unerklärlich oder gar unsinnig, daß sie meines Erachtens der Kirche zum Ruhm und Vortheil gereichen werde, wenn der deutsche Clerus fest und das katholische Volk loyal bleibe. Unsere Unterhaltung bewegte sich auch noch um den Liberalismus, von welchem er sich theilweise habe in die Irre leiten lassen, sodann um die orthodoxe und legitimistische Principienreiterei über Stock und Stein, in welcher er mit mir eine nicht geringe Gefahr für unsere Sache erblickte.' Gegen die ‚legitimistischen Principienreiter' trat Reichensperger einige Zeit später mit einem Artikel in der ‚Kölnischen Volkszeitung' hervor. Er vertheidigte in demselben den Herzog v. Broglie gegen den Pariser Correspondenten des genannten Blattes, welcher Broglie aus Anlaß einer jüngst im Lyceum zu Evreux gehaltenen Rede des politischen Skepticismus und Egoismus beschuldigt und dies alles dann dem ‚liberalen Katholicismus' und den Principien von 1789 auf die Rechnung gesetzt hatte. Hierzu bemerkte Reichensperger: ‚Schon die von dem Herrn Correspondenten angeführten, an die studirende Jugend gerichteten Worte des Herzogs: „Welches auch das Geschick des Landes sein mag, zählen Sie, um ihm zu dienen, um ihm die Ruhe nach so viel Mißgeschick und Elend zu sichern, nicht mit zu viel Vertrauen auf irgend eine Institution, auf irgend ein Princip, zählen Sie nächst Gott nur auf sich selbst!" sind für sich allein betrachtet offenbar keineswegs geeignet, ein solches Urtheil über den Redner zu begründen; ihr Zusammenhang mit dem weitern Inhalte der Rede ergibt aber klar, daß der Herzog vor indolenter Principienreiterei warnen, das alte „Hilf dir selber, und Gott wird dir helfen!" einschärfen wollte. Und das kann nicht oft genug geschehen, zumal in Frankreich. Eine Unzahl honetter Bürger glauben dort ihrem Gewissen vollauf genuggethan zu haben, wenn sie sich zum Legitimismus und zur weißen Fahne bekennen, über den Parlamentarismus und die Principien von 1789 schimpfen und — die Hände in den Schoß legen. Thut es nicht wahrlich noth, das System des Nichtsthuns, zumal bei öffentlichen Wahlen, öffentlich zu bekämpfen und kluges, energisches Handeln zu empfehlen, welches auch die besten politischen Institutionen zu ersetzen im stande ist? Mögen die Worte des Herzogs nicht bloß in Frankreich, sondern überall da beherzigt werden, wo das Wohl oder Wehe eines Landes ganz oder theilweise in die Hände seiner Bürger gelegt ist. Gewiß entsprechen die Principien von 1789 und unsere Sorte von Parlamentarismus nicht dem christlichen Ideale; allein entsprach denn diesem Ideale etwa der französische Absolutismus von der Regierung Ludwigs XI. an bis zur Proclamirung jener Principien, und gewährt die

weiße Fahne für sich allein vollgiltige Bürgschaft dafür, daß das echt christliche Gottesgnadenthum fernerhin das falsche, abgefallene verdrängen wird? Gewiß wird dies nicht der Fall sein, sofern nicht jetzt schon seine Vertheidiger klug und energisch handeln, statt gegen den liberalen Katholicismus zu declamiren.'[1]

Am 10. October 1874 besuchte Reichensperger den aus dem Gefängniß wieder entlassenen Erzbischof von Köln. ‚Derselbe sah abgemagert und angegriffen aus und bemerkte unter anderem: Das Gebet der Diöcese und das Bewußtsein, daß Gott alles zum Heile der Kirche lenken werde, habe ihn aufrecht gehalten, und seien ihm die achtundzwanzig Wochen der Haft rascher vorübergegangen als früher derselbe Zeitraum; es müsse aber noch viel und lange gebetet werden; die Zeit der Trübsal sei keineswegs vorüber, noch hänge das Schwert über seinem Haupte, jedenfalls aber werde er mit derselben freudigen Zuversicht wie das erste Mal von neuem sich ins Gefängniß begeben. Morgen will er nicht in den Dom gehen, um Massendemonstrationen fernzuhalten, und baldigst eine Firmungsreise antreten. Ueber das Gefängnißpersonal sprach er sich befriedigt aus.'

Nachdem Reichensperger am 29. October in Berlin zu den Reichstagssitzungen eingetroffen, charakterisirte er die Situation also: ‚Vorläufig scheint ein kirchenpolitisches Stück nicht in Aussicht zu stehen. Der Altkatholicismus

[1] S. Köln. Volkszeitung vom 3. October 1874. In der Nummer vom 21. October kam Reichensperger nochmals auf die oben berührte Frage zurück. Er bemerkte u. a.: ‚Unpolitisches Ungestüm compromittirt die ganze conservative Partei in der Gegenwart und macht sie dadurch unmöglich für die Zukunft. Mit aller Entschiedenheit ist daher jene legitimistische Principienreiterei zu bekämpfen, welche durch alle möglichen Verdächtigungen und Angriffe die Beseitigung der sogen. liberalen Katholiken vom Schlage der Montalembert, de Broglie und Falloux betreibt. Und doch ist es dem Talent und der Hingebung dieser Männer an erster Stelle zu danken, daß in keinem Lande des Continentes die katholische Kirche sich freier bewegt und freier sich entfalten kann als in Frankreich, während beispielsweise in den legitimen Monarchien deutscher Zunge das gerade Gegentheil der Fall ist. Und in welchem deutschen Lande, frage ich, besteht etwa weniger Mißtrauen in die Zukunft, weniger Zwiespalt in der Gegenwart, als in Frankreich? Wo werden die conservativen Interessen mehr gewahrt? Wo thut eine christliche Socialpolitik weniger noth als in Frankreich? Wo legt man dem katholischen Vereinswesen, dem Unterricht der religiösen Genossenschaften und der öffentlichen Bethätigung des Cultus weniger Hindernisse in den Weg als eben unter der Regierung des sogen. liberalen Katholicismus? Schwerlich würde das revolutionäre Miasma dadurch beseitigt werden, daß man auf die Tuilerien die weiße Fahne pflanzte und die Zügel der Regierung in die Hände der Veuillots und ihrer Freunde legte. Vergessen wir nicht, daß die Principien von 1789 und das revolutionäre Miasma aus dem Sumpfe des monarchischen Absolutismus aufgestiegen sind, und daß ein Polignac es war, welcher den Sturz der Legitimität in Frankreich zuwege gebracht hat!'

hat in den maßgebenden Regionen (Falk, Hübler ꝛc.) allen Credit verloren. Auch der unter Suspendirung, d. h. Verletzung des dem erzbischöflichen Stuhl zustehenden Einspruchsrechtes von Braunsberg nach Bonn als altkatholischer Dogmatiker versetzte Professor Menzel (früher Mitglied unserer katholischen Fraction) hat gegenüber dem Geh. Rath Linhoff die vollständige Isolirung zugestanden, in welche er sich seit seinem Abfall mehr und mehr versetzt gefunden.'

Entgegen Reichenspergers Erwartung sollte jedoch die folgende Reichstagssession, in welcher er zuerst am 4. November 1874 über die Verfälschung der Lebensmittel sprach, die stürmischste der ganzen Culturkampfszeit werden. Am 21. November kam es im Reichstag über einen Antrag der Socialdemokraten auf Beurlaubung der inhaftirten Abgeordneten Bebel, Hasenclever und Most aus der Haft während der Dauer der Session zu einer großen Debatte, in welche auch Fürst Bismarck wiederholt eingriff. Reichensperger besprach bei dieser Gelegenheit die Kirchenpolitik der Regierung. ‚Wenn die Gesetze', führte er aus, ‚Zumuthungen stellen, welchen das Gewissen widerstreitet (lebhafte Unruhe und Ruf: das Gesetz!), ich verstehe diese unarticulirten Laute nicht (Ruf: das Gesetz!), wenn die Gesetze also Zumuthungen machen, ich wiederhole das, es mag Ihnen nun gefallen oder nicht, welche dem Gewissen, und zwar dem zartesten Punkte im Gewissen, widerstreiten, wer ist dann schuld daran, daß diese Gewissen sich gegen die Gesetze empören? Doch wahrlich die Gesetzgebung, sollte ich glauben; oder, meine Herren, glauben Sie nicht mehr an den Spruch, der schon vor Jahrhunderten laut geworden ist, daß Gesetze, welche gegen die Sitten des Volkes vorgehen, oder gar Gesetze, welche gegen die tiefsten religiösen Ueberzeugungen des Volkes vorgehen, daß solche Gesetze schlechte Gesetze sind, daß sie Verwirrungen zur Folge haben, welche dem Staate im höchsten Grade schädlich sind und die Individuen in die schwersten Conflicte versetzen?'

Kaum hatte Reichensperger geendet, als Fürst Bismarck sich erhob. ‚Die Berechtigung des Gewissens', erklärte er, ‚sei zweifellos, aber die Staatsgesetze dürften darunter nicht leiden. Die Centrumspartei vertrete denselben Standpunkt wie die Socialdemokraten; beide sagten: wir halten die Gesetze unseres Gewissens wegen nicht. Sie ständen beide auf derselben Basis, und er bitte das Haus, sich dieser Gleichheit vollständig bewußt zu werden!'

Reichensperger legte gegen diese ‚sehr kühne' Gleichstellung seiner Gesinnungsgenossen mit den Socialdemokraten in würdiger Weise Verwahrung ein. Auf das entschiedenste bestritt er, daß das Centrum eine Revolutionspartei sei, im Gegentheil sei gerade das Streben seiner Partei dahin gerichtet, die Revolutionen unmöglich zu machen, ihnen vorzubeugen; niemand habe auch mehr durch Revolutionen zu verlieren als gerade seine Partei. Dann bemerkte

er: ‚Auf eines möchte ich doch noch den Herrn Reichskanzler aufmerksam zu machen mir erlauben. Bekanntlich haben am Ende des vorigen Jahrhunderts ein ganzes Jahrzehnt hindurch zum allermindesten ähnliche Gesetze bestanden, wie diejenigen sind, gegen welche ich zuvor Klage erhoben habe. Auch damals hat man die „Majestät des Gesetzes“ über alles gestellt, und man hat unter anderem den Priestern den bekannten bürgerlichen Eid zugemuthet. Meine Herren, welches Urtheil hat die Geschichte über die prêtres assermentés gefällt? Schlagen Sie alle Geschichtsbücher nach, und Sie werden lesen, daß diejenigen Priester, welche damals, von ihrem Gewissen und ihren Pflichten abfallend, jenen Eid geleistet haben, der Verachtung anheimgefallen sind (Sehr wahr! im Centrum), wenn sie nicht gar nachher doch noch ihren Kopf auf der Guillotine gelassen haben, indem man ihnen ihre Schwäche nicht zu gut gehalten hat. Meine Herren, bedenken Sie, daß die Majestät des Gesetzes gerade dadurch am meisten gefährdet wird, wenn die Gesetze Zumuthungen machen, die, wie ich zuvor schon gesagt habe, vor dem Gewissen, vor bereits übernommenen heiligen Pflichten nicht erfüllt werden können. Glauben Sie nicht, daß man selbst Soldaten militärische Zumuthungen machen kann, die sie aus Rücksicht auf ihre Ehre nicht erfüllen können, nicht erfüllen werden? Es sind derartige Fälle schon vorgekommen, und ich erinnere daran, daß, als vor Jahren einem hochstehenden Soldaten aufgetragen wurde, die Fahne der Sachsen zu verbrennen, er es verweigerte; und er ist nachher nichtsdestoweniger zu höhern Ehren gekommen. Wenn solcher Ungehorsam sogar auf militärischem Gebiete gutgeheißen werden kann, so liegt es auf der Hand, daß auf dem bürgerlichen Gebiete ein gerechter Ungehorsam noch weit leichter vorkommen kann. Hüten Sie sich, meine Herren, vor dem Princip, welches der Herr Reichskanzler eben proclamirt hat, vor dem Princip der absoluten Staatsomnipotenz! Die absolute Staatsomnipotenz ist Byzantinismus (Sehr wahr!); statuiren Sie dieselbe, dann werden Sie weiter nichts thun, als dem Reiche das Ende von Byzanz bescheren.‘ (Bravo!)

Bismarck schwieg, und man sagte Reichensperger, ‚er habe den Gegner demontirt‘. ‚Dank der Güte der Sache, für welche ich eintrat‘, erwiderte er bescheiden. Auch auf die Anklagen, welche Reichensperger gegen die herrschende Kirchenpolitik gerichtet hatte, wußte niemand etwas zu erwidern. So blieben Bismarck und seine Getreuen in diesem Gefecht entschieden im Nachtheil[1]. Es sollten bald weit heftigere Auftritte folgen.

Am 4. December kam es im Reichstage zu Scenen, welche Reichensperger noch nach vielen Jahren als den eigentlichen Höhepunkt des sogen. Cultur-

---

[1] Vgl. das Urtheil des Berliner Correspondenten der Köln. Volkszeitung 1874, Nr. 323.

kampfes bezeichnete. In seinem Tagebuch berichtet er zum 7. December folgendes: ‚Vorigen Freitag (4. December) die stürmischste der bisherigen Reichstagssitzungen. Ich hatte die Majorität durch eine Rede über die officiöse Wahlstatistik bereits unangenehm berührt, als Jörg die auswärtige Politik des Reichskanzlers in ebenso ruhiger als einschneidender Weise kritisirte und persiflirte, indem er z. B. von einem Fiasco derselben in der spanischen Anerkennungsfrage, von der europäischen Suprematie Rußlands u. s. w. sprach. Bismarck griff in seiner sehr gereizten Erwiderung das von Jörg berührte Kullmannsche Attentat auf und stellte die Centrumspartei in den Schatten der Mitschuldigkeit; Kullmann habe ihm, dem Reichskanzler, bei seiner Unterredung mit demselben gleich nach dem Attentat erklärt, die Centrumsfraction sei seine, des Kullmann, Partei, „Kullmann halte sich an unsern Rockschößen fest“ u. dgl. mehr. Darüber zustimmender Lärm der Majorität, vielfaches „Pfui“ aus dem Centrum, für welches der in meiner Bank zufällig sitzende Graf Ballestrem allein heftig angelassen und zur Ordnung gerufen ward. Sittliche Entrüstungsreden von Lasker und Beseler gegen das Centrum, für welche ersterer vom Präsidenten zur Ordnung gerufen ward, kurz arger Tumult und höchste Aufregung, so daß Forckenbeck sich schon seinen Hut zur Hand hatte stellen lassen[1]. Mich afficirte der Vorgang nicht sonderlich, weil mir der liberale Entrüstungshumbug nicht fremd ist. Diesmal war Fürst Bismarck und seine Majorität der angegriffene Theil, und ich wunderte mich über den Zorn der letztern nicht, als sie ihr Idol in seinem innersten Heiligthum, dem auswärtigen Departement, angegriffen sah. Am folgenden Tage kam der päpstliche Gesandtschaftsposten, welchen Tags vorher Fürst Bismarck zufolge Anweisung des Kaisers[2] aus dem Budget hatte streichen lassen (worauf diesmal wie früher schon seitens des Abgeordneten Dr. Löwe angetragen war), im Reichstag zur Sprache. Es redeten Windthorst und ich über die kirchliche Frage ruhig, aber ohne Rückhalt, nachdem die Majorität versucht hatte, mir das Wort abzuschneiden; die Debatte verlief ohne Eclat.‘

‚Was nun die Sache selbst betrifft,‘ sagte Reichensperger in dieser Rede, ‚so glaube ich versichern zu können, daß dieser Schritt der Reichsregierung bei Millionen von Katholiken eine schmerzliche Erregung zur Folge haben wird. — Ich glaube aber nicht, daß durch diesen Schritt die Zahl der sogen. Ultramontanen vermindert wird. Es ist nur ein Schritt weiter in dem sogen.

[1] In sehr interessanter, aber auch sehr einseitiger Weise wird die dramatische Stunde des Reichstages vom 4. December 1874 von einem Augenzeugen (Hans Blum, dem Sohne des 1848 erschossenen Robert Blum) in der Zeitschrift ‚Daheim‘ Jahrg. XI, 196 f. geschildert.

[2] Richtiger Königs.

Culturkampf. — Die Frage, um welche es sich handelt, welche eigentlich den Kern in der ganzen Angelegenheit bildet, ist einfach die Frage, ob das Einzelgewissen schlechthin im Staatsgewissen aufgehen muß; es ist die Frage, ob gegenüber der Staatsgewalt das Gewissen und die Ehre keinerlei Berechtigung mehr haben. Es ist ein weltgeschichtlicher Proceß, um den es sich hier handelt. — Ich glaube, wenn Sie in die Geschichte zurückschauen, so werden Sie finden, daß es wahrlich nicht die Schlechtesten waren, die erklärt und sogar mit ihrem Blute besiegelt haben, daß sie sich nicht schlechthin jedem Gesetze, welcher Art immer, zu unterwerfen gesonnen seien. — Der erste Napoleon, als er noch erster Consul und gewiß noch weniger ultramontan als jemals in seinem Leben war, gab einem sich ihm vorstellenden Priester, welcher den bürgerlichen Eid geleistet und geheiratet hatte und glaubte, eine Beförderung oder doch einen freundlichen Empfang zu finden, den einfachen Bescheid: „Ich sehe in Ihnen nur einen Deserteur von Ihrer Fahne; Sie können gehen!“ Meine Herren, zu solchen Deserteuren wollen sich unsere Bischöfe und unsere Priester nicht stempeln lassen, das ist die sehr einfache Sachlage.‘ Dann folgte eine Polemik gegen verschiedene Behauptungen Bismarcks, namentlich dagegen, als ob die Jesuiten Napoleon III. zum Kriege getrieben hätten. ‚Ich meine doch, das läge vor der ganzen Welt offen, sonnenklar da, daß, wenn irgend woher eine Verschwörung gegen das Papstthum eingefädelt wurde, wenn von irgend woher die Ewige Stadt den Feinden des Papstthums überliefert werden sollte, dies gerade von Napoleon III. ausging. — Ich bin überzeugt, meine Herren, daß, wenn Napoleon III. gesiegt hätte — ich glaube das längst, und ich kann Ihnen aus französischen Schriftstellern, Katholiken der hervorragendsten Art, sie stehen jedem zu Diensten, beweisen, daß auch in Frankreich gerade in der großen katholischen Masse aller Denkenden die Ansicht herrschte, daß Napoleon III. der gefährlichste Feind des Papstthums sei. Ich füge hinzu, daß, wenn er gesiegt hätte, meiner vollen Ueberzeugung nach es um die Kirche nicht bloß in Frankreich, sondern in der ganzen Welt noch schlechter gestanden hätte, als es dermalen um sie im Deutschen Reiche steht. — Ich bin überzeugt, daß das Werk, welches die beiden Napoleone begonnen haben, sich fortsetzt; auch die beiden Napoleone waren natürlich die Angegriffenen, die Verletzten; sie haben sich bloß für die Staatsinteressen an dem Papst vergriffen. Ich bin weiter überzeugt, es wird noch viel Schlimmeres kommen, ich fürchte das Schlimmste für das Oberhaupt der katholischen Kirche; ja ich fürchte sogar, daß ihm eine ähnliche Grabschrift zu theil werden wird, wie sie über dem Grabe Gregors VII. im Dome zu Salerno zu lesen steht. Aber, meine Herren, für die Zukunft der katholischen Kirche fürchte ich nicht. (Bravo! im Centrum.) Sie wird viele Trübsale zu bestehen, sie wird Prüfungen, Heimsuchungen mancher Art noch zu bestehen haben; aber ihre Zu-

kunft ist ihr garantirt, sie ist ihr in den Höhen garantirt, an welche keine irdische Macht hinanreicht.'

Am 16. December kam die Angelegenheit des verhafteten Reichstagsabgeordneten Majunke zur Verhandlung. Von den verschiedenen Anträgen gelangte derjenige von Hoverbeck zur Annahme: behufs Aufrechterhaltung der Würde des Reichstages sei es nothwendig, durch declarative Verfassungsänderung die Möglichkeit der Verhaftung von Abgeordneten auszuschließen. Ein Theil der Nationalliberalen hatte hierzu seine Zustimmung gegeben. Bismarck reichte darauf sein Demissionsgesuch ein. Am 17. December erklärte Windthorst, gegen die geheimen Fonds für das auswärtige Ministerium zu stimmen, worauf Bennigsen ein Vertrauensvotum für Bismarck motivirte, das gegen 71 Stimmen angenommen wurde. Darauf erfolgte die Zurücknahme des Bismarckschen Demissionsgesuches. Gegen die von dem Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses auf das Centrum und die Person Windthorsts geschleuderten ‚gehässigen Angriffe' meldeten sich sofort Reichensperger und Windthorst; allein die Majorität beeilte sich, durch eine ‚unerhörte Schlußmacherei' jede Erwiderung abzuschneiden[1]. Eine derartige Beschränkung der Redefreiheit hatte Reichensperger schon in den frühern Sitzungen erfahren müssen. ‚Nur durch zahlreiches und pünktliches Erscheinen der Centrumsmitglieder in den Sitzungen', meinte er, ‚kann derartigen Praktiken einigermaßen begegnet werden.'[2]

Nachdem Reichensperger noch am 18. December über die kirchlichen Verhältnisse in Elsaß-Lothringen gesprochen, trat er am folgenden Tage seine Weihnachtsferien an. Auf der Rückreise nach Berlin besuchte er am 6. Januar 1875 Steinle und Janssen in Frankfurt. Letzterer las ihm einzelnes aus seiner deutschen Geschichte vor. Steinle gegenüber drang Reichensperger auf Federzeichnungen zu den Shakespeareschen Dramen. v. Savigny traf er schwer leidend.

Im Reichstage betheiligte sich Reichensperger eifrig an den Debatten über einen Gesetzentwurf betreffend die Reblausgefahr (9. und 29. Januar); am 23. Januar sprach er über das Civilehegesetz.

‚Ich meinerseits bin,' betonte er, ‚wie meine Freunde aus den Rheinlanden und noch andern Landestheilen, in einem Lande geboren, in welchem die bürgerliche Ehe und die Civilstandsregister Geltung hatten, und ich lebe fortwährend darin. Ich habe, das gestehe ich offen, einen besondern Druck aus diesem Verhältnisse nicht empfunden, und da liegt dann allerdings die Frage nahe: Wie kommt es, daß ihr Rheinländer dennoch gegen dieses Gesetz stimmt? Ja sogar vom Bundesrathstische aus ist durch den Herrn Minister aus Bayern, den Herrn Bundesrath Dr. Fäustle, geäußert worden: „Die Civilehe

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1874, Nr. 350.

[2] Berliner Correspondenz in der Köln. Volkszeitung 1874, Nr. 339. Vgl. auch seine Correspondenz in der Nummer vom 12. Januar 1875.

gilt in Frankreich, Italien, Belgien, in der Rheinprovinz; wenn man die dortigen katholischen Priester fragte — und sie dürften es sagen, wie sie darüber denken —, sie würden sagen: wir wollen die Civilehe behalten." Ich weiß nun nicht, ob der geehrte Herr die Gesinnung der rheinländischen Geistlichen so genau zu kennen Gelegenheit hatte; das aber weiß ich, daß unsere Geistlichen, wenn sie sprechen wollen, auch sprechen dürfen. Ich wenigstens kenne kein ausdrückliches Verbot, aber auch keine Rücksicht, welche sie von solchen Aeußerungen zurückhalten könnte. Im Gegentheil, meine Herren, wenn unsere Geistlichen sich für die neuesten, die „modernen" Staatseinrichtungen erklärten, wenn sie Partei nähmen für dasjenige, was in neuester Zeit auf dem staatskirchlichen Gebiete geschaffen worden ist, so würden sie dabei ein sehr gutes Geschäft machen. Ich kann wenigstens versichern, daß diejenigen Priester, welche sich nicht im kirchlichen Sinne ausließen, sondern sich zu der Staatsomnipotenz bekannten, vortrefflich gefahren sind in weltlicher Beziehung. Ein Priester braucht nur gegen seinen Bischof zu rebelliren, und er kann überzeugt sein, daß der Staat nicht bloß seine schützende Hand über ihn hält, sondern daß er auch in mehr als einer Hinsicht dafür belohnt wird. Wenn also unsere Geistlichen sich nicht in dem Sinne aussprechen, wie es der Herr Minister ihnen imputirt hat, so können es nur religiöse, nur kirchliche, nur Gewissensmotive sein, welche sie davon abhalten.

‚Man hat dann darauf hingewiesen, daß wie ja in Frankreich und den andern genannten Ländern die Civilehe in voller Geltung sei, man sich auch bei uns in dieselbe finden würde, wenn nur einmal die jetzigen Mißverhältnisse sich allmählich gelegt hätten, was die Natur der Sache mit sich bringe. Meine Herren! Der erste Herr Redner hat Sie schon darauf aufmerksam gemacht, welcher wesentliche Unterschied zwischen den heutigen Zeitverhältnissen obwaltet und denjenigen, in welchen zuerst in Frankreich die Civilehe, überhaupt das Civilstandswesen aufgetaucht ist. Damals, meine Herren, hatte die Revolution Trümmerhaufen aufgeschüttet, es war eine ganz neue Organisation einzurichten, und diese großartige, politische wie civilrechtliche Organisation erforderte gewissermaßen nach den damaligen Umständen die Einführung des Civilstandswesens, so wie es jetzt in Frankreich besteht. Damals, meine Herren, gab es, wie schon bemerkt worden ist, nur sehr wenige Priester im Verhältniß zur Bevölkerung Frankreichs, welche trauen konnten; das ganze kirchliche Wesen lag in der ärgsten Verwirrung, das wird wohl niemand bestreiten können. Ist dem denn auch wirklich heute bei uns so, ist nicht vielmehr zu befürchten, daß die Verwirrung, die jetzt nicht besteht, erst in das fragliche Gebiet hineingetragen werden wird? Es ist ein alter Satz, den die Juristen sehr wohl kennen, vielleicht auch die Nichtjuristen: Si duo faciunt idem, non est idem. Wenn zwei dasselbe thun, so ist

es nicht dasselbe. Es kommt alles darauf an in solchen Dingen, von welchem Gesichtspunkte man ausgeht und nach welchen Zielen man gelangen will, und da kann ich Sie nur versichern, daß die ganze Art und Weise, in welcher in Frankreich z. B. das Institut der Civilehe aufgefaßt wird, wesentlich verschieden von derjenigen Auffassung ist, die sich hier, und zwar gerade auf seiten der Majorität, zum Ausdruck gebracht hat. —

‚Dann weiter, meine Herren, hat uns der Herr Abgeordnete Wehrenpfennig gesagt, die Civiltrauung sei der Kern der Sache (Ruf: Nein, das hat er nicht gesagt) — der Kern der Sache, die kirchliche Trauung nur die Schale; wir unsererseits verwechseln fort und fort den Kern und die Schale. (Unterbrechung seitens des Abgeordneten Dr. Lasker.) Herr Lasker unterbricht mich — oder bemerkt doch etwas. Ich will diese Unterbrechung durchaus nicht übel nehmen und erwidere, daß nach meiner Notiz Herr Wehrenpfennig wörtlich erklärt hat, daß die kirchliche Trauung die bloße Schale, der Civilact der Kern sei. Ob es direct in dieser Wortfassung gesagt worden ist, will ich nicht behaupten, das wird der stenographische Bericht ergeben, vielleicht findet sich auch der Herr Abgeordnete zu einer Erklärung gemüßigt. (Abgeordnete Dr. Völk: Consens!) Nun, meine Herren, wenn Sie die Sache so anschauen, dann können Sie es doch wahrlich einem gläubigen Katholiken nicht verübeln, wenn er vor solcher Anschauungsweise, vor solchen Grundgedanken, wie sie hier dem Gesetze untergelegt werden, scheu zurücktritt. — Es ist dann fernerhin und heute noch von dieser Stelle aus namentlich die Civilehe als ein Postulat der Gewissensfreiheit verlangt worden, aber, meine Herren, sind denn die Gewissen wirklich in allen denjenigen Ländern, wo die kirchliche Trauung vorgeschrieben ist, wo sie allein gilt, so unfrei? Bis jetzt hat doch in dem größten Theile Deutschlands nicht die Civilehe gegolten, in England u. s. w. gilt sie nicht. — Ich frage Sie also einfach, meine Herren, sind die Gewissen wirklich so unfrei in jenen Ländern (Ruf: Ja!), ist ein Aufschrei in jenen Ländern gehört worden? (Ruf: Ja!) In früherer Zeit wahrlich nicht! —

‚Herr Löwe hat uns bei einer frühern Verhandlung gesagt, er und seine Freunde wollten die Trennung von Staat und Kirche; sie wollten dem Staate geben, was des Staates sei, und der Kirche, was der Kirche sei. Meine Herren, ich muß gestehen, daß mir diese Aeußerung fast wie eine Ironie vorkam; in dieser Zeit, in welcher der Kampf entbrannt ist gegen die Staatsomnipotenz, in dieser Zeit, wo man Bischöfe und Priester im Gefängniß hält, weil sie die Staatsomnipotenz auf dem kirchlichen Gebiet nicht anerkennen wollen und können, weil sie ein selbständiges Recht der Kirche neben dem Staate verlangen, in dieser Zeit sich darauf zu berufen, es sei die Civilehe ein Postulat der Trennung der Kirche vom Staat, das ist stark! Wenn es Ihnen wirklich Ernst damit ist, wenn Sie wirklich eine Trennung

der Kirche vom Staate wollen, wie sie in Holland, England und Amerika besteht, dann stellen Sie darauf Anträge, darüber läßt sich reden. Aber bloß für dieses Gesetz das Axiom der Trennung der Kirche vom Staat ausrufen, im übrigen aber die Staatsomnipotenz proclamiren, das ist ein flagranter Widerspruch, und Sie werden uns doch wohl nicht zumuthen, daß wir von jenem Gesichtspunkte aus diesem Gesetze auch nur das geringste Vertrauen schenken. Wie gesagt, wenn die Einführung der Civilehe als Theil eines zusammenhängenden organischen Ganzen, zur Verwirklichung des Systems der Trennung der Kirche vom Staat, so wie es in den gedachten Ländern besteht, uns dargeboten würde, dann könnte man die Sache allerdings anders beurtheilen, dann könnten die großen Vortheile, welche die Beseitigung der traurigen Conflicte zwischen Kirche und Staat, welche in diesem Augenblicke bestehen, darbietet, dann könnten, sage ich, die großen Vortheile, welche durch eine loyale Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat sich darböten, wohl die Nachtheile aufwiegen, welche der Religion und den Kirchen aus einem Gesetze wie das vorliegende erwachsen. So, wie das Gesetz jetzt hier liegt, und so, wie es die Mehrzahl der Redner in der Majorität begründet haben, richtet es seine Spitze gegen die Kirche. Dadurch unterscheidet es sich so wesentlich von ähnlichen Gesetzen, die in andern Ländern unter ganz andern Umständen und Verhältnissen zu stande gekommen sind. Sodann erhebt sich auch noch eine weitere Frage, die Sie, wie mir scheint, sogar vorzugsweise ins Auge fassen müßten: wie denkt denn das Volk von diesem Gesetze, und wie faßt es das Gesetz auf, wie benutzt es dasselbe? Es ist schon darauf hingewiesen worden, welche traurigen Erfahrungen bereits in Preußen gemacht worden sind, nachdem die Civilehe, überhaupt das Civilstandswesen dort eingeführt ist. Es ist unwidersprochen geblieben, daß hier in Berlin nur ein Viertel der Brautpaare bis jetzt sich hat kirchlich trauen lassen, und daß nur ein Drittel der neugeborenen Kinder getauft worden ist. — Wenn das schon im Beginne der Wirksamkeit des Gesetzes die Früchte desselben sind, welche Früchte wird das Gesetz erst in der Zukunft tragen, wenn es vom ganzen Volke nicht bloß gekannt, sondern demselben noch überdies präconisirt worden ist! Ich glaube, wenn man einmal überhaupt prophezeien soll, so hat man eher Grund, Schlimmeres als Besseres zu prophezeien. —

,Endlich kommen zu diesen allgemeinen Gesichtspunkten auch noch innere Mängel, welche das Gesetz an sich trägt, und welche trotz aller Verbesserungsanträge schwerlich hinweggeräumt werden. Bis jetzt sind sie noch keineswegs weggeräumt. Ich will, um nicht zu weitläufig zu werden, nur darauf hinweisen, daß z. B. nach diesem Gesetz die Verwaltungsbehörde und nicht die Gerichtsbehörde die Controlle über die Civilstandsregister üben soll. — Ich bin der Ansicht, meine Herren, ja der Ueberzeugung, daß die Hoffnungen, welche

die Christlich-Gesinnten auf diese Gesetzesvorlage bauen, sich als Illusionen erweisen werden. Hat man doch auch von hoher Stelle aus sogar bei Einbringung der Maigesetze erklärt, aus diesen Gesetzen werde der Friede zwischen Staat und Kirche emporblühen. Nun, meine Herren, daß das eine Illusion gewesen ist, wird wohl niemand bestreiten. Auch hier, meine Herren, werden Sie sich täuschen. Ich zweifle nicht daran, daß sehr viele von Ihnen und auch im Bundesrathe es wahrhaft ernst und ehrlich meinen, daß die christliche Basis dem Staate erhalten werden muß. Ich fürchte aber, daß Sie diese Basis durch dieses Gesetz tief erschüttern. Möge nicht erst eine Katastrophe hereinbrechen, um Ihnen darüber die factische Gewißheit zu gewähren.‘

Befürchtungen dieser Art machten sich auch in protestantischen Kreisen geltend. Ende des Monats traf Reichensperger bei v. Gruner mit Hegel, dem Prediger Schulz und Ranke zusammen. ‚Die beiden erstern wie fast alle gläubigen Protestanten waren voll Besorgniß für ihre Kirche. Ranke sprach sich für die Legitimität des Don Alfonso aus.‘

Gar schmerzlich betroffen ward Reichensperger in jenen Tagen durch den Tod v. Savignys. ‚Die so überaus bewegte Stimmung,‘ schrieb er am 13. Februar, ‚in welcher Savigny in Frankfurt von mir Abschied nahm, gibt sich jetzt als eine Vorahnung seines baldigen Todes zu erkennen. Derselbe ist nun am 11. Februar erfolgt. R. I. P.‘

Am 30. Januar ging der Reichstag zu Ende. ‚Die Confusion‘, schrieb Reichensperger, ‚hat eher zu- als abgenommen.‘ Während der Session war wiederholt in der Parteipresse und auch sonst der Rath aufgetaucht, die Centrumsfraction möge, dem Beispiel der österreichischen und italienischen Katholiken folgend, die Flinte ins Korn werfen und Gott allein sorgen lassen. Reichensperger machte gegen derartige Vorschläge mündlich und schriftlich seinen ganzen Einfluß geltend. ‚Für keine andere Partei‘, schrieb er in der ‚Kölnischen Volkszeitung‘, ‚ist die Politik der parlamentarischen Nichtsthuerei gefährlicher als für die christlich-conservative. Der Trost, daß die feindlichen Parteien sich untereinander befehden und aufreiben würden, wenn die Vertheidiger der Wahrheit und des Rechtes mit gekreuzten Armen abseits stehen bleiben, hat alle Erfahrungen gegen sich. Wie oft ist schon seit einer Reihe von Jahren prophezeit worden, das Königreich Italien werde in sich zusammenstürzen, wenn man dort eben nur die Kirchenfeinde sich untereinander auffressen lasse! In Italien mögen übrigens die dort obwaltenden ganz besondern Verhältnisse dem Mitwirken im dortigen Parlamente entgegenstehen — ob aber auch dem bloßen Wählen?‘ [1]

[1] Köln. Volkszeitung 1874, Nr. 320. Mündlich sprach sich Reichensperger damals gegenüber dem Verfasser des vorliegenden Werkes in der schärfsten Weise über die

Die wachsende Kirchenverfolgung nahm auch in den folgenden Monaten fast das ganze Interesse Reichenspergers in Anspruch. Vor allem erfreulich erschien ihm die große Einmüthigkeit des Episkopates, welche zum Theil durch die Verfolgung erzielt worden sei. ‚Ueberhaupt‘, meinte er am 2. Februar, ‚hat bis jetzt diese Verfolgung die katholische Sache im ganzen wesentlich gefördert, viele Kräfte geweckt und auf den Kampfplatz getrieben, viele Masken fallen gemacht, das Interesse für kirchliche Fragen und die religiöse Erkenntniß allerwärts wesentlich gefördert und gezeigt, daß dem Skepticismus nur eine zerstörende Kraft innewohnt. Ich lese eben die Schrift Newmans gegen das Pronunciamento von Gladstone, dessen Vorgehen gegen die Kirche wohl eine felix culpa genannt werden kann. Newman zeigt sich als ein Gelehrter und Dialektiker allerersten Ranges; Gladstone wird von ihm geradezu zerrieben.‘ ‚Fortwährend kämpfe ich‘, heißt es in einer Aufzeichnung vom 27. Februar, ‚gegen die Gefühle, welche die stets wachsende Kirchenverfolgung in mir erregt; alles kirchliche Leben, auch auf seiten der Protestanten, droht allmählich zu schwinden, was auf die Dauer das staatliche Leben wohl untergraben wird, während die Kirche als G a n z e s allem Anscheine nach dadurch gewinnt. In England scheint die Gladstonesche Brandschrift nicht zu zünden; in Amerika erstarkt der Katholicismus zusehends. Die eben erfolgte Ernennung von fünf Cardinälen, worunter Graf Ledochowski, Dechamps und der Erzbischof von New York, freut mich besonders in betreff des letztern. Schon seit Jahren begriff ich nicht, warum Amerika nicht solche Ehre zu theil werde.‘ ‚Die „Culturkämpfer“ zerstören rastlos weiter, die Verfolgungslust scheint in Verfolgungswuth überzugehen. Minister Falk äußerte im Abgeordnetenhause, die Zeit des Redens sei vorüber — welche Thaten treten mehr und mehr hervor!‘

Acht Tage vor Pfingsten (13. Mai 1875) that Reichensperger ‚im Einverständniß‘ mit den Seinigen einen Schritt, den er schon seit längerer Zeit erwogen hatte: er kam um seine Pensionirung ein. ‚Von jeher‘, schrieb er in sein Tagebuch, ‚war es meine Absicht, mich im Amte nicht bis aufs äußerste abzunutzen; der Culturkampf erleichterte mir den Schritt in hohem Maße. Ist es doch sogar nicht undenkbar, daß allen katholischen Beamten eine ausdrückliche Unterwerfung unter die Staats o m n i p o t e n z abverlangt wird! — Die grausame Rücksichtslosigkeit, womit gegen die Bischöfe, die Priester und jetzt eben gegen die Klöster und alle Kundgebungen kirchlichen Sinnes

Indolenz der italienischen Katholiken aus, ‚die sich zertreten lassen und sich doch nicht rühren‘. Einige Jahre später (5. März 1877) schrieb er an P. Baumgartner: ‚Was Sie über die Lichtseite des „Culturkampfes“ sagen, unterschreibe ich von Wort zu Wort. Nichts ist bedrohlicher für die Sache der Wahrheit als der indolente Schlendrian, der Gott a l l e i n walten lassen zu sollen glaubt. Möchten doch insbesondere die Gutgesinnten in Oesterreich und Italien dies mehr, als bisher geschehen, beherzigen! Tempus est pugnandi.‘

vorgegangen wird, läßt das Schlimmste befürchten, und zwar um so mehr, als die Reichspolitik im Auslande nichts weniger als prosperirt. So hat die vom Gesandten Grafen Münster namens des „protestantischen Kaiserreiches“ erfolgte Einladung der Engländer, dem „Culturkampf“ sich anzuschließen, im Parlament und in der Presse, von der „Times“ an bis herab zum „Punch“, Fiasco gemacht. Das Gegentheil der gewünschten Wirkung ist eingetreten; die englische Regierung hat es ruhig geschehen lassen, daß der Erlaß unseres Episkopates über ihre Stellung zum Papste nach dem Vaticanischen Concil von allen Kanzeln herab feierlich verlesen ward, und sind die gegen die Klöster, insbesondere gegen die Jesuiten, gerichteten Anträge des Newdegate von Disraeli ebenso geringschätzig beiseite geschoben worden, wie die vorgedachte Mahnung des Grafen Münster. Auch mit Belgien, hinsichtlich welchem die Affaire Duchesne[1] und ein Mandement des Bischofs von Namur als Handhabe dienten, wollte es nicht gehen. Allem Anscheine nach sollte Belgien als Brücke nach Frankreich dienen, dessen Clericalismus noch jetzt der Regierungspresse gar sehr zum Anstoß gereicht. Allein die „freundschaftlichen“ Vorstellungen Englands und das vom Czaren in Berlin, dem Vernehmen nach, eingelegte Veto haben auch nach dieser Richtung hin der Action Einhalt gethan. Indes bleiben die großen Fragezeichen in der Schwebe, oder vielmehr sie drücken immer bedrohlicher auf Handel, Industrie, Börse u. s. w. In diesen Tagen bereist Minister Falk die Rheinprovinz, nimmt die Huldigungen der „Liberalen“ entgegen, besieht sich auch in einigen Klöstern seine Schlachtopfer und kehrt dann gewiß „befriedigt“ nach Berlin zurück.‘ Die rheinischen Katholiken veranstalteten ihrerseits Versammlungen zu Ehren ihres Erzbischofs. Ein zum Namenstag desselben projectirter Fackelzug ward verboten — ‚ebenso paritätisch‘, urtheilte Reichensperger, ‚wie es freiheitlich ist, die Ordensleute zu verjagen, den Geistlichen die Schulen zu verschließen (auch die Elementarschulen sollen verweltlicht werden, um der künftigen Staatskirche als Unterlage zu dienen) und vom sechsten Jahre an die Kinder mittelst Polizeizwang durch Staatsschulmeister zu drillen u. s. w. Das Wort „Freiheit“ führen die Culturkämpfer unausgesetzt im Munde, insbesondere wird jetzt Falk als Freiheitsapostel von den Seinigen willkommen geheißen. Was ist Wahrheit? „Erheben wird sich jählings der Zorn Gottes gegen die Bösen, und ihre Werke werden zu nichte werden und ihre Anschläge vergehen“ (Thomas von Kempis II, 6).‘

Am 24. Juni ward Reichensperger von seinem Erzbischof in der Schulfrage consultirt; am 4. Juli traf er bei demselben den Posener Weihbischof Janiscewski, ‚der längere Zeit im Gefängniß gesessen hatte, wo er wie ein

---

[1] Vgl. hierüber H. Blum, Bismarck und seine Zeit (München 1895) V, 159 bis 160.

gemeiner Sträfling behandelt ward, während man in Rußland die vertriebenen katholischen Bischöfe nur internirte und ihnen ihren Gehalt ließ. Es ist sicher, daß der Czar eben mit dem Papst ein Abkommen getroffen hat. So wird Bismarck auch in dieser Hinsicht von Rußland desavouirt und immer isolirter.'

'Vom 1. Juli ab ist die Sperrung der Gehälter unserer Geistlichen eingetreten. Eine harte Probe, indes wird auch sie allem Anscheine nach bestanden. Ob dem wohl wie im Kanton Bern eine Verbannung in Massen folgt? — Unterdes ist die Finanznoth, überhaupt der materielle Druck mehr und mehr gestiegen. In den letzten Tagen brachte die „Kreuzzeitung" fünf sehr einschneidende Artikel gegen die Wirtschaft Bleichröder-Delbrück-Camphausen; auch Bismarck ist nichts weniger als geschont. — Es ist nicht ganz unmöglich, daß vom Reichstag eine Wendung auch hinsichtlich des „Culturkampfes" ausgeht. Die Nationalliberalen sind in zwei Parteien gespalten: an der Spitze der quand-même gouvernementalen steht Bennigsen, der ebenso schweigsam-zugeknöpft ist wie der die linke Seite führende Lasker redselig. Letzterer hat mitunter Selbständigkeitsanflüge und ist nicht „Streber" im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern begnügt sich anscheinend mit dem Ruhmesglanze eines populären Parteiführers. Um diese seine Position zu behaupten, hat er schon mehrmals Bismarck angebellt, freilich bis jetzt ohne ernstlich zu beißen. Letzterer ist indes höchst reizbar. Führt einmal eine wichtige Frage die nationalliberale Partei (ca. 130 Mitglieder) ernstlich auseinander und erleidet der Reichskanzler eine Niederlage, so kann es leicht zu einer Peripetie kommen trotz des so kräftigen Bindemittels des Katholikenhasses, welches bisheran die Majorität zusammengehalten hat.'

'17. Juli. Eben bringt die Zeitung meine Pensionirung. Ein Wendepunkt in meinem Leben, dessen Consequenz ich nicht zu überblicken vermag. Daher gemischte Gefühle. Auch an die Freiheit muß man sich erst gewöhnen. Eine Auszeichnung oder auch nur Anerkennung meiner Dienstleistungen wird mir gewiß nicht zu theil, da selbst Freund Thimus leer ausgegangen ist. Gut, daß ich keinen neuen Dienst zu suchen brauche und darum eines Entlassungszeugnisses nicht bedarf. Gottlob kann ich mir selbst mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich stets bemüht war, meine Amtspflichten zu erfüllen. Hoffentlich wird Gott mich noch eine Zeitlang mit den Meinigen zusammenlassen und mir die Kraft gewähren, etwas für die Sache der Wahrheit und des Rechtes zu leisten.'

Gegen alles Herkommen ward Reichensperger bei seiner Entlassung nicht die geringste Auszeichnung zu theil[1], obgleich ihm früher eine Beförderung

[1] Reichensperger war am 18. Januar 1860 durch den Prinzregenten der Rothe Adlerorden vierter Klasse verliehen worden. Am 13. Februar 1892 verlieh ihm Kaiser Wilhelm II. den Rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife.

zum Rath am Cassationshofe und später zum Landgerichtspräsidenten in Cleve angeboten worden war. Allgemein war das Erstaunen über diese Zurücksetzung eines Mannes, der so lange, so unabhängig, gerecht und wohlwollend als Richter gewaltet und sich namentlich als Assisenpräsident des öftern ausgezeichnet hatte. Das Verfahren der preußischen Regierung erscheint in einem um so grellern Lichte, wenn man erwägt, daß Reichensperger während des Verfassungsconflictes die Regierung gestützt und willig seine Popularität seiner Rechtsauffassung zum Opfer gebracht hatte. Die Herren v. Sybel und Dr. Gneist, die einstigen Führer im Kampfe gegen die Regierung, wurden dagegen unbeschadet ihrer Haltung in den Tagen des Militärconflictes zu den höchsten Stufen des preußischen Staatsdienstes befördert. Reichensperger empfand diese Zurücksetzung sehr wohl. ‚Man entließ mich,‘ sagte er, ‚als ob ich silberne Löffel gestohlen hätte.‘ Uebrigens ertrug er die Kränkung mit Würde und ohne jede Verbitterung. Später hat ein sehr hochgestellter preußischer Beamter es als unbegreiflich bezeichnet, daß die damalige Regierung einen Mann, der fünfundvierzig Jahre tadellos seines Amtes gewaltet hatte, also ziehen ließ, obwohl sein aller Schroffheit abholdes Wesen auch von den schärfsten Gegnern stets anerkannt worden war und man es zeitweise sogar versucht hatte, seinen patriotischen Sinn in einen gewissen Gegensatz zu andern Führern des Centrums zu stellen [1].

5. Fortdauer des ‚Culturkampfes‘ bis zum Einlenken Bismarcks.

‚Mit dem heutigen Tage‘, schrieb Reichensperger am 1. August 1875 an einen protestantischen Freund [2], ‚bin ich in den Ruhestand getreten. Von eigentlicher Ruhe werde ich indes wohl zunächst wenig verspüren. Solange der unselige, dem Staate sicherlich mehr als der Kirche (im großen Ganzen) verderbliche sogen. Culturkampf dauert, darf ich nun einmal von der Arena nicht fernbleiben, und überdies habe ich seit langer Zeit schon so viel Studirerei und Schreiberei der Periode des Ruhestandes überwiesen, daß ich noch recht lange leben muß, um damit fertig zu werden. Immerhin gewinne ich indes doch die Freiheit und consumiren die Acten nicht weiter meine Kraft und Zeit. Ueberdies wird aber auch selbst das Richteramt mehr und mehr

[1] Den Patriotismus Reichenspergers hat bekanntlich auch Fürst Bismarck stets anerkannt, und selbst der wildeste Parteihaß wagt jetzt in dieser Hinsicht keine Anklagen gegen ihn zu erheben. Ein so entschiedener Gegner der Katholiken wie Professor Th. Ziegler nennt (Die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts S. 422) Reichensperger einen ‚patriotisch gesinnten Preußen‘, der aber ‚freiheitlich angehaucht‘ gewesen sei.

[2] Dr. Crull in Wismar.

von jenem Culturkampf angefressen, so daß die Berufsfreudigkeit gar sehr bei mir im Erlöschen war.' ‚Möge Gott mich und die Meinigen schützen! Es ist eine verhängnißvolle Zeit, allerwärts Fragezeichen, vielleicht eine Katastrophe in der Luft.'

Zur Stärkung für die parlamentarische Campagne suchte Reichensperger im August Hohwald im Elsaß auf. In Straßburg besuchte er den Bischof Räß; dieser theilte ihm mit, ‚er wisse von einem Freunde des Herzogs Decazes (Ministers des Auswärtigen), daß in einer Depesche vom 4. Mai Bismarck die französische Regierung aufgefordert habe, die Armee-Organisation zu sistiren, widrigenfalls „nous envahirons votre territoire du 15 Juin au 1 Juillet"[1]. So lautete der mir vorgelegte Passus des Briefes und folgte der Zusatz des Schreibers: Franchise brutale! Pfarrer Deharbe in Andlau theilte mir mit, daß eine dort verweilende, mit Mac Mahon verwandte Persönlichkeit von demselben wisse, Rothschild, welcher mit der russischen Regierung wegen eines großen Darlehens in Unterhandlungen gestanden, habe erklärt, dieselben abzubrechen, falls der Friede nicht gesichert werde, überhaupt habe er bei dem Kaiser von Rußland seinen ganzen Einfluß zu diesem Zwecke aufgeboten. An welchen dünnen Fäden hängt leider der Weltfriede und die Zukunft Europas!'

Ende August reiste Reichensperger nach Holland und brachte noch vierzehn Tage in Blankenberghe zu. Seit Jahren hatte ihm ‚das Seebad die Apotheke ersetzt'. Auch dort war er für die gute Sache nicht müßig. So hatte er mit P. Cahensly aus Limburg eine Conferenz über die Bildung eines nach dem Auslande hin wirkenden Unterstützungscomités für die gesperrten Geistlichen.

Die Kirchenverfolgung dauerte unterdessen an. ‚Die Ausweisungen und Ausplünderungen der Bischöfe, Ordensleute und Priester', schrieb Reichensperger am 2. October, ‚mehren sich unausgesetzt. Ueber die Klöster in und um Koblenz hält die Kaiserin schützend die Hand; von Tag zu Tag aber steht zu erwarten, daß deren Insassen ausgetrieben werden, was selbst dem hiesigen Mägdeasyl, der Anstalt in Linz zur Pflege von Irren und Fallsüchtigen widerfahren und den Frauen vom guten Hirten in Melaten angedroht ist. Unser Erzbischof wird aus seinem Palais vertrieben u. s. w.' Aber Reichensperger tröstete sich mit der Thatsache, ‚daß die Kirchenverfolgung dem Katholicismus eine weit breitere Basis im Volke schuf und namentlich die Wirksamkeit der katholischen Presse und Vereine in weit höherem Maße förderte, als dies unter normalen Verhältnissen jemals hätte geschehen können. Es

[1] Obige Mittheilung ward Reichensperger in Blankenberghe durch Baude, den französischen Gesandten in Brüssel, bestätigt. Notiz des Tagebuches.

werden dadurch charakterfeste Männer herangebildet, und zwar in großer Zahl. Jedenfalls hat die preußische Verfolgung der Kirche im großen und ganzen unendlich mehr genützt als geschadet. Die offenbar von Bismarck beabsichtigt gewesene allgemeine Razzia gegen den Katholicismus ist nicht in Fluß gekommen; in den meisten Ländern, z. B. England, Holland, Belgien, Nordamerika, ja selbst in Italien zeigt sich eine Strömung gegen den Culturkampf immer deutlicher. Würde die Kirche nicht in Deutschland verfolgt, so übernähmen höchst wahrscheinlich die Franzosen das Geschäft, während sie jetzt die Kreuzesfahne aufpflanzen, den höhern Unterricht freigeben u. s. w. Eine französische Kirchenverfolgung aber wäre gewiß weit bedrohlicher als eine preußische. Es wäre geradezu unbegreiflich, daß man in Berlin nicht einsieht, wie sehr dieser „Culturkampf“ die dynastischen, patriotischen Gefühle von Millionen der loyalsten und zuverlässigsten Deutschen schwächt, wenn nicht die Hetzereien der Katholikenfresser und ihrer Presse (unsere „Kölnische Zeitung“ obenan) das Gewinnen solcher Einsicht und die Umkehr auf den Weg des Rechtes und der Billigkeit so sehr erschwerten und sozusagen ein falscher Ehrenpunkt solcher Umkehr entgegenstände.‘

Am 14. October besuchte Reichensperger den Erzbischof ‚in seinem fast ganz ausgeleerten Palais, aus welchem er morgen vertrieben werden soll, obgleich er bei dem Minister sich auf die Eigenthumstitel der Curie berufend vorheriges gerichtliches Gehör nachgesucht hatte. Ob wohl die Polizei auch die im Corridor, im Empfangssaal und im Wohnzimmer noch befindlichen Crucifixe ausweisen wird, um durch deren stillen Protest nicht behelligt zu werden? Ich fand den Erzbischof guten, ja heitern Muthes; er will morgen zu Protokoll erklären, daß er nur der „physischen Gewalt“ weiche, und dann im Generalvicariate einige bisher vom Domvicar Bellesheim bewohnte Stuben beziehen. Wir tauschten unsere Freude über den Ausfall der Wahlen der „Kirchenvorsteher und Gemeindevertreter“ auf Grund des neuen „Kirchenvermögensgesetzes“ aus — eine auf gesetzlichem Boden mittelst des allgemeinen Wahlrechtes organisirte ultramontane Phalanx. Ob unsere Machthaber nicht endlich einsehen, daß die Verfolgung die Glaubenskraft im Volke und dessen Anhänglichkeit an die Kirche nur stärkt?‘

Vor der Eröffnung des Reichstages trat Reichensperger über Nürnberg, Passau, Linz und Wien eine Reise nach Gran an, wohin ihn der Primas, Cardinal Simor, eingeladen hatte. In Nürnberg besuchte er Essenwein, in Passau die Domkapitulare Seliger und Merkle. In Linz besichtigte er den im Bau begriffenen Dom und besprach mit dem Domherrn ‚contradictorisch die Abstinenzpolitik der böhmischen Magnaten‘. In Wien wohnte Reichensperger im Pazmaneum und hatte mit dem Nuntius und Max v. Gagern lange Besprechungen über die kirchenpolitischen Verhältnisse Deutschlands wie

Oesterreichs. Dasselbe war in Gran bei Cardinal Simor der Fall. ‚Das Zusammenleben mit dem ebenso hochbegabten, charakterfesten wie einfachen und anspruchslosen Kirchenfürsten‘ zählte Reichensperger ‚zu den interessantesten Vorkommnissen seines Lebens‘[1].

‚Was die öffentliche Misere anbelangt,‘ heißt es in einem Briefe an Dr. Crull vom 17. November 1875, ‚so gewöhnt man sich fast allmählich an die mephitische Atmosphäre und hofft, daß Gott aus den Trümmern, welche die kirchenfeindliche Zerstörungslust unausgesetzt anhäuft, neues, kräftiges Leben erblühen läßt. Im übrigen scheint doch der diese Zerstörung betreibende Pseudoliberalismus vom Zersetzungsprocesse erfaßt zu sein. Ein nicht zu unterschätzendes Symptom dieses Processes ist die eben erschienene Schrift „Pro nihilo“. Dieselbe ist nicht wenig dazu geeignet, das Umsichgreifen dieses Processes zu fördern. Wie lange derselbe noch andauern wird, gehört freilich zu den Fragezeichen, von welchen der Himmel vollhängt.‘

Im Reichstage sprach Reichensperger noch einmal gegen die Zwangsimpfung, die Biersteuer, sehr eingehend über das Unterrichtswesen in Elsaß-Lothringen und speciell die Straßburger Universität (19. November) und über verschiedene ästhetisch-künstlerische Fragen. Da er in die Strafnovelle-Commission gewählt wurde, gerieth er bald in eine arge Hetzerei. Einige freie Tage benutzte er zu einem Ausfluge nach Stralsund. ‚Die alte Hansastadt ist schon als Ganzes interessant; ein mächtiges Rathhaus und drei Kirchen, von welchen eine noch ihre mittelalterliche Ausstattung gerettet hat‘, entschädigten ihn für die Beschwerlichkeit der Reise.

In Berlin verkehrte er noch mehr als früher ‚mit Leuten aller Farben‘, was ihm ‚interessant und lehrreich‘ war. Nachdem der Reichstag am 12. December vorläufig geschlossen worden war, constatirte er: ‚In auffallender Weise ruhte bisheran der „Culturkampf“ im Reichstage, am auffallendsten aber war, daß Fürst Bismarck auch nicht mit einer Silbe den kirchlichen Conflict berührte, obgleich er eine die Strafnovelle-Verhandlung einleitende Rede hielt und diese Novelle jedenfalls ursprünglich vorzugsweise gegen die „Ultramontanen“ gemünzt und es allgemein bekannt war, daß die sogen. liberalen Fractionen derselben in betreff aller tendenziösen Hauptpunkte nicht zustimmen wollten. Bismarck hätte nur zu sagen gebraucht, daß er es lediglich der Erwägung der Liberalen anheimgebe, ob der Papst die Herrschaft mit dem Kaiser zu theilen habe oder nicht, so würde ein großer Theil der Nationalliberalen ungerufen ihm zugefallen sein. Der Abgeordnete Braun äußerte witzig, der Reichskanzler befinde sich in der Mauser. Ein Gleiches kann man aber auch von den Nationalliberalen sagen. Insbesondere sind die letztern über die

[1] Nähere Aufzeichnungen über diese Reise liegen leider nicht vor.

Pläne des erstern im unklaren. Die officiösen Blätter, namentlich die höchst wahrscheinlich von Wagener, dem Vertrauten des Fürsten Bismarck, inspirirte „Deutsche Eisenbahnzeitung" (von Gehlsen redigirt), sprachen längst schon von der Sprengung der nationalliberalen Partei, der Neubildung einer liberal-conservativen Partei unter Heranziehung des Centrums (!); sie nehmen die Führer der Nationalliberalen nicht bloß nicht in Schutz, sondern discreditiren dieselben, insbesondere auch Lasker, welchen die „Deutsche Eisenbahnzeitung" schon seit mehr als Jahresfrist im Koth herumschleift u. s. w. Bismarck sprach im Reichstag wiederholt von einem Appell an die Wähler, von einem künftigen Reichstag, welchem z. B. die Bier- und die Börsensteuer (dermalen jämmerlich durchgefallen) vorgelegt werde u. dergl. Kurz, so ziemlich alles ist umnebelt; bald spricht man von einer Sprengung des preußischen Ministeriums durch Bismarck, von äußerster Spannung zwischen ihm und Delbrück und Camphausen, bald wieder von einer Verständigung nach allen Seiten hin, sieht im Reichstag, wie Bismarck und Lasker sich die Hände drücken, Bennigsen hin- und herläuft, um eine Brücke zu bauen. Man hört, daß auf der letzten Samstagssoirée bei Bismarck derselbe mit den hervorragendern Nationalliberalen bis tief in die Nacht hinein freundschaftlichst gezecht habe, überhaupt von wechselseitiger Verstimmung keine Spur sich mehr gezeigt habe. Spätestens wird wohl im bevorstehenden Landtage die Situation sich klären, da dort der kirchliche Conflict nicht ignorirt oder vertuscht werden kann. Mittlerweile ist zwar der Vertreibung der Nonnen durch eine Ordre Falks vorläufig Einhalt gethan worden; allein den Kölner Domkapitularen sind ihre Wohnungen zum 30. d. M. gekündigt und ist gegen den Erzbischof das Absetzungsverfahren eingeleitet. Derselbe hat sich, um der Einsperrung oder doch Internirung zu entgehen, auf den eindringlichen Rath des noch immer in Ostrowo eingesperrten Cardinals Ledochowski ins Ausland begeben.'

Bei der Debatte über den Nachtragscredit am 25. Januar 1876 brachte Reichensperger im Reichstage das Säbelgerassel vom Mai des vergangenen Jahres zur Sprache, mahnte zur äußersten Sparsamkeit und erklärte sich gegen die Erhöhung des Gehaltes für den Gesandten beim Quirinal, weil, wie er sagte, man es als einen Act der Schwäche von unserer Seite betrachten würde, wenn wir die Hand dazu böten, den Pomp im Quirinal noch zu erhöhen, ‚während der aus demselben ohne einen Schein von Recht vertriebene Papst, das Oberhaupt der katholischen Kirche, der älteste Souverän von Europa, im Vatican es erwartet, daß Gott und die Geschichte den Rechtszustand wiederherstellen'.

Am 26. Januar sprach er nochmals gegen die Zwangsimpfung und am folgenden Tage über die socialdemokratische Gefahr. Auf das ‚rothe Gespenst' hatte Reichensperger bereits in einer Rede vom 30. April 1873

hingewiesen; seitdem war die Gefahr ungemein gewachsen, und die Regierung suchte nun durch Repressivmaßregeln Abhilfe zu schaffen. Unter anderem sollten jetzt Strafen festgesetzt werden für diejenigen, ‚welche in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise die Institute der Ehe, der Familie oder des Eigenthums öffentlich durch Rede oder Schrift angriffen‘. Reichensperger gingen diese Vorschläge einerseits zu weit, andererseits nicht weit genug. ‚Unendlich weit gefährlicher als ein directer Angriff auf das Institut der Ehe‘, betonte er mit Recht, ‚ist die allmähliche Untergrabung ihrer Heiligkeit in den Theatern, in welchen die Ehebruchsstücke an der Tagesordnung sind.‘ Weiterhin bemerkte er: ‚Der Herr Minister hat unter andern verderblichen Lehren, welche die Socialisten unter das Volk schleudern, den Atheismus genannt. Ich habe mich, von seinem Standpunkte aus, gewundert, daß in unserem Gesetzentwurfe nicht noch steht: „oder wer den lebendigen, persönlichen Gott angreift“. Ich halte dafür, daß es das allergefährlichste ist, wenn man die Existenz des lebendigen, persönlichen Gottes, des Richters über Lebendige und Todte, anficht. Ich bin der Ansicht, daß alle andern Institute, das Eigenthum, die Familie, die Ehe, auf diesen Glauben im großen basirt sind. Warum nun auch nicht denjenigen, welcher den persönlichen Gott läugnet, mit Gefängniß bestrafen? Warum nicht? Ich will es Ihnen sagen: weil man sich gesagt hat, dann ist die moderne Wissenschaft lahmgelegt.‘ Redner schloß damit, daß er betonte, wie nur vom ‚echt christlichen, und zwar nicht bloß vom theoretisch-christlichen, sondern auch vom praktisch-christlichen Standpunkte aus‘ die Lehren der Socialisten wirksam bekämpft werden könnten.

Trost suchte und fand Reichensperger in jenen schweren Tagen im festen Vertrauen ‚in die allwaltende Vorsehung‘. ‚Die großen Gegensätze‘, schrieb er damals an Maler Andreae, ‚erkennen sich wechselseitig und bekämpfen einander mehr und mehr mit offenem Visir. Dies ist mir lieber als das indolente, gemüthliche Sich-Hinschleppen zwischen Gott und Teufel.‘

Während seines Berliner Aufenthaltes ging Reichensperger bei seinem Bruder dessen Schrift ‚Culturkampf oder Friede zwischen Staat und Kirche‘ wiederholt durch. Peter meinte, seine ‚Kritik habe sie nicht wenig verbessert, namentlich durch Verschärfungen‘.

Am 3. Februar 1876 holte Graf Preysing Reichensperger und v. Schorlemer-Alst aus der Sitzung zu dem in aller Frühe ($^1/_2 5$ Uhr) aus dem Gefängniß zu Ostrowo entlassenen Cardinal Grafen Ledochowski ab, der in der Markgrafenstraße abgestiegen war. ‚Der Cardinal empfing uns auf das herzlichste. Nichts von höfisch-diplomatischem Wesen war an ihm zu bemerken. Eine große Figur mit stark ausgeprägten Zügen; er sagte, die zwei Jahre im Gefängniß seien ihm wie ein Tag vorübergeflogen (wie

mir Radziwill schon früher mitgetheilt, waren Gebete und Betrachtungen seine Hauptbeschäftigung gewesen). Ich brach unter anderem die Gelegenheit vom Zaune, um die Indolenz der österreichischen Magnaten u. s. w. anzuklagen.'

Am 10. Februar ward der Reichstag durch den Fürsten Bismarck für geschlossen erklärt. ‚Am 9.', berichtet Reichensperger, ‚war letzerer zum erstenmal seit Neujahr wieder im Reichstage aufgetreten, offenbar nicht um auf das Schicksal der Strafgesetznovelle einzuwirken, sondern um sich zu entladen, was in einer langen in der ihm eigenen ungenirten Art gehaltenen Rede geschah. Zunächst legte er den im Frühsommer entstandenen Kriegslärm der Böswilligkeit und der Dummheit zur Last, er habe keinerlei Anlaß dazu gegeben; das Auswärtige Amt disponire nicht mehr über ein sogen. officiöses Blatt, außer der Provincialcorrespondenz, noch auch über Reptilien. In meiner Rede gegen die Bewilligung von weitern 25 000 Mark für die Botschaft in Rom hatte ich unter anderem die Drohnotiz vom 4. Mai vorigen Jahres gegen Frankreich erwähnt und damit gemeint, daß die officiösen Zeitungen schließlich sich selbst hätten Lügen strafen müssen. Bismarck dementirte damals meine Angabe nicht; zweifelsohne sollte dies jetzt nachträglich geschehen. Geradezu unbegreiflich ist es mir, daß die gedachte Note vom 4. Mai, deren wörtlichen Inhalt der Bischof von Straßburg mir theilweise aus einem Briefe vorgelesen hatte[1], sowie die bezüglichen Aeußerungen im englischen Parlament, des Kaisers von Rußland, Gortschakoffs, dasjenige, was mir, vorstehendes bestätigend, der französische Gesandte in Brüssel gesagt hat[2], jeden Fundamentes entbehren sollten, zumal da das Vorgehen gegen Belgien von den dort maßgebenden Personen eben wohl als eine Einleitung zum Krieg gegen Frankreich aufgefaßt ward. Bismarck versicherte nun aber rundweg, weder der Kaiser noch er habe an den Krieg gedacht, wozu auch gar kein Anlaß vorhanden gewesen sei! Im übrigen brandmarkte er geradezu die „Kreuzzeitung"; kein anständiger Mensch dürfe auf dieselbe abonnirt bleiben, forderte den Reichstag und die Presse zur Mäßigung und Loyalität auf, sowie zu einem entschiedenen Vorgehen gegen die Socialisten, deren Reden man nicht so einfach ignoriren dürfe u. s. w. Windthorst antwortete geschickt; nicht minder geschickt wich Bismarck einer Frage desselben betreffend die Türkei aus. Besonders fiel mir auf, daß Bismarck wieder den sogen. Culturkampf mit keiner Silbe berührte, obgleich ihm Windthorst dazu in etwas gewagter Weise Anlaß gegeben hatte. Trotz eines privaten Dementis Bismarcks scheint es mir, daß das plötzliche Eintreffen des Cardinals Hohenlohe bei dem Papste ein Einlenken-wollen zu bedeuten hat. Auch im Reichstage war die gestrige An-

[1] Vgl. oben S. 146. [2] Vgl. oben S. 146, Anm. 1.

nahme des verschärften Kanzelparagraphen (§ 130 a) mit elf Stimmen Majorität das einzige Symptom, daß man an der Fortdauer des kirchlichen Conflictes noch Geschmack finde. — Mit meinem Wirken während der eben geschlossenen Campagne glaube ich zufrieden sein zu dürfen; das Centrum hat einheitlich und consequent manövrirt.'

,Das Zerstörungswerk', schrieb Reichensperger am 15. April, ,wird von oben herab auf dem kirchlichen und dem Schulgebiet eifrigst fortgesetzt, während es auf dem materiellen Gebiet noch mehr abwärts gehen zu sollen scheint. Der Reichstagswindstille folgt vielleicht bald Sturm, namentlich auch direct gegen den Stuhl Petri und die Person des Papstes. Die Absicht Bismarcks, eine „national-conservative" Partei zu bilden, ist gescheitert aus Mangel an Leuten, die sich zu dem ursprünglich seitens des famosen Geheimen Raths Wagener wenn nicht ersonnenen, so doch sehr stark betriebenen (namentlich mittelst der Anti-Laskerschen „Deutschen Eisenbahnzeitung") Experimente hingeben wollten. Daß die Centrumspartei, welche man theils einschläfern, theils gewinnen, theils täuschen zu können glaubte, einen faulen Frieden zurückweise, hat die Schrift meines Bruders, „Culturkampf" ans Licht gestellt, so daß das in den kirchenfeindlichen Blättern lang und breit geführte „Compromiß"-Gerede verstummt ist. In Italien gibt Garibaldi — von dem neuesten demagogischen Ministerium gehätschelt und mit einer Jahresrente von 100 000 Francs bedacht —, in Frankreich Gambetta den Ton an. Kurz, der Teufel ist fast allerorts los. Freilich noch immer besser als die innere Fäulniß des vorigen Jahrhunderts — aber quousque tandem?'

Mitten während der kirchenpolitischen Sorgen ward Reichensperger ein überaus freudiges Ereigniß durch die Verlobung seines Sohnes Karl mit Fräulein Julie Rottmann zu theil. Am 3. Mai ward dieselbe zugleich mit dem Jahresgedächtniß der eigenen Hochzeit in Köln gefeiert. Bald darauf folgten zwei schmerzliche Todesfälle: zuerst starb Bischof Eberhard von Trier, dann Haneberg von Speier. ,So folgt', schrieb Reichensperger, ,Schlag auf Schlag. Die Glaubensfestigkeit und das Gottvertrauen haben schwere Proben zu bestehen.' Tröstend war ihm ,die Thatsache, daß', wie er am 16. Juli an Dr. Crull schrieb, ,der falsche Liberalismus offenbar bergunter geht, und daß der Culturkampf in immer mehr sich erweiternden Kreisen verurtheilt wird. Wenn man trotzdem von Berlin aus fortwährend Signale zum Zerstören von allem gibt, was auf kirchlichem, ja was auf christlichem Grunde ruht, so läßt dies die Erklärung zu, daß dem Teufel ein Gefühl des Abnehmens seiner Herrschaft beiwohne und er dieselbe vorher noch möglichst auszunutzen suche. Die bevorstehenden Wahlen, insbesondere die zum Reichstage, könnten sich leicht als ein Wendepunkt zum Bessern erweisen; keinesfalls darf man den Muth sinken lassen. Si Deus pro nobis, quis contra nos?!'

Demgemäß handelte Reichensperger. Unausgesetzt war er namentlich für die katholische Presse thätig: neben der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ schrieb er nun auch viel für die Bonner ‚Deutsche Reichszeitung‘. Außerdem verfaßte er damals ein Seitenstück zu seinen ‚Phrasen und Schlagwörtern‘, das viel Glück machte: ‚Fragebogen zum Hausgebrauch für Wähler, sowie auch für Abgeordnete zur Gewissenserforschung‘, ‚im Grunde‘, wie er schrieb, ‚ein Sündenregister der Regierung und der liberalen Partei‘.

In der kleinen Schrift, deren praktische Brauchbarkeit bald drei Auflagen erwiesen, werden in lebhafter, pikanter Weise die politischen, kirchenpolitischen und socialen Tagesfragen behandelt. Der Verfasser glaubt, wie er in der Vorrede mit gutem Humor sagt, durch seine Schrift ‚auch denjenigen einen Dienst zu erweisen, welche von der modernsten „Cultur“ das Heil erwarten, indem die Fragestücke nicht minder es ihnen erleichtern, die sogen. Finsterlinge zu ermitteln und vor denselben auf der Hut zu sein; vor solchen namentlich, die noch an dem alten Christenglauben, wie die Kirche ihn lehrt, hängen, ja darin die allein sichere und bleibende Gewähr für die Freiheit und das Recht aller und für die Erhaltung guter Sitten erblicken‘.

Die 140 Fragen sind nicht irgend welchem unpraktischem System, sondern dem wirklichen Leben entnommen; sie treffen mit ihrer feinen Ironie und beißenden Satire die pseudoliberale Partei ins Herz. Vortrefflich versteht es der Verfasser, den Unterschied zwischen Wort und That, zwischen Programm und politischer Praxis des Pseudoliberalismus hervorzuheben. Einige Proben sind auch noch heute lesenswerth.

‚Würden Sie als Abgeordneter einer Partei sich beigesellen, welche zweierlei Maß und Gewicht führt, um sich, je nach ihrem Interesse, bald des einen bald des andern zu bedienen; einer Partei, die auf ihre Verfassungstreue pocht, solange die Verfassung ihren Tendenzen dient, dieselbe aber im Handumdrehen aufgibt, sobald sie als unbequem sich erweist; die heute für die „freie Kirche im freien Staate“, morgen für absolute Staatsomnipotenz, heute für Unterrichtsfreiheit, morgen für das Staats-Lehrmonopol schwärmt, heute die Gottlosigkeit bekämpft, morgen die Neugestaltung der Gesellschaft durch deren Entchristlichung herbeizuführen sich bemüht? — Die Bildung einer solchen Partei wäre nicht gerade etwas Unerhörtes, weshalb ein kategorisches Ja oder Nein von Ihnen gefordert wird.

‚Was ist Byzantinismus, und welcher Unterschied waltet zwischen demselben und dem Nationalliberalismus ob?

‚Was halten Sie von der in sogen. Volksbildungsvereinen proclamirten „Toleranz“, wenn dieselbe in einer Art geübt wird, daß glaubenstreuen römisch-katholischen Christen nur die Wahl bleibt, entweder ihren Glauben zu verläugnen oder Hohn und Verfolgung über sich ergehen zu lassen?

'Halten Sie etwa dann protestantische Majoritäten zur Regelung kirchlicher Angelegenheiten einer katholischen Minorität für qualificirt, wenn auf seiten der erstern das Taufen der Kinder sowie die kirchliche Trauung in stets wachsende Abnahme kommt und so ein höherer Grad von moderner „Cultur“ sich bei denselben herausstellt?

'Erachten Sie es für eine unabweisliche Forderung des modernen Culturstaates, insbesondere im Hinblick auf seinen Gegensatz zur mittelalterlichen „Finsterniß“ und der mit derselben verwachsenen Ritterlichkeit, daß Jungfrauen, welche dem Weltleben absagen, um gemeinsam zu beten und Werke der Nächstenliebe zu verrichten, aus ihren Zufluchtsstätten vertrieben werden?

'Wie beurtheilen Sie diejenigen, welche die Worte „Licht“ und „Aufklärung“ stets im Munde führend, ihr eigenes Streben und Treiben in tiefes Geheimniß hüllen?

'Was halten Sie von dem derzeitigen Patriotismus solcher Culturkämpfer, welche vor Sedan in den Tuilerien um Huld und Gnade gebettelt haben?

'Verstehen Sie die deutsche Einheit dahin, daß alle Stämme, deutscher oder nichtdeutscher Abkunft, Uckermärker, Pommern, Bayern, Polen, Schwaben und Rheinländer, wie man zu sagen pflegt, über einen Kamm zu scheren, daß sie mit den Wurzeln, welche sie in der Geschichte haben, auszureißen und von den Nationalliberalen neu anzupflanzen sind?

'Glauben Sie, daß Kirchengut, auf welches der Staat die Hand legt, demselben Segen bringt?

'Sind Sie der Ansicht, daß nur Staatsdiener, insbesondere Landräthe, Gendarmen und Polizeibeamte, nicht aber auch Geistliche berechtigt sind, bei den Wahlen ihren Einfluß geltend zu machen?

'Wie erklären Sie die Thatsache, daß an die Stelle des Aufschwunges der Geister, wovon vor fünf bis sechs Jahren so viel geredet ward, ein Aufschwung der Steuern getreten ist, alles andere aber daniederliegt?

'Halten Sie das stete Anwachsen der Militärbudgets für ein Symptom des Fortschrittes von Bildung und Humanität?

'Erkennen Sie darin einen Culturfortschritt, wenn die Arbeiten der Staatsanwälte und der Polizeicommissäre wachsen, die Selbstmorde und Bankrotte sich mehren, die Ehen nicht mehr in der Kirche geschlossen und die Kinder nicht mehr getauft werden?

'Halten Sie denjenigen Staat für am weitesten fortgeschritten auf dem Wege der Civilisation, Cultur und Humanität, welcher das meiste Geld für Kanonen, Gewehre und Uniformen ausgibt?

'Bringt das Wesen des modernen Culturstaates es mit sich, daß Personen, welche durch allerhand Vorspiegelungen Tausende um Hab und Gut

bringen, wenn überhaupt, so doch gelinder zu bestrafen sind als solche, welche irgend einer hochstehenden Person durch Aeußerungen zu nahe treten, — so wie andererseits, daß eine nicht geringe Anzahl Bestrafter, wenn sie aus dem Gefängnisse kommen, von redlich Gesinnten höher geschätzt und lauter gepriesen werden als vor ihrer Bestrafung?

‚Halten Sie den sogen. Reptilienfond zum Zwecke der „Emancipation des Menschengeistes“ für schlechthin unentbehrlich?

‚Gehört, Ihrer Ansicht nach, eine möglichste Häufung von Preß- und Zeugenzwangs-Proceduren zu den Merkmalen des modernen Culturstaates, so daß beispielsweise England und Frankreich nicht als Culturstaaten in Betracht kommen können?

‚Hielten Sie ein Staatsleben für gesund, wenn Winkelbühnen, Cafés chantants und Tingeltangel in geringerem Maße polizeilich überwacht würden als Kirchen und Klöster?

‚Erkennen Sie darin einen Fortschritt, wenn die Gesetzgebung dem Reichen es möglich macht, die Noth des Aermern nach Belieben auszubeuten?‘

‚Ich bin wahrhaft entzückt über deine tief ins liberale Fleisch einschneidende Arbeit,‘ schrieb v. Schorlemer-Alst am 6. September 1876; ‚beim Lesen mußte ich oft laut auflachen. Das kam zur rechten Zeit und ist ganz der jugendfrische Verfasser der „Phrasen und Schlagwörter“.‘

Am 16. September fand die Hochzeit von Reichenspergers Sohn statt. Brautführer war Herr v. Thimus, der einst auch den Vater zum Altar geleitet hatte.

Den Weg nach Berlin, wo der Reichstag am 30. October eröffnet werden sollte, nahm Reichensperger über Frankfurt, wo er bei Steinle wohnte, Kassel und Göttingen. An letzterem Orte besuchte er Professor Thöl, der ihn ‚aufs herzlichste empfing, so daß die Jugendfreundschaft nicht unterbrochen gewesen zu sein schien‘. In Berlin nahmen ihn die Berathungen über die Justizgesetze, die Fertigstellung einer Schrift über Pugin, Einladungen und Besuche ganz ungewöhnlich in Anspruch. Im Reichstag betheiligte er sich namentlich an den Verhandlungen über das Gerichtsverfassungsgesetz und über die Strafproceßordnung. Am 7. December trat er für die Klagen der Elsässer Abgeordneten ein, bemerkend: ‚Nicht bloß im Elsaß, auch bei uns nimmt die Sittlichkeit ab, die Verbrechen nehmen zu. Dies kommt wesentlich daher, weil die religiösen Bande immer mehr gelockert werden. Ich kann versichern, daß Kirchen, Kapellen und Klöster weit sorgfältiger von Gendarmen und Polizeidienern bewacht werden als die Cafés chantants und Tingeltangel.‘ Am 15. December verlangte er die Vorlegung eines Blaubuches über die auswärtigen Angelegenheiten.

Der Schluß des Reichstages (22. December) sollte nach Votirung der großen Justizgesetze erfolgen, ‚auf Grund eines Compromisses mit der Re-

gierung, durch welchen die Nationalliberalen unter Führung von Miquel, Lasker und Bennigsen in Bezug auf alle Hauptpunkte sich unterworfen haben, obgleich sie bei der zweiten Lesung in namentlicher Abstimmung mit großer Majorität sich gegen die Regierung erklärt hatten. Ob sie bei den bevorstehenden Reichstagswahlen dadurch Einbuße erleiden, ist zweifelhaft, da ihre Phrasen in Verbindung mit dem Einflusse des Reichskanzlers und der servilen Presse in den akatholischen Massen noch gar sehr ins Gewicht fallen. Unser Centrum, die Fortschrittspartei, die Socialdemokraten und die Polen resp. Wilden bilden die Minorität. Im übrigen ist der Reichstag ohne sonderliche Stöße verlaufen; der sogen. Culturkampf blieb ihm ferne, das Centrum hat an Ansehen gewonnen. In Preußen ist zwar der Altkatholicismus immer mehr gesunken und die Energie des katholischen Volkes gewachsen, aber die Verfolgung der Bischöfe, Priester u. s. w. hat ihren Fortgang genommen, eine große Anzahl von Pfarreien sind bereits ohne Seelsorger. Einstweilen ist noch kein Ende des Wirrwarrs oder eine Wendung zu Gunsten der Katholiken zu hoffen.'

,Die dritte Lesung der Justizgesetze', schrieb Reichensperger am 27. December, ,zeigte wieder so recht die Abhängigkeit der Nationalliberalen von Bismarck. Ich hatte vermuthet, dieselben würden im Hinblick auf die so nahen Wahlen den Schein der Selbständigkeit und der Freisinnigkeit sich zu erhalten suchen und dem nächsten Reichstage die Annahme der Gesetze en bloc überlassen. Weder Bismarck noch seine Getreuen scheinen indessen zu besorgen, daß die Wahlen die nunmehrige Majorität (40—50 Stimmen Nationalliberale und sogen. Conservative zusammen genommen) sprengen werden. v. Gruner will von einer eingeweihten Person vernommen haben, dem Fürsten Bismarck sei es durchaus nicht um jene Gesetze zu thun. Fast scheint es auf eine Düpirung resp. Discreditirung der nationalliberalen Partei von seiner Seite abgesehen zu sein.'

Aehnliche Gedanken wiederholte Reichensperger am Vorabend der Wahlen, die auf den 10. Januar 1877 festgesetzt waren. ,Der sogen. Culturkampf schmilzt allmählich alle gläubigen Katholiken zu einer homogenen Masse zusammen und macht sie kampffähig auf dem politischen Gebiet. Im frühern, gewöhnlichen Verlaufe der Dinge war dies nicht möglich. Der Nationalliberalismus hat durch den unklugen Compromiß einen starken Stoß bekommen. Fast scheint es, als ob Bismarck ihn habe ruiniren oder doch in die absoluteste Abhängigkeit von seinem Machtgebote bringen wollen. Falls der Nationalliberalismus jetzt 15—20 Stimmen verliert, so sind seine Tage gezählt. Alsdann könnte möglicherweise die Trennung zwischen Staat und Kirche (vorläufig wohl das einzige Heilmittel) vom Reichstage ausgehen.'

Am 7. Januar 1877 hatte Reichensperger trotz eines starken Katarrhs mit dem Rechtsanwalt Julius Bachem auf einer Wahlversammlung zu Düsseldorf

vor 6000 Männern gesprochen. Der glänzende Wahlerfolg des Abgeordneten Bernards ward seinem Erscheinen beigemessen. ‚Sicherlich‘, meinte er bescheiden, ‚nur zu einem kleinen Theile. Meine Popularität kommt mir mitunter geradezu räthselhaft vor.‘ In Krefeld siegte Reichensperger am 10. Januar 1877 mit 9467 Stimmen über Seyffardt, der 4542 Stimmen erhielt. Im Wahlkreis Hagen erhielt Reichensperger 2240 Stimmen, der nationalliberale Candidat 5789, Eugen Richter 6056. Er rieth, bei der engern Wahl für Richter zu stimmen. ‚Das Ueberraschendste‘ bei dem Ausfalle der diesmaligen Reichstagswahlen waren ihm ‚die großen Erfolge der Socialdemokraten, besonders in Berlin‘.

Als Reichensperger am 2. Februar von einer Reise nach Frankfurt und Mainz, wo er mit Steinle, Janssen, Ketteler, Heinrich, Schneider und Haffner interessante Stunden verlebt hatte, zurückkehrte, erhielt er durch ein Telegramm die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner 99jährigen, zu Remagen in stiller Zurückgezogenheit im St. Anna-Kloster lebenden Mutter. Er begab sich sofort nach Remagen, wo er sich überzeugte, daß eine Wiederherstellung der von einem Schlaganfalle Betroffenen ausgeschlossen sei. ‚So steht denn‘, schrieb er, ‚ein Wendepunkt in unserem Familienleben bevor! Ich durchgehe das Leben der Mutter und das meinige, mit Reue auf meine Gymnasialperiode zurückblickend, während welcher ich ihr viel Kummer machte und nur ihrer energischen Fürsorge meine Rettung verdankte [1]. Durch den Tod der Mutter, in welchen ich mich noch nicht finden kann, wird mir mein eigenes Alter in höherem Grade zum Bewußtsein kommen — hoffentlich zum Heil meiner Seele!‘

Am 14. Februar morgens $9^1/_2$ Uhr entschlief ‚die gute Mutter‘ sanft und gottergeben im Beisein von August, Elise und Clementine Reichensperger. ‚Wir beteten‘, schrieb Reichensperger in sein Tagebuch, ‚die Sterbegebete. Wie Schutzengel hüteten und warteten die Nonnen der Kranken. Man muß die Nonnen bei Kranken und Waisen sehen, um zu fühlen, daß es an Bestialität grenzt, sie so auseinander zu jagen, wie dermalen geschieht. Die so friedlich und ruhig aussehende Leiche rührte und ergriff mich aufs äußerste. Der Kummer, welchen ich ihr in meiner frühern Jugend bereitet hatte, war längst von ihr verziehen. Sie betet hoffentlich für uns; ich bedarf dessen. — Es ist ein Wendepunkt in meinem Leben.‘

Am 17. Februar fand die Beerdigung statt, an welcher sich das ganze katholische Remagen in feierlichster Weise betheiligte. ‚Wir sahen die Leiche nochmals — ein Bild des Seelenfriedens — der Abschied von ihr und dann vom Grabe tief schmerzlich. Am Nachmittage lasen wir ein doppelt versiegeltes Papier, worauf die gute Mutter in rührendster Einfachheit 1870 ihren letzten Willen geschrieben hatte.‘

---

[1] Vgl. Band I des vorliegenden Werkes S. 14—15.

gierung, durch welchen die Nationalliberalen unter Führung von Miquel, Lasker und Bennigsen in Bezug auf alle Hauptpunkte sich unterworfen haben, obgleich sie bei der zweiten Lesung in namentlicher Abstimmung mit großer Majorität sich gegen die Regierung erklärt hatten. Ob sie bei den bevorstehenden Reichstagswahlen dadurch Einbuße erleiden, ist zweifelhaft, da ihre Phrasen in Verbindung mit dem Einflusse des Reichskanzlers und der servilen Presse in den akatholischen Massen noch gar sehr ins Gewicht fallen. Unser Centrum, die Fortschrittspartei, die Socialdemokraten und die Polen resp. Wilden bilden die Minorität. Im übrigen ist der Reichstag ohne sonderliche Stöße verlaufen; der sogen. Culturkampf blieb ihm ferne, das Centrum hat an Ansehen gewonnen. In Preußen ist zwar der Altkatholicismus immer mehr gesunken und die Energie des katholischen Volkes gewachsen, aber die Verfolgung der Bischöfe, Priester u. s. w. hat ihren Fortgang genommen, eine große Anzahl von Pfarreien sind bereits ohne Seelsorger. Einstweilen ist noch kein Ende des Wirrwarrs oder eine Wendung zu Gunsten der Katholiken zu hoffen.'

,Die dritte Lesung der Justizgesetze', schrieb Reichensperger am 27. December, ,zeigte wieder so recht die Abhängigkeit der Nationalliberalen von Bismarck. Ich hatte vermuthet, dieselben würden im Hinblick auf die so nahen Wahlen den Schein der Selbständigkeit und der Freisinnigkeit sich zu erhalten suchen und dem nächsten Reichstage die Annahme der Gesetze en bloc überlassen. Weder Bismarck noch seine Getreuen scheinen indessen zu besorgen, daß die Wahlen die nunmehrige Majorität (40—50 Stimmen Nationalliberale und sogen. Conservative zusammen genommen) sprengen werden. v. Gruner will von einer eingeweihten Person vernommen haben, dem Fürsten Bismarck sei es durchaus nicht um jene Gesetze zu thun. Fast scheint es auf eine Düpirung resp. Discreditirung der nationalliberalen Partei von seiner Seite abgesehen zu sein.'

Aehnliche Gedanken wiederholte Reichensperger am Vorabend der Wahlen, die auf den 10. Januar 1877 festgesetzt waren. ,Der sogen. Culturkampf schmilzt allmählich alle gläubigen Katholiken zu einer homogenen Masse zusammen und macht sie kampffähig auf dem politischen Gebiet. Im frühern, gewöhnlichen Verlaufe der Dinge war dies nicht möglich. Der Nationalliberalismus hat durch den unklugen Compromiß einen starken Stoß bekommen. Fast scheint es, als ob Bismarck ihn habe ruiniren oder doch in die absoluteste Abhängigkeit von seinem Machtgebote bringen wollen. Falls der Nationalliberalismus jetzt 15—20 Stimmen verliert, so sind seine Tage gezählt. Alsdann könnte möglicherweise die Trennung zwischen Staat und Kirche (vorläufig wohl das einzige Heilmittel) vom Reichstage ausgehen.'

Am 7. Januar 1877 hatte Reichensperger trotz eines starken Katarrhs mit dem Rechtsanwalt Julius Bachem auf einer Wahlversammlung zu Düsseldorf

vor 6000 Männern gesprochen. Der glänzende Wahlerfolg des Abgeordneten Bernards ward seinem Erscheinen beigemessen. ‚Sicherlich‘, meinte er bescheiden, ‚nur zu einem kleinen Theile. Meine Popularität kommt mir mitunter geradezu räthselhaft vor.‘ In Krefeld siegte Reichensperger am 10. Januar 1877 mit 9467 Stimmen über Seyffardt, der 4542 Stimmen erhielt. Im Wahlkreis Hagen erhielt Reichensperger 2240 Stimmen, der nationalliberale Candidat 5789, Eugen Richter 6056. Er rieth, bei der engern Wahl für Richter zu stimmen. ‚Das Ueberraschendste‘ bei dem Ausfalle der diesmaligen Reichstagswahlen waren ihm ‚die großen Erfolge der Socialdemokraten, besonders in Berlin‘.

Als Reichensperger am 2. Februar von einer Reise nach Frankfurt und Mainz, wo er mit Steinle, Janssen, Ketteler, Heinrich, Schneider und Haffner interessante Stunden verlebt hatte, zurückkehrte, erhielt er durch ein Telegramm die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner 99jährigen, zu Remagen in stiller Zurückgezogenheit im St. Anna-Kloster lebenden Mutter. Er begab sich sofort nach Remagen, wo er sich überzeugte, daß eine Wiederherstellung der von einem Schlaganfalle Betroffenen ausgeschlossen sei. ‚So steht denn‘, schrieb er, ‚ein Wendepunkt in unserem Familienleben bevor! Ich durchgehe das Leben der Mutter und das meinige, mit Reue auf meine Gymnasialperiode zurückblickend, während welcher ich ihr viel Kummer machte und nur ihrer energischen Fürsorge meine Rettung verdankte [1]. Durch den Tod der Mutter, in welchen ich mich noch nicht finden kann, wird mir mein eigenes Alter in höherem Grade zum Bewußtsein kommen — hoffentlich zum Heil meiner Seele!‘

Am 14. Februar morgens $9^1/_2$ Uhr entschlief ‚die gute Mutter‘ sanft und gottergeben im Beisein von August, Elise und Clementine Reichensperger. ‚Wir beteten‘, schrieb Reichensperger in sein Tagebuch, ‚die Sterbegebete. Wie Schutzengel hüteten und warteten die Nonnen der Kranken. Man muß die Nonnen bei Kranken und Waisen sehen, um zu fühlen, daß es an Bestialität grenzt, sie so auseinander zu jagen, wie dermalen geschieht. Die so friedlich und ruhig aussehende Leiche rührte und ergriff mich aufs äußerste. Der Kummer, welchen ich ihr in meiner frühern Jugend bereitet hatte, war längst von ihr verziehen. Sie betet hoffentlich für uns; ich bedarf dessen. — Es ist ein Wendepunkt in meinem Leben.‘

Am 17. Februar fand die Beerdigung statt, an welcher sich das ganze katholische Remagen in feierlichster Weise betheiligte. ‚Wir sahen die Leiche nochmals — ein Bild des Seelenfriedens — der Abschied von ihr und dann vom Grabe tief schmerzlich. Am Nachmittage lasen wir ein doppelt versiegeltes Papier, worauf die gute Mutter in rührendster Einfachheit 1870 ihren letzten Willen geschrieben hatte.‘

---

[1] Vgl. Band I des vorliegenden Werkes S. 14—15.

Reichensperger hatte nicht lange Zeit, seinem Schmerze nachzuhängen. Der am 22. Februar 1877 eröffnete Reichstag rief ihn nach Berlin. Er glaubte dort ‚in der politischen Atmosphäre eine gewisse Aenderung im oppositionellen Sinne‘ wahrzunehmen. ‚So z. B. ist der Vorschlag Preußens, das Reichsgericht in Berlin zu domiciliren, im Bundesrath durchgefallen und heute (4. März) mit einer Majorität von 10 Stimmen im Reichstag die proponirte Erhöhung des Gehaltes des Gesandten in London um 30 000 Mark abgelehnt worden. Es gehört demnach nicht mehr viel dazu, um den Reichstag zu einem unbequemen instrumentum regni zu machen.‘

Für Leipzig als Sitz des Reichsgerichts plaidirte auch Reichensperger, dem es sehr auffiel, daß Bismarck der Debatte ferne blieb. ‚Sein Einfluß‘, meinte er, ‚hätte leicht im Bundesrath und vielleicht auch noch im Reichstag für Berlin den Ausschlag geben können. Dieses Verhalten in Verbindung mit der ungenirten Weise, in welcher er durch seine Kritik des Admirals v. Stosch im Reichstag denselben zu Fall gebracht hat, wirkt sehr abkühlend auf seine Bewunderer und muß auch wohl an höchster Stelle Unzufriedenheit erregen, zumal da v. Stosch im engsten Hofzirkel sehr beliebt, eine Art Vertrauter ist. Ueberhaupt wird das Verhalten Bismarcks immer räthselhafter, sein öffentliches Reden anscheinend confuser, was denn auch in weiten Kreisen eine Unsicherheit zuwege bringt, die leicht zu irgend einer Krisis führen könnte.‘

Infolge der Abwesenheit Windthorsts, der sich überarbeitet hatte, mußte Reichensperger in der ersten Session des Jahres 1877 öfter reden, als ihm lieb war. Am 12. März, bei Berathung der Abänderung der Gewerbeordnung, betonte er sein Interesse für die Arbeiterfrage, ‚die uns das sehr schmeichelhafte Schlagwort eines Bundes der schwarzen mit der rothen Internationale eingetragen hat‘. Er beklagte dann, daß man der Unsittlichkeit Vorschub leiste, indem man z. B. klösterliche Rettungshäuser für gefallene Mädchen und Waisenhäuser auflöse. ‚Sorgen Sie, daß wenigstens das beseitigt wird, was die religiös-sittliche Basis erschüttert oder gar beseitigt, dann haben Sie einen bedeutenden Grund für die Reform des Gewerbewesens gelegt.‘ Wiederholt trat Reichensperger auch für das Recht der Elsässer und zweimal auch gegen die überhandnehmende Verfälschung der Lebensmittel auf, was letzteres ihm eine Anzahl von Schmähbriefen eintrug.

Während der Osterferien brachte Peter Reichensperger am 2. April die Nachricht, daß Bismarck den Kaiser um Enthebung von seiner amtlichen Stellung im Reiche und in Preußen gebeten habe[1]. ‚Ein bedeutungsvoller

[1] Ueber diese Kanzlerkrisis, welche durch das ‚Niemals‘ Kaiser Wilhelms I. am 7. April 1877 beendet ward, s. Blum, Bismarck V, 356 ff.

Wendepunkt!' schrieb Reichensperger. ,Ob von wohlthätigem Einfluß auf den Culturkampf? — Vielleicht ist es nur ein Theatercoup im großen Stil. Ich kann mir nicht denken, daß der Conflict mit dem Admiral von Stosch, sonstige Verdrießlichkeiten und Kränklichkeit ihn zum Rücktritt bewogen haben. Die Verlegenheiten namentlich in der auswärtigen Politik werden groß sein und vielleicht den Kaiser nöthigen, sich dem Schmollenden (der möglicherweise einen Krieg gegen Frankreich plant) bedingungslos zu unterwerfen. — Da Windthorst nach den Zeitungen noch immer nicht im Reichstage erscheinen kann, so wird dort meine Aufgabe eine recht heikle werden. Das Centrum muß dieser Wendung gegenüber mit großer Vorsicht operiren und ja nicht zu stark in die Trompete stoßen. — Ob wohl Falk, der andere auf uns lastende Alp, noch lange Zeit fortwirtschaftet? Zur Zeit werden noch mit Energie die Nonnen mißhandelt und die Schulen entchristlicht. Vielleicht wird die Kirchenverfolgung jetzt noch rücksichtsloser als bisher geführt werden, da der „Culturkampf" wenn nicht das einzige, so doch das wirksamste Bindemittel für alle Schattirungen des falschen Liberalismus bildet. — Nur die gläubigen Katholiken und deren Repräsentation, das Centrum nebst den „Welfen", haben vor dem Gewaltigen das Knie nicht gebeugt: darauf dürfen wir stolz sein.'

Uebrigens überschätzte Reichensperger seine eigene Thätigkeit so wenig, daß er, als kurz darauf das ,Schwarze Blatt' (1877, Nr. 45) eine Charakteristik der Brüder Reichensperger als parlamentarischer Redner brachte, in sein Tagebuch notirte: ,Die Charakteristik ist jedenfalls, was mich betrifft, zu stark en beau gemalt — eine Reaction gegen das liberale Ignorirsystem, wie zumeist die Reactionen ihrerseits die rechte Grenze überschreiten. Worauf ich mir eher etwas zu gute thun kann, ist meine Mehrseitigkeit, und daß neben meiner Zunge auch meine Feder sehr thätig ist.'

Scharf, aber treffend geißelte Reichensperger am 19. April im Reichstage den Culturkampf als eine Kirchenverfolgung. Gegenüber dem Staatsminister Hofmann bemerkte er: ,Die Bezeichnung „ultramontan" für die Millionen Deutsche, welche römisch-katholisch sind, ist in diesem Hause eine durchaus ungeeignete. Ich muß gestehen, daß ich nach alledem, namentlich nach den gestrigen Aeußerungen des Herrn Staatsministers, nicht mehr weiß, wo eigentlich die römisch-katholischen Christen, von welchen die Verfassung spricht, geblieben sind. Es gibt deren eigentlich keine mehr, sondern entweder Altkatholiken oder bloß Namenkatholiken oder Ultramontane.'

In den folgenden Sitzungen sprach er über Zeugnißzwang, die Elsäßer Frage, das Patentgesetz, gegen den Impfzwang und über Kunstangelegenheiten. Empörend erschien ihm der in jenen Tagen von der Zeitschrift ,Grenzboten' eröffnete ,rücksichtslose Feldzug gegen die Königin und die nicht Bis-

hingewiesen; seitdem war die Gefahr ungemein gewachsen, und die Regierung suchte nun durch Repressivmaßregeln Abhilfe zu schaffen. Unter anderem sollten jetzt Strafen festgesetzt werden für diejenigen, ‚welche in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise die Institute der Ehe, der Familie oder des Eigenthums öffentlich durch Rede oder Schrift angriffen'. Reichensperger gingen diese Vorschläge einerseits zu weit, andererseits nicht weit genug. ‚Unendlich weit gefährlicher als ein directer Angriff auf das Institut der Ehe', betonte er mit Recht, ‚ist die allmähliche Untergrabung ihrer Heiligkeit in den Theatern, in welchen die Ehebruchsstücke an der Tagesordnung sind.' Weiterhin bemerkte er: ‚Der Herr Minister hat unter andern verderblichen Lehren, welche die Socialisten unter das Volk schleudern, den Atheismus genannt. Ich habe mich, von seinem Standpunkte aus, gewundert, daß in unserem Gesetzentwurfe nicht noch steht: „oder wer den lebendigen, persönlichen Gott angreift". Ich halte dafür, daß es das allergefährlichste ist, wenn man die Existenz des lebendigen, persönlichen Gottes, des Richters über Lebendige und Todte, anficht. Ich bin der Ansicht, daß alle andern Institute, das Eigenthum, die Familie, die Ehe, auf diesen Glauben im großen basirt sind. Warum nun auch nicht denjenigen, welcher den persönlichen Gott läugnet, mit Gefängniß bestrafen? Warum nicht? Ich will es Ihnen sagen: weil man sich gesagt hat, dann ist die moderne Wissenschaft lahmgelegt.' Redner schloß damit, daß er betonte, wie nur vom ‚echt christlichen, und zwar nicht bloß vom theoretisch-christlichen, sondern auch vom praktisch-christlichen Standpunkte aus' die Lehren der Socialisten wirksam bekämpft werden könnten.

Trost suchte und fand Reichensperger in jenen schweren Tagen im festen Vertrauen ‚in die allwaltende Vorsehung'. ‚Die großen Gegensätze', schrieb er damals an Maler Andreae, ‚erkennen sich wechselseitig und bekämpfen einander mehr und mehr mit offenem Visir. Dies ist mir lieber als das indolente, gemüthliche Sich-Hinschleppen zwischen Gott und Teufel.'

Während seines Berliner Aufenthaltes ging Reichensperger bei seinem Bruder dessen Schrift ‚Culturkampf oder Friede zwischen Staat und Kirche' wiederholt durch. Peter meinte, seine ‚Kritik habe sie nicht wenig verbessert, namentlich durch Verschärfungen'.

Am 3. Februar 1876 holte Graf Preysing Reichensperger und v. Schorlemer-Alst aus der Sitzung zu dem in aller Frühe (1/25 Uhr) aus dem Gefängniß zu Ostrowo entlassenen Cardinal Grafen Ledochowski ab, der in der Markgrafenstraße abgestiegen war. ‚Der Cardinal empfing uns auf das herzlichste. Nichts von höfisch-diplomatischem Wesen war an ihm zu bemerken. Eine große Figur mit stark ausgeprägten Zügen; er sagte, die zwei Jahre im Gefängniß seien ihm wie ein Tag vorübergeflogen (wie

mir Radziwill schon früher mitgetheilt, waren Gebete und Betrachtungen seine Hauptbeschäftigung gewesen). Ich brach unter anderem die Gelegenheit vom Zaune, um die Indolenz der österreichischen Magnaten u. s. w. anzuklagen.'

Am 10. Februar ward der Reichstag durch den Fürsten Bismarck für geschlossen erklärt. ‚Am 9.', berichtet Reichensperger, ‚war letzterer zum erstenmal seit Neujahr wieder im Reichstage aufgetreten, offenbar nicht um auf das Schicksal der Strafgesetznovelle einzuwirken, sondern um sich zu entladen, was in einer langen in der ihm eigenen ungenirten Art gehaltenen Rede geschah. Zunächst legte er den im Frühsommer entstandenen Kriegslärm der Böswilligkeit und der Dummheit zur Last, er habe keinerlei Anlaß dazu gegeben; das Auswärtige Amt disponire nicht mehr über ein sogen. officiöses Blatt, außer der Provincialcorrespondenz, noch auch über Reptilien. In meiner Rede gegen die Bewilligung von weitern 25 000 Mark für die Botschaft in Rom hatte ich unter anderem die Drohnotiz vom 4. Mai vorigen Jahres gegen Frankreich erwähnt und damit gemeint, daß die officiösen Zeitungen schließlich sich selbst hätten Lügen strafen müssen. Bismarck dementirte damals meine Angabe nicht; zweifelsohne sollte dies jetzt nachträglich geschehen. Geradezu unbegreiflich ist es mir, daß die gedachte Note vom 4. Mai, deren wörtlichen Inhalt der Bischof von Straßburg mir theilweise aus einem Briefe vorgelesen hatte[1], sowie die bezüglichen Aeußerungen im englischen Parlament, des Kaisers von Rußland, Gortschakoffs, dasjenige, was mir, vorstehendes bestätigend, der französische Gesandte in Brüssel gesagt hat[2], jeden Fundamentes entbehren sollten, zumal da das Vorgehen gegen Belgien von den dort maßgebenden Personen eben wohl als eine Einleitung zum Krieg gegen Frankreich aufgefaßt ward. Bismarck versicherte nun aber rundweg, weder der Kaiser noch er habe an den Krieg gedacht, wozu auch gar kein Anlaß vorhanden gewesen sei! Im übrigen brandmarkte er geradezu die „Kreuzzeitung"; kein anständiger Mensch dürfe auf dieselbe abonnirt bleiben, forderte den Reichstag und die Presse zur Mäßigung und Loyalität auf, sowie zu einem entschiedenen Vorgehen gegen die Socialisten, deren Reden man nicht so einfach ignoriren dürfe u. s. w. Windthorst antwortete geschickt; nicht minder geschickt wich Bismarck einer Frage desselben betreffend die Türkei aus. Besonders fiel mir auf, daß Bismarck wieder den sogen. Culturkampf mit keiner Silbe berührte, obgleich ihm Windthorst dazu in etwas gewagter Weise Anlaß gegeben hatte. Trotz eines privaten Dementis Bismarcks scheint es mir, daß das plötzliche Eintreffen des Cardinals Hohenlohe bei dem Papste ein Einlenken-wollen zu bedeuten hat. Auch im Reichstage war die gestrige An-

[1] Vgl. oben S. 146. [2] Vgl. oben S. 146, Anm. 1.

nahme des verschärften Kanzelparagraphen (§ 130a) mit elf Stimmen Majorität das einzige Symptom, daß man an der Fortdauer des kirchlichen Conflictes noch Geschmack finde. — Mit meinem Wirken während der eben geschlossenen Campagne glaube ich zufrieden sein zu dürfen; das Centrum hat einheitlich und consequent manövrirt.'

‚Das Zerstörungswerk', schrieb Reichensperger am 15. April, ‚wird von oben herab auf dem kirchlichen und dem Schulgebiet eifrigst fortgesetzt, während es auf dem materiellen Gebiet noch mehr abwärts gehen zu sollen scheint. Der Reichstagswindstille folgt vielleicht bald Sturm, namentlich auch direct gegen den Stuhl Petri und die Person des Papstes. Die Absicht Bismarcks, eine „national-conservative" Partei zu bilden, ist gescheitert aus Mangel an Leuten, die sich zu dem ursprünglich seitens des famosen Geheimen Raths Wagener wenn nicht ersonnenen, so doch sehr stark betriebenen (namentlich mittelst der Anti-Laskerschen „Deutschen Eisenbahnzeitung") Experimente hingeben wollten. Daß die Centrumspartei, welche man theils einschläfern, theils gewinnen, theils täuschen zu können glaubte, einen faulen Frieden zurückweise, hat die Schrift meines Bruders, „Culturkampf" ans Licht gestellt, so daß das in den kirchenfeindlichen Blättern lang und breit geführte „Compromiß"-Gerede verstummt ist. In Italien gibt Garibaldi — von dem neuesten demagogischen Ministerium gehätschelt und mit einer Jahresrente von 100 000 Francs bedacht —, in Frankreich Gambetta den Ton an. Kurz, der Teufel ist fast allerorts los. Freilich noch immer besser als die innere Fäulniß des vorigen Jahrhunderts — aber quousque tandem?'

Mitten während der kirchenpolitischen Sorgen ward Reichensperger ein überaus freudiges Ereigniß durch die Verlobung seines Sohnes Karl mit Fräulein Julie Rottmann zu theil. Am 3. Mai ward dieselbe zugleich mit dem Jahresgedächtniß der eigenen Hochzeit in Köln gefeiert. Bald darauf folgten zwei schmerzliche Todesfälle: zuerst starb Bischof Eberhard von Trier, dann Haneberg von Speier. ‚So folgt', schrieb Reichensperger, ‚Schlag auf Schlag. Die Glaubensfestigkeit und das Gottvertrauen haben schwere Proben zu bestehen.' Tröstend war ihm ‚die Thatsache, daß', wie er am 16. Juli an Dr. Crull schrieb, ‚der falsche Liberalismus offenbar bergunter geht, und daß der Culturkampf in immer mehr sich erweiternden Kreisen verurtheilt wird. Wenn man trotzdem von Berlin aus fortwährend Signale zum Zerstören von allem gibt, was auf kirchlichem, ja was auf christlichem Grunde ruht, so läßt dies die Erklärung zu, daß dem Teufel ein Gefühl des Abnehmens seiner Herrschaft beiwohne und er dieselbe vorher noch möglichst auszunutzen suche. Die bevorstehenden Wahlen, insbesondere die zum Reichstage, könnten sich leicht als ein Wendepunkt zum Bessern erweisen; keinesfalls darf man den Muth sinken lassen. Si Deus pro nobis, quis contra nos?!'

Demgemäß handelte Reichensperger. Unausgesetzt war er namentlich für die katholische Presse thätig: neben der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ schrieb er nun auch viel für die Bonner ‚Deutsche Reichszeitung‘. Außerdem verfaßte er damals ein Seitenstück zu seinen ‚Phrasen und Schlagwörtern‘, das viel Glück machte: ‚Fragebogen zum Hausgebrauch für Wähler, sowie auch für Abgeordnete zur Gewissenserforschung‘, ‚im Grunde‘, wie er schrieb, ‚ein Sündenregister der Regierung und der liberalen Partei‘.

In der kleinen Schrift, deren praktische Brauchbarkeit bald drei Auflagen erwiesen, werden in lebhafter, pikanter Weise die politischen, kirchenpolitischen und socialen Tagesfragen behandelt. Der Verfasser glaubt, wie er in der Vorrede mit gutem Humor sagt, durch seine Schrift ‚auch denjenigen einen Dienst zu erweisen, welche von der modernsten „Cultur“ das Heil erwarten, indem die Fragestücke nicht minder es ihnen erleichtern, die sogen. Finsterlinge zu ermitteln und vor denselben auf der Hut zu sein; vor solchen namentlich, die noch an dem alten Christenglauben, wie die Kirche ihn lehrt, hängen, ja darin die allein sichere und bleibende Gewähr für die Freiheit und das Recht aller und für die Erhaltung guter Sitten erblicken‘.

Die 140 Fragen sind nicht irgend welchem unpraktischem System, sondern dem wirklichen Leben entnommen; sie treffen mit ihrer feinen Ironie und beißenden Satire die pseudoliberale Partei ins Herz. Vortrefflich versteht es der Verfasser, den Unterschied zwischen Wort und That, zwischen Programm und politischer Praxis des Pseudoliberalismus hervorzuheben. Einige Proben sind auch noch heute lesenswerth.

‚Würden Sie als Abgeordneter einer Partei sich beigesellen, welche zweierlei Maß und Gewicht führt, um sich, je nach ihrem Interesse, bald des einen bald des andern zu bedienen; einer Partei, die auf ihre Verfassungstreue pocht, solange die Verfassung ihren Tendenzen dient, dieselbe aber im Handumdrehen aufgibt, sobald sie als unbequem sich erweist; die heute für die „freie Kirche im freien Staate“, morgen für absolute Staatsomnipotenz, heute für Unterrichtsfreiheit, morgen für das Staats-Lehrmonopol schwärmt, heute die Gottlosigkeit bekämpft, morgen die Neugestaltung der Gesellschaft durch deren Entchristlichung herbeizuführen sich bemüht? — Die Bildung einer solchen Partei wäre nicht gerade etwas Unerhörtes, weshalb ein kategorisches Ja oder Nein von Ihnen gefordert wird.

‚Was ist Byzantinismus, und welcher Unterschied waltet zwischen demselben und dem Nationalliberalismus ob?

‚Was halten Sie von der in sogen. Volksbildungsvereinen proclamirten „Toleranz“, wenn dieselbe in einer Art geübt wird, daß glaubenstreuen römisch-katholischen Christen nur die Wahl bleibt, entweder ihren Glauben zu verläugnen oder Hohn und Verfolgung über sich ergehen zu lassen?

‚Halten Sie etwa dann protestantische Majoritäten zur Regelung kirchlicher Angelegenheiten einer katholischen Minorität für qualificirt, wenn auf seiten der erstern das Taufen der Kinder sowie die kirchliche Trauung in stets wachsende Abnahme kommt und so ein höherer Grad von moderner „Cultur“ sich bei denselben herausstellt?

‚Erachten Sie es für eine unabweisliche Forderung des modernen Culturstaates, insbesondere im Hinblick auf seinen Gegensatz zur mittelalterlichen „Finsterniß“ und der mit derselben verwachsenen Ritterlichkeit, daß Jungfrauen, welche dem Weltleben absagen, um gemeinsam zu beten und Werke der Nächstenliebe zu verrichten, aus ihren Zufluchtsstätten vertrieben werden?

‚Wie beurtheilen Sie diejenigen, welche die Worte „Licht“ und „Aufklärung“ stets im Munde führend, ihr eigenes Streben und Treiben in tiefes Geheimniß hüllen?

‚Was halten Sie von dem derzeitigen Patriotismus solcher Culturkämpfer, welche vor Sedan in den Tuilerien um Huld und Gnade gebettelt haben?

‚Verstehen Sie die deutsche Einheit dahin, daß alle Stämme, deutscher oder nichtdeutscher Abkunft, Uckermärker, Pommern, Bayern, Polen, Schwaben und Rheinländer, wie man zu sagen pflegt, über einen Kamm zu scheren, daß sie mit den Wurzeln, welche sie in der Geschichte haben, auszureißen und von den Nationalliberalen neu anzupflanzen sind?

‚Glauben Sie, daß Kirchengut, auf welches der Staat die Hand legt, demselben Segen bringt?

‚Sind Sie der Ansicht, daß nur Staatsdiener, insbesondere Landräthe, Gendarmen und Polizeibeamte, nicht aber auch Geistliche berechtigt sind, bei den Wahlen ihren Einfluß geltend zu machen?

‚Wie erklären Sie die Thatsache, daß an die Stelle des Aufschwunges der Geister, wovon vor fünf bis sechs Jahren so viel geredet ward, ein Aufschwung der Steuern getreten ist, alles andere aber daniederliegt?

‚Halten Sie das stete Anwachsen der Militärbudgets für ein Symptom des Fortschrittes von Bildung und Humanität?

‚Erkennen Sie darin einen Culturfortschritt, wenn die Arbeiten der Staatsanwälte und der Polizeicommissäre wachsen, die Selbstmorde und Bankrotte sich mehren, die Ehen nicht mehr in der Kirche geschlossen und die Kinder nicht mehr getauft werden?

‚Halten Sie denjenigen Staat für am weitesten fortgeschritten auf dem Wege der Civilisation, Cultur und Humanität, welcher das meiste Geld für Kanonen, Gewehre und Uniformen ausgibt?

‚Bringt das Wesen des modernen Culturstaates es mit sich, daß Personen, welche durch allerhand Vorspiegelungen Tausende um Hab und Gut

bringen, wenn überhaupt, so doch gelinder zu bestrafen sind als solche, welche irgend einer hochstehenden Person durch Aeußerungen zu nahe treten, — so wie andererseits, daß eine nicht geringe Anzahl Bestrafter, wenn sie aus dem Gefängnisse kommen, von redlich Gesinnten höher geschätzt und lauter gepriesen werden als vor ihrer Bestrafung?

‚Halten Sie den sogen. Reptilienfond zum Zwecke der „Emancipation des Menschengeistes" für schlechthin unentbehrlich?

‚Gehört, Ihrer Ansicht nach, eine möglichste Häufung von Preß- und Zeugenzwangs-Proceduren zu den Merkmalen des modernen Culturstaates, so daß beispielsweise England und Frankreich nicht als Culturstaaten in Betracht kommen können?

‚Hielten Sie ein Staatsleben für gesund, wenn Winkelbühnen, Cafés chantants und Tingeltangel in geringerem Maße polizeilich überwacht würden als Kirchen und Klöster?

‚Erkennen Sie darin einen Fortschritt, wenn die Gesetzgebung dem Reichen es möglich macht, die Noth des Aermern nach Belieben auszubeuten?'

‚Ich bin wahrhaft entzückt über deine tief ins liberale Fleisch einschneidende Arbeit,' schrieb v. Schorlemer-Alst am 6. September 1876; ‚beim Lesen mußte ich oft laut auflachen. Das kam zur rechten Zeit und ist ganz der jugendfrische Verfasser der „Phrasen und Schlagwörter".'

Am 16. September fand die Hochzeit von Reichenspergers Sohn statt. Brautführer war Herr v. Thimus, der einst auch den Vater zum Altar geleitet hatte.

Den Weg nach Berlin, wo der Reichstag am 30. October eröffnet werden sollte, nahm Reichensperger über Frankfurt, wo er bei Steinle wohnte, Kassel und Göttingen. An letzterem Orte besuchte er Professor Thöl, der ihn ‚aufs herzlichste empfing, so daß die Jugendfreundschaft nicht unterbrochen gewesen zu sein schien'. In Berlin nahmen ihn die Berathungen über die Justizgesetze, die Fertigstellung einer Schrift über Pugin, Einladungen und Besuche ganz ungewöhnlich in Anspruch. Im Reichstag betheiligte er sich namentlich an den Verhandlungen über das Gerichtsverfassungsgesetz und über die Strafproceßordnung. Am 7. December trat er für die Klagen der Elsässer Abgeordneten ein, bemerkend: ‚Nicht bloß im Elsaß, auch bei uns nimmt die Sittlichkeit ab, die Verbrechen nehmen zu. Dies kommt wesentlich daher, weil die religiösen Bande immer mehr gelockert werden. Ich kann versichern, daß Kirchen, Kapellen und Klöster weit sorgfältiger von Gendarmen und Polizeidienern bewacht werden als die Cafés chantants und Tingeltangel.' Am 15. December verlangte er die Vorlegung eines Blaubuches über die auswärtigen Angelegenheiten.

Der Schluß des Reichstages (22. December) sollte nach Votirung der großen Justizgesetze erfolgen, ‚auf Grund eines Compromisses mit der Re-

gierung, durch welchen die Nationalliberalen unter Führung von Miquel, Lasker und Bennigsen in Bezug auf alle Hauptpunkte sich unterworfen haben, obgleich sie bei der zweiten Lesung in namentlicher Abstimmung mit großer Majorität sich gegen die Regierung erklärt hatten. Ob sie bei den bevorstehenden Reichstagswahlen dadurch Einbuße erleiden, ist zweifelhaft, da ihre Phrasen in Verbindung mit dem Einflusse des Reichskanzlers und der servilen Presse in den akatholischen Massen noch gar sehr ins Gewicht fallen. Unser Centrum, die Fortschrittspartei, die Socialdemokraten und die Polen resp. Wilden bilden die Minorität. Im übrigen ist der Reichstag ohne sonderliche Stöße verlaufen; der sogen. Culturkampf blieb ihm ferne, das Centrum hat an Ansehen gewonnen. In Preußen ist zwar der Altkatholicismus immer mehr gesunken und die Energie des katholischen Volkes gewachsen, aber die Verfolgung der Bischöfe, Priester u. s. w. hat ihren Fortgang genommen, eine große Anzahl von Pfarreien sind bereits ohne Seelsorger. Einstweilen ist noch kein Ende des Wirrwarrs oder eine Wendung zu Gunsten der Katholiken zu hoffen.'

,Die dritte Lesung der Justizgesetze', schrieb Reichensperger am 27. December, ,zeigte wieder so recht die Abhängigkeit der Nationalliberalen von Bismarck. Ich hatte vermuthet, dieselben würden im Hinblick auf die so nahen Wahlen den Schein der Selbständigkeit und der Freisinnigkeit sich zu erhalten suchen und dem nächsten Reichstage die Annahme der Gesetze en bloc überlassen. Weder Bismarck noch seine Getreuen scheinen indessen zu besorgen, daß die Wahlen die nunmehrige Majorität (40—50 Stimmen Nationalliberale und sogen. Conservative zusammen genommen) sprengen werden. v. Gruner will von einer eingeweihten Person vernommen haben, dem Fürsten Bismarck sei es durchaus nicht um jene Gesetze zu thun. Fast scheint es auf eine Düpirung resp. Discreditirung der nationalliberalen Partei von seiner Seite abgesehen zu sein.'

Aehnliche Gedanken wiederholte Reichensperger am Vorabend der Wahlen, die auf den 10. Januar 1877 festgesetzt waren. ,Der sogen. Culturkampf schmilzt allmählich alle gläubigen Katholiken zu einer homogenen Masse zusammen und macht sie kampffähig auf dem politischen Gebiet. Im frühern, gewöhnlichen Verlaufe der Dinge war dies nicht möglich. Der Nationalliberalismus hat durch den unklugen Compromiß einen starken Stoß bekommen. Fast scheint es, als ob Bismarck ihn habe ruiniren oder doch in die absoluteste Abhängigkeit von seinem Machtgebote bringen wollen. Falls der Nationalliberalismus jetzt 15—20 Stimmen verliert, so sind seine Tage gezählt. Alsdann könnte möglicherweise die Trennung zwischen Staat und Kirche (vorläufig wohl das einzige Heilmittel) vom Reichstage ausgehen.'

Am 7. Januar 1877 hatte Reichensperger trotz eines starken Katarrhs mit dem Rechtsanwalt Julius Bachem auf einer Wahlversammlung zu Düsseldorf

vor 6000 Männern gesprochen. Der glänzende Wahlerfolg des Abgeordneten Bernards ward seinem Erscheinen beigemessen. ‚Sicherlich', meinte er bescheiden, ‚nur zu einem kleinen Theile. Meine Popularität kommt mir mitunter geradezu räthselhaft vor.' In Krefeld siegte Reichensperger am 10. Januar 1877 mit 9467 Stimmen über Seyffardt, der 4542 Stimmen erhielt. Im Wahlkreis Hagen erhielt Reichensperger 2240 Stimmen, der nationalliberale Candidat 5789, Eugen Richter 6056. Er rieth, bei der engern Wahl für Richter zu stimmen. ‚Das Ueberraschendste' bei dem Ausfalle der diesmaligen Reichstagswahlen waren ihm ‚die großen Erfolge der Socialdemokraten, besonders in Berlin'.

Als Reichensperger am 2. Februar von einer Reise nach Frankfurt und Mainz, wo er mit Steinle, Janssen, Ketteler, Heinrich, Schneider und Haffner interessante Stunden verlebt hatte, zurückkehrte, erhielt er durch ein Telegramm die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner 99jährigen, zu Remagen in stiller Zurückgezogenheit im St. Anna-Kloster lebenden Mutter. Er begab sich sofort nach Remagen, wo er sich überzeugte, daß eine Wiederherstellung der von einem Schlaganfalle Betroffenen ausgeschlossen sei. ‚So steht denn', schrieb er, ‚ein Wendepunkt in unserem Familienleben bevor! Ich durchgehe das Leben der Mutter und das meinige, mit Reue auf meine Gymnasialperiode zurückblickend, während welcher ich ihr viel Kummer machte und nur ihrer energischen Fürsorge meine Rettung verdankte [1]. Durch den Tod der Mutter, in welchen ich mich noch nicht finden kann, wird mir mein eigenes Alter in höherem Grade zum Bewußtsein kommen — hoffentlich zum Heil meiner Seele!'

Am 14. Februar morgens $9^1/_2$ Uhr entschlief ‚die gute Mutter' sanft und gottergeben im Beisein von August, Elise und Clementine Reichensperger. ‚Wir beteten', schrieb Reichensperger in sein Tagebuch, ‚die Sterbegebete. Wie Schutzengel hüteten und warteten die Nonnen der Kranken. Man muß die Nonnen bei Kranken und Waisen sehen, um zu fühlen, daß es an Bestialität grenzt, sie so auseinander zu jagen, wie dermalen geschieht. Die so friedlich und ruhig aussehende Leiche rührte und ergriff mich aufs äußerste. Der Kummer, welchen ich ihr in meiner frühern Jugend bereitet hatte, war längst von ihr verziehen. Sie betet hoffentlich für uns; ich bedarf dessen. — Es ist ein Wendepunkt in meinem Leben.'

Am 17. Februar fand die Beerdigung statt, an welcher sich das ganze katholische Remagen in feierlichster Weise betheiligte. ‚Wir sahen die Leiche nochmals — ein Bild des Seelenfriedens — der Abschied von ihr und dann vom Grabe tief schmerzlich. Am Nachmittage lasen wir ein doppelt versiegeltes Papier, worauf die gute Mutter in rührendster Einfachheit 1870 ihren letzten Willen geschrieben hatte.'

---

[1] Vgl. Band I des vorliegenden Werkes S. 14—15.

Reichensperger hatte nicht lange Zeit, seinem Schmerze nachzuhängen. Der am 22. Februar 1877 eröffnete Reichstag rief ihn nach Berlin. Er glaubte dort ‚in der politischen Atmosphäre eine gewisse Aenderung im oppositionellen Sinne' wahrzunehmen. ‚So z. B. ist der Vorschlag Preußens, das Reichsgericht in Berlin zu domiciliren, im Bundesrath durchgefallen und heute (4. März) mit einer Majorität von 10 Stimmen im Reichstag die proponirte Erhöhung des Gehaltes des Gesandten in London um 30 000 Mark abgelehnt worden. Es gehört demnach nicht mehr viel dazu, um den Reichstag zu einem unbequemen instrumentum regni zu machen.'

Für Leipzig als Sitz des Reichsgerichts plaidirte auch Reichensperger, dem es sehr auffiel, daß Bismarck der Debatte ferne blieb. ‚Sein Einfluß', meinte er, ‚hätte leicht im Bundesrath und vielleicht auch noch im Reichstag für Berlin den Ausschlag geben können. Dieses Verhalten in Verbindung mit der ungenirten Weise, in welcher er durch seine Kritik des Admirals v. Stosch im Reichstag denselben zu Fall gebracht hat, wirkt sehr abkühlend auf seine Bewunderer und muß auch wohl an höchster Stelle Unzufriedenheit erregen, zumal da v. Stosch im engsten Hofzirkel sehr beliebt, eine Art Vertrauter ist. Ueberhaupt wird das Verhalten Bismarcks immer räthselhafter, sein öffentliches Reden anscheinend confuser, was denn auch in weiten Kreisen eine Unsicherheit zuwege bringt, die leicht zu irgend einer Krisis führen könnte.'

Infolge der Abwesenheit Windthorsts, der sich überarbeitet hatte, mußte Reichensperger in der ersten Session des Jahres 1877 öfter reden, als ihm lieb war. Am 12. März, bei Berathung der Abänderung der Gewerbeordnung, betonte er sein Interesse für die Arbeiterfrage, ‚die uns das sehr schmeichelhafte Schlagwort eines Bundes der schwarzen mit der rothen Internationale eingetragen hat'. Er beklagte dann, daß man der Unsittlichkeit Vorschub leiste, indem man z. B. klösterliche Rettungshäuser für gefallene Mädchen und Waisenhäuser auflöse. ‚Sorgen Sie, daß wenigstens das beseitigt wird, was die religiös-sittliche Basis erschüttert oder gar beseitigt, dann haben Sie einen bedeutenden Grund für die Reform des Gewerbewesens gelegt.' Wiederholt trat Reichensperger auch für das Recht der Elsässer und zweimal auch gegen die überhandnehmende Verfälschung der Lebensmittel auf, was letzteres ihm eine Anzahl von Schmähbriefen eintrug.

Während der Osterferien brachte Peter Reichensperger am 2. April die Nachricht, daß Bismarck den Kaiser um Enthebung von seiner amtlichen Stellung im Reiche und in Preußen gebeten habe[1]. ‚Ein bedeutungsvoller

[1] Ueber diese Kanzlerkrisis, welche durch das ‚Niemals' Kaiser Wilhelms I. am 7. April 1877 beendet ward, s. Blum, Bismarck V, 356 ff.

Wendepunkt!‘ schrieb Reichensperger. ‚Ob von wohlthätigem Einfluß auf den Culturkampf? — Vielleicht ist es nur ein Theatercoup im großen Stil. Ich kann mir nicht denken, daß der Conflict mit dem Admiral von Stosch, sonstige Verdrießlichkeiten und Kränklichkeit ihn zum Rücktritt bewogen haben. Die Verlegenheiten namentlich in der auswärtigen Politik werden groß sein und vielleicht den Kaiser nöthigen, sich dem Schmollenden (der möglicherweise einen Krieg gegen Frankreich plant) bedingungslos zu unterwerfen. — Da Windthorst nach den Zeitungen noch immer nicht im Reichstage erscheinen kann, so wird dort meine Aufgabe eine recht heikle werden. Das Centrum muß dieser Wendung gegenüber mit großer Vorsicht operiren und ja nicht zu stark in die Trompete stoßen. — Ob wohl Falk, der andere auf uns lastende Alp, noch lange Zeit fortwirtschaftet? Zur Zeit werden noch mit Energie die Nonnen mißhandelt und die Schulen entchristlicht. Vielleicht wird die Kirchenverfolgung jetzt noch rücksichtsloser als bisher geführt werden, da der „Culturkampf“ wenn nicht das einzige, so doch das wirksamste Bindemittel für alle Schattirungen des falschen Liberalismus bildet. — Nur die gläubigen Katholiken und deren Repräsentation, das Centrum nebst den „Welfen“, haben vor dem Gewaltigen das Knie nicht gebeugt: darauf dürfen wir stolz sein.‘

Uebrigens überschätzte Reichensperger seine eigene Thätigkeit so wenig, daß er, als kurz darauf das ‚Schwarze Blatt‘ (1877, Nr. 45) eine Charakteristik der Brüder Reichensperger als parlamentarischer Redner brachte, in sein Tagebuch notirte: ‚Die Charakteristik ist jedenfalls, was mich betrifft, zu stark en beau gemalt — eine Reaction gegen das liberale Ignorirsystem, wie zumeist die Reactionen ihrerseits die rechte Grenze überschreiten. Worauf ich mir eher etwas zu gute thun kann, ist meine Mehrseitigkeit, und daß neben meiner Zunge auch meine Feder sehr thätig ist.‘

Scharf, aber treffend geißelte Reichensperger am 19. April im Reichstage den Culturkampf als eine Kirchenverfolgung. Gegenüber dem Staatsminister Hofmann bemerkte er: ‚Die Bezeichnung „ultramontan“ für die Millionen Deutsche, welche römisch-katholisch sind, ist in diesem Hause eine durchaus ungeeignete. Ich muß gestehen, daß ich nach alledem, namentlich nach den gestrigen Aeußerungen des Herrn Staatsministers, nicht mehr weiß, wo eigentlich die römisch-katholischen Christen, von welchen die Verfassung spricht, geblieben sind. Es gibt deren eigentlich keine mehr, sondern entweder Altkatholiken oder bloß Namenkatholiken oder Ultramontane.‘

In den folgenden Sitzungen sprach er über Zeugnißzwang, die Elsäßer Frage, das Patentgesetz, gegen den Impfzwang und über Kunstangelegenheiten. Empörend erschien ihm der in jenen Tagen von der Zeitschrift ‚Grenzboten‘ eröffnete ‚rücksichtslose Feldzug gegen die Königin und die nicht Bis-

marckschen Hofleute. Möglicherweise', meinte er, ,schlägt dieses Treiben gegen dessen Anstifter aus, da der König in häuslichen Angelegenheiten keinen Spaß verstehen soll.'

Nachdem der Reichstag am 3. Mai geschlossen worden, machte Reichensperger einen Ausflug nach Camin und Lübeck. Mit herzlichster Befriedigung sah er das ,gut restaurirte, prachtvolle' Holstenthor wieder, das er einst durch sein thatkräftiges Eintreten vor der Zerstörung gerettet hatte. Im Dom fand er beim Gottesdienst am Feste Christi Himmelfahrt ,höchstens zwei Dutzend Erwachsene, Kinder und hereincommandirte Soldaten'. In der Marienkirche verweilte Reichensperger fast drei Stunden. Er erklärte sie für ,ein Bauwerk, wie er nur wenige ihresgleichen in seinem Leben gesehen; nicht nur die Gesamtanlage, sondern auch unzählige Details der in ihr enthaltenen Kunstschätze höchst interessant'.

Am 28. Mai gedachte Reichensperger nach Ulm zu reisen zur Feier der vor fünfhundert Jahren erfolgten Grundsteinlegung des dortigen Domes und dann mit seiner Familie Friedrichroda aufzusuchen — ,wenn nicht politische Ereignisse dazwischen treten. In Berlin ist man sehr erbost über das „clericale" (?) Ministerium Broglie, fabelt von einer im Vatican angezettelten Verschwörung der katholischen Welt, kurz man sucht dort offenbar Händel mit den Franzosen. Verstimmend wirken die Wirren in dem protestantischen Kirchenwesen. Die Zerstörungen auf dem Gebiete der katholischen Kirche nehmen ihren Fortgang; jüngst noch ward der Bischof von Limburg, fast erblindet, ein wahres Muster von Loyalität, „abgesetzt" — der Bischof von Ermland, welcher aus Rom zurückkehrend mein Gast war, kommt eben jetzt an die Reihe, so daß ganz bald nur noch die Bischofsstühle von Köln und Osnabrück zu räumen bleiben. Im Altkatholicismus schreitet die Auflösung sichtlich fort. Vielleicht verschwindet das alles in einer großen Explosion, welche man in Berlin oder in Kissingen, wo Bismarck zur Zeit sich aufhält, vorzubereiten scheint. In den höchsten Regionen soll man indes Kriegsabenteuern nicht zugethan sein. Möge die Zuchtruthe eines allgemeinen Krieges uns fernbleiben!'

Die Säcularfeier in Ulm (Ende Juni 1877) gestaltete sich zu einer Art von schwäbischem Nationalfeste[1]. Den Schluß bildete eine gesellige Vereinigung in der Markthalle, bei welcher auch Reichensperger als Delegirter des Kölner Dombauvereins sprach und die bisher noch problematisch gewesene Vollendung des mächtigen Hauptthurmes anregte. ,Möchte recht bald', schloß er, ,die Muttergottes-Statue auf der Spitze des Ulmer Münsterthurmes, wie dies von dessen Baumeister verlangt wurde, über die Kreuzesblume der Kölner Domthürme hinwegschauen!' Von allen Seiten ward Reichensperger

[1] Vgl Pfau, Bild und Bauwerke (Stuttgart 1888) S. 210 f.

in Ulm das freundlichste Entgegenkommen zu theil. Er verkehrte namentlich mit den protestantischen Kunstforschern Pressel und Paulus. Auf der Rückreise besuchte er in Straßburg Freund Steinle und Professor Kraus, dessen Arbeitskraft er bewunderte.

Von Friedrichroda aus machte Reichensperger fleißig Ausflüge durch Thüringen. In Rudolstadt schloß er Freundschaft mit dem kunstsinnigen Minister v. Bertrab, in Erfurt mit Familie Walther. Im August besuchte Reichensperger seine belgischen Freunde, verbrachte zwei Wochen in Blankenberghe und begab sich dann zur Katholikenversammlung nach Würzburg, wo man ihn zum Vorsitzenden der Section für christliche Kunst erwählte. Im Anschluß an die früher in dieser Angelegenheit gefaßten Beschlüsse sprach Reichensperger in einer öffentlichen Sitzung mit vielem Beifall über die Wirksamkeit der bisherigen Generalversammlungen auf dem Gebiete der christlichen Kunst, und gelegentlich auch in andern Sitzungen zur Empfehlung des Borromäus- und Paramenten-Vereins [1].

Heimgekehrt, beschäftigte sich Reichensperger in seiner vielseitigen Weise: er schrieb Artikel für die ‚Literarische Rundschau', die Bonner ‚Deutsche Reichszeitung', die Krefelder ‚Niederrheinische Volkszeitung', und las täglich Spanisch (Cervantes' Novellen), Englisch (Byron), Italienisch (Gioberti) und Französisch. Aus Anlaß der Eröffnung des Piusbau-Saales fand im October in Köln eine politische Feier statt, zu welcher Windthorst als Gast Reichenspergers sich einfand.

In der Welt ging es unterdessen ‚kraus durcheinander'. ‚Fast sieht es so aus,' urtheilte Reichensperger, ‚als ob insbesondere *unsere* Regierenden es geradezu darauf abgesehen hätten, allen noch vorhandenen Respect vor der Autorität, der geistlichen wie der weltlichen, den Leuten aus dem Herzen zu reißen, überhaupt dem positiven Christenthum den Garaus zu machen! Einstweilen bilden unsere vorherrschend katholischen Landestheile noch eine Art von Damm gegen die rothe Propaganda, insbesondere der Socialisten. Lange aber wird dieser Damm schwerlich vorhalten, wenn man so fortwirtschaftet.' [2] — ‚Gar manche Anzeichen sprechen dafür, daß wir uns in einer Krisis befinden, die zu dem Aeußersten führen könnte. Leisten doch selbst solche, die besonders berufen sind, die höchsten Güter der Nationen zu hüten, in unsäglicher Verblendung in bald mehr bald weniger verhüllter Weise den Entchristlichungsversuchen Vorschub! Mächtige Staatslenker bahnen dem materialistischen Unglauben die Wege, indem sie die ihnen zu Gebote

[1] Siehe Verhandlungen der 25. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands (Würzburg 1877) S. 106—119.

[2] Brief an den protestantischen Maler Andreae vom 18. Juni 1877.

stehende physische Gewalt gegen diejenigen kehren, welche im Geiste christlicher Selbstverläugnung die Gottlosigkeit und die Unsittlichkeit bekämpfen. Sogar gemeinsames Beten unter freiem Himmel wird als eine Störung der öffentlichen Ordnung polizeilich gehindert und strafgerichtlich verfolgt. Hoffentlich wird der noch dem ererbten Glauben treugebliebene Theil des christlichen Volkes so viel Widerstandskraft besitzen, um denselben gegen die vereinten Angriffe des Cäsaropapismus und der nackten Gottesläugnerei, auch wenn es die schwersten Opfer kosten sollte, zu schützen. Mag man demselben immerhin seine durch künstlerische Hand geschaffenen Heiligthümer rauben oder verschließen, das innere Heiligthum des religiösen Glaubens ist, gottlob, der Vergewaltigung unzugänglich, wenn ein entschlossener, mit Opferwilligkeit gepaarter Wille dasselbe vertheidigt.'[1]

Mit Besorgniß blickte Reichensperger im Herbst nach Frankreich, ,wo die Zukunft anscheinend dem Radicalismus anheimfällt, der offenbar auf einen „Culturkampf" losstürmt, welcher doppelt bedrohlich ist, da er von abgefallenen Katholiken in Scene gesetzt werden wird. Mac Mahon scheint noch laviren zu wollen. Die Rothen sind gewitzigt genug, um Emeuten und damit eine Dictatur resp. einen Staatsstreich fernzuhalten. Einigermaßen begreift es sich, daß gar viele nichts weniger als revolutionär gesinnte Franzosen der monarchischen Prätendenten müde sind, daß sie insbesondere so wenig vom Ancien Régime als vom Empire wissen und daher die Republik dauernd wahren wollen. Im Orient hat das Kriegsglück sich leider zu Gunsten der Russen gewendet. In Berlin Confusion in den Ministerien und mehr noch auf dem protestantisch-kirchlichen Gebiete. Der Oberkirchenrath in peinlichstem Gedränge zwischen dem Summus episcopus und den rücksichtslos vordringenden, um Hoßbach sich scharenden Protestantenvereinlern liberal-rationalistischer Färbung. Der Altkatholicismus in stetem Rückgang; der ihm zur Seite für die Staatsomnipotenz unter Sybel arbeitende „Deutsche Verein" hat eben durch die Affaire Konitzer einen sehr empfindlichen Stoß bekommen.'

Trostvoll war es für Reichensperger, daß sich die Kaiserin Augusta ,mit wahrhaft rührender Hingebung' der weiblichen Orden annahm und in einzelnen Fällen Erfolg erzielte. ,Die politischen Aspecten', urtheilte Reichensperger Ende 1877, ,gestalten sich immer bedrohlicher. Der Sieg der Radicalen in Frankreich und der Russen über die Türken stellen ein sehr stürmisches Frühjahr, wenn nicht gar eine Weltkatastrophe in Aussicht — falls nicht, wie freilich oft schon, das ganz Unerwartete eintrifft. Der Gesundheitszustand des Papstes läßt das Schlimmste erwarten. In Berlin Confusion,

[1] Pugin S. 66 f. 96.

welche Bismarck dazu benutzen zu wollen scheint, um alle ihm unliebsamen Elemente, insbesondere die katholischen und die protestantisch-orthodoxen, um jeden Einfluß namentlich bei Hof zu bringen.'

Anfang 1878 fürchtete Reichensperger, Fürst Bismarck werde Bennigsen und Forckenbeck in die Regierung ziehen. Die Reise Bennigsens nach Rom und der darauf erfolgte Gegenbesuch des neuen italienischen Ministers Depretis in Berlin schienen ihm auf ,einen Coup nach dem leider in naher Aussicht stehenden Tode des Papstes zu deuten. Ueberhaupt gestaltet sich alles immer bedrohlicher, — wenngleich in Preußen die Träger der Kirchenverfolgung an Energie und Frische verloren haben, wie dies unter anderem jüngst von Gneist und Aegidi gehaltene Kammerreden zu erkennen geben. In Frankreich hat Mac Mahon vor der Linken das Gewehr gestreckt.'

Am 11. Januar assistirte Reichensperger als Pathe bei der Taufe seines ersten Enkels August in der Kastorkirche zu Koblenz. Von dieser Kirche aus war sein Vater 1813 begraben worden; in ihr ward wie er sein Sohn getauft und getraut. So groß seine Freude war, so schien ihm doch das Ereigniß auch als ein Memento mori. ,In dem Maße,' schrieb er an Thimus, ,wie der Enkel aufwächst, wächst der Großpapa herunter.' Am 20. Januar folgte ein anderes freudiges Familienereigniß: die Verlobung von Reichenspergers Tochter Maria mit Bergassessor Jakob Le Hanne.

Dem Reichstage sah Reichensperger ,mit mehr als gewöhnlicher Antipathie entgegen'. Pünktlich war er indessen am 6. Februar zur Stelle. Am 7. abends traf die telegraphische Nachricht von dem Hinscheiden Pius' IX. ein. ,Die Blätter fast aller akatholischen Farben mit Ausnahme des altkatholischen „Deutschen Merkur" und der „Kölnischen Zeitung" verhalten sich dem Ereigniß gegenüber anständig; desgleichen die italienische Regierung, welche die Freiheit des Conclave nicht beeinträchtigen zu wollen scheint. Die Regierungszeit Pius' IX. bildet einen überaus bedeutungsvollen Abschnitt in der Kirchengeschichte; vielleicht war bis dahin noch niemals die Kirche geschlossener und harmonischer trotz aller Drangsale, welche über sie und den Papst gekommen sind.'

Die Nachricht von der Erwählung Papst Leos XIII. begleitete Reichensperger mit dem Wunsche: ,Möge er unter Gottes Schutz Stärke mit Mäßigung verbinden! Wenn erstere bisher vorzugsweise noth that, so wird letztere für die nächste Zukunft wohl am heilbringendsten wirken. Ein modus vivendi thut immer mehr noth, wenn nicht Verwilderung eintreten soll. Die gestrige Debatte über die orientalische Frage ließ den Fürsten Bismarck noch sehr gereizt gegen die Katholiken erscheinen. Im übrigen gab er mindestens so viel Sympathie für Rußland wie für das arg bedrohte Oesterreich kund, dessen

Gesandte und Minister, soweit er mit denselben in geschäftliche Verbindung getreten war, er samt und sonders bis auf Andrassy als Lügner bezeichnete. Letzterem ertheilte er als Staatsmann und als Mensch ein unbedingtes Vertrauensvotum. Er klagte über sein körperliches Befinden und hielt einen Theil seiner Rede sitzend.'

Im Reichstage sprach Reichensperger im Februar und März 1878 wiederholt, jedoch vorzugsweise über künstlerisch-ästhetische Fragen. Außerdem betheiligte er sich an den Debatten über das Reichsgesundheitsamt und über die Elsässer Optantenfrage (6. März)[1]. Es folgten die Berathungen über die Tabaksteuer und über die Stellvertretung des Reichskanzlers. ‚Das Interesse bei diesen Debatten', schrieb er am 9. März, ‚dreht sich hauptsächlich, wenn auch in mehr oder weniger latenter Weise, um die Frage, ob aus der nationalliberalen Partei einzelne Hervorragende, insbesondere v. Bennigsen, v. Forckenbeck, v. Stauffenberg, in die Reichsregierung zugelassen und ob Camphausen Finanzminister bleiben werde. Zur Zeit scheinen erstere noch an der Forderung festzuhalten, daß Garantien (in Preußen durch Beseitigung des § 109 der Verfassung) gegeben werden müßten, welche verhinderten, daß die Mehreinnahmen aus dem Tabaksmonopol (im Grunde steht dieses in Frage) nicht in anderer Weise als zur Herabminderung der bereits bestehenden Steuern verwendet werden. Im übrigen hat sich die nationalliberale Partei bei der Stellvertretungsdebatte (heute fand die zweite Lesung statt) höchst geschmeidig benommen. Auffallend war es, daß heute der Reichskanzler und Lasker heftig aneinander geriethen. Die Person und das Wesen Laskers scheint Bismarck antipathisch zu sein. Uebrigens drängen den Kanzler die Verhältnisse dahin, den nationalliberalen Appetit nach hohen Stellen zu befriedigen, sofern der ‚Culturkampf' fortdauert. Nachrichten aus Rom lassen vermuthen, daß der Papst und sein Staatssecretär Franchi geneigt sind, auf einen modus vivendi hinzuwirken, dessen wir in Preußen sehr bedürfen. v. Franckenstein, Windthorst, mein Bruder und ich sind denn auch der Ansicht, daß bei den Debatten unsererseits alles zu vermeiden sei, was den Reichskanzler persönlich verletzen könnte. v. Schorlemers streitbarer Natur widerstrebt jede Rücksichtsnehmerei, weil dieselbe leicht als Schwäche gedeutet werde. Er wird uns andern aber doch wohl nachgeben. Da er allein in der Stellvertretungsdebatte sich schlechthin ablehnend und offensiv verhalten wollte, so verließ er die Fractionssitzung von vorgestern und reiste nach seiner Heimat. — Bennigsen äußerte sich heute bei einer zufälligen Begegnung mit meinem Bruder dahin, daß eine Verständigung bezüglich des kirchlichen Conflictes von beiden Seiten erstrebt werden müsse.'

[1] Vgl. Die Optantenfrage vor dem Deutschen Reichstage. Berlin 1878.

In der Reichstagssitzung vom 11. März mußte Reichensperger ‚ohne vorherige Absicht stark ins Zeug gehen‘, zuerst gegen den Kriegsminister und den Grafen Moltke bezüglich der Verwendung der ‚Ersparnisse‘ der in Frankreich verbliebenen Occupationsarmee, welche man wieder zu militärischen Zwecken verwenden wollte, sodann in ungleich energischerer Weise gegen Lasker. Letzterer hatte bemerkt, im Hinblick auf die Vorkommnisse in Rom sei nunmehr das Centrum ‚friedliebender und versöhnlicher‘ geworden. Demgegenüber legte Reichensperger dar, wie der sogen. Culturkampf, zu deutsch Kirchenverfolgung, in Preußen ohne allen Anlaß von seiten der Kirche und der Katholiken gegen dieselbe in Scene gesetzt wurde. ‚Viel Geschrei‘, schrieb Reichensperger, ‚erhob sich gegenüber meiner Einwendung, kein Versuch einer Widerlegung. Es ist gut, daß auch einmal im Reichstag die Gelegenheit geboten worden ist, den Culturkampf zu charakterisiren.‘

Bald nachher erfolgten in Berlin tiefgreifende Veränderungen im Ministerium[1]. Reichensperger bedauerte namentlich sehr den Rücktritt des Handelsministers Achenbach; ‚er verhielt sich mir gegenüber fast freundschaftlich, manchen Abend verplauderte ich mit ihm bis 1 Uhr und länger beim Moselwein. Gegen Bismarck sei, so sagte er mir, ein Widerspruch im Ministerrath kaum möglich gewesen, „mit Bomben und Granaten“ habe er dreingefahren, wenn er aus Varzin herübergekommen sei‘.

‚Des Culturkampfes und der Altkatholiken‘, heißt es in einer Aufzeichnung vom 8. April, ‚ist hier alle Welt übersatt — aber wie damit aufräumen, ohne sich zu blamiren? Bei wahrhaft gutem Willen wäre dies freilich nicht sehr schwer. — In Krefeld soll die Stephanskirche den Altkatholiken überantwortet werden. Ich habe um deswillen einen sauern Gang zu Geheimrath Hübler gemacht, anscheinend mit einem gewissen Erfolge. — 13. April: Vor einigen Tagen zeigte mir Generalpostmeister Stephan ein Telephon. Wunderbare Erzeugnisse unserer in so mancher sonstigen, namentlich idealer Beziehung herabsinkenden Gegenwart! Und was hilft all solcher Fortschritt, wenn der Gottesglaube und die Sittlichkeit mehr und mehr aus den Massen schwindet? Stephan sowohl als Herr v. Varnbüler schließen, wie sie mir sagten, aus dem Verhalten resp. aus Aeußerungen Bismarcks, daß er gesonnen sei, in kirchenpolitischer Hinsicht einzulenken und einen sogen. modus vivendi zu ermöglichen.‘

‚Die Strömung geht nach rechts hin‘, urtheilte Reichensperger am 30. April, ‚nachdem Bennigsens Candidatur gescheitert war. Nun sind die Nationalliberalen verschnupft: sie wollen aber ihre Schiffe nicht verbrennen;

[1] Vgl. über die damaligen Vorgänge den interessanten Artikel von Jörg in den Hist.-polit. Bl. LXXXI, 615 f. Siehe auch Poschinger, Bismarck und der Bundesrath III (Stuttgart 1898), 13 f.

die Rechte ist schwach an Zahl und parlamentarischen Potenzen, die Regierungsbank ohne Autorität im Reichstag, da Bismarck in demselben nicht mehr erscheint; auf dem Gebiet der auswärtigen Politik sind die Engländer tonangebend und zerbrechen sich die Zeitungen kaum mehr die Köpfe über die in der „Sphinx von Varzin" ruhenden Räthsel. Ob es wohl zwischen Rußland und England zum Kriege kommt? Ich wünsche es. Wenn jemals, so kann jetzt der russische Cäsaropapismus gebrochen werden, und nichts thut der christlichen Welt so noth.'

Im Reichstage betheiligte sich Reichensperger wiederholt (4., 6. und 7. Mai) an der Debatte über die Gewerbeordnungsnovelle, außerdem sprach er über das juristische Prüfungswesen und über Steuersachen (21. Mai). Am 24. Mai ward der Reichstag in ‚sehr kühler Weise geschlossen, nachdem derselbe in ungewöhnlich starker Besetzung die gegen die Socialdemokraten gerichtete Vorlage gegen 62 Stimmen der rechten Seite des Hauses verworfen hatte. Jörgs meisterhafte, concise und treffende Rede hatte die zweitägige Debatte eingeleitet, nachdem vorerst Liebknecht namens der Socialdemokraten eine Erklärung abgegeben hatte, welche letztere von einer Connivenz mit dem Attentat [Hödels] gegen den Kaiser reinwaschen sollte. Durch die Reden der andern Parteien und der Bundesrathsvertreter ging ein friedesuchender Ton, obgleich Bennigsen sowohl als der Präsident des Reichskanzleramtes Hoffmann die Unterwerfung der Katholiken unter die Maigesetze als Vorbedingung einer Ausgleichung erklärten. Minister Falk hatte noch vor dem Attentat seine Entlassung gefordert, weil die Strömung auf dem protestantisch-kirchlichen Gebiete sich in der eben zusammengetretenen Provincialsynode, namentlich der hiesigen (brandenburgischen) und der schlesischen als entschieden antiliberal erwies, der König die meisten von Falk proponirten Synodalmitglieder gestrichen und durch sogen. orthodoxe ersetzt, den Präsidenten Hegel (entschiedensten Gegner des früher schon zurückgetretenen liberalisirenden Oberkirchenraths-präsidenten Hermann) zum königlichen Commissar der hiesigen Synode ernannt hatte u. s. w. Auch scheint Falk in Bezug auf die Maigesetzgebung den Boden nicht mehr ganz sicher unter seinen Füßen zu fühlen. Der König hat nun zwar, wie die Zeitungen berichten, das Entlassungsgesuch in „sehr freundlicher Weise" abgelehnt; allein darum bleibt doch Falks Stellung tief erschüttert — freilich nur erst ein matter Hoffnungsschimmer für uns Katholiken bezüglich des Culturkampfs-Abschlusses. — Mir ist es fast zur fixen Idee geworden, daß nur die äußerste Demüthigung Rußlands vom kirchenpolitischen Gebiete die bösen Wolken verscheuchen, dauernden Frieden zuwege bringen kann. Vorgestern sagte ich Herrn v. Varnbüler, der unausgesetzt bei mir auf das Thema zurückkommt, das einfachste und beste wäre Trennung von Kirche und Staat nach holländischem und englischem Muster; äußersten Falls ließe

sich aber auch wohl schon auf der Grundlage des status quo in Württemberg verhandeln. Varnbüler drang in mich, während der nächsten Session seinen Schwiegersohn, den württembergischen Bundesbevollmächtigten v. Spitzenberg, zu besuchen.'

Wichtige Begebnisse, die Reichensperger tief ergriffen, ‚drängten sich förmlich' in den folgenden Monaten. Zuerst das abermalige, leider nicht vereitelte Attentat auf den Kaiser durch den — wie Reichensperger besonders hervorhebt — wissenschaftlich gebildeten Dr. Nobiling, dann die Auflösung des Reichstages, endlich der Wahlsieg der Liberalen in Belgien. ‚Ein schwerer Schlag von unberechenbarer Bedeutung!' meinte Reichensperger; ‚die Heißsporne, welche stets das Ministerium Malou „ob seiner Schwäche" angegriffen, werden nun sattsamen Anlaß zum Nachdenken über ihre Thorheit bekommen. — Das Feldgeschrei vielleicht schon der nächsten Zukunft wird sein: Hie Katholicismus, hie Atheismus! — mehr oder weniger verhüllt. Der Bismarcksche Antrag an den Bundesrath scheint in seiner Motivirung zunächst gegen die nationalliberale Partei sich zu richten — vielleicht zum Zwecke der Einschüchterung derselben. In diesem Falle ist solcher Zweck bereits erreicht. In unzweideutiger Weise gaben die Führer (Lasker einstweilen noch ausgenommen) und die Organe jener Partei kund, daß sie den in Aussicht gestellten Ausnahmemaßregeln zustimmen würden. Demnach blieben nur noch die wirtschaftlichen Fragen. Der Glücksstern Bismarcks scheint neu erglänzen zu sollen — auch in innern Fragen. Binnen Jahresfrist könnte leicht eine universelle Kirchenverfolgung eintreten, sofern nicht etwa der „gebildete" Materialismus einstweilen die Verfolgung der Socialdemokraten für erforderlich erachten sollte — die Furcht vor den Demagogen den Haß gegen die Kirche niederhält.'

Die Reichstagswahlen nahmen nun Reichensperger stark in Anspruch. Am 22. Juni hatte er in Mainz eine Zusammenkunft mit Franckenstein und andern Centrumsführern, in welcher auf Grund eines von Schorlemer ausgearbeiteten, von Reichensperger ‚mehrfach amendirten' Entwurfs der Aufruf der Partei zu stande kam. Mit Freund Schneider machte er dann einen Ausflug zum Grafen Erbach, der kurz zuvor in der Ersten hessischen Kammer sich auf das entschiedenste gegen den Culturkampf ausgesprochen hatte. Nach Köln heimgekehrt, schrieb er: ‚Auf dem Wahlgebiet geht es, abgesehen vom Centrum, arg durcheinander. In Meiningen steht Lasker dem ältesten Sohne Bismarcks gegenüber. Der von Bismarck contrasignirte Brief des Kronprinzen an Leo XIII. stellt eine friedliche Annäherung unter Festhaltung des dem Culturkampf zu Grunde liegenden Princips des Staatsabsolutismus in Aussicht. Das Centrum wird Thatsachen abzuwarten haben. Einstweilen ist von einer mildern Praxis noch nichts zu verspüren.'

Der Ausfall der Wahlen — ‚für das Centrum günstiger als jemals‘ — erfüllte Reichensperger mit innigster Freude. In Krefeld hatte er 9854, sein Gegner 4227 Stimmen erhalten. ‚Der Reichstag‘, urtheilte er bereits am 1. August, ‚erhält jedenfalls eine stark veränderte Physiognomie, desgleichen wohl auch die Situation im allgemeinen. Eben meldet die Zeitung, der Nuntius Masella sei aus München in Kissingen eingetroffen und verhandle dort mit Bismarck. Niemand kann leichter als Bismarck der Kirchenverfolgung ein Ende machen, zumal da seine Rolle als Präsident des Berliner Congresses ihm ein neues Prestige verliehen hat. Die vorgestrige „Kreuzzeitung" dringt auf die Beseitigung des „Culturkampfes", ohne eine Bedingung beizufügen. In der Presse überhaupt, selbst im „Kladderadatsch" und den „Wespen", hat das Gehetz gegen die Ultramontanen sehr nachgelassen. — Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" und die „Kölnische Zeitung" gebärden sich noch am tollsten.‘ Ob Bismarck ernstlich die Beseitigung des ‚Culturkampfes‘ erstrebe, erschien Reichensperger in jenen Tagen noch zweifelhaft. ‚Jedenfalls‘, schrieb er, ‚muß der Fürst noch lange Geduld gegenüber dem Centrum üben, da wir schon allzusehr erfahren haben, wie leichten Herzens man uns beiseite schiebt, ja mißhandelt, sobald man uns entbehren zu können glaubt.‘

Während die Stichwahlen Reichensperger noch vielfach in Anspruch nahmen, fand am 3. August die Hochzeit seiner Tochter Marie mit Jakob Le Hanne statt. Als ‚der Hochzeitssturm vorüber‘, schrieb Reichensperger an Dr. Crull (8. August): ‚Ihren Betrachtungen über die Lage pflichte ich im wesentlichen bei, nur bin ich etwas weniger Pessimist. Fast will es mir sogar scheinen, als ob das Schlimmste vorüber wäre. Jedenfalls möchte ich die Gegenwart nicht gegen irgend einen Zeitabschnitt der letzten drei Jahrhunderte vertauschen. Ich ziehe dabei namentlich die Haltung unseres katholischen Volkes und Clerus während des siebenjährigen Culturkampfes in Betracht. Im übrigen bemühe ich mich, weder zu hoffen noch zu fürchten, sondern nur eben von Tag zu Tag mein bißchen Schuldigkeit zu thun und für alles weitere Gott sorgen zu lassen. Indes kann ich mir doch nicht verhehlen, daß die Stellung unserer Centrumsfraction eine überaus delicate, mitunter sogar eine geradezu peinliche werden wird. Zum Glück beruht hinsichtlich der wichtigsten Interessen nicht die Entscheidung bei ihr.‘ Reichenspergers Hoffnungen beruhten vornehmlich auf der Niederlage der Nationalliberalen bei den Stichwahlen, zu welchen auch er beigetragen hatte, indem er in Hagen durch einen offenen Brief an das Centrumscomité[1] Richter unterstützt hatte.

[1] Abgedruckt in der Köln. Volkszeitung vom 6. August 1878.

Mittlerweile waren die Verhandlungen zwischen Bismarck und dem Nuntius Masella, bei welchen die Curie nach Reichenspergers Urtheil ‚sehr weit, vielleicht allzuweit‘ entgegengekommen war, gescheitert. Von Franckenstein erfuhr Reichensperger, daß Bismarck den Nuntius Masella sehr gegen das Centrum einzunehmen gesucht, ‚schließlich in so barsch absprechender Weise, daß Masella schwerlich später noch als Unterhändler ihm entgegentreten könne‘. Später (10. September) erzählte Herr v. Gruner Reichensperger, ‚aus bester Quelle wisse er, die Kissinger Verhandlungen hätten in der Art ihren Abschluß gefunden, daß Bismarck die Forderung an den Nuntius stellte, den Papst zu veranlassen, daß er unserer Centrumspartei das Ablassen von ihrem oppositionellen Standpunkte zur Pflicht mache, ein Verlangen, welchem natürlich Masella nicht zu entsprechen vermochte‘. ‚Welche Verkennung der Stellung des Papstes und seines Einflusses in politischer Beziehung!‘ urtheilte Reichensperger. ‚Im ersten Stadium des Culturkampfes wurden wir als Marionetten des Papstes angesehen; dermalen beschuldigt die liberale Presse die Führer des Centrums bald, sie spielten gegen den Willen des Papstes die Rolle von Condottieris, die Leichtgläubigkeit der katholischen Masse durch Vorspiegelungen mißbrauchend, bald werden wir als Werkzeuge der „gegen den Papst intriguirenden“ Jesuiten charakterisirt!‘

6. Das Socialistengesetz. Annäherung der Regierung an die Centrumsfraction in wirtschaftlichen Fragen. Der Rücktritt Falks.

Am 9. September 1878, dem Tage der Eröffnung des neuen Reichstages, in welchen das Centrum mit den befreundeten kleinern Gruppen als die stärkste Fraction eintrat, fand sich Reichensperger in Berlin ein. Die veränderte Situation zeigte sich schon bei der Präsidentenwahl: Forckenbeck ward mit 234 von 359 Stimmen, Stauffenberg erst im dritten Scrutinium mit knapper Majorität gegen v. Franckenstein gewählt. ‚Doch schon ein bedeutender Umschwung zu Gunsten des Centrums im Vergleich mit den frühern Wahlen!‘ urtheilte Reichensperger. ‚In der nationalliberalen Partei Stimmenminderung und innere Zersetzung; die Fortschrittspartei erheblich geschwächt durch ihre Niederlagen in Ostpreußen, die Rechte zwar erheblich verstärkt, aber ohne bedeutende Führer und feste, durchdauernde Principien.‘

Nachdem der Seniorenconvent, welchem Reichensperger präsidirte, über die Commissionsbildung berathen, begannen am 16. September die Debatten über das Socialistengesetz, die sich sehr erregt gestalteten. Für das Centrum war dieses neue Ausnahmegesetz, durch welches eine ganze Klasse von Staats-

bürgern außerhalb des gemeinen Rechtes gestellt ward, aus vielen Gründen unannehmbar[1]. Zufolge einer Abmachung der Rechten mit den Nationalliberalen war gleichwohl die Annahme des Gesetzes unzweifelhaft. Reichensperger sprach am 15. October 1878 scharf dagegen. ‚Ich glaube,‘ sagte er, ‚daß Sie einen besondern Werth darauf legen, wenn Mitglieder des Centrums über das Gesetz und namentlich über Paragraphen, wie der gegenwärtige, sich hier vernehmen lassen; denn niemand sonst aus diesem hohen Hause hat gewiß solche Gelegenheit gefunden, in allernächster Nähe mittelst praktischer Erfahrungen zu constatiren, wie derartige Gesetze thun und wie sie wirken. Ich brauche Sie nicht speciell darauf aufmerksam zu machen, wie ganz ähnliche Ausnahme-, Tendenz-, Kriegs- oder Parteigesetze — jeder dieser Namen paßt so ziemlich auf das vorliegende Gesetz — gegen die katholische Kirche erlassen sind. Nun, wir unsererseits haben die Erfahrung gemacht, daß mit allen Versicherungen äußerst loyaler Ausführung, wie wir sie hier wiederholt gehört haben, blutwenig gewonnen ist. Wir haben gesehen, mit wie zarten Händen die Polizei die Jesuiten, die verschiedenen Ordensgeistlichen, ja sogar Ordensschwestern angefaßt hat. Sogar nächtliche Haussuchungen sind gemacht worden, um Priester zu fassen, die weiter nichts gethan hatten, als eine Messe gelesen. Nun, so hoch Sie auch die Gefahr des Ultramontanismus anschlagen mögen, das steht doch wohl in keinem Verhältniß zu der Gefahr, die aus der Socialdemokratie uns droht. Was im sogen. Culturkampf gegen Ordensschwestern geschah, ist der äußerste Gegensatz der Ritterlichkeit. (Sehr gut! und Bravo! im Centrum.) Sie mögen daraus entnehmen, wie man mit den Socialdemokraten und allen denjenigen, die man im Verdachte hat, Socialdemokrat zu sein, umspringen wird, wenn Sie den Landespolizeibehörden solche Befugnisse in die Hände geben.‘

Auch als alter Jurist, der gewohnt war, Thatbestände und gesetzliche Kriterien etwas näher ins Auge zu fassen, erklärte Reichensperger, daß die Vorlage auf ein Terrain führe, auf welchem fester Fuß nicht zu fassen sei, wo der Willkür Thür und Thor geöffnet bleibe. ‚Sie haben es ja alle gelesen und erfahren, wie man in der letzten Zeit, namentlich nach den Attentaten, gefunden hat, daß auch Richter Zeitströmungen, herrschenden Impulsen, namentlich von oben herab gegebenen Impulsen, nicht immer ganz unzugänglich sind. Ich erinnere an die Urtheile in Majestätsbeleidigungen. —

‚Ich bemerke vorerst im allgemeinen, daß diese ganze Maßregel der Ausweisung eine Härte in sich schließt, mit welcher ich mich nicht befreunden

---

[1] Vgl. Jörgs Aufsätze in den Hist.-polit. Bl. LXXXII, 560 f. 639 ff. 718 f.; vgl. LXXXIII, 62 ff.

kann. Aber sie ist auch unpraktisch. — Eine tiefklaffende Wunde an der Oberfläche zugenäht, mechanisch geschlossen — sie wird dadurch tiefer und tiefer in den Organismus hineinfressen. Das ist der allgemeine Eindruck, welchen die Vorlage auf mich gemacht hat, und ich glaube, dem gegenwärtigen Paragraphen gegenüber wird derselbe sich so recht bethätigen. —

‚Es wundert mich, daß bei der ganzen Debatte so wenig von den geheimen Verbindungen die Rede gewesen ist. (Hört! hört! im Centrum.) Nicht in den offenen, sondern in den geheimen Verbindungen liegt die größte Gefahr, und diese Gefahr wird in dem Maße wachsen, in welchem dieses Gesetz zur Anwendung kommt.‘

Reichensperger schloß seine bedeutende Rede mit den Worten: ‚Die Herren glauben, der Gesellschaft einen gesicherten Boden durch dieses Gesetz verschaffen zu können; ich hege die Ueberzeugung, daß Sie die Dictatur der Polizei begründen. Der Abgeordnete v. Schmid hat früher gesagt, wenn wir das Gesetz verwürfen, so werde das ein Sedan für das Deutsche Reich darstellen. Ich liebe solche Phrasen nicht, am wenigsten, wenn sie dem Deutschen Reiche ein so schlechtes Compliment machen; um indes bei seinem Gleichniß zu bleiben, sage ich meinerseits: Wenn Sie das Gesetz annehmen, votiren Sie ein Sedan für die bürgerliche Freiheit.‘ [1]

‚Meine heutige Rede‘, schrieb Reichensperger, ‚bezweckte hauptsächlich, einmal die geheimen Vereine, unter ihnen die Freimaurerloge, in den Vordergrund zu stellen und die Culturkampfs-Brutalitäten in Erinnerung zu bringen. Erstere werden wohl bald mehr von sich reden machen, allem Anschein nach zunächst in Rußland. Im ganzen deuten die Aspecten namentlich in Frankreich, Belgien, Holland und Italien auf Kirchenverfolgung; nach den hiesigen officiösen Blättern steht wenigstens Besseres als bisheran hier nicht zu erwarten. Jene Blätter toben förmlich ob einiger unbesonnenen Aeußerungen des Abgeordneten Bruel (er hat die Herrschaft Preußens in Hannover als eine „Fremdherrschaft“ bezeichnet) und von Windthorst, der das Vorgehen der Regierung durch das Wort „Brandstiftung“ qualificirte. Man scheint oben vom Centrum erwartet zu haben, daß es mindestens sehr piano auftreten werde.‘

---

[1] Denselben Gedanken gab Reichensperger in einem Aufsatze ‚Zur Geschichte des Communismus‘ (Köln. Volkszeitung vom 27. August 1878) Ausdruck. Gegenüber solchen polizeilichen Maßregelungen, welche den Unschuldigen mit dem Schuldigen treffen, gelte der Spruch: ‚Groß ist die Macht der Wahrheit. Vor allem andern aber mächtig ist die christliche Wahrheit. Frei verkündet und allseitig, nicht bloß seitens der Arbeiter, sondern auch von den Arbeitgebern und den Regierenden bethätigt, würde sie sicherlich selbst den Gedanken an Ausnahmegesetze zum Schutze des Staates und der Gesellschaft nicht aufkommen lassen.‘

Bei der Abstimmung am 19. October, derzufolge das Socialistengesetz mit ca. 70 Stimmen Majorität angenommen wurde, stimmte Reichensperger wie alle Centrumsmitglieder dagegen. ‚Leicht‘, schrieb Reichensperger an dem entscheidungsvollen Tage, ‚könnte nun das Uebel schlimmer, weil latenter werden. Uebermorgen denke ich nach Arnsberg zu meiner Tochter Marie zu reisen — mit ganz ruhigem parlamentarischem Gewissen.‘

In Arnsberg erhielt Reichensperger die überaus schmerzliche Kunde, sein ‚ältester und vertrautester Freund‘ v. Thimus sei vom Schlage getroffen worden. Er eilte sofort nach Köln, fand den Kranken ‚ruhig, fast heiter‘. Beim Anblick desselben ‚brach er unwillkürlich in Thränen aus‘. Die nächsten Wochen verflossen in Sorge und Trauer um den geliebten Herzensfreund. ‚Am 6. November abends 6 Uhr‘, berichtet Reichenspergers Tagebuch, ‚nahm ich Abschied von ihm, nachdem er noch bemerkt hatte, er verdiene nicht, daß man so viel Theilnahme für ihn hege, wie ihm berichtet werde. Seine letzten Worte zu mir waren: „Tausend Dank, lieber Reichensperger!“ Dreiviertel Stunden später starb er. Ein tiefer Einschnitt in mein Lebensbuch, das mit dem seinigen so enge und vielfach verbunden war.‘

Unterdessen hatte im Reiche ein förmlicher Sturmlauf gegen das Centrum begonnen. ‚Infolge des Nein unseres Centrums zum Socialistengesetz‘, schrieb Reichensperger am 15. November, ‚ist aus den officiösen Regionen ein Hagelschauer über dasselbe ergangen, wozu die nationalliberalen Blätter secundirten. Aus Marionetten des Papstes sind wir plötzlich zu Meuterern gegen denselben und zu Marionetten Windthorsts gestempelt. Bald heißt es, über unsere Köpfe hinweg werde mit dem Papste Frieden geschlossen, bald, der Friede mit der Kirche sei in unabsehbare Ferne gerückt. Die katholischen Blätter wiederholen fort und fort: das Centrum werde als politische Partei sich treu bleiben; von der andern Seite rechnet man schon aus, wie viele Centrumsmitglieder der „Nuance Reichensperger“ nach Beseitigung des Culturkampfes zu den Conservativen sich schlagen würden! In Rom scheinen die Verhandlungen zu stocken, so schreibt mir eben Bischof Janiscewski.‘

Recht heiter stimmte Reichensperger das Preßgerede über das Centrum, namentlich ein zum Rückzug im Culturkampf blasender Leitartikel der ‚Kölnischen Zeitung‘. ‚Aus den Zeitungen‘, schrieb er an Dr. Crull, ‚wissen Sie schon, daß wir vom Centrum, die wir früher die Marionetten des Papstes waren, jetzt Meuterei gegen denselben treiben, als Marionetten Windthorsts und seiner Welfen. Nach einem vorgestrigen, langathmigen Leitartikel der „Kölnischen Zeitung“ sind wir blinde Werkzeuge in der Hand der — Jesuiten, die überhaupt an allem (auch an der Vergiftung des Cardinals Franchi) schuld sind. Mögen die liberalen Organe des deutschen „Denker“-Volkes

salbadern, was sie wollen, wenn nur endlich der unselige Culturkampf zum Abschluß käme. Einstweilen geht die Hetze, namentlich gegen die harmlosen, nur Gott und ihren bedrängten Mitmenschen dienenden Ordensschwestern lustig weiter — natürlich bloß im Interesse der „nationalen Bildung".' ‚Die fulminante Rede des Ministers Falk', heißt es in einer Aufzeichnung vom 2. Januar 1879, ‚aus Anlaß des Antrags zu Gunsten der noch bestehenden weltlichen Orden in Ahrweiler und Nonnenwerth hat vorläufig wieder alle Hoffnung auf Beendigung des Culturkampfes zu nichte gemacht. Für Bismarck scheint die Sprengung des Centrums eine conditio sine qua non zu sein. Der eben erschienene Brief des Papstes an unsern Erzbischof findet merkwürdigerweise eine sehr gute Aufnahme im nationalliberalen Lager, insbesondere bei der „Nationalzeitung", welche eine Censurirung des Centrums in denselben hineininterpretirt. Wer hätte vor einem Decennium noch zu ahnen vermocht, daß der Papst und die Centrumspartei in Preußen dermaßen in den Vordergrund träten und die „starken Geister" in solcher Art beschäftigten! Daß ersterer so sehr in das Bewußtsein der Andersglaubenden und der Ungläubigen eingekehrt ist, bildet meines Erachtens einen überaus bedeutsamen Erfolg des „Culturkampfes".'

Die am 12. Februar 1879 beginnende Reichstagssession brachte Reichensperger ‚arges Gedränge'. Mehr als ein Dutzend Mal nahm er das Wort; namentlich sprach er gegen die Verfälschung der Nahrungsmittel, über die Mißstände im Schulwesen und über künstlerische Dinge. Auch an der Generaldebatte zum Budget betheiligte er sich (1. und 11. März); er betonte bei dieser Gelegenheit die Nothwendigkeit einer allgemeinen Abrüstung durch die Initiative Bismarcks. Er war der Ansicht, daß das Centrum in der nächsten Session vor dem Ablaufe des Septennats diese Frage wieder anregen müsse.

Noch mehr in Anspruch genommen ward Reichensperger, als nach den Osterferien[1] die Tarifvorlagen in den Vordergrund traten; denn durch die Zollerhöhung auf feine Baumwollgarne ward sein Krefelder Wahlkreis stark in Mitleidenschaft gezogen. Die dortigen Fabrikanten von Halbseide behaupteten, jene Garne aus England beziehen zu müssen. Reichensperger, der mit Material über die Garnfrage überschwemmt und von vielen Deputationen heimgesucht wurde, verhandelte dieselbe am 27. Juni contradictorisch in der schutzzöllnerischen Freien wirtschaftlichen Vereinigung. Windthorst stand in der Garnfrage auf seiner Seite, Franckenstein mit den süddeutschen Centrums-

---

[1] Während derselben fand, um die schutzzöllnerische Gesetzgebung des Reiches in Fluß zu bringen, am 15. April im Gürzenich zu Köln eine große Versammlung statt, woran auch Reichensperger theilnahm.

mitgliedern, dann noch v. Hertling, v. Heeremann, Graf Ballestrem waren für die Tarifvorlage. Daß letztere die Mehrheit erlangen würden, verhehlte sich Reichensperger nicht[1]. Dennoch war er entschlossen, in der Fraction wie im Reichstage ‚für das Krefelder beide Parteien vereinigende Interesse einzutreten‘. Er hat dies redlich gethan.

Im Reichstag hatte sich unterdessen die Stellung der Centrumsfraction ‚wesentlich zum Bessern gewendet‘. Reichensperger berichtet über diese hochbedeutsame Wandlung in seinem Tagebuch folgendes: ‚Das vom Fürsten Bismarck adoptirte Schutzzollsystem war von jeher im großen und ganzen das unsrige gewesen. Schon 1862[2] war ich auf Grund desselben in der preußischen Kammer gegen den deutsch-französischen Handelsvertrag aufgetreten, desgleichen später mehrmals gegen die Beseitigung der Schlacht- und Mahlsteuer, überhaupt für das System der indirecten Steuern. Dadurch, daß Windthorst vor circa zwei Monaten im Auftrage der verwittweten Königin von Hannover persönlich mit Bismarck verhandelte, um für dieselbe eine Rente aus dem sequestrirten Welfenfonds zu erhalten, hatte sich eine Annäherung zwischen den beiden Antagonisten ergeben, welche bei einem Theile der Welfenpartei und bei nicht wenigen unserer Heißsporne böses Blut setzte, zumal Bismarck in seinem samstägigen parlamentarischen Zirkel, wozu Windthorst von ihm besonders eingeladen worden war, ihn vor allen andern Gästen ausgezeichnet hatte. Der eigentliche Wendepunkt bezüglich der Stellung der Fraction im Reichstage ergab sich indes erst durch die Niederlegung des ersten Präsidiums seitens Forckenbecks, welcher infolge von Reibungen mit dem Fürsten Bismarck, namentlich aber der innern Zersetzung der nationalliberalen Fraction, welcher er angehört, sich nicht mehr behaglich auf dem Posten, resp. erschüttert und deplacirt fühlte, überdies auch bei einem Festmahle, welches aus Anlaß des gegen das Schutzzollsystem arrangirten, aber verunglückten Städtetages im Zoologischen Garten stattfand, sich in einer wenig überlegten Rede als Chef einer Antikornsteuer-Liga ausgespielt hatte. In der Centrumsfraction kostete es Mühe, die Majorität dazu zu bestimmen, daß sie sich entschloß, dem deutsch-conservativen Abgeordneten v. Seydewitz, obgleich er Gegner des Culturkampfes war und ist, und nicht dem Präsidenten unserer Fractionssitzungen, Freiherrn v. Franckenstein, die Stimme zu geben; und es wäre letzteres geschehen, wenn nicht seitens der Rechten die Initiative zu Unterhandlungen mit unserer Fraction ergriffen worden wäre. Letzteres geschah, indem wir ersucht wurden, den zweiten Vicepräsidenten Lucius zum ersten Präsidenten zu wählen, wofür dann dem Centrum die

[1] Die Abstimmung, in der er unterlag, erfolgte am 11. Juli 1879.
[2] Vgl. oben Bd. I, S. 449 f.

Anwartschaft auf die durch den täglich erwarteten Rücktritt des zweiten Vicepräsidenten vacant werdende Präsidentenstelle zugesichert wurde. Da Lucius sich mehrfach als abtrünniger Katholik zu erkennen gegeben hatte, überdies als eine Art Famulus des Fürsten Bismarck gilt, so ward unsererseits das Anerbieten zurückgewiesen und Herr v. Seydewitz proponirt unter der Bedingung, daß für die Vicepräsidentenstelle demnächst Freiherr zu Franckenstein der Candidat der Rechten würde. So erhielt denn Herr v. Seydewitz die Majorität und ward, als einige Tage später Stauffenberg aus der Ferne auf seine Stelle resignirte, Freiherr zu Franckenstein zum ersten Vicepräsidenten sowie zugleich anstatt des Herrn v. Stauffenberg zum Präsidenten der Tarifcommission erwählt [1]. Ein bedeutsamer Wendepunkt! Der Bann, welcher bis dahin auf dem Centrum von wegen der „Reichsfeindlichkeit" geruht hatte, war gebrochen zugleich mit der Herrschaft der Nationalliberalen, überhaupt der Linken im Reichstage, und zwar offenbar unter Zustimmung des Fürsten Bismarck, welcher das Verhandeln mit Bennigsen müde geworden zu sein scheint und durch Reden von Lasker, Richter und Bamberger gereizt war. Das Zusammengehen des Centrums mit der gesamten Rechten hat nun auch am 26. dieses Monats dahin geführt, daß in der Tarifcommission der Antrag v. Franckenstein (in der Centrumsfraction war er von den bayrischen Abgeordneten Ruppert und Hauck eingebracht worden) auf Beibehaltung der Matricularbeiträge und Herauszahlung der Zollüberschüsse an die Einzelstaaten mit 16 gegen 11 Stimmen angenommen ward, welche 11 Stimmen auf einen die Matricularbeiträge beseitigenden Antrag Bennigsens fielen. Die liberale Presse schreit Zeter über diesen „Sieg der Föderalisten", der „feudalclericalen Reaction" und was dergleichen mehr ist.'

,29. Mai: Wie mein Bruder eben erzählte, hat der nationalliberale Abgeordnete v. Benda zuerst ihm den Gedanken des vorgedachten Franckensteinschen Antrages gegeben, welchen dann ersterer in die Fraction brachte mit dem Anheimgeben, etwa nur theilweise die Matricularbeiträge am Leben zu erhalten, worauf dann die Abgeordneten Ruppert und Hauck beantragten, sie ihrem ganzen Bestande nach fortexistiren zu lassen. Heute hatte eine fünfgliedrige Berathung in der Fraction über die Bedürfnißfrage, d. h. über die Frage statt, welchen Finanzzöllen wir zustimmen sollten und bis zu welchem Betrage. Eine Opposition von circa zehn Fractionsmitgliedern wollte nur höchstens die Matricularbeiträge gedeckt wissen und opponirte theils gegen den Kaffee-, theils gegen den Petroleumzoll u. s. w. Schließlich ward indes

[1] Forckenbeck legte sein Amt am 20. Mai nieder. Am 21. Mai ward Seydewitz an dessen Stelle, am 24. Mai Franckenstein zum ersten Vicepräsidenten gewählt.

fast einstimmig den Mitgliedern der Tarifcommission (v. Franckenstein, v. Aretin, Graf Ballestrem, v. Heeremann, v. Schorlemer und v. Hertling) mittelst namentlicher Abstimmung die Vollmacht ertheilt, mit der Rechten unter möglichster Berücksichtigung des Standpunktes jener Opposition zu verhandeln, und es unterliegt meines Erachtens kaum einem Zweifel, daß das Ergebniß dieser Verhandlungen demnächst von der ganzen Fraction gebilligt werden wird. Vollkommen gesichert ist unsere Position noch keineswegs. v. Bennigsen wird alles aufbieten, um uns zurückzudrängen, und auf der Rechten sind nicht wenige, wohl die Mehrheit der Freiconservativen, in deren Reihen sich Lucius und Falk befinden, auf den Franckensteinschen Antrag widerwillig eingegangen, wie dies Puttkamer in der Tarifcommission offen aussprach. Möglicherweise will Bismarck das Centrum nur eben für seine Finanzprojecte ausnutzen und dann beiseite werfen. In Bezug auf den „Culturkampf" zeigt sich an den maßgebenden Stellen noch keine Wendung zum Bessern, obgleich Falk in vielen liberalen und fortschrittlichen Blättern als ein Halbtodter dargestellt wird. Meines Dafürhaltens ist übrigens wünschenswerth, daß bis zu den im September oder October stattfindenden Landtagswahlen kein Schritt „nach Canossa hin" seitens des Fürsten Bismarck geschieht, indem alsdann die Liberalen wieder ihre anticlericalen Schlagwörter nutzbar machen, insbesondere die protestantischen Massen in Angst vor der drohenden „Papstalleinherrschaft" jagen könnten.'

‚5. Juli 1879. Bisheran war nur in kirchenpolitischer Hinsicht eine Luftveränderung wahrzunehmen; durch die nunmehr erfolgte Annahme des Entlassungsgesuches des Cultusministers Falk ist der Wandel greifbar geworden. Zwar mag das Vordringen des orthodox-protestantischen Elementes, insbesondere der Zuwachs an solchen, welche die Generalsynode eben wieder durch königliche Ernennung erhalten hat, bei Falk mitbestimmend gewesen sein; jedenfalls wäre er geblieben resp. gehalten worden, wenn Bismarck nicht wenigstens anfinge, des Culturkampfes satt zu werden, und entschlossen wäre, gegen die nationalliberale und überhaupt die liberale Strömung vorzugehen. Vielleicht, freilich nur versuchsweise, wird Puttkamer Falks Nachfolger; mir ist er nicht sympathisch. Betreffs der Umbildung des elsässischen Schulwesens habe ich mich im Reichstage mit ihm herumgebissen. Indes höre ich durch Linhoff, daß Sydow, der giftigste Culturkämpfer im Ministerium, entschlossen sei, seine Entlassung zu fordern, wenn Puttkamer Minister werde. Zugleich mit Falk ziehen auch der Finanzminister Hobrecht und der Ackerbauminister Friedenthal ab, welche noch einen liberalisirenden Beigeschmack haben. Ein bestimmter thatsächlicher Anlaß von Bedeutung verlautet noch nicht. Friedenthal fühlte sich längst schon durch das persönliche Verhalten Bismarcks ihm gegenüber verletzt; nun soll vor circa vierzehn Tagen Bismarck in einer Tafelrunde, wo man

es besprach, daß Friedenthal trotz des ausgesprochenen Wunsches Bismarcks (in einem veröffentlichten Briefe an den Freiherrn v. Thüngen) nicht für die Verdoppelung des in der Tarifvorlage proponirten Kornzolles mit der Rechten und einem Theile des Centrums gestimmt habe, die Aeußerung hingeworfen haben: „O, von diesem war etwas anderes nicht zu erwarten.“ Die Antipathie Bismarcks gegen die Juden scheint durch die Angriffe Richters und Laskers wieder aufgeweckt resp. verschärft worden zu sein. Zu unserem Centrum, namentlich zu Schorlemer, zeigte Friedenthal stets eine gewisse Hinneigung. Ich bedaure seinen Rücktritt. — In gewisser Beziehung grenzt der nach achtjährigem, gegen die staatliche und die parlamentarische Uebermacht geführtem Kampfe glücklich eingetretene Umschwung an das Traumhafte: v. Franckenstein auf dem Präsidentensitze; vertrauliche Besprechungen zwischen Bismarck, Franckenstein und Windthorst; das Centrum nahezu maßgebend im Reichstag; die nationalliberale Partei in drei Stücke auseinander gesprengt, bügellos, ja bankrott; Windthorst und v. Heeremann im Reichstage Referenten über das so hochwichtige Tarifgesetz statt des wegen seiner Minoritätsstellung von dieser Function zurückgetretenen Bennigsen; Falk verabschiedet u. s. w. Schon aber beginnen sich schwere Wolken wieder über dem eben den Vormarsch antretenden Centrum zu sammeln. Unsere Heißsporne (Sigl) schreien resp. munkeln über Preisgebung der katholischen Sache an den schlauen, das Centrum mißbrauchenden Fürsten Bismarck. Die welfischen Ultras discreditiren Windthorst; er liefere, so heißt es in ihren Blättern, das Welfenthum an die Clericalen aus. Der Chor der Liberalen posaunt aus, das Centrum wälze die Steuerlast möglichst auf die ärmere Klasse, indem es mit der Rechten für hohe Korn-, Kaffee-, Tabak-, Petroleumsteuern stimme, um die directen Steuern von den Vermögenden wegzuziehen, und das findet schon Anklang in den Reihen unserer Partei, ja selbst innerhalb unserer Fraction, in welcher erst nach schweren Debatten am 3. dieses Monats der mit der Rechten in der Tarifcommission abgeschlossene Compromiß und damit die vorgedachte Besteuerung bei namentlicher Abstimmung zur Annahme gelangt ist. Einzelne Fractionsmitglieder bleiben, um ihre Popularität nicht einzubüßen, immer noch dissentirend und bilden so den Keim zu einer Opposition innerhalb des Centrums, welche leicht durch die faulen, nur vorzugsweise Kritik liebenden verstärkt werden könnte. Zum Glück naht das Ende der Session raschen Schrittes. Wenn bis zum Beginn der im October stattfindenden Landtagswahlen eine Sistirung des Culturkampfes mit der sichern Aussicht auf dessen Beendigung nicht eingetreten ist, so muß das Centrum wieder als entschiedene Oppositionspartei auftreten. Möge es dann nicht schon zu spät sein zur Zusammenfassung aller bisher in der Opposition vereint gewesenen Elemente, namentlich im katholischen Deutschland.‘

‚12. Juli, nachmittags $4^1/_2$ Uhr. Schluß. Welch ein Wandel der Dinge seit Eröffnung der Session! Das Centrum jetzt ausschlaggebend und in Ansehen bei den frühern Gegnern, insbesondere bei dem Fürsten Bismarck, welcher mit Franckenstein und Windthorst vertraulich conferirt; Falk und sein Unterstaatssecretär Sydow entlassen! Letzterer bot dem Nachfolger Falks, v. Puttkamer, seine Entlassung pro forma an, ward aber sofort beim Wort genommen. v. Seydewitz zum Oberpräsidenten von Schlesien ausersehen, statt eines in Aussicht genommenen Culturkämpfers, und zwar vorzugsweise auf Betreiben Franckensteins; Kardorff, bisher ein Katholikenfresser ersten Ranges, im Reichstag als Friedensherold sich äußernd, und dergleichen mehr. Am 9. dieses Monats ein wahrhaft historischer Vorgang im Reichstag: formeller Bruch des Reichskanzlers mit den Nationalliberalen, insbesondere mit Bennigsen, der bis vor vierzehn Tagen noch als persona grata Zwischenträger, Vermittler fast aller sogen. Compromisse der Nationalliberalen mit dem Reichstage war. Heute das Tarifgesetz mit 217 gegen 117 Stimmen angenommen.‘

Am 17. Juli 1879 traf Reichensperger in Hagen ein, um seine dortigen Wähler zu begrüßen und zur Eintracht zu mahnen. In seiner Rede bemerkte er, daß sich über das Ende des Culturkampfes nichts Bestimmtes sagen lasse. Thatsache sei, daß viele unserer frühern ärgsten Gegner im Reichstage einsähen und sich nicht scheuten, es offen auszusprechen, daß den Katholiken Unrecht geschehen sei. Das sei schon viel. Die sonstigen Thatsachen, welche sich ja vor aller Augen vollzogen hätten, ließen darauf schließen, daß auch auf seiten der Regierung ein Umschwung im Culturkampf eingetreten sei. Vor wie nach bliebe für uns Katholiken aber die Parole: Bete und arbeite! Der Weisheit unseres Heiligen Vaters dürften wir ruhig die Vermittlung des Friedens überlassen, und wir Katholiken würden uns seinen Entscheidungen und Abmachungen insgesamt unterwerfen. — Die schwerste Arbeit in der abgelaufenen Reichstagssession sei die Zollgesetzgebung gewesen. Selbst unter Fachleuten hätten über ein und denselben Gegenstand oft die verschiedensten Ansichten obgewaltet. Das sei jedoch ihm und der Mehrheit klar gewesen, daß mit dem Freihandel Deutschland zu Grunde gehe. Schon im Jahre 1862 habe er gegen den deutsch-französischen Handelsvertrag gesprochen und gestimmt, weil Deutschland dadurch zu sehr benachtheiligt sei. Fürst Bismarck habe dies jetzt selbst in seiner offenen Weise zugegeben und gesagt, daß politische Erwägungen ihn den Vertrag hätten acceptiren lassen. — Ueber den Antrag des hochverehrten, schlichten und ritterlichen Vorsitzenden der Centrumsfraction, Freiherrn v. Franckenstein, sei von den liberalen Blättern so viel Unsinniges in die Welt geschrieben worden, und doch sei er so einfach. Durch diesen Antrag würde dem Unitarismus vorgebeugt, der ganz gegen

das germanische Wesen sei, und dem Reichstag sei durch denselben ein Drücker in die Hand gegeben, daß im Reiche und in den Einzelstaaten ordentlich gewirtschaftet würde. Donnernder Applaus folgte den beredten Worten des Centrumsführers.

7. Umkehr der Regierung auf kirchenpolitischem Gebiete. Reichenspergers Wiedereintritt in den Landtag. Verlängerung des Socialistengesetzes.

‚Allem Anschein nach‘, urtheilte Reichensperger am 14. August 1879, ‚geht die seit acht Jahren so rücksichtslos befehdete Sache der Religion und des Rechtes einer bessern Zukunft entgegen. An einem der letzten Tage noch hat der neue Unterrichtsminister v. Puttkamer sich bei einer festlichen Gelegenheit in Köslin als entschiedenen Gegner der Principien seines Vorgängers in „religiöser und politischer Beziehung" erklärt. — Auf dem Gebiete des Culturkampfes zeigt sich noch keine thatsächliche Wendung. Vielleicht wartet Bismarck den Ausfall der ungefähr binnen sechs Wochen stattfindenden Landtagswahlen ab. Die Zerfahrenheit im nationalliberalen Lager, insbesondere der Rücktritt Bennigsens vom parlamentarischen Schauplatz (ob auch als Reichstags-Abgeordneter?), läßt erwarten, daß die Partei in der nächsten Session der Zweiten Kammer sehr geschwächt erscheinen wird. Der Tod des Bischofs von Paderborn erleichtert wohl nicht wenig ein Abkommen zwischen Berlin und Rom.‘

Von seinen Wählern in Krefeld, welche die Umsicht und Energie ihres Vertreters würdigten, erhielt Reichensperger damals einen Pokal als Ehrengeschenk, ‚ein wahres Prachtstück moderner Gotik[1] namentlich in technischer Beziehung‘; aber zugleich ward auch an ihn ‚das dringende Ansuchen‘ gestellt, eine Candidatur für den Landtag anzunehmen, wo die eigentlichen Führer ihn seit Jahren auf das schmerzlichste vermißt hatten[2]. Er sagte jetzt zu ‚unter der ausdrücklichen

---

[1] Die Zeichnung stammt von V. Statz.

[2] ‚Wie sehr wir dich, den allzeit Schlagfertigen, entbehren,‘ heißt es in einem Schreiben des Freiherrn v. Schorlemer-Alst vom 23. December 1873, ‚wie ich besonders dich vermisse, brauche ich dir nicht zu sagen.‘ Aehnlich hatte Graf Praschma am 28. November 1873 geschrieben: ‚Es fehlt gegenwärtig in dem parlamentarischen Orchester ein Instrument, das zum harmonischen Ganzen unersetzlich ist — das ist das Gefühl, das wir alle empfinden.‘ Am ehrenvollsten für Reichensperger ist wohl nachstehendes eigenhändiges Schreiben von Windthorst, datirt Hannover, 26. Mai 1875: ‚Es freut mich, daß Sie mit den Leistungen des Centrums nicht ganz unzufrieden sind. Wir haben gethan, was wir konnten; aber unmittelbar haben wir nichts erreicht, mittelbar haben wir hoffentlich etwas genutzt. — Sie irren aber, wenn Sie äußern,

Bedingung, daß es ihm vollkommen freigestellt bleibe, das eine oder das andere oder auch selbst beide Mandate zurückzugeben'. In dem Ehrengeschenk (dessen Ueberreichung am 17. August in einer Festversammlung[1] erfolgte) sah Reichensperger ‚den Höhepunkt seines parlamentarischen Wirkens — über Erwartung und Verdienst weit hinaus. Der „Culturkampf" hat unzählige Geister geweckt und geeinigt, überhaupt ein neues Lebenselement in die katholischen Massen gebracht, gewissermaßen den Grund zu einer neuen Aera gelegt.'

Anfang September nahm Reichensperger, bevor er nach Blankenberghe ging, an der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Aachen theil, ‚die sehr befriedigend verlief, was jedenfalls theilweise seinen Grund darin hatte, daß nicht unsere Ultras, sondern die Centrumsführer (Windthorst, Franckenstein u. s. w.) tonangebend waren, und daß der sehr gemäßigte Graf Droste-Vischering den Vorsitz führte'. ‚Windthorst war unerschöpflich und unermüdlich; wie sein verzwickter Körper dem angsterregenden Durcheinander standhalten kann, ist räthselhaft. Die Versammlung hat das Gerede der Liberalen, z. B. der „Kölnischen Zeitung", von einer Spaltung im Centrum u. dgl. als grundlos erscheinen lassen. Zur Verhütung solcher Spaltung resp. des Hervortretens derselben hat übrigens gewiß nicht wenig der Umstand beigetragen, daß bald nach dem Schluß der Reichstagssession von Centrumsmitgliedern Versammlungen abgehalten wurden, wie z. B. vom Grafen Droste in Fulda, von mir in Hagen, von Peter und Schorlemer in Westfalen, von v. Hertling und Windthorst in Koblenz, ferner in Köln, Krefeld u. s. w., zuletzt eine Generalversammlung in Schlesien. Ueberhaupt lassen unsere Katholiken es an Rührigkeit fast allerwärts nicht fehlen und steht ein befriedigendes Ergebniß der am 30. dieses Monats beginnenden Landtagswahlen um so mehr in Aussicht, als die liberalen Parteien sich untereinander befehden und von den Regierungsorganen discreditirt werden. Dieselben sind auf die Parole wider Junker und Pfaffen reducirt, die aber selbst bei dem „gebildeten Bürgerthum" (Kölnische Zeitung) nicht mehr recht ziehen wird, da Bismarck nicht mehr seine Sonne darüber scheinen läßt. Von Bedeutung ist, daß Falk als Wahl-

daß Sie nicht nöthig gewesen. Wir und in specie ich haben Sie täglich vermißt. Von den Debatten will ich gar nicht einmal reden — da liegt die Lücke täglich vor Augen —; ich will nur den Uebelstand hervorheben, daß wir Ihren erfahrenen Rath haben entbehren müssen. Gerade jetzt gäbe ich vieles darum, könnte ich Sie nur einen halben Tag sprechen. Man kann eben nicht schreiben, was man zu besprechen hat. Könnten Sie sich entschließen, ein Mandat wieder zu übernehmen, so würden Sie ein gutes Werk thun.'

[1] Vgl. über dieselbe den Specialbericht der ‚Niederrhein. Volkszeitung' vom 18. August 1879.

candidat in ziemlich unverblümter Weise gegen die von Bismarck und Puttkamer her drohende „Reaction" losgezogen ist, sogar Enthüllungen in Aussicht stellt. Zwar wird Falk darum in der liberalen Presse verherrlicht und als Parteichef auf den Schild gehoben, gewiß aber hat er dadurch der liberalen Sache im Grunde schlecht gedient, da nun in den maßgebenden Kreisen auf sein „System" und dessen Anhänger um so weniger schonende Rücksicht genommen werden wird. Ueberhaupt scheint in jenen Kreisen ein gründlicher Umschlag eintreten zu sollen. Bismarck in Wien (gegen Rußland und Frankreich), vorher der Nuntius Jacobini mehrere Tage von Secretären begleitet bei ihm in Gastein, in den officiösen Blättern keine Angriffe auf die Ultramontanen, die protestantischen Orthodoxen immer kühner das Haupt erhebend, Falk selbst von der freiconservativen „Post" verlassen, obgleich er im Reichstage der freiconservativen Fraction angehört u. s. w. Möglicherweise bringt schon die nächste Landtagssession im wesentlichen den Abschluß des Culturkampfes. Insofern wäre es mir interessant, von Krefeld aus in den Landtag geschickt zu werden, da ich beim Beginn dieses Kampfes eine Hauptrolle (insbesondere mit Mallinckrodt in der die Maigesetze vorberathenden Commission) gespielt habe. Immer das Unerwartete!'

Die preußischen Landtagswahlen fielen am 7. October so glänzend aus, daß Jörg schreiben konnte, der falsche Liberalismus habe bei denselben sein Sedan erlebt[1]. Da in Krefeld zufolge einer neuen Wahlkreiseintheilung kein Erfolg errungen worden war, stellte Kaplan Schuhmacher von St. Gereon das Ersuchen an Reichensperger, das Mandat für Köln anzunehmen. Nach kurzer Ueberlegung sagte er zu, namentlich ‚um einem sehr zu besorgenden Hader unter den katholischen Wahlmännern vorzubeugen'[2]. Nach der Wahl schrieb er an Dr. Crull: ‚Daß die mir hierorts zu theil gewordene Ehre für mich und meine gute Frau einen recht bittern Beigeschmack hat, brauche ich wohl nicht erst zu sagen; nach den hier obwaltenden Verhältnissen glaubte ich indessen mich nicht sperren zu dürfen. Die Stellung unseres Centrums im Landtag wird eine überaus schwierige. Möge Gott helfen!'

‚In betreff der Parteigruppirung im bevorstehenden Landtage', meinte er am 10. October, ‚gilt das Novus oritur rerum ordo. Die Nationalliberalen sind von ca. 170 auf 105 Sitze, der Fortschritt von 70 auf 35 reducirt, so daß unser Centrum erstern ungefähr numerisch gleichsteht und in wichtigen Fragen den Ausschlag gibt. Die „Kölnische Zeitung" bittet schon

---

[1] Vgl. Hist.-polit. Bl. LXXXIV, 701.

[2] Ueber die Wählerversammlung der Kölner Centrumspartei am 5. October, in welcher Julius Bachem seinen väterlichen Freund Reichensperger als ‚das lebendige Programm der katholischen Rheinländer, die Verkörperung rheinischer Eigenart' empfahl, s. Köln. Volkszeitung vom 6. October 1879.

um die Gnade des Fürsten Bismarck und beschwört die liberalen Abgeordneten, sich doch ja möglichst gefügig zu zeigen, um die Errungenschaften der letzten acht Jahre nicht in die Hände der „Reactionäre" („Pfaffen und Junker") fallen zu lassen! Zum Landtage werde ich mich mit sehr gemischten Gefühlen begeben — das Verlassen Clementinens und die meiner wartenden Anstrengungen einerseits, andererseits das Interesse an der neuen, so bedeutungsschweren Situation! Mit v. Mallinckrodt bekämpfte ich die Maigesetze in der betreffenden, von Professor Gneist präsidirten Commission; vielleicht wird es mir jetzt vergönnt sein, an der Beseitigung derselben mich zu betheiligen. Es läge darin eine Art von dramatischer Gerechtigkeit.'

Einige Tage später (22. October) glaubte Reichensperger an einen ‚Wechsel der politischen Temperatur' dadurch, daß Bennigsen sich zur Annahme eines Mandates bestimmen ließ. ‚Es deutet dies', meinte er, ‚darauf hin, daß die Regierung und ein Theil der Rechten, jedenfalls die Freiconservativen auf die nationalliberale Partei wieder entschieden speculiren, und daß letztere die Hoffnung hegt, durch Servilismus resp. durch Compromißmacherei wieder in die Höhe zu kommen. Schon bei der Präsidentenwahl wird sich die Situation erheblich klären. Bennigsen ambitionirt sichtlich die erste Stelle, kann dieselbe aber nur mittelst der Beihilfe von rechts her bekommen. Geschieht dies, so wird dem Centrum höchstens die zweite Vicepräsidentenstelle zufallen.'

Es kam jedoch anders. Zum Präsidenten ward mit 218 gegen 164 auf Bennigsen fallende Stimmen der Conservative v. Köller gewählt, zum ersten Vicepräsidenten der Nationalliberale v. Benda, zum zweiten v. Heeremann. Letztere Stellung war in der Fraction Reichensperger als dem Aeltern angeboten worden; indessen lehnte er ab und schlug, wie vorher mit Schorlemer-Alst verabredet war, den vortrefflichen westfälischen Freiherrn vor, ‚dessen Aufstellung acclamirt ward'. ‚Bennigsen', urtheilte Reichensperger, ‚hätte besser bei seinem Entschluß, keine Wahl anzunehmen, beharrt. Jetzt ist er doppelt gedemüthigt. Ob Bismarck ihm Hoffnungen gemacht hat?' Näheres hierüber erfuhr Reichensperger bald nachher durch den Oberpräsidenten v. Achenbach in Potsdam, welcher erzählte, ‚daß Bennigsen von Bismarcks Seite her die Präsidentenwürde namentlich durch den dem Fürsten sehr nahestehenden Geheimrath Thiedemann in Aussicht gestellt ward, welcher sich auch bei den Conservativen bemüht habe, für Bennigsens Candidatur zu wirken. Achenbach meint indessen auch, daß nicht das Aeußerste in Bismarcks Namen aufgeboten worden sei, indem sonst eine Spaltung in der conservativen Partei sich ergeben haben würde; jedenfalls habe Bennigsen durch sein ganzes Verhalten sehr an Ansehen eingebüßt. Ueber seine eigene Partei (die freiconservative) äußerte Achenbach sich dahin, daß sie wesentlich auch bezüglich des Culturkampfes dem Fürsten Bismarck zur Verfügung stehe und daß die Führerschaft

des Grafen Bethusy nicht auf seiner Autorität, sondern auf seiner Rührigkeit beruhe. Er (Achenbach) sei durch mehrere Freiconservative bewogen worden, in den Vorstand der Fraction einzutreten, um den Einfluß Bethusys zu beschränken; dieselben hätten sogar ihr Verbleiben in der Fraction davon abhängig erklärt. Auch das Curiosum ward von uns besprochen, daß der Geheimrath Hübler, der Verfasser der Maigesetze, von Bismarck jetzt ausersehen worden sei, mit dem Nuntius Jacobini in Wien über deren Beschneidung zu verhandeln. Nach Achenbach soll den verschiedenen Culturkampfgesetzen nicht ein vorher gefaßter umfassender Plan zu Grunde gelegen haben. Insbesondere bemerkte er auf Grund seiner Kenntniß, daß der Impuls zu den gegen die Jesuiten und die andern Orden gerichteten Gesetzen nicht von Bismarck ausgegangen sei, sondern vom Reichstag, dessen Vorgehen man übrigens gerne gehabt habe; Gneist sei stets der Haupttreiber gewesen. Die Altkatholiken, meinte Achenbach, könne die Regierung jetzt noch nicht fallen lassen; auch werde seine Fraction nach wie vor dem Reinkens die 16 000 Thaler bewilligen. Im übrigen bewegte sich die Unterhaltung mit Achenbach hauptsächlich um die Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg, für welche sich Achenbach lebhaft interessirt.'

Zum erstenmal seit dem Bestehen der Fraction ward Reichensperger neben seinem Bruder in den Fractionsvorstand gewählt. ‚Auf allgemeines Andringen' nahm er an, erklärte jedoch wie früher, so auch jetzt, daß er persönlich ‚es für ungeeignet erachte, zwei Brüder als Vorstandsmitglieder fungiren zu lassen, zumal so mancher andere auf die Ehrenstelle Anspruch hätte'. Ferner ward er auch in den Seniorenconvent berufen.

Am 18. November hielt Reichensperger seine erste Rede im Abgeordnetenhause über die projectirte Besteuerung der geistigen Getränke zum Vortheil der Gemeinden. Eine Abschweifung auf den ‚Culturkampf' und die Vertreibung der Orden, zu welcher eine Aeußerung des Finanzministers Bitter (‚Fragen Sie die Seelsorger') ihm den Weg gebahnt hatte, blieb nicht ohne Eindruck. Am 2. December sprach Reichensperger gegen das Umtaufen polnischer Straßennamen in Posen, man solle nicht mit solch kleinlichen Mitteln gegen eine Bevölkerung vorgehen; in den folgenden Tagen über Mißstände bei Anlage der neuen Moselbahn.

Begreiflicherweise nahm die kirchenpolitische Situation fortwährend sein höchstes Interesse in Anspruch. ‚Die allgemeine Temperatur ist eine friedenverheißende', meinte er am 19. November. In dieser Ansicht ward er bestärkt durch die Mittheilungen des Geheimraths Linhoff über das Verhalten des neuen Cultusministers v. Puttkamer, ‚der offenbar den Katholiken Gerechtigkeit zu theil werden lassen wolle'. ‚Daß Bismarck den Cultusminister so schalten läßt,' schloß Reichensperger am 3. December, ‚daß er auch kein Veto gegen das

Freigeben der katholischen Journalistik im Elsaß durch Manteuffel einlegt, begründet die Vermuthung einer Sinnesänderung bei ihm bezüglich des Culturkampfes, obgleich von einem Resultat seiner Verhandlungen mit Rom noch nichts verlautet.' ,Puttkamer ist gut gesinnt, findet aber Hindernisse in einem Theil seiner Räthe und bei Provincialbeamten, besonders Kühlwetter.' In den Verhandlungen vom 17. und 18. December über eine Elbinger Petition, welche die Herstellung einer von Puttkamer inhibirten Simultanschule forderte, sah Reichensperger einen ,Wendepunkt auf dem Gebiete der Volksschulen zu Gunsten der Confessionalität derselben. Die alles Erwarten übersteigende Majorität von 98 Stimmen (245 gegen 147), mit welcher der von Gneist gestellte, von ihm, Virchow, Sybel u. s. w. befürwortete Antrag auf Berücksichtigung der Petition des Elbinger Magistrats verworfen wurde, fördert zugleich die Trennung zwischen der Rechten und der Linken des Hauses und bildet andererseits ein für uns erwünschtes Vorspiel zu den nach Neujahr beginnenden eigentlichen Culturkampfsdebatten bei der Verhandlung über den Cultusetat. Die, wie es heißt, von Bismarck gewünschte Bildung einer Mittelpartei aus „Gemäßigten“ von rechts und links ist dadurch mindestens in die Ferne geschoben. In betreff der Verhandlungen mit Rom lauten die Nachrichten wenig günstig. Die Wahl Hüblers zum Unterhändler ist denn auch wenig vertrauenerweckend. Zu dem geistigen Nothstand auf katholischer Seite tritt noch der materielle in Oberschlesien hinzu. Traurige Auspicien für das Jahr 1880.'

Im Landtage erklärte sich Reichensperger, abweichend von Windthorst, gegen die neue Justizorganisation; wiederholt (6. und 7. Februar 1880) kritisirte er die Maigesetze. In seiner Rede gegen den königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten, ,den Schlußstein des ganzen Maisystems', bemerkte er, daß derselbe das ganze System verurtheile; er hoffe, daß das Gewölbe mit seinem Schlußsteine nicht allzulange mehr aufrecht stehen bleibe. In der Sitzung vom 7. Februar verwahrte sich Reichensperger gegen den stereotypen Satz, daß die Maigesetze, solange sie beständen, auch nothwendig ausgeführt werden müßten. Das sei, sagte er, eine Verwechslung mit militärischen Befehlen. ,Dahingegen bin ich, doch auch ein alter Jurist, der Ansicht, daß es nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht einer Staatsregierung ist, Gesetze auf sich beruhen zu lassen, sobald sie zu der Einsicht gelangt, daß dieselben ein Unrecht sanctioniren.' Als die Linke ,Oho!' rief, erwiderte der Redner treffend: ,Es scheint, daß die Herren den Unterschied zwischen Gesetz und Recht gar nicht kennen.'[1]

---

[1] ,In der That', sagt Jörg (Hist.-pol. Bl. LXXXV, 906), ,liegt hier der Hund begraben.'

Durch seine vielfachen persönlichen Beziehungen suchte Reichensperger wiederholt Mißverständnisse zu beseitigen. So unter anderem gegenüber Joseph v. Radowitz, der ihm mittheilte, das fast einstimmige Votum des Centrums gegen die Eisenbahnverstaatlichung habe Bismarck irritirt, der in Erinnerung an die Aeußerung Windthorsts im Reichstage, wer ihn überlisten wolle, müsse früh aufstehen, in jenem Votum einen gegen seine (Bismarcks) Person gerichteten Coup erblickte. ‚Ich versicherte‘, erzählt Reichensperger, ‚der Wahrheit gemäß, Windthorst und der Vorstand der Centrumsfraction hätten nichts gethan, um jenes Votum zu erwirken, im Gegentheil sogar die Fraction nicht abstimmen lassen, um jedes Mitglied derselben vollkommen frei zu lassen; wir sowohl als unsere Zeitungen hätten überhaupt seit dem Beginn der Unterhandlungen mit Rom alles die Person Bismarcks Verletzende sorgfältig vermieden.‘

So lästig es Reichensperger war, so besuchte er, um möglicher Mißdeutung vorzubeugen, auch den großen Hofball. ‚Charakteristisch‘ auf demselben erschien ihm, daß ‚Herr v. Sybel, der sich sichtlich vordrängte, ebenso sichtlich von der Königin ignorirt ward‘.

Am 10. Februar sprach Reichensperger scharf gegen die Simultanschulen. ‚Herr Zimmermann‘, sagte er, ‚scheint der Ansicht zu sein, daß möglichst der Unterschied zwischen den Religionen verschwindet; ich bin der Ansicht, daß mit diesem Verschwinden der Unterschiede die Religion selbst allmählich verschwindet.‘

Die ‚parlamentarische Treiberei‘ machte sich noch fühlbarer, seitdem (12. Februar) neben dem Landtage der Reichstag wieder zusammentrat. Vorwiegend waren es Kunstfragen, zu welchen er hier das Wort ergriff. Aber auch in anderer Hinsicht war er thätig, und in einem Punkte erlebte er ‚eine nicht geringe Genugthuung‘. Als er im Jahre 1876 in eingehender Weise das Verlangen nach einem den Stand der Beziehungen zum Auslande darlegenden sogen. Blaubuche begründete, wurde ihm nur der Beifall von den Bänken des Centrums als Antwort zu theil. Während der Session von 1878 brachte er den Gegenstand abermals zur Sprache; es trat von der Rechten (Deutschen Reichspartei) Graf Frankenberg ihm entgegen und erntete dafür ein ‚Bravo‘. Im Jahre 1879 aber fand Reichensperger für sein Begehren Unterstützung bei der Fortschrittspartei, in deren Namen Dr. Hänel dem Wunsche Ausdruck gab, daß auch für uns Deutsche bald die Zeit gekommen sein möge, wo es als selbstverständlich gelte, daß dem Reichstage über die auswärtige Politik die nothwendige Grundlage der Kritik gegeben werde. Bei der Anfang März 1880 stattgehabten Generaldiscussion über die Militärvorlage mußten fast sämtliche Redner der Linken, insbesondere die Herren Richter, v. Bennigsen und v. Treitschke, die Erklärung abgeben, daß ihnen über den augenblicklichen Stand der auswärtigen Angelegenheiten mit Sicherheit nichts

bekannt sei, daß sie ihre desfallsige Kenntniß vielmehr auf Zeitungsnachrichten stützen müßten.

Zum Schluß der Session vor Ostern konnte Reichensperger eine ‚bedeutungsvolle Wendung in der kirchenpolitischen Situation‘ constatiren. Es war das päpstliche Schreiben an den Erzbischof von Köln über eine eventuelle Gestattung der Anzeigepflicht veröffentlicht worden. ‚v. Franckenstein und andere Collegen‘, schrieb Reichensperger, ‚lassen den Kopf hängen. Ich sehe das Begebniß ebenso wie v. Schorlemer als ein erfreuliches Omen an. Bismarck hat den ersten Schritt gethan, indem er sich in officielle Verhandlungen mit der Curie einließ, welche durch die Maigesetze sozusagen aus dem Deutschen Reiche verwiesen war; er konnte ein entschiedenes, thatsächliches Entgegenkommen des Papstes erwarten, welches dieser meines Erachtens nicht unpräjudicirlicher zu bethätigen vermochte. Nur innerhalb des maigesetzlichen Systems konnte die Anzeigepflicht nicht als solche übernommen werden; für sich allein betrachtet, stellt sie keinen casus belli dar. Meines Erachtens hat der Papst den jetzigen Schritt zufolge bestimmter, ihm gemachter Concessionen gethan.‘

Windthorst war in jenen Tagen ‚weit weniger vertrauensvoll in Bezug auf die Beilegung des Kirchenconflictes‘, und auch Reichensperger war in dieser Hinsicht von Furcht erfüllt, als das Centrum im April die Militärvorlage ablehnte und auch der Verlängerung des Socialistengesetzes entgegen war. ‚Möglicherweise‘, schrieb er in sein Tagebuch, ‚wird dadurch Bismarck um so zäher gegenüber der Curie werden; allein wir müssen consequent bleiben, komme, was da wolle.‘ ‚Vor allem müssen wir bedacht sein, mit dem glaubenstreuen katholischen Volke vereint zu bleiben, selbst auf die Gefahr höchster Ungnade, die schwerlich ausbleiben wird. Einigermaßen kann uns dieser Aussicht gegenüber die Wahrnehmung beruhigen, daß fast allerwärts das Culturkampfpulver naß geworden ist. Ganz deutlich zeigte sich dies im Landtage.‘

Bei den Berathungen über das Socialistengesetz suchte Reichensperger angesichts der so schwierigen Lage durch einen dilatorischen Antrag tactisch zu vermitteln, demzufolge das Gesetz, für welches die Mehrheit sicher war, nur um ein weiteres Jahr verlängert werden sollte. Er begründete diesen Antrag, der jedoch nicht durchging, am 4. Mai. Bei der Schlußabstimmung stimmte daher Reichensperger in voller principieller Consequenz mit der großen Mehrheit des Centrums gegen die Verlängerung.

Wenige Tage später (8. Mai) erschien nach sehr langer Unterbrechung Bismarck wieder einmal im Reichstage. Er machte auf Reichensperger den Eindruck, ‚als ob er an Frische und Lebenskraft abgenommen habe‘. Bald aber überzeugte das überaus heftige Auftreten des Fürsten gegen — Delbrück ihn eines andern. ‚Das Angesicht des sonst so kalt ruhigen Delbrück‘, berichtet Reichens-

perger, ‚färbte sich infolge der Angriffe Bismarcks dunkelroth. Bismarck ergoß sich auch über die Situation nach allen Richtungen hin; ganz insbesondere mußte unser „unter priesterlicher Leitung“ stehendes Centrum herhalten. Nach keiner Seite hin schien die Rede zu Gunsten des Kanzlers zu wirken. Meines Erachtens hat er sein Gleichgewicht verloren, wofür auch die Mißhandlung des bayrischen Bevollmächtigten v. Rudhart in seiner neulichen Soirée spricht[1]. Zunächst wollte wohl Bismarck uns wieder isoliren, auch nach Rom hin zu verstehen geben, daß wir botmäßiger werden müßten, wenn er wesentliche Concessionen machen solle. Er kündigte eine kirchenpolitische Vorlage für den Landtag an, deren Unbefriedigendes im voraus entschuldigt werden sollte. Im allgemeinen mag er denn auch das Bedürfniß gefühlt haben, seinem aufgehäuften Unmuth einmal Luft zu machen.‘

Der Schluß des Reichstages erfolgte am 10. Mai. ‚Obgleich das Centrum‘, urtheilte Reichensperger, ‚durch seine ablehnenden Vota in der Militärvorlage, dem Samoa-Project, dem Socialistengesetz u. s. w. die Ungnade des Kanzlers sich zugezogen hat, bin ich mit dem Totalergebniß nicht unzufrieden, da uns die Hauptstütze, die Zustimmung des katholischen Volkes, geblieben ist.‘

Schon früher (im April) hatte Reichensperger die Hoffnung ausgesprochen, daß das Centrum einmal ‚ausnahmsweise aus Rom vernehme, wie dort an höchster Stelle die Lage beurtheilt werde‘. Jetzt ward eine Meinungsäußerung des Papstes auf das dringendste nöthig; denn wie sollte sich nun zu dem, wie verlautete, auf Gewährung einer discretionären Gewalt hinauslaufenden neuen Gesetzentwurfe das Centrum verhalten? In keinem Kirchenrecht, in keiner Kirchengeschichte war eine präcise Antwort auf diese Frage, deren Details noch gar nicht bekannt waren, gegeben. In dieser schwierigen Lage beschloß Windthorst, sich nach Wien zum Nuntius Jacobini zu begeben, um sich von ihm Instructionen über das einzuschlagende Verfahren einzuholen. Majunke hielt es für zweckmäßiger, sich an erster Quelle informiren zu lassen, und fuhr in zwei Tagen und drei Nächten nach Rom. Der Heilige Vater, der jeden Paragraphen unserer Maigesetze auswendig kannte, erörterte fast zwei Stunden lang alle Möglichkeiten, in denen der angekündigte Gesetzentwurf gehalten sein könnte, und kam zu dem Resultat, daß jede neue Bestimmung, welche auf dem Princip der discretionären Regierungsgewalt beruhe, abzulehnen sei; nur in positive, gesetzliche Form gebrachte Abänderungsvorschläge würden, wenn sie an sich tolerabel wären, vom Heiligen Stuhl acceptirt werden[2]. Mit diesem Bescheid fuhr Majunke nach Berlin zurück.

---

[1] Vgl. hierüber Poschinger, Bismarck und der Bundesrath III (Stuttg. 1898), 406 f.

[2] So die offenbar von Majunke herrührende Darstellung in der ‚Germania‘ und der ‚Rheinischen Volksstimme‘ vom 7. Januar 1896. Der zweite Theil dieser Dar-

Als er dort ankam, wurde der neue Gesetzentwurf gerade im Abgeordnetenhause vertheilt. Derselbe wimmelte von discretionären Gewalten.

‚In der Centrumsfraction', berichtet Reichenspergers Tagebuch, ‚war man einstimmig darüber, daß der Entwurf, selbst in unserem Sinne amendirt, nicht von uns angenommen werden könne. Es fragte sich da nur noch, ob demselben als Provisorium für eine festzustellende Zeit (etwa ein Jahr) zuzustimmen sei, wohin mein Bruder und ich in geringerem Grade neigen, oder ob das Centrum sich der Abstimmung über das Ganze enthalten soll, wozu es wahrscheinlich kommen wird. Windthorst, Dr. Bruel und ich wurden zu Referenten über die Vorlage in unserer Fraction bestimmt. Fürst Bismarck soll dem Abgeordneten Miquel gegenüber geäußert haben, der Kaiser lege besonderes Gewicht auf die die Wiederbesetzung der Bischofssitze und der Pfarrstellen bezweckenden Paragraphen. Falls Bismarck mit Hochdruck dahin arbeitet, wird zweifelsohne dieser auch für uns Katholiken hochwichtige Theil der Vorlage Gesetz werden. Wie es auch kommen möge, die Vorlage und deren Motivirung bilden ein unwiderrufliches Zugeständniß der Regierung, daß sie zu weit gegen die Kirche vorgegangen ist. Habemus confitentem reum.'

Das Schicksal der kirchenpolitischen Vorlage nahm in der Folgezeit das ganze Interesse Reichenspergers in Anspruch. ‚Ich würde deren Ablehnung sehr bedauern,' schrieb er am 22. Mai; ‚ob aber unser Centrum Ja dazu sagen kann, hängt meines Erachtens davon ab, ob dem Gesetz ein nur provisorischer Charakter gesichert werden kann.' In diesem Sinne betheiligte er sich lebhaft an den Verhandlungen der Commission, welcher der kirchenpolitische Entwurf zugewiesen worden war. Nach Beendigung dieser Berathungen schrieb Reichensperger: ‚Es waren harte Tage für mich, zumal da die Debatten auf der Seite unserer Gegner (Nationalliberale, Fortschrittler und Freiconservative) meist in giftiger, unser Gefühl tief verletzender Weise geführt wurden, was uns denn auch nicht lammfromm bleiben ließ. Die Zeitungsberichte über die Debatten haben dieselben auch nicht entfernt richtig charakterisirt. Wir vom Centrum konnten und durften schließlich nicht anders, als geschehen ist, stimmen; nur der in der That wohlwollende Minister v. Puttkamer thut mir leid. Aber was nun weiter? Das vernünftigste wäre, Bismarck zöge die Vorlage zurück; aber seine hochgesteigerte Leidenschaftlichkeit wird dies schwerlich gestatten. Dann gibt es eine mindestens achttägige Culturkampfsdebatte giftigster Art in der Kammer und wahrscheinlich eine ebenwohl resultatlose. Die linke Seite des Hauses wird Culturkampf bis zum Aeußersten treiben. Gott allein weiß, wann und wie das enden wird.

---

stellung stimmt nicht ganz mit Reichenspergers Tagebuch, dem ich im nachstehenden gefolgt bin. Zur Kritik der damaligen kirchenpolitischen Vorgänge vgl. Jörgs Aufsätze in den Hist.-polit. Bl. LXXXVI, 53 f. 222 f.

Darum dürfen wir aber den Muth nicht verlieren. Ich trage sogar ein gewisses Vorgefühl in mir, daß plötzlich eine Wendung zum Bessern eintreten wird.'

Am 18. Juni begann die zweite Berathung der kirchenpolitischen Vorlage; am 24. Juni kam Reichensperger zum Wort. Er verbreitete sich über die Klostergesetzgebung, ,eine der traurigsten, unsern Staaten am wenigsten zur Ehre gereichenden Episoden des Culturkampfes', und schilderte ,die wilde Jagd gegen die Klosterinsassen männlichen und weiblichen Geschlechtes'. ,Ich will der Linken zulieb einmal von den Jesuiten absehen. Aber von den andern Orden, von denjenigen z. B., die dem Proletariat das Beispiel der freiwilligen Armut, d. h. der Entsagung aus idealen Rücksichten geben, einer Entsagung, die ein sehr wirksames Gegenmittel gegen den Socialismus bildet, will ich fragen: Haben auch sie dadurch, daß sie ihr Brod bei Christenmenschen betteln gehen, sich staatsgefährlich gemacht? Aber auch sie sind mit vertrieben, auseinander gesprengt worden.' Nebenbei berührte Reichensperger auch die Anzeigepflicht und den königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten, diese ,monströseste Kriegsmaschine, die wohl jemals gegen die katholische Kirche aufgeführt worden ist'. Große Heiterkeit erregte die Antwort, welche Reichensperger dem Abgeordneten v. Eynern gab. Letzterer hatte gesagt, der intellectuelle Theil der rheinischen Bevölkerung sei nicht ultramontan, worauf Reichensperger erwiderte: ,Ich Ungebildeter würde gesagt haben: der intelligente Theil des Rheinlandes.'[1]

Anläßlich der Schlußabstimmung über die kirchenpolitische Vorlage schrieb Reichensperger seiner Gemahlin: ,Selten hat, unter uns gesagt, ein Sieg des Centrums mich so sehr gefreut, wie gestern dessen Niederlage mit 4 Stimmen Majorität.' Wie das gemeint war, zeigt ein anderes Schreiben, in welchem es heißt: ,Meines Erachtens ist die so unheilvolle Maigesetzgebung zugleich mit ihrer hauptsächlichsten Stütze, der nationalliberalen Partei, in ihren Fundamenten tief erschüttert. Allem Anschein nach geht überhaupt die kirchenpolitische Atmosphäre immer mehr der Klärung entgegen, obgleich am Schlusse der letzten Session, ganz besonders aber während der Commissionsberathungen über das neueste Juligesetz, die Culturkämpfer von Profession sich noch nichts weniger als kleinlaut erwiesen haben. Diese Berathungen hatten etwas ungewöhnlich Peinliches für mich wie für meine Parteigenossen. Aus principiellen Gründen durften wir für die Vorlage als Ganzes nicht stimmen; wir wünschten aber die Annahme der meisten Artikel seitens der andern

[1] In einer persönlichen Bemerkung gegen Virchow betonte Reichensperger, daß Montalembert ,bis zu seinem Lebensende in allem wesentlichen, was Kirche und Staat und deren Verhältniß betrifft, in seinen Anschauungen derselbe geblieben ist, der er als junger Mann war'.

Parteien, weil dadurch Verwirrung in das liberale Lager gebracht und Bresche in das Culturkampfssystem gelegt wurde. So ist es denn auch glücklicherweise, wenn auch nicht in dem ganzen von uns gewünschten Umfange, gekommen.' Uebrigens war Reichensperger der Ansicht: ‚Das Centrum kann mit dem Verlauf der Doppelcampagne zufrieden sein; jedenfalls ist das katholische Volk mit der Haltung der Centrumsfraction zufrieden. In die Maigesetzgebung ist nunmehr eine Bresche gelegt. Möge Gott seiner Kirche bald einen siegreichen Einzug durch dieselbe gewähren!'

Wenn Fürst Bismarck gehofft hatte, durch das neue kirchliche Vollmachtsgesetz die Centrumsfraction mit sich oder mit Rom zu veruneinigen[1], so trat bald das Gegentheil ein. Reichensperger meinte sogar im August, daß das Gesetz die Spaltung unter den Nationalliberalen vergrößert habe. ‚Fast als ein Ereigniß, besonders in letzterer Beziehung, läßt sich ein Abschiedsbrief Sybels beim Niederlegen seines Mandats bezeichnen. In demselben gibt er die wesentlichsten, anstößigsten Bestimmungen der Maigesetzgebung preis, indem er naiv versichert, beim Erlaß derselben bereits von ihrer Fehlerhaftigkeit und Erfolglosigkeit überzeugt gewesen zu sein. So v. Sybel, einer der giftigsten Culturkämpfer, der Vater und Präsident des s. v. „Deutschen Vereins"!! Die ganze liberale Meute ist nun über ihn hergefallen. Welches Motiv dieser Publication zu Grunde liegt, ist mir noch immer räthselhaft.'

Der für Reichensperger gar nothwendigen Erholung diente im August und September eine Reise durch Süddeutschland (Ulm, Stuttgart, München, Salzburg, Berchtesgaden, Reichenhall, Zell am See) und ein mehrwöchiger Aufenthalt in Blankenberghe. Am 28. September nahm er an dem Ehrenmahl theil, welches dem Centrum in Münster gegeben wurde. Sein Toast galt den Bischöfen, insbesondere den exilirten. Von den bei dieser Zusammenkunft beschlossenen Resolutionen war die vierte, das Dombaufest betreffende[2], von Reichensperger veranlaßt worden. Reichensperger nahm in Uebereinstimmung mit Windthorst bei dieser Gelegenheit den Minister Puttkamer gegen ‚Heißsporne' in Schutz: ‚Wir würden die Geschäfte der Feinde unserer Sache machen, wenn wir nicht möglichst schonend gegen Puttkamer vorgingen, natürlich ohne unsern Principien etwas zu vergeben.' ‚Dem Anscheine nach bleibt der Culturkampf im status quo. Puttkamer sucht denselben zu mildern; alles hängt wohl davon ab, ob Bismarck für seine Pläne das Centrum nöthig hat, was im Hinblick auf die Spaltung im nationalliberalen Lager sich ergeben könnte.'

Als die Landtagssession herannahte, konnte Reichensperger den Wunsch nicht unterdrücken: ‚Könnte ich doch endlich mit Ehren dem Parlamentarismus,

---

[1] Majunke, Gesch. d. Culturkampfes S. 496.
[2] Näheres vgl. unten Kapitel 10.

wenigstens dem Reichstage, Valet sagen!' Allein sein warmes Gefühl für die katholische Sache hieß ihn ausharren und ‚mit äußerster Consequenz, fast schülerhaft, seine Landtagspflicht erfüllen'. Pünktlich war er am 28. October bei der Eröffnung des Landtages in Berlin. Die Beseitigung v. Heeremanns bei der Präsidentenwahl war ein ungünstiges Symptom der Lage. Es sollte ‚die Revanche sein für das Verhalten der Ultramontanen bei dem Dombaufest'. Von Windthorst, der in Wien Cardinal Jacobini gesprochen hatte, erfuhr Reichensperger, daß seitens der preußischen Regierung keine Annäherung an Rom stattgefunden habe. ‚Jacobini will in einem verbindlichen Briefe seinen Amtsantritt als Staatssecretär demnächst dem Fürsten Bismarck ratificiren, überhaupt sich möglichst entgegenkommend verhalten. Die Haltung unseres Centrums wird von Papst und Jacobini durchaus gebilligt.'

Das bemerkenswertheste parlamentarische Begebniß war zunächst die durch eine Interpellation Hänels hervorgerufene große Judendebatte (20. und 22. November). In der Centrumsfraction war es anläßlich der Judenfrage zu sehr erregten Erörterungen gekommen ‚zwischen dem judenfreundlichern Windthorst und der großen Majorität der Fraction, die scharf losgezogen wissen wollte. Peter hat recht gut die Mitte haltend gesprochen. Windthorst stand fast allein mit der Ansicht, das Centrum solle sich möglichst neutral verhalten. Diese ihm ungewohnte Isolirtheit brachte eine so starke Aufregung bei ihm zuwege, daß er sogar wiederholt das Niederlegen seines Mandates in Aussicht stellte. Ich hatte alle Noth, ihn einerseits und v. Schorlemer-Alst andererseits herabzustimmen. Die Debatte im Hause fiel gar sehr zum Nachtheil des Judenthums und der Fortschrittspartei aus, deren Phrasen sich stets gegen sie als Culturkämpfer wendeten. Die Antisemitenagitation geht seitdem weit stärker weiter.'

Am 3. und 11. December 1880 legte Reichensperger in lichtvoller Weise den Unterschied zwischen Katholiken und Altkatholiken dar. Wenn die Regierung von der Präsumption ausgehe, es ständen die Altkatholiken mit den römischen Katholiken auf einer und derselben Linie, so müsse sie blind sein oder sich blind stellen. ‚Entweder — oder; entweder die Altkatholiken sind Katholiken wie wir, dann haben sie die ihnen zugewiesenen Kirchen herauszugeben, oder sie sind es nicht, dann müssen sie auch bei der Volkszählung sich als etwas Besonderes geriren.' Reichensperger berührte in seiner Rede auch die Maigesetze, den Versuch, ‚die Kirche zu nationalisiren, sie zur Staatskirche zu machen,' und schloß mit der Bitte an die Linke, sie möchte den Katholiken so viel Freiheit zugestehen, als sie für die Juden in Anspruch nehme.

Am 26. und 27. Januar 1881 ward der vom Centrum eingebrachte, Windthorsts Namen an der Spitze führende Antrag auf Straffreiheit des

um die Gnade des Fürsten Bismarck und beschwört die liberalen Abgeordneten, sich doch ja möglichst gefügig zu zeigen, um die Errungenschaften der letzten acht Jahre nicht in die Hände der „Reactionäre“ („Pfaffen und Junker“) fallen zu lassen! Zum Landtage werde ich mich mit sehr gemischten Gefühlen begeben — das Verlassen Clementinens und die meiner wartenden Anstrengungen einerseits, andererseits das Interesse an der neuen, so bedeutungsschweren Situation! Mit v. Mallinckrodt bekämpfte ich die Maigesetze in der betreffenden, von Professor Gneist präsidirten Commission; vielleicht wird es mir jetzt vergönnt sein, an der Beseitigung derselben mich zu betheiligen. Es läge darin eine Art von dramatischer Gerechtigkeit.‘

Einige Tage später (22. October) glaubte Reichensperger an einen ‚Wechsel der politischen Temperatur‘ dadurch, daß Bennigsen sich zur Annahme eines Mandates bestimmen ließ. ‚Es deutet dies‘, meinte er, ‚darauf hin, daß die Regierung und ein Theil der Rechten, jedenfalls die Freiconservativen auf die nationalliberale Partei wieder entschieden speculiren, und daß letztere die Hoffnung hegt, durch Servilismus resp. durch Compromißmacherei wieder in die Höhe zu kommen. Schon bei der Präsidentenwahl wird sich die Situation erheblich klären. Bennigsen ambitionirt sichtlich die erste Stelle, kann dieselbe aber nur mittelst der Beihilfe von rechts her bekommen. Geschieht dies, so wird dem Centrum höchstens die zweite Vicepräsidentenstelle zufallen.‘

Es kam jedoch anders. Zum Präsidenten ward mit 218 gegen 164 auf Bennigsen fallende Stimmen der Conservative v. Köller gewählt, zum ersten Vicepräsidenten der Nationalliberale v. Benda, zum zweiten v. Heeremann. Letztere Stellung war in der Fraction Reichensperger als dem Aeltern angeboten worden; indessen lehnte er ab und schlug, wie vorher mit Schorlemer-Alst verabredet war, den vortrefflichen westfälischen Freiherrn vor, ‚dessen Aufstellung acclamirt ward‘. ‚Bennigsen‘, urtheilte Reichensperger, ‚hätte besser bei seinem Entschluß, keine Wahl anzunehmen, beharrt. Jetzt ist er doppelt gedemüthigt. Ob Bismarck ihm Hoffnungen gemacht hat?‘ Näheres hierüber erfuhr Reichensperger bald nachher durch den Oberpräsidenten v. Achenbach in Potsdam, welcher erzählte, ‚daß Bennigsen von Bismarcks Seite her die Präsidentenwürde namentlich durch den dem Fürsten sehr nahestehenden Geheimrath Thiedemann in Aussicht gestellt ward, welcher sich auch bei den Conservativen bemüht habe, für Bennigsens Candidatur zu wirken. Achenbach meint indessen auch, daß nicht das Aeußerste in Bismarcks Namen aufgeboten worden sei, indem sonst eine Spaltung in der conservativen Partei sich ergeben haben würde; jedenfalls habe Bennigsen durch sein ganzes Verhalten sehr an Ansehen eingebüßt. Ueber seine eigene Partei (die freiconservative) äußerte Achenbach sich dahin, daß sie wesentlich auch bezüglich des Culturkampfes dem Fürsten Bismarck zur Verfügung stehe und daß die Führerschaft

des Grafen Bethusy nicht auf seiner Autorität, sondern auf seiner Rührigkeit beruhe. Er (Achenbach) sei durch mehrere Freiconservative bewogen worden, in den Vorstand der Fraction einzutreten, um den Einfluß Bethusys zu beschränken; dieselben hätten sogar ihr Verbleiben in der Fraction davon abhängig erklärt. Auch das Curiosum ward von uns besprochen, daß der Geheimrath Hübler, der Verfasser der Maigesetze, von Bismarck jetzt ausersehen worden sei, mit dem Nuntius Jacobini in Wien über deren Beschneidung zu verhandeln. Nach Achenbach soll den verschiedenen Culturkampfgesetzen nicht ein vorher gefaßter umfassender Plan zu Grunde gelegen haben. Insbesondere bemerkte er auf Grund seiner Kenntniß, daß der Impuls zu den gegen die Jesuiten und die andern Orden gerichteten Gesetzen nicht von Bismarck ausgegangen sei, sondern vom Reichstag, dessen Vorgehen man übrigens gerne gehabt habe; Gneist sei stets der Haupttreiber gewesen. Die Altkatholiken, meinte Achenbach, könne die Regierung jetzt noch nicht fallen lassen; auch werde seine Fraction nach wie vor dem Reinkens die 16 000 Thaler bewilligen. Im übrigen bewegte sich die Unterhaltung mit Achenbach hauptsächlich um die Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg, für welche sich Achenbach lebhaft interessirt.'

Zum erstenmal seit dem Bestehen der Fraction ward Reichensperger neben seinem Bruder in den Fractionsvorstand gewählt. ‚Auf allgemeines Andringen' nahm er an, erklärte jedoch wie früher, so auch jetzt, daß er persönlich ‚es für ungeeignet erachte, zwei Brüder als Vorstandsmitglieder fungiren zu lassen, zumal so mancher andere auf die Ehrenstelle Anspruch hätte'. Ferner ward er auch in den Seniorenconvent berufen.

Am 18. November hielt Reichensperger seine erste Rede im Abgeordnetenhause über die projectirte Besteuerung der geistigen Getränke zum Vortheil der Gemeinden. Eine Abschweifung auf den ‚Culturkampf' und die Vertreibung der Orden, zu welcher eine Aeußerung des Finanzministers Bitter (‚Fragen Sie die Seelsorger') ihm den Weg gebahnt hatte, blieb nicht ohne Eindruck. Am 2. December sprach Reichensperger gegen das Umtaufen polnischer Straßennamen in Posen, man solle nicht mit solch kleinlichen Mitteln gegen eine Bevölkerung vorgehen; in den folgenden Tagen über Mißstände bei Anlage der neuen Moselbahn.

Begreiflicherweise nahm die kirchenpolitische Situation fortwährend sein höchstes Interesse in Anspruch. ‚Die allgemeine Temperatur ist eine friedenverheißende', meinte er am 19. November. In dieser Ansicht ward er bestärkt durch die Mittheilungen des Geheimraths Linhoff über das Verhalten des neuen Cultusministers v. Puttkamer, ‚der offenbar den Katholiken Gerechtigkeit zu theil werden lassen wolle'. ‚Daß Bismarck den Cultusminister so schalten läßt,' schloß Reichensperger am 3. December, ‚daß er auch kein Veto gegen das

Freigeben der katholischen Journalistik im Elsaß durch Manteuffel einlegt, begründet die Vermuthung einer Sinnesänderung bei ihm bezüglich des Culturkampfes, obgleich von einem Resultat seiner Verhandlungen mit Rom noch nichts verlautet.' ,Puttkamer ist gut gesinnt, findet aber Hindernisse in einem Theil seiner Räthe und bei Provincialbeamten, besonders Kühlwetter.' In den Verhandlungen vom 17. und 18. December über eine Elbinger Petition, welche die Herstellung einer von Puttkamer inhibirten Simultanschule forderte, sah Reichensperger einen ,Wendepunkt auf dem Gebiete der Volksschulen zu Gunsten der Confessionalität derselben. Die alles Erwarten übersteigende Majorität von 98 Stimmen (245 gegen 147), mit welcher der von Gneist gestellte, von ihm, Virchow, Sybel u. s. w. befürwortete Antrag auf Berücksichtigung der Petition des Elbinger Magistrats verworfen wurde, fördert zugleich die Trennung zwischen der Rechten und der Linken des Hauses und bildet andererseits ein für uns erwünschtes Vorspiel zu den nach Neujahr beginnenden eigentlichen Culturkampfsdebatten bei der Verhandlung über den Cultusetat. Die, wie es heißt, von Bismarck gewünschte Bildung einer Mittelpartei aus „Gemäßigten" von rechts und links ist dadurch mindestens in die Ferne geschoben. In betreff der Verhandlungen mit Rom lauten die Nachrichten wenig günstig. Die Wahl Hüblers zum Unterhändler ist denn auch wenig vertrauenerweckend. Zu dem geistigen Nothstand auf katholischer Seite tritt noch der materielle in Oberschlesien hinzu. Traurige Auspicien für das Jahr 1880.'

Im Landtage erklärte sich Reichensperger, abweichend von Windthorst, gegen die neue Justizorganisation; wiederholt (6. und 7. Februar 1880) kritisirte er die Maigesetze. In seiner Rede gegen den königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten, ,den Schlußstein des ganzen Maisystems', bemerkte er, daß derselbe das ganze System verurtheile; er hoffe, daß das Gewölbe mit seinem Schlußsteine nicht allzulange mehr aufrecht stehen bleibe. In der Sitzung vom 7. Februar verwahrte sich Reichensperger gegen den stereotypen Satz, daß die Maigesetze, solange sie beständen, auch nothwendig ausgeführt werden müßten. Das sei, sagte er, eine Verwechslung mit militärischen Befehlen. ,Dahingegen bin ich, doch auch ein alter Jurist, der Ansicht, daß es nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht einer Staatsregierung ist, Gesetze auf sich beruhen zu lassen, sobald sie zu der Einsicht gelangt, daß dieselben ein Unrecht sanctioniren.' Als die Linke ,Oho!' rief, erwiderte der Redner treffend: ,Es scheint, daß die Herren den Unterschied zwischen Gesetz und Recht gar nicht kennen.'[1]

[1] ,In der That', sagt Jörg (Hist.-pol. Bl. LXXXV, 906), ,liegt hier der Hund begraben.'

Durch seine vielfachen persönlichen Beziehungen suchte Reichensperger wiederholt Mißverständnisse zu beseitigen. So unter anderem gegenüber Joseph v. Radowitz, der ihm mittheilte, das fast einstimmige Votum des Centrums gegen die Eisenbahnverstaatlichung habe Bismarck irritirt, der in Erinnerung an die Aeußerung Windthorsts im Reichstage, wer ihn überlisten wolle, müsse früh aufstehen, in jenem Votum einen gegen seine (Bismarcks) Person gerichteten Coup erblickte. ‚Ich versicherte‘, erzählt Reichensperger, ‚der Wahrheit gemäß, Windthorst und der Vorstand der Centrumsfraction hätten nichts gethan, um jenes Votum zu erwirken, im Gegentheil sogar die Fraction nicht abstimmen lassen, um jedes Mitglied derselben vollkommen frei zu lassen; wir sowohl als unsere Zeitungen hätten überhaupt seit dem Beginn der Unterhandlungen mit Rom alles die Person Bismarcks Verletzende sorgfältig vermieden.‘

So lästig es Reichensperger war, so besuchte er, um möglicher Mißdeutung vorzubeugen, auch den großen Hofball. ‚Charakteristisch‘ auf demselben erschien ihm, daß ‚Herr v. Sybel, der sich sichtlich vordrängte, ebenso sichtlich von der Königin ignorirt ward‘.

Am 10. Februar sprach Reichensperger scharf gegen die Simultanschulen. ‚Herr Zimmermann‘, sagte er, ‚scheint der Ansicht zu sein, daß möglichst der Unterschied zwischen den Religionen verschwindet; ich bin der Ansicht, daß mit diesem Verschwinden der Unterschiede die Religion selbst allmählich verschwindet.‘

Die ‚parlamentarische Treiberei‘ machte sich noch fühlbarer, seitdem (12. Februar) neben dem Landtage der Reichstag wieder zusammentrat. Vorwiegend waren es Kunstfragen, zu welchen er hier das Wort ergriff. Aber auch in anderer Hinsicht war er thätig, und in einem Punkte erlebte er ‚eine nicht geringe Genugthuung‘. Als er im Jahre 1876 in eingehender Weise das Verlangen nach einem den Stand der Beziehungen zum Auslande darlegenden sogen. Blaubuche begründete, wurde ihm nur der Beifall von den Bänken des Centrums als Antwort zu theil. Während der Session von 1878 brachte er den Gegenstand abermals zur Sprache; es trat von der Rechten (Deutschen Reichspartei) Graf Frankenberg ihm entgegen und erntete dafür ein ‚Bravo‘. Im Jahre 1879 aber fand Reichensperger für sein Begehren Unterstützung bei der Fortschrittspartei, in deren Namen Dr. Hänel dem Wunsche Ausdruck gab, daß auch für uns Deutsche bald die Zeit gekommen sein möge, wo es als selbstverständlich gelte, daß dem Reichstage über die auswärtige Politik die nothwendige Grundlage der Kritik gegeben werde. Bei der Anfang März 1880 stattgehabten Generaldiscussion über die Militärvorlage mußten fast sämtliche Redner der Linken, insbesondere die Herren Richter, v. Bennigsen und v. Treitschke, die Erklärung abgeben, daß ihnen über den augenblicklichen Stand der auswärtigen Angelegenheiten mit Sicherheit nichts

bekannt sei, daß sie ihre desfallsige Kenntniß vielmehr auf Zeitungsnachrichten stützen müßten.

Zum Schluß der Session vor Ostern konnte Reichensperger eine ‚bedeutungsvolle Wendung in der kirchenpolitischen Situation‘ constatiren. Es war das päpstliche Schreiben an den Erzbischof von Köln über eine eventuelle Gestattung der Anzeigepflicht veröffentlicht worden. ‚v. Franckenstein und andere Collegen‘, schrieb Reichensperger, ‚lassen den Kopf hängen. Ich sehe das Begebniß ebenso wie v. Schorlemer als ein erfreuliches Omen an. Bismarck hat den ersten Schritt gethan, indem er sich in officielle Verhandlungen mit der Curie einließ, welche durch die Maigesetze sozusagen aus dem Deutschen Reiche verwiesen war; er konnte ein entschiedenes, thatsächliches Entgegenkommen des Papstes erwarten, welches dieser meines Erachtens nicht unpräjudicirlicher zu bethätigen vermochte. Nur innerhalb des maigesetzlichen Systems konnte die Anzeigepflicht nicht als solche übernommen werden; für sich allein betrachtet, stellt sie keinen casus belli dar. Meines Erachtens hat der Papst den jetzigen Schritt zufolge bestimmter, ihm gemachter Concessionen gethan.‘

Windthorst war in jenen Tagen ‚weit weniger vertrauensvoll in Bezug auf die Beilegung des Kirchenconflictes‘, und auch Reichensperger war in dieser Hinsicht von Furcht erfüllt, als das Centrum im April die Militärvorlage ablehnte und auch der Verlängerung des Socialistengesetzes entgegen war. ‚Möglicherweise‘, schrieb er in sein Tagebuch, ‚wird dadurch Bismarck um so zäher gegenüber der Curie werden; allein wir müssen consequent bleiben, komme, was da wolle.‘ ‚Vor allem müssen wir bedacht sein, mit dem glaubenstreuen katholischen Volke vereint zu bleiben, selbst auf die Gefahr höchster Ungnade, die schwerlich ausbleiben wird. Einigermaßen kann uns dieser Aussicht gegenüber die Wahrnehmung beruhigen, daß fast allerwärts das Culturkampfspulver naß geworden ist. Ganz deutlich zeigte sich dies im Landtage.‘

Bei den Berathungen über das Socialistengesetz suchte Reichensperger angesichts der so schwierigen Lage durch einen dilatorischen Antrag tactisch zu vermitteln, demzufolge das Gesetz, für welches die Mehrheit sicher war, nur um ein weiteres Jahr verlängert werden sollte. Er begründete diesen Antrag, der jedoch nicht durchging, am 4. Mai. Bei der Schlußabstimmung stimmte daher Reichensperger in voller principieller Consequenz mit der großen Mehrheit des Centrums gegen die Verlängerung.

Wenige Tage später (8. Mai) erschien nach sehr langer Unterbrechung Bismarck wieder einmal im Reichstage. Er machte auf Reichensperger den Eindruck, ‚als ob er an Frische und Lebenskraft abgenommen habe‘. Bald aber überzeugte das überaus heftige Auftreten des Fürsten gegen — Delbrück ihn eines andern. ‚Das Angesicht des sonst so kalt ruhigen Delbrück‘, berichtet Reichens-

perger, ‚färbte sich infolge der Angriffe Bismarcks dunkelroth. Bismarck ergoß sich auch über die Situation nach allen Richtungen hin; ganz insbesondere mußte unser „unter priesterlicher Leitung“ stehendes Centrum herhalten. Nach keiner Seite hin schien die Rede zu Gunsten des Kanzlers zu wirken. Meines Erachtens hat er sein Gleichgewicht verloren, wofür auch die Mißhandlung des bayrischen Bevollmächtigten v. Rudhart in seiner neulichen Soirée spricht[1]. Zunächst wollte wohl Bismarck uns wieder isoliren, auch nach Rom hin zu verstehen geben, daß wir botmäßiger werden müßten, wenn er wesentliche Concessionen machen solle. Er kündigte eine kirchenpolitische Vorlage für den Landtag an, deren Unbefriedigendes im voraus entschuldigt werden sollte. Im allgemeinen mag er denn auch das Bedürfniß gefühlt haben, seinem aufgehäuften Unmuth einmal Luft zu machen.‘

Der Schluß des Reichstages erfolgte am 10. Mai. ‚Obgleich das Centrum‘, urtheilte Reichensperger, ‚durch seine ablehnenden Vota in der Militärvorlage, dem Samoa-Project, dem Socialistengesetz u. s. w. die Ungnade des Kanzlers sich zugezogen hat, bin ich mit dem Totalergebniß nicht unzufrieden, da uns die Hauptstütze, die Zustimmung des katholischen Volkes, geblieben ist.‘

Schon früher (im April) hatte Reichensperger die Hoffnung ausgesprochen, daß das Centrum einmal ‚ausnahmsweise aus Rom vernehme, wie dort an höchster Stelle die Lage beurtheilt werde‘. Jetzt ward eine Meinungsäußerung des Papstes auf das dringendste nöthig; denn wie sollte sich nun zu dem, wie verlautete, auf Gewährung einer discretionären Gewalt hinauslaufenden neuen Gesetzentwurfe das Centrum verhalten? In keinem Kirchenrecht, in keiner Kirchengeschichte war eine präcise Antwort auf diese Frage, deren Details noch gar nicht bekannt waren, gegeben. In dieser schwierigen Lage beschloß Windthorst, sich nach Wien zum Nuntius Jacobini zu begeben, um sich von ihm Instructionen über das einzuschlagende Verfahren einzuholen. Majunke hielt es für zweckmäßiger, sich an erster Quelle informiren zu lassen, und fuhr in zwei Tagen und drei Nächten nach Rom. Der Heilige Vater, der jeden Paragraphen unserer Maigesetze auswendig kannte, erörterte fast zwei Stunden lang alle Möglichkeiten, in denen der angekündigte Gesetzentwurf gehalten sein könnte, und kam zu dem Resultat, daß jede neue Bestimmung, welche auf dem Princip der discretionären Regierungsgewalt beruhe, abzulehnen sei; nur in positive, gesetzliche Form gebrachte Abänderungsvorschläge würden, wenn sie an sich tolerabel wären, vom Heiligen Stuhl acceptirt werden[2]. Mit diesem Bescheid fuhr Majunke nach Berlin zurück.

---

[1] Vgl. hierüber Poschinger, Bismarck und der Bundesrath III (Stuttg. 1898), 406 f.

[2] So die offenbar von Majunke herrührende Darstellung in der ‚Germania‘ und der ‚Rheinischen Volksstimme‘ vom 7. Januar 1896. Der zweite Theil dieser Dar-

Als er dort ankam, wurde der neue Gesetzentwurf gerade im Abgeordnetenhause vertheilt. Derselbe wimmelte von discretionären Gewalten.

‚In der Centrumsfraction', berichtet Reichenspergers Tagebuch, ‚war man einstimmig darüber, daß der Entwurf, selbst in unserem Sinne amendirt, nicht von uns angenommen werden könne. Es fragte sich da nur noch, ob demselben als Provisorium für eine festzustellende Zeit (etwa ein Jahr) zuzustimmen sei, wohin mein Bruder und ich in geringerem Grade neigen, oder ob das Centrum sich der Abstimmung über das Ganze enthalten soll, wozu es wahrscheinlich kommen wird. Windthorst, Dr. Bruel und ich wurden zu Referenten über die Vorlage in unserer Fraction bestimmt. Fürst Bismarck soll dem Abgeordneten Miquel gegenüber geäußert haben, der Kaiser lege besonderes Gewicht auf die die Wiederbesetzung der Bischofssitze und der Pfarrstellen bezweckenden Paragraphen. Falls Bismarck mit Hochdruck dahin arbeitet, wird zweifelsohne dieser auch für uns Katholiken hochwichtige Theil der Vorlage Gesetz werden. Wie es auch kommen möge, die Vorlage und deren Motivirung bilden ein unwiderrufliches Zugeständniß der Regierung, daß sie zu weit gegen die Kirche vorgegangen ist. Habemus confitentem reum.'

Das Schicksal der kirchenpolitischen Vorlage nahm in der Folgezeit das ganze Interesse Reichenspergers in Anspruch. ‚Ich würde deren Ablehnung sehr bedauern,' schrieb er am 22. Mai; ‚ob aber unser Centrum Ja dazu sagen kann, hängt meines Erachtens davon ab, ob dem Gesetz ein nur provisorischer Charakter gesichert werden kann.' In diesem Sinne betheiligte er sich lebhaft an den Verhandlungen der Commission, welcher der kirchenpolitische Entwurf zugewiesen worden war. Nach Beendigung dieser Berathungen schrieb Reichensperger: ‚Es waren harte Tage für mich, zumal da die Debatten auf der Seite unserer Gegner (Nationalliberale, Fortschrittler und Freiconservative) meist in giftiger, unser Gefühl tief verletzender Weise geführt wurden, was uns denn auch nicht lammfromm bleiben ließ. Die Zeitungsberichte über die Debatten haben dieselben auch nicht entfernt richtig charakterisirt. Wir vom Centrum konnten und durften schließlich nicht anders, als geschehen ist, stimmen; nur der in der That wohlwollende Minister v. Puttkamer thut mir leid. Aber was nun weiter? Das vernünftigste wäre, Bismarck zöge die Vorlage zurück; aber seine hochgesteigerte Leidenschaftlichkeit wird dies schwerlich gestatten. Dann gibt es eine mindestens achttägige Culturkampfsdebatte giftigster Art in der Kammer und wahrscheinlich eine ebenwohl resultatlose. Die linke Seite des Hauses wird Culturkampf bis zum Aeußersten treiben. Gott allein weiß, wann und wie das enden wird.

stellung stimmt nicht ganz mit Reichenspergers Tagebuch, dem ich im nachstehenden gefolgt bin. Zur Kritik der damaligen kirchenpolitischen Vorgänge vgl. Jörgs Aufsätze in den Hist.-polit. Bl. LXXXVI, 53 f. 222 f.

Darum dürfen wir aber den Muth nicht verlieren. Ich trage sogar ein gewisses Vorgefühl in mir, daß plötzlich eine Wendung zum Bessern eintreten wird.'

Am 18. Juni begann die zweite Berathung der kirchenpolitischen Vorlage; am 24. Juni kam Reichensperger zum Wort. Er verbreitete sich über die Klostergesetzgebung, ‚eine der traurigsten, unsern Staaten am wenigsten zur Ehre gereichenden Episoden des Culturkampfes', und schilderte ‚die wilde Jagd gegen die Klosterinsassen männlichen und weiblichen Geschlechtes'. ‚Ich will der Linken zulieb einmal von den Jesuiten absehen. Aber von den andern Orden, von denjenigen z. B., die dem Proletariat das Beispiel der freiwilligen Armut, d. h. der Entsagung aus idealen Rücksichten geben, einer Entsagung, die ein sehr wirksames Gegenmittel gegen den Socialismus bildet, will ich fragen: Haben auch sie dadurch, daß sie ihr Brod bei Christenmenschen betteln gehen, sich staatsgefährlich gemacht? Aber auch sie sind mit vertrieben, auseinander gesprengt worden.' Nebenbei berührte Reichensperger auch die Anzeigepflicht und den königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten, diese ‚monströseste Kriegsmaschine, die wohl jemals gegen die katholische Kirche aufgeführt worden ist'. Große Heiterkeit erregte die Antwort, welche Reichensperger dem Abgeordneten v. Eynern gab. Letzterer hatte gesagt, der intellectuelle Theil der rheinischen Bevölkerung sei nicht ultramontan, worauf Reichensperger erwiderte: ‚Ich Ungebildeter würde gesagt haben: der intelligente Theil des Rheinlandes.'[1]

Anläßlich der Schlußabstimmung über die kirchenpolitische Vorlage schrieb Reichensperger seiner Gemahlin: ‚Selten hat, unter uns gesagt, ein Sieg des Centrums mich so sehr gefreut, wie gestern dessen Niederlage mit 4 Stimmen Majorität.' Wie das gemeint war, zeigt ein anderes Schreiben, in welchem es heißt: ‚Meines Erachtens ist die so unheilvolle Maigesetzgebung zugleich mit ihrer hauptsächlichsten Stütze, der nationalliberalen Partei, in ihren Fundamenten tief erschüttert. Allem Anschein nach geht überhaupt die kirchenpolitische Atmosphäre immer mehr der Klärung entgegen, obgleich am Schlusse der letzten Session, ganz besonders aber während der Commissionsberathungen über das neueste Juligesetz, die Culturkämpfer von Profession sich noch nichts weniger als kleinlaut erwiesen haben. Diese Berathungen hatten etwas ungewöhnlich Peinliches für mich wie für meine Parteigenossen. Aus principiellen Gründen durften wir für die Vorlage als Ganzes nicht stimmen; wir wünschten aber die Annahme der meisten Artikel seitens der andern

[1] In einer persönlichen Bemerkung gegen Virchow betonte Reichensperger, daß Montalembert ‚bis zu seinem Lebensende in allem wesentlichen, was Kirche und Staat und deren Verhältniß betrifft, in seinen Anschauungen derselbe geblieben ist, der er als junger Mann war'.

Parteien, weil dadurch Verwirrung in das liberale Lager gebracht und Bresche in das Culturkampfssystem gelegt wurde. So ist es denn auch glücklicherweise, wenn auch nicht in dem ganzen von uns gewünschten Umfange, gekommen.' Uebrigens war Reichensperger der Ansicht: ,Das Centrum kann mit dem Verlauf der Doppelcampagne zufrieden sein; jedenfalls ist das katholische Volk mit der Haltung der Centrumsfraction zufrieden. In die Maigesetzgebung ist nunmehr eine Bresche gelegt. Möge Gott seiner Kirche bald einen siegreichen Einzug durch dieselbe gewähren!'

Wenn Fürst Bismarck gehofft hatte, durch das neue kirchliche Vollmachtsgesetz die Centrumsfraction mit sich oder mit Rom zu veruneinigen [1], so trat bald das Gegentheil ein. Reichensperger meinte sogar im August, daß das Gesetz die Spaltung unter den Nationalliberalen vergrößert habe. ,Fast als ein Ereigniß, besonders in letzterer Beziehung, läßt sich ein Abschiedsbrief Sybels beim Niederlegen seines Mandats bezeichnen. In demselben gibt er die wesentlichsten, anstößigsten Bestimmungen der Maigesetzgebung preis, indem er naiv versichert, beim Erlaß derselben bereits von ihrer Fehlerhaftigkeit und Erfolglosigkeit überzeugt gewesen zu sein. So v. Sybel, einer der giftigsten Culturkämpfer, der Vater und Präsident des s. v. „Deutschen Vereins" !! Die ganze liberale Meute ist nun über ihn hergefallen. Welches Motiv dieser Publication zu Grunde liegt, ist mir noch immer räthselhaft.'

Der für Reichensperger gar nothwendigen Erholung diente im August und September eine Reise durch Süddeutschland (Ulm, Stuttgart, München, Salzburg, Berchtesgaden, Reichenhall, Zell am See) und ein mehrwöchiger Aufenthalt in Blankenberghe. Am 28. September nahm er an dem Ehrenmahl theil, welches dem Centrum in Münster gegeben wurde. Sein Toast galt den Bischöfen, insbesondere den exilirten. Von den bei dieser Zusammenkunft beschlossenen Resolutionen war die vierte, das Dombaufest betreffende [2], von Reichensperger veranlaßt worden. Reichensperger nahm in Uebereinstimmung mit Windthorst bei dieser Gelegenheit den Minister Puttkamer gegen ,Heißsporne' in Schutz: ,Wir würden die Geschäfte der Feinde unserer Sache machen, wenn wir nicht möglichst schonend gegen Puttkamer vorgingen, natürlich ohne unsern Principien etwas zu vergeben.' ,Dem Anscheine nach bleibt der Culturkampf im status quo. Puttkamer sucht denselben zu mildern; alles hängt wohl davon ab, ob Bismarck für seine Pläne das Centrum nöthig hat, was im Hinblick auf die Spaltung im nationalliberalen Lager sich ergeben könnte.'

Als die Landtagssession herannahte, konnte Reichensperger den Wunsch nicht unterdrücken: ,Könnte ich doch endlich mit Ehren dem Parlamentarismus,

---

[1] Majunke, Gesch. d. Culturkampfes S. 496.

[2] Näheres vgl. unten Kapitel 10.

wenigstens dem Reichstage, Valet sagen!' Allein sein warmes Gefühl für die katholische Sache hieß ihn ausharren und ‚mit äußerster Consequenz, fast schülerhaft, seine Landtagspflicht erfüllen'. Pünktlich war er am 28. October bei der Eröffnung des Landtages in Berlin. Die Beseitigung v. Heeremanns bei der Präsidentenwahl war ein ungünstiges Symptom der Lage. Es sollte ‚die Revanche sein für das Verhalten der Ultramontanen bei dem Dombaufest'. Von Windthorst, der in Wien Cardinal Jacobini gesprochen hatte, erfuhr Reichensperger, daß seitens der preußischen Regierung keine Annäherung an Rom stattgefunden habe. ‚Jacobini will in einem verbindlichen Briefe seinen Amtsantritt als Staatssecretär demnächst dem Fürsten Bismarck ratificiren, überhaupt sich möglichst entgegenkommend verhalten. Die Haltung unseres Centrums wird von Papst und Jacobini durchaus gebilligt.'

Das bemerkenswertheste parlamentarische Begebniß war zunächst die durch eine Interpellation Hänels hervorgerufene große Judendebatte (20. und 22. November). In der Centrumsfraction war es anläßlich der Judenfrage zu sehr erregten Erörterungen gekommen ‚zwischen dem judenfreundlichern Windthorst und der großen Majorität der Fraction, die scharf losgezogen wissen wollte. Peter hat recht gut die Mitte haltend gesprochen. Windthorst stand fast allein mit der Ansicht, das Centrum solle sich möglichst neutral verhalten. Diese ihm ungewohnte Isolirtheit brachte eine so starke Aufregung bei ihm zuwege, daß er sogar wiederholt das Niederlegen seines Mandates in Aussicht stellte. Ich hatte alle Noth, ihn einerseits und v. Schorlemer-Alst andererseits herabzustimmen. Die Debatte im Hause fiel gar sehr zum Nachtheil des Judenthums und der Fortschrittspartei aus, deren Phrasen sich stets gegen sie als Culturkämpfer wendeten. Die Antisemitenagitation geht seitdem weit stärker weiter.'

Am 3. und 11. December 1880 legte Reichensperger in lichtvoller Weise den Unterschied zwischen Katholiken und Altkatholiken dar. Wenn die Regierung von der Präsumption ausgehe, es ständen die Altkatholiken mit den römischen Katholiken auf einer und derselben Linie, so müsse sie blind sein oder sich blind stellen. ‚Entweder — oder; entweder die Altkatholiken sind Katholiken wie wir, dann haben sie die ihnen zugewiesenen Kirchen herauszugeben, oder sie sind es nicht, dann müssen sie auch bei der Volkszählung sich als etwas Besonderes geriren.' Reichensperger berührte in seiner Rede auch die Maigesetze, den Versuch, ‚die Kirche zu nationalisiren, sie zur Staatskirche zu machen,' und schloß mit der Bitte an die Linke, sie möchte den Katholiken so viel Freiheit zugestehen, als sie für die Juden in Anspruch nehme.

Am 26. und 27. Januar 1881 ward der vom Centrum eingebrachte, Windthorsts Namen an der Spitze führende Antrag auf Straffreiheit des

Sacramentespendens und Messelesens verhandelt und ebenso wie eine ‚mattherzige‘, motivirte Tagesordnung der Rechten verworfen. Die Conservativen glaubten eben, ‚schon aus Rücksicht auf die Wähler ohne ein Signal seitens der Regierung zur Beseitigung des Culturkampfes nichts thun zu dürfen‘. Das Wort gegen den Centrumsantrag führte Bennigsen. ‚Statt die Maigesetze in herkömmlicher Weise zu begründen und zu beschönigen, suchte er den confessionellen Haß aufzustacheln, die Protestanten durch ein Schreckbild der päpstlichen Weltherrschaftsgelüste aufzuregen. Seine Rede schien vorzugsweise nach oben gerichtet zu sein. Windthorst blieb ihm die geeignete Antwort nicht schuldig. Vor gedachter Brandrede hatte ich auf die erste, am 26. von Bennigsen gehaltene, gemäßigtere Rede geantwortet. Von den verschiedensten Seiten unserer Fraction her wurden mir Lobsprüche zu theil[1]. Es war eben ein glücklicher Treffer, da ich mich nichts weniger als gründlich vorbereitet hatte. Ueberhaupt geriethen mir durchweg die Improvisationen am besten.‘

Wiederholt beschäftigte sich Reichensperger während der Landtagssession 1880/81 mit der Kritik der Universitäten, auf denen zu wenig studirt und zu wenig gelernt werde. Mit Recht wandte er sich gegen das Einpauken der Juristen, die mangelnde Controlle über den Besuch der Vorlesungen, die übermäßigen Kneipereien (Frühschoppen), das Mensurunwesen. Minister Puttkamer dankte Reichensperger für seine rein sachliche Kritik. Auch die Ueberbürdung auf den Gymnasien und höhern Mädchenschulen ward von Reichensperger gegeißelt. ‚Nirgendwo rächt es sich schlimmer als bei dem weiblichen Geschlechte, wenn der Kopf auf Kosten des Herzens, des Gemüthes ausgebildet wird.‘

Die Verhandlung über den Volkswirtschaftsrath gab Reichensperger am 1. Februar 1881 ‚die erwünschte Gelegenheit, eine Lobrede auf den katholischen Gesellenverein und Kolping zu halten, die Anklang fand, auch bei Eugen Richter. ‚Der katholische Gesellenverein‘, führte er aus, ‚ist mitten in den Stürmen des Jahres 1848 zu Elberfeld gegründet worden von einem katholischen Priester Namens Kolping. Er bildete gewissermaßen einen unscheinbaren Kern mitten in der damals, namentlich im Arbeiterstande mitunter überfluthenden revolutionären Strömung. Der Gesellenverein hat sich, vermöge seiner innern Kraft, vermöge der Gesundheit und Wahrheit, die ihn allerwärts durchdringt, auf eine, ich möchte fast sagen, fabelhafte Weise ausgebreitet, obgleich seitens der Regierung niemals eine Unterstützung ihm zu theil geworden ist. Im Gegentheil: beim Beginn der Aera des Culturkampfes hat er Anfechtungen und Verdächtigungen zu erleiden gehabt. Es erstreckt

---

[1] Vgl. auch das Lob der Köln. Volkszeitung vom 29. Januar 1881.

[2] Rede vom 27. Januar 1881.

dieser Gesellenverein sich von der Ostgrenze Oesterreichs an bis nach Hamburg, von Königsberg bis nach Aachen hin. Hunderttausende von Gesellen haben in ihm Pflege, Unterstützung und Unterweisung gefunden. Tausende von Meistern sind aus dem Vereine hervorgegangen; zugleich hat er an verschiedenen Orten das Lehrlingswesen in die Hand genommen. Ich glaube sagen zu dürfen, daß kein mächtigerer Damm gegen die Socialdemokratie errichtet ist als dieser katholische Gesellenverein.‘

Seit dem 15. Februar 1881 erwuchsen durch die Eröffnung des Reichstages wieder ‚parlamentarische Doppelpflichten‘. Reichensperger war auch als Präsident des Seniorenconventes stark angestrengt, aber wohlauf. ‚In Bezug auf die allgemeinen Verhältnisse‘, heißt es in einem Briefe an Fräulein Tillmann vom 15. Februar 1881, ‚enthalte ich mich möglichst des Fürchtens sowohl als des Hoffens; kommt es doch fast immer anders, als man sich im voraus denkt — selbst in kleinen Dingen! Die große Frage, welche mich in den Parlamentarismus zurückgetrieben hat, entzieht sich erst recht aller Vorausberechnung; es gilt da eben nur, an dem Spruch festzuhalten: Fais que tu dois, advienne que voudra! Jedenfalls hat meines Erachtens der unselige Culturkampf das hoch anzuschlagende Ergebniß zuwege gebracht, daß den Akatholiken aller Länder, namentlich den norddeutschen Protestanten, die Lebenskraft unserer Kirche, die Bedeutung des Papstthums und die Glaubenstreue der ungeheuern Mehrzahl der Katholiken ins Bewußtsein zurückgekehrt ist, aus welchem es seit Generationen geschwunden war. Möge Gott weiter helfen!‘

‚Auf dem politischen Gebiet‘, schrieb er am 19. Februar, ‚geht es hier bunt durcheinander, sogar im Herrenhaus, wo Bismarck den überraschendsten Trumpf gegen einen ehemaligen Minister (Camphausen) und einen gegenwärtigen, den Grafen Eulenburg, ausgespielt hat. Wir vom Centrum haben unsere Freude an den Vorgängen, ganz insbesondere aber an dem Ausfall der Präsidentenwahl im Reichstag, der einen kolossalen Hereinfall des hochmüthigen Grafen Arnim und seiner culturpaukerischen hochadeligen Parteigenossen darstellt.‘ Das Tagebuch berichtet über diese ‚parlamentarische Ueberraschung‘ folgendes: ‚Im Reichstag hatte die deutsche Reichspartei (von Windthorst die Botschafterpartei genannt) wohl hauptsächlich auf Betreiben des Großculturkämpfers Grafen Udo Stolberg und des mit Freiherrn zu Franckenstein persönlich gespannten Fürsten Hohenlohe-Langenburg beschlossen, der Graf v. Arnim-Boitzenburg dürfe nicht abermals das Präsidium mit einem Centrumsmitgliede theilen, ergo Exclusion des Freiherrn zu Franckenstein, welchem Graf Arnim dies sogar in faciem eröffnete zugleich mit der bündigsten Versicherung seiner persönlichen Hochachtung. Das Ausbleiben Franckensteins beim Domfeste ward ihm nicht entgegengehalten. Von Bardeleben hörte ich aber gestern bei Gruner, Arnim habe früher bei einem Diner

solches dem Freiherrn zu Franckenstein scharf angekreidet. Bei der Wahl erhielt v. Seydewitz 91 Stimmen vom Centrum, v. Arnim 145 von der Rechten und den Nationalliberalen. Zu unserer eigenen Ueberraschung fielen dann 147 Stimmen auf Franckenstein, 101 Stimmen auf den Candidaten der deutschen Reichspartei und der Nationalliberalen, von denen 25 gefehlt haben sollen; endlich ward Ackermann (deutsch-conservativ) zum zweiten Vicepräsidenten gegen drei weiße Zettel der deutschen Reichspartei und der gesamten Linken gewählt. Graf Arnim, welcher seiner Niederlage nicht assistirt hatte, erklärte nach der Sitzung brieflich, er nehme die Wahl zum ersten Präsidenten nicht an, und stattete alsbald dem Freiherrn zu Franckenstein einen Besuch ab, ohne ihn indessen zu treffen. Natürlich überließen wir vom Centrum den Deutsch-Conservativen die Auswahl des ersten Präsidenten. Da v. Helldorf refüsirte, ward v. Goßler, Unterstaatssecretär im Unterrichtsministerium (streng orthodox) von den Deutsch-Conservativen und dem Centrum gewählt. Damit hat sich die von Bismarck projectirte „gemäßigt liberale Mittelpartei" im Reichstage als eine Illusion erwiesen und das Centrum an Bedeutung gewonnen. Welche Rolle Fürst Bismarck bei der Affaire gespielt hat, liegt im Dunkeln, vielleicht weil es ihm nicht ganz leicht war, zwischen einer Niederlage des Grafen Arnim und einer solchen des Centrums die Wahl zu treffen.'

Am 17. Februar ward im Herrenhause zwischen Bismarck und Camphausen ‚das Tafeltuch zerschnitten. Da letzterer gegen den Finanzminister Bitter die Verwendungs-Gesetzvorlage bekämpfte, fuhr Bismarck mit einem schonungslosen Angriff auf Camphausen dazwischen, welchem er unter anderem vorwarf, die Staatsfinanzen „abgewirtschaftet" zu haben, ohne irgend auf deren Hebung bedacht gewesen zu sein. Seine ganze Rede war ein barscher Ausbruch verhaltener Geringschätzung. Die quasi-liberalen Herrenhausmitglieder empfanden das Beleidigende so tief, daß mehrere es wagten, gegen Bismarck zu stimmen, um ihrem Gesinnungsgenossen Camphausen eine Art von Satisfaction zu geben. Noch rücksichtsloser verfuhr Bismarck am 19. Februar schriftlich gegen den Minister des Innern, Grafen Eulenburg, indem er durch seinen Commissar im Handelsministerium, Geh. Rath Rommel, eine eigenhändig geschriebene Erklärung verlesen ließ, welche das von Eulenburg eben Ausgeführte schroff desavouirte. Die Sitzung mußte ausgesetzt werden. Graf Eulenburg richtete sein Entlassungsgesuch an den König. Quousque tandem! Sind es Anflüge von Größenwahnsinn? fragt man sich. Im Grafen Eulenburg soll Bismarck einen Rivalen resp. Kanzler-Dauphin erblickt haben. Dem Vernehmen nach steht Eulenburg bei Hofe, insbesondere beim Kronprinzen hoch angeschrieben; er ist überhaupt von anderem Stoff als die Delbrück, Camphausen, Hobrecht ꝛc. Was nun weiter? Welche

selbstbewußte Capacität wird noch Minister werden wollen? — Ein unerquickliches Vorspiel das alles zu den am 26. dieses Monats beginnenden Festlichkeiten aus Anlaß der Vermählung des Kaiser-Enkels, Prinzen Wilhelm!'

Am 23. Februar 1881 erfolgte der Schluß des Landtages. ‚Die letzten Tage boten ein Bild der Auflösung innerhalb der Staatsregierung und des Landtages. Graf Eulenburg beharrt auf seinem Rücktritt, ungeachtet der von Bismarck im Herrenhaus gehaltenen beschönigenden Rede. Letzterer hat nun so ziemlich alle Parteien an den Kopf gestoßen.'

Die Zeit vom 27. Februar bis 1. März verbrachte Reichensperger in Köln. ‚Im Reichstage', schrieb Reichensperger am 4. März, ‚ging es recht lebhaft zu, da Bismarck sich vielmals sehr eingehend an den Debatten betheiligte, wobei er die Linke (Lasker, Hänel, v. Forckenbeck) schonungslos behandelte. Er scheint zeigen zu wollen, daß er allem und allen gewachsen ist. Wie er aber eine Majorität als für seine Zwecke gesichert erachten kann, ist mir mehr als zweifelhaft. Er scheint mir auf das Centrum zu speculiren, zumal wenn es sich bestätigen sollte, daß einer außerordentlichen Sitzung des Landtages kirchenpolitische Vorlagen gemacht werden sollen. Soeben haben in Paderborn und Osnabrück auf Anlaß der Curie Wahlen von Bisthumsverwesern stattgefunden. So könnte die Brücke zu einem modus vivendi gebildet werden.'[1]

Bei der am 4. März stattfindenden Debatte über die Besteuerung der Dienstwohnungen erwies sich Bismarck wiederum als ‚sehr streitbar und streitlustig'. Reichensperger hatte vor dem Kanzler als erster Redner eine Erhöhung der vorgeschlagenen Besteuerung für angemessen erklärt, namentlich aber das Dienstwohnungswesen in finanzieller wie architektonischer Beziehung angefochten. Hinsichtlich des letztern Punktes überbot Bismarck noch Reichenspergers Aeußerungen; dann wandte er sich gegen das Berliner städtische Regiment, den fortschrittlichen ‚Ring'. ‚v. Forckenbeck und der jüdische Stadtverordnete Löwe gingen gegen Bismarck scharf ins Zeug, wurden aber von ihm demontirt, ebenso wie der Abgeordnete Struve, welcher während Bismarcks Klagen über zu hohe städtische Besteuerung den Zwischenruf „Schamlos" hatte ergehen lassen. Jedenfalls neigt Bismarck nicht mehr nach der Linken hin. Allein mit den verstümmelten Nationalliberalen plus der Reichspartei läßt sich doch keine Majorität bilden, wie dies die Niederlage des Grafen

[1] ‚Der Culturkampf', schrieb Reichensperger am 2. März 1881 an Dr. Crull, ‚verliert an Reiz, Bismarck an Prestige und an festem Boden, so daß er möglicherweise genöthigt wird, eine Brücke zum Centrum hin zu schlagen. Im Abgeordnetenhause haben die „Conservativen" allerdings übel abgeschnitten. Auch ich hatte von Hammerstein namentlich erwartet, daß er sich gegen das Brodkorbgesetz erhöbe.'

Arnim bei der Präsidentenwahl dargethan hat. Ob Bismarck sich wirklich dem Centrum zuwenden will, wie vielfach vermuthet wird?? —'

,15. März. v. Thile erzählte mir heute, Bismarck habe sein Vorgehen gegen den Grafen Eulenburg durch einen Brief an dessen Bruder wieder gutmachen wollen. Darin habe er nach Ausdrücken des Bedauerns gesagt: „Der Teufel habe ihm die Karten gemischt." Das petulante Verhalten Bismarcks in neuester Zeit bringt man mit Aufregungen in Zusammenhang, welche in Familienverhältnissen ihren Grund haben. . . .' Am 16. März sprach Reichensperger gegen die Lebensmittelverfälschung, am 21. verlangte er neuerdings einen Bericht des Auswärtigen Amtes über seine Thätigkeit und die politische Situation im allgemeinen[1]. Daneben fand er noch Zeit, ,täglich etwas Englisch und Spanisch zu treiben'.

Am 6. März hatte Reichensperger nach Hause geschrieben: ,Bismarck verdirbt es mit so vielen, daß er am Ende sich doch noch auf das Centrum angewiesen findet. In der That verlautet, im Mai solle einer außerordentlichen Landtagssession eine Vorlage gemacht werden, welche dem Culturkampf die Spitze abbricht.' Da Bismarck auch in anderer Weise zu erkennen gab, daß er ,den Weg zur Beilegung des Culturkampfes beschreiten wolle', glaubte Reichensperger ,alles vermeiden zu müssen, was er übelnehmen könnte', und so besuchte er zum erstenmal wieder nach sieben Jahren am 29. März 1881 eine parlamentarische Soirée beim Fürsten. ,Die erste Begrüßung nach meinem Eintritt', erzählt Reichensperger in seinem Tagebuche, ,war der allgemeine Händedruck. Bald nachher unterhielt Bismarck sich ungefähr eine Viertelstunde lang mit v. Franckenstein über Gesetzesvorlagen, ohne des Culturkampfes zu gedenken. Ich hatte an einem halbrunden Tisch bei Mehreren Platz genommen. Ein Stuhl war frei. Bismarck setzte sich und ließ sich ein Glas Bier geben, stieß mit mir an und begann die freundlichste Unterhaltung mit mir. Ich dankte ihm für seine Unterstützung gegenüber dem „Bau-Mandarinenthum", über welches er dann derb loszog. Auf meine Kritik der trüben Farblosigkeit seiner Räume erwiderte er, nur in der Natur liebe er das Farbige, seine Passion seien Parks 2c. Die Zeitungen berichten ziemlich getreu über die weitere Unterhaltung[2]. Alle Zeitungen aber verschweigen, daß er auf meine

---

[1] Vgl. hierzu Hist.-polit. Bl. LXXXVIII, 528.

[2] Nach diesen Berichten erzählt Poschinger (Bismarck und die Parlamentarier) I, 181—182 folgendes, das zum Theil durch Reichenspergers Tagebuch berichtigt wird: ,Als die Gesellschaft in der herkömmlichen Gruppirung um das Büffet „seßhaft und standhaft" geworden war, wurde zunächst der Vicepräsident Frhr. v. Franckenstein vom Reichskanzler ins Gespräch gezogen. Die eigentliche Unterhaltung des Abends spielte jedoch zwischen Bismarck und August Reichensperger, der zum erstenmal, seitdem aus dem Palais Radziwill der Reichskanzlersitz geworden war, diese Räume wieder besuchte. Selbstverständlich

Bitte, uns die Klöster zurückzugeben, was ja in seiner Macht stehe, antwortete: „Das kann geschehen.“ Die Worte: No surrender (Nicht ergeben) hat er nicht gesprochen, sondern: Non possumus omnia, als ich meinte, er solle die in Olympia gefundenen Originale den Griechen aus den Fingern ziehen. Die Unterhaltung war überaus zwanglos; ich erinnerte ihn an seine Aeußerungen über Simson[1], seine Knittelverse über Beckerath, seinen Strauß mit Vincke (seine Frau, meinte er, habe ungewöhnlich viel Angst ob dieses Rencontres ausgestanden) u. s. w. Dicht gedrängt standen Gäste hinter uns, nach jedem Worte schnappend. Schon hatten viele an der Tafel Platz genommen, als unser Gespräch endigen mußte ($^1/_2$12 Uhr). Ich wollte mich durch den Saal entfernen, als Bismarck mir folgte, mich zur Tafel zurückführte und Sorge trug, daß an derselben Platz für mich geschafft wurde. Der „Culturkampf“ ward nicht ins Gespräch gezogen. Beim Weggehen hörte ich jemand hinter mir zu einem andern sagen: „Der Abend gehört dem Centrum.“ Der am folgenden Morgen 8 Uhr ausgegebene „Börsen-

waren die baulichen Veränderungen der Reichskanzlerwohnung das erste Gesprächsthema, und der Reichskanzler entwickelte gegenüber dem nach Farben verlangenden Kunstenthusiasten die wenigen spartanischen Anforderungen, welche er an Wohnungsräume stellte, dahin, daß gar kein Schmuck besser sei als ein mittelmäßiger. Einverstanden gelangten die beiden Herren mit einem kurzen Abstecher in Parkanlagen auf das allgemeine Gebiet der Architektur und zu den für die erworbenen Schätze von Olympia und Pergamon nöthigen Neubauten. Die Löwenvertragsnatur der auf die olympischen Ausgrabungen bezüglichen Abmachungen, wofür der Reichskanzler die Verantwortlichkeit ablehnte, ward lebhaft beklagt; aber den drastischen Rathschlägen Reichenspergers, um für Deutschland ein richtigeres Verhältniß zwischen Arbeit, Mühe und Lohn zu stande zu bringen, bedauerte der Reichskanzler lachenden Mundes, nicht folgen zu können. Um so lebhafter war die Befriedigung über den guten Erfolg der pergamenischen Unternehmung, dessen Verdienst der Fürst voll und ganz der Geschicklichkeit des Grafen Hatzfeld zuschrieb. Nachdem man, nicht zwar des trockenen Tones, wohl aber des trockenen Themas satt, sich über die Vorzüglichkeit des Stoffes unterhalten, welcher aus der herzoglich bayerischen Brauerei zu Tegernsee stammte, gaben die hervorragenden Leistungen — Tegernsee war ehemals ein Benediktinerkloster — der Klosterbrauerei und insbesondere des Münchener Franziskanerbieres Reichensperger Anlaß, für die guten Mönche und Nonnen auch im Interesse der Biertrinker ein Wort für die Wiederherstellung der Klöster einzulegen, das ebenso humoristisch aufgenommen wurde, wie es gemeint war. Der Januskopf der Reichskanzlerpolitik im Kirchenstreit wurde dadurch illustrirt, daß Bismarck mit seinem clericalen Gaste auf völlige Ideengemeinschaft anstieß, zugleich aber betonte, daß sie beide auf dem Standpunkte No surrender (Nicht ergeben) stünden. Sehr interessant waren die Erinnerungen der beiden Sprecher an ihre parlamentarische Thätigkeit in Frankfurt und Erfurt, wobei als Beispiel von Politikern mit ausgeprägtester Beredsamkeit, aber mit den zugleich daran haftenden Schwächen für das positive Schaffen General v. Radowitz und Hermann v. Beckerath skizzirt wurden.‘

[1] Vgl. oben Bd. I, S. 319.

courier" brachte schon eine Skizze gedachten Gespräches! Dasselbe ist doch wohl ein günstiges Symptom in Bezug auf den Culturkampfsverlauf.'

‚Mich freute', schreibt Reichensperger weiterhin in seinem Tagebuche, ‚die auffallende Freundlichkeit des Machthabers hauptsächlich im Hinblick auf unsere Sache und auf den Aerger der Liberalen vom Schlage der „Kölnischen Zeitung", die mich so lange als verfehmten Reichsfeind behandelt haben und die meinten, das Fernbleiben der Centrumsführer vom Domfest[1] habe dieselben total ruinirt. Noch niemals seit der Zeit meines Vicepräsidiums und früher sind mir von hohen Stellen her so viele Aufmerksamkeiten, insbesondere seitens der Minister, zu theil geworden, als — seit meinem Fernbleiben von jenem Feste.'

Auch die parlamentarische Soirée, welche der Reichskanzler am 4. April veranstaltete, ward von Reichensperger besucht. ‚Mit einer langen Unterredung ward ich diesmal nicht bedacht, wohl aber mit der freundlichen Bemerkung, er sei zufolge seines Verhaltens bei der letzten Soirée in den Verdacht gerathen, ganz und gar zum Centrum übergegangen zu sein.'

Nach Ostern 1881 ließ sich Reichensperger fast täglich im Reichstage vernehmen. Es waren die verschiedenartigsten Gegenstände, welche der Vielseitige behandelte: Elsaß-Lothringisches Sprachengesetz, Aichungswesen, Gerichtsvollziehungskosten, Brausteuergesetz, Weinverfälschung, Rheincorrection, Impfzwang u. s. w.[2]

‚Sehr überrascht' wurde Reichensperger durch eine Einladung zum Diner für den 7. Mai bei dem Fürsten Bismarck, ‚eine Ehre, die ihm noch nie zu theil geworden war'. ‚Moufang, in vollem Domkapitularcostüm, saß dem Fürsten zur Linken, und es fand eine dem Anschein nach recht ernste Unterhaltung zwischen den beiden statt. Vom Centrum waren noch v. Franckenstein, Lender und Pfaffrott geladen. Was bedeuten diese Aufmerksamkeiten gegenüber uns Centrumsleuten? Gestern noch suchte Bismarck am Schlusse seiner Rede im

[1] Vgl. darüber unten Kapitel 10.

[2] Bei der Debatte (17. Mai 1881) über das Verbot der Surrogate bei der Bierbereitung meinte ein Mitglied der Reichspartei, man solle durch ein Verbot der Surrogate dem ‚rationellen Fortschritte' kein Hinderniß in den Weg legen, worauf August Reichensperger erwiderte: ‚Meine Herren, Sie wissen, mit dem Worte „Fortschritt" hat es eine ganz eigenthümliche Bewandtniß. (Heiterkeit.) In der Regel weiß man nicht — wohin eigentlich fortgeschritten werden soll. (Sehr richtig! rechts; Lachen links.) Man kann auch einem Sumpfe oder einem Abgrunde zu „fortschreiten". Darum bin ich für den Zauber des Wortes „Fortschritt" vollkommen unempfänglich, selbst wenn noch das Wort „rationell" davorsteht.... Und dann, wie weit darf man gehen mit Zusätzen? Auf dem Gebiete der Bierbereitung bin ich nicht so bewandert, wie durch eigene Wahrnehmung auf dem Gebiete des Weinzurechtmachens. (Heiterkeit.) Diejenigen, welche chaptalisiren, gallisiren und was dergleichen mehr ist, haben sich von jeher des Euphemismus „rationelle Fortschritte" bedient.' (Heiterkeit.)

Reichstage Bennigsen wieder sich zu eigen zu machen. Will Bismarck vielleicht den Nationalliberalen zu verstehen geben, daß er das Centrum für sich in Bereitschaft halte, falls die Nationalliberalen sich fernerhin störrisch erweisen sollten? — Allerdings hat ihm das Centrum in letzter Zeit einen großen Dienst geleistet, daß es seine höchst persönlich gewordene Dienstwohnungsvorlage gegen die gesamte, festgeschlossene Linke des Hauses durchbringen half — mit einer Majorität von nur 9 Stimmen. Der Fortschrittspartei und den Secessionisten (Rickert, Forckenbeck, Lasker, Bamberger u. s. w.) hat Bismarck den Krieg aufs Messer erklärt, indem er das ganze Gewicht seiner persönlichen Machtstellung in die Wagschale warf. Versagen ihm die Nationalliberalen die unbedingte Heeresfolge, so kann er nur mit Hilfe des Centrums im Reichstage tonangebend sein. Das Centrum aber ist nicht zu haben, solange die Maigesetze im wesentlichen fortbestehen. Viam fata invenient! Vielleicht findet doch noch eine nachträgliche Landtagssitzung statt, in welcher der Maigesetzgebung die Krallen ausgebrochen werden.' ,Bismarck', fährt Reichenspergers Tagebuch fort, ,erwies sich mir wieder besonders freundlich; unter anderem kam er auf mich zu, gab mir wiederholt die Hand und sprach sich scharf über unser Bauwesen aus, wie es sich in der Herrichtung seines Palais gezeigt hatte. Bei Tisch war mir neben Hölder, dem Präsidenten der württembergischen Kammer, welcher zur Seite des Fürsten saß, der Platz angewiesen. Nach Tisch unterhielt Bismarck aus Anlaß der auf dem Tische stehenden Prachtpocale sich mit meinem Bruder und mir über seine bis ins 13. Jahrhundert reichenden Vorfahren, zu welchen auf der weiblichen Seite auch der Marschall Derfflinger gehört habe, dessen reicher Nachlaß seiner Familie durch die Bestechung ihres (österreichischen) Advocaten entgangen sei. Einige auf einem Pocale befestigte Münzen rührten von Derfflinger her. — Dreimal seien seine (Bismarcks) Vorfahren vom Papst in den Bann gethan worden, darunter einmal mit Recht wegen Niederwerfens eines Havelberger Domherrn. Dafür habe er persönlich von dem nunmehrigen Papste ein recht freundliches Schreiben erhalten u. s. w. Darauf nahm er auf einem Sopha Platz, Hölder ihm zur Seite, zündete sich eine lange Pfeife an und plauderte wie ein gemüthlicher Hausvater mit uns, die wir um den mit Bier- und sonstigen Flaschen bedeckten Tisch herum vor ihm rauchend saßen, über mancherlei, z. B. Heimatsrecht, Armenwesen u. s. w. Ich brachte unter anderem wieder die Rede auf die Nothwendigkeit von Klöstern gegenüber dem Pauperismus und der civilisirten Barbarei. Letztere Bezeichnung adoptirte er, an den Klöstern drückte er sich vorbei, indem er z. B. meinte, die christliche Barmherzigkeit der Individuen und Familien müsse mehr eintreten. Zum Schlusse brachte ich die Rede auf den Bimetallismus, für welchen ich mich, auf seine Frage antwortend, erklärte. Er äußerte sich dahin, er denke während einiger

Jahre noch Erfahrungen zu sammeln, mittlerweile aber das Silber möglichst im Curs zu erhalten. Auch in dieser Frage hätten die Träger der Wissenschaft sich blamirt, z. B. die Summe des in Deutschland vorhandenen Silbers viel zu niedrig veranschlagt.' ,Bismarck', so schließt Reichensperger seinen Bericht, ,ist gewiß einer der originellsten Staatsmänner, die je existirt haben, ein Gemisch von Contrasten.'[1]

,Der Parlamentarismus', schrieb Reichensperger am 20. Mai 1881 an Fräulein Tillmann, ,absorbirt mich fast von früh morgens bis zum Abend; die Situation im großen hat sich insofern erheblich gebessert, als im Lager der gefährlichsten Gegner unserer höchsten Interessen Verwirrung, Unsicherheit eingerissen ist. Der Fortbewegung zum Bessern hin auf dem kirchlichen Gebiete ist das Trierer Vorkommniß leider entgegengesetzt.'

Am 14. Juni erlebte Reichensperger, der wenige Tage zuvor mit Erfolg ein Zerwürfniß zwischen Schorlemer und Windthorst ausgeglichen hatte, eine stürmische Fractionssitzung. ,Die Majorität (Windthorst, v. Hertling, Lieber, Moufang u. s. w.) wollte schlechthin am Ergebniß der zweiten Lesung des Unfallgesetzes festhalten, die Minorität (v. Franckenstein, v. Aretin, v. Wendt, mein Bruder und ich) wollten Compromißanträgen der Rechten uns anschließen, da sonst allem Anschein nach das ganze Gesetz fallen würde. Die Compromißanträge blieben bei der heutigen Verhandlung im Reichstage, weil das Centrum ihnen nicht zustimmte, in der Minorität, und so stimmte denn die Rechte mit dem Centrum für das Ergebniß der zweiten Lesung, im Grunde für das Werk des Centrums, welches so als Sieger hervorging. Besser für unsere Sache und unser Centrum konnte das Ende des Reichstages nicht sein, in welchem überhaupt das Centrum viel Glück gehabt hat. — Dem Anschein nach wird Bismarck das Unfallgesetz acceptiren, obgleich es in wesentlichen Punkten seinem Plane zuwiderläuft; Bismarck wollte nämlich das Reich als Versicherungsanstalt constituiren, während es jetzt die einzelnen Staaten sind u. s. w.'

Nach Schluß (15. Juni) der langen Reichstagssession gönnte sich Reichensperger eine Erholung, indem er über Kiel nach Kopenhagen reiste. ,Dänemark,' schrieb er, ,soweit ich es zu Gesicht bekam, wäre ein Garten Gottes zu nennen, wenn es ein katholisches Land zu sein das Glück hätte, natürlich ein echtes, glaubenstreues, nicht von katholisch getauften Freimaurern und Materialisten durchstochenes, wie z. B. Belgien. Uebrigens sind bis jetzt die Dänen duldsamer als unsere lieben Preußen; dafür legen unter anderem Stationen leibhaftiger Jesuiten in und bei Kopenhagen Zeugniß ab.

[1] Obige Mittheilungen aus Reichenspergers Tagebuch bilden eine gewiß vielen willkommene Ergänzung zu Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, 184—185, wo nur ganz kurz über die Unterhaltung Bismarcks mit Reichensperger berichtet wird.

An gotischen Baudenkmälern fehlt es der dänischen Hauptstadt. Dafür ward ich aber in Roeskilde durch einen altehrwürdigen Dom entschädigt, der Grabstätte von vierundzwanzig Königen, deren Mausoleen theilweise Kunstwerke ersten Ranges sind. Auch in Schleswig fand ich einen Dom zu bewundern, ganz besonders aber einen darin befindlichen gotischen Hochaltar, dessen Verfertiger, Hans Brüggemann, unter den mittelalterlichen Bildschnitzern wohl kaum seinesgleichen haben dürfte.‘

Im Juli nahm Reichensperger an der Heiligthumsfahrt in Aachen theil, im August folgte eine Moseltour. Aber seine Reiselust war noch lange nicht erschöpft. Am 29. August trat der Dreiundsiebzigjährige eine Reise nach England an. Zunächst ging es nach Brighton, Schloß Arundel, Ventnor und der Insel Wight. ‚Kaum jemals, selbst in Italien,‘ schrieb er nach Hause, ‚habe ich eine schönere Tour gemacht. Wight ist ein Prachtland.‘ In London war Beresford Hope ein unermüdlicher Führer. Nach Salisbury und Durham zogen die dortigen Kathedralen; ‚erstere repräsentirt den frühgotischen Stil ebenso glänzend wie letztere den normannischen‘. Vom schönsten Wetter begünstigt war der Aufenthalt in Edinburgh, einer ‚Prachtstadt ersten Ranges‘. Die Rückreise ging durch Belgien, wo Reichensperger, einer dringenden Aufforderung der Gräfin Grünne-Montalembert folgend, drei Tage auf deren Landsitz Bausse verweilte. Am 28. September traf er wohlbehalten wieder in Köln ein.

Die Vorliebe für das englische Inselreich war durch diese Reise noch gesteigert worden. ‚Sowohl die Menschen und deren Lebensweise als die von erstern geschaffenen Dinge tragen das Gepräge althergebrachter Gediegenheit an sich; alles ist großstiliger als bei uns auf dem Continent; ein selbstbewußtes Freiheitsgefühl charakterisirt durchweg die Menschen; Militarismus und Bureaukratismus machen sich nirgendwo bemerklich; es kommt einem fast so vor, als ob die Staatsmaschine von selbst arbeite und liefe. Dazu die größte Dienstbereitwilligkeit von allen, welchen man empfohlen ist. Endlich prachtvolle Monumente aus alter und neuester Zeit‘[1].

Im October mußte Reichensperger seinen Wählern in Krefeld, ‚denen er gern Valet gesagt hätte‘, eine Rede halten, ‚gottlob unter günstigern Auspicien als früher, wenigstens soviel den Culturkampf anbelangt‘. Bezüglich desselben zweifelte Reichensperger nicht, ‚daß es damit, wenngleich nur sehr allmählich, zu Ende gehe‘. ‚Der Wahlspectakel‘, heißt es in einem Briefe vom 11. November 1881, ‚ist nun so gut wie vorüber. Bismarck hat dabei die schlechtesten, unser Centrum im Grunde die besten Geschäfte gemacht. Die gegnerischen Zeitungen bezeichnen dasselbe als die nunmehr „dominirende“

[1] Brief vom 8. October 1881 an Fräulein Tillmann.

Fraction. In meinen Augen stehen indes unsere Actien keineswegs so hoch, jedenfalls dann nicht, wenn, wie leider bisheran, Centrumsmitglieder in großer Zahl den Sitzungen der Regel nach fern bleiben. Dieser Absentismus war für uns eine wahre Calamität. Gott bessere es!'

8. Die Jahre 1881—1884. ‚Durchlöcherung' der Maigesetze.

Neu gestärkt nahm Reichensperger an der am 17. November 1881 beginnenden Reichstagssession theil. Zunächst kam die kaiserliche Botschaft, welche die liberale Partei ‚wie ein kalter Wasserstrahl traf'[1], dann ‚das überaus dramatische' Auftreten Bismarcks[2]. Am 29. November sagte Reichensperger den Culturkämpfern auf der Linken bittere Wahrheiten. ‚Ich bitte Sie mit den Worten des Herrn Reichskanzlers: denken Sie doch zurück, was früher der Liberalismus war. Früher war das Losungswort des Liberalismus: bürgerliche und kirchliche Freiheit durch die ganze Welt. Es war die Ueberzeugung der damaligen Liberalen, wie es noch heute meine Ueberzeugung ist, daß, wer die kirchliche Freiheit nicht achtet, auch die bürgerliche Freiheit nicht achtet, daß, wer auf kirchlichem Gebiet nach dem Cäsarismus, dem Byzantinismus hinstrebt, unmöglich politische Freiheit fördern kann. So stehen wir im Centrum da als die Nachfolger jener alten, echten Liberalen in betreff des besagten Losungswortes; Sie aber sind der großen Mehrzahl nach von denselben abgefallen. So kommt es, daß wir so oft nicht mit Ihnen gehen können. Sie werden sich erinnern, daß meine Freunde und ich Jahre hindurch für die liberale Sache mit der liberalen Partei gekämpft haben. Wir haben uns abgewendet von Ihnen, weil Sie von dem wahren, echten Liberalismus Ihrerseits abgefallen sind. Mehr und mehr wird es klar werden, daß zwei große Parteien einander gegenüber zu stehen kommen: die Partei, welche auf seiten des Kreuzes steht, von christlichen Grundanschauungen ausgeht — ihr gegenüber die Partei des Materialismus, des Naturalismus, schließlich nothwendig des Atheismus.' Diese Rede veranlaßte Virchow zur Anklage, Reichensperger ‚predige den Religionskrieg'.

In seiner Antwort vom 30. November stellte Reichensperger fest, daß er nur hinweisen wollte auf die zwei großen Gegensätze, die mehr und mehr die Geister scheiden; übrigens wundere ihn der Angriff von seiten des Professors Virchow sehr, da doch eine große Zahl von Professoren stolz darauf sei, daß sie der Religion des Kreuzes abgesagt. ‚Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß die sogen. Denker von einem praktischen Christenthum, von der

---

[1] Vgl. Hist.-polit. Bl. LXXXVIII, 865.
[2] Ebd. LXXXIX, 6 f.

Religion, die am Fuße des Kreuzes entstanden ist, nichts mehr wissen wollen; nur sind die einen aufrichtig, die andern weniger aufrichtig. Diese rechnen noch ein wenig mit der „Verblendung der großen, gläubigen oder gar dummgläubigen“ Majorität; man will dieselbe nicht so ohne weiteres vor den Kopf stoßen. Aber im großen und ganzen geht dieser antichristliche Zug durch die Welt.‘ Uebrigens habe er nur von einem geistigen Kampfe gegen die Vertreter ‚afterheidnischer Anschauungen‘ gesprochen.

Am Schlusse seiner Rede beleuchtete Reichensperger die Warnung Virchows, man möge den Papst ja nicht als eine ‚auswärtige Macht‘ betrachten und behandeln. Demgegenüber erinnerte er daran, daß ein Napoleon I., als er an den verfolgten Papst einen Geschäftsführer schickte, demselben sagte: ‚Behandeln Sie den Papst, als wenn 100 000 Bajonette hinter ihm ständen.‘ ‚Was damals 100 000 Bajonette waren, ist heute ungefähr das Doppelte. Aber abgesehen davon, es scheint, daß die Herren nur die physische Macht anerkennen. Aber es gibt noch moralische Mächte in der Welt, und ein Repräsentant der höchsten moralischen Macht ist der Papst in Rom. Ich glaube, diese moralische Macht des Papstes hat niemals höher gestanden als jetzt, wo die Revolution, wo jene moderne „Cultur“ sich gegen ihn aufbäumt, um ihn zu vernichten.‘

‚Die heutige Soirée beim Fürsten Bismarck, heißt es in einem Briefe vom 6. December 1881, ‚werde ich zugleich mit Peter besuchen. v. Schorlemer-Alst erscheint zum erstenmal dort als Gast. Die Aeußerungen des Kanzlers, namentlich in betreff seiner Stellung zum Papste[1], müssen uns veranlassen, ihm möglichst entgegenzukommen.‘ Als Nachschrift folgt dann die Bemerkung: ‚Während ich vorstehendes schrieb, stand schon, ohne daß ich davon wußte, eine pechschwarze Wolke am politischen Himmelszelt. Die dem Fürsten Bismarck untergebene, wenngleich nicht officielle „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat nämlich heute Morgen einen langen, unsern Windthorst höchst verletzenden Artikel gebracht, worin derselbe nicht undeutlich des Complotirens mit dem Auslande beschuldigt ist. Für uns andere bleibt keine Wahl, als entweder uns von Windthorst loszusagen oder den Angriff als zugleich gegen das Centrum gerichtet aufzufassen. Da die Anklage jeden Grundes entbehrt, ja geradezu einen verleumderischen Charakter an sich trägt, so wird heute Abend kein Centrumsmitglied die Soirée bei Bismarck besuchen[2]. Gewiß eine unerwartete, vielleicht folgenschwere Wendung der Dinge!?‘

---

[1] Gemeint ist die in der Reichstagssitzung vom 21. November 1881 gefallene Aeußerung Bismarcks, er betrachte die katholische Kirche ‚samt ihrer päpstlichen Spitze als eine einheimische Institution‘. Es lag darin eine totale Verurtheilung des Princips der Maigesetze, s. Majunke, Culturkampf S. 505.

[2] Vgl. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, 203.

Glücklicherweise war die Abkehr von den Maigesetzen doch nicht mehr aufzuhalten. Selbst viele ‚Liberale‘ verläugneten nun den Culturkampf, von dem sie einsehen, daß er bei den Wahlen nicht mehr ziehe[1]. Am 12. Januar 1882 ward der Centrumsantrag betreffend die Aufhebung des Reichsausweisungsgesetzes mit einer großen Mehrheit angenommen. Am 16. Januar gelangte ein neuer Gesetzentwurf betreffend ‚Abänderungen der kirchenpolitischen Gesetze‘ an den Landtag[2]. Nach dreitägiger Debatte ward die Vorlage am 9. Februar an eine Commission gewiesen, in welche unter andern auch wiederum Reichensperger gewählt wurde. ‚So wie die Regierungsvorlage lautet,‘ urtheilt derselbe am 7. Februar 1882, ‚ist sie für unser Centrum unannehmbar; natürlich werden wir uns bemühen, sie annehmbar zu gestalten, und zwar zunächst in der Vorberathungscommission. Es gilt dort, mit besonderer Um- und Vorsicht zu manövriren, die andern Parteien, die Regierung und Rom im Auge, nicht zu viel und nicht zu wenig zu thun, was um so schwieriger ist, als die drei genannten Factoren nichts weniger als klar vor uns liegen. Hoffentlich kommt uns Gott zu Hilfe.‘

Anfangs schien wieder alles scheitern zu sollen — endlich kam ‚ein Compromiß zwischen dem Centrum und den Conservativen (unter der Führung v. Hammersteins und v. Rauchhaupts) zu stande, zufolge dessen das System der Maigesetze erheblich weiter durchlöchert wurde‘[3]. Der neue Cultusminister v. Goßler äußerte sich über den Hergang: ‚Man befindet sich wie in einem Traume, wenn man die Verhandlungen von heute und die vom Juni 1880 miteinander vergleicht. Wie haben sich seit jener Zeit die Verhältnisse im Landtage geändert!‘

‚Die kirchenpolitische Situation‘, schrieb Reichensperger am 13. April 1882 an Fräulein Tillmann in Wiesbaden, ‚hat sich entschieden zum Bessern gewandt; zwar ist der „Culturkampf“ noch nicht zu Ende, aber er ist gebrochen. Von nicht geringer symptomatischer Bedeutung sind die Beschlüsse, durch welche den Altkatholiken officiell der Stuhl vor die Kirche gesetzt worden ist; hoffentlich wird dies nun auch bald in Wiesbaden sich thatsächlich begeben, da es nunmehr der Secte an jedem, auch nur scheinbaren Rechtstitel fehlt.‘

Vor dieser erfreulichen Wendung hatte sich Reichensperger eifrigst an den Berathungen über den Cultusetat betheiligt. Neben Kunstfragen behandelte

---

[1] Vgl. Hist.-polit. Bl. LXXXIX, 870.

[2] Vgl. Majunke, Culturkampf S. 507 f.

[3] Reichensperger fürchtete noch bis zuletzt, daß ‚das Herrenhaus, d. h. Bismarck einen Strich dadurch mache‘. Das Herrenhaus nahm jedoch keine Veränderungen vor. Am 31. Mai 1882 erhielt das zweite ‚Friedensgesetz‘ die königliche Sanction, s. Majunke, Culturkampf S. 513.

er wiederum Mißstände an den Universitäten, besonders das Mensurunwesen, dann die Ueberbürdung an den Gymnasien und höhern Mädchenschulen. Manche Reformen, die Reichensperger damals anregte, sind seitdem durchgeführt worden.

‚Die kirchenpolitische Atmosphäre‘, urtheilte Reichensperger am 15. Mai 1882 gegenüber Dr. Crull, ‚ist gottlob in der Klärung begriffen; der Altkatholicismus hat so gut wie ausgespielt; das System der Maigesetzgebung findet sich derart durchlöchert, daß es auf die Dauer schwerlich wird standhalten können. Möge Gott weiter helfen! Ich, an meinem geringen Theile, bin dermaßen abgehetzt, daß es auch mit mir nicht länger so fortgehen kann. Nach einer mehr als dreißigjährigen parlamentarischen Dienstzeit kann ich mich auch wohl guten Gewissens endlich in bleibende — solange es Gott gefällt — häusliche Ruhe begeben.‘

Solche Gedanken mußten aber angesichts der plötzlich wieder ungünstig gewordenen Lage zurücktreten. Letztere war so, daß Jörg bemerkte, es habe den Anschein, ‚als ob der Culturkampf wieder von vorne aufgenommen werden sollte‘. Thatsache war, daß die Regierung die ihr gewährten Vollmachten unbenutzt gelassen hatte, daß das Schwert noch immer über den Häuptern der Katholiken hing[1]. Unter solchen Umständen mußte auch Reichensperger ausharren.

Im Herbst unternahm er mit der neuen St. Gotthardbahn eine Reise jenseits der Alpen, um seiner Frau das ihr noch unbekannte Land bis Florenz zu zeigen und seine Erinnerungen von 1839 aufzufrischen. ‚Die schöne, interessante Halbinsel‘, gestand er vor Antritt der Reise, ‚übt übrigens bei weitem nicht mehr die frühere Anziehungskraft auf mich aus, seit sie sich, ihre hohe weltgeschichtliche Mission verläugnend, der Revolution in die Arme geworfen, die Kirche, statt dieselbe zu schützen, ausgeplündert, einer gottlosen Rotte preisgegeben hat. Möge Gott dort und anderwärts, wo ähnliches spielt, binnen nicht allzu langer Frist Wandel schaffen!‘

Die Reise war vom schönsten Wetter begünstigt. ‚Als wir bei Airolo aus dem Bohrloch herausfuhren, lachte uns der schönste blaue Sommer entgegen; er begleitete uns unausgesetzt in Italien, mitunter es nur allzugut meinend. In Mailand wimmelte es von Deutschen. Florenz, Pisa u. s. w. befanden sich hingegen noch in der saison morte. Für mich neu waren nur San Miniato bei Florenz und die Certosa bei Pavia, ersteres die alte, echt christliche Kunst, letztere die Renaissance aufs glänzendste repräsentirend. Italien ist zugleich eine Wiege und ein Grab der Kunst; die Renaissance

[1] Vgl. Hist.-polit. Bl. XC, 614 f.

hat letzteres gegraben und mit Blumen überschüttet[1]. Mein Vorgefühl betreffs Italiens hat mich nicht getäuscht; in allen Städten Garibaldi und verwandter Schwindel; kein ernsthafter Widerstand seitens der christlich Gesinnten gegen die herrschenden oder nach der Herrschaft strebenden zahmen und wilden Revolutionäre. Wie ganz anders es gottlob in dieser Hinsicht im katholisch gebliebenen Theile Deutschlands steht, haben wieder jüngst die Frankfurter Katholikenversammlung und der Kölner Parteitag gezeigt, bei welchem ich eine Rolle übernehmen mußte, zum Glück nicht die eines Festredners. Es war eine großartige Demonstration; der Gürzenichsaal reichte für den Andrang bei weitem nicht aus.'

Bei dem genannten Parteitag, welcher nach der Rückkehr Reichenspergers aus Italien stattfand, ward ihm als dem ‚altbewährten rheinischen Veteranen' der Vorsitz übertragen. Beim Festmahl auf dem Gürzenich brachte er den Trinkspruch aus auf Kaiser und Papst, auf ihr harmonisches Zusammenwirken und infolgedessen auf die Herstellung des Friedens im zerrissenen Vaterlande. Windthorst feierte dann unter beständig wachsender Heiterkeit seinen Nachbar August Reichensperger, ‚den unverwüstlichen Volksvertreter — ich wollte, wir wären alle so wie er —, unsern schlechterdings unentbehrlichen Schulmeister, der zwar mitunter über uns unbändige Rangen schilt, aber schließlich doch weiß, daß dieselben ihn gern haben und ihn absolut nicht missen können'. Getreu seiner Gewohnheit, aus allen Gelegenheiten einen Profit mitzunehmen, legte Windthorst den Kölnern dringend ans Herz, Reichensperger um jeden Preis wieder nach Berlin zu schicken, und trank dann auf den rheinischen Frohsinn, die rheinische Treue, den rheinischen ‚Fanatismus'. Man konnte es dem ‚grauenhaft provocirten' Reichensperger nicht übelnehmen, daß er dem Vorredner, ‚der, je nachdem Damen da sind oder nicht, entweder den Damen Süßigkeiten verabreicht oder seinen Nebenmenschen ärgert', den Schulmeister mit Zinsen zurückgab. Nichts könne ihm ehrwürdiger sein als so ein braver christlicher Schulmeister, der die ihm anvertrauten Kinder den Weg zum Himmel führt; habe Windthorst aber an den ‚Congreßschulmeister' gedacht, so müsse er gegen den Vergleich protestiren. Der Vorredner habe den Sachverhalt gröblich entstellt: der Schulmeister Reichensperger solle nicht nach Berlin zurück, um die Rangen zu erziehen, sondern um wieder unter Windthorsts Fuchtel zu kommen; daher der dringende Appell an seine lieben Kölner Freunde, denen er, obwohl nicht in Köln geboren, einen großen Theil seines rheinischen Frohsinns verdanke, und die, solange sie sich ihr heiteres Gemüth bewahrten, auch die gute Sache schon oben halten würden. Als Reichensperger anfing, von seinem hohen Alter und von der Nothwendigkeit

[1] Ueber Reichenspergers Stellung zur Renaissance s. unten Kapitel 10.

jüngerer Kräfte zu sprechen, erhob sich kräftiger Widerspruch, und Reichenspergers Versuch, sich dagegen zu wehren, zog ihm nur eine Wiederholung des Protestes und einen Extratoast Windthorsts zu ‚auf unsern Senior und Schulmeister, meinen vortrefflichen Freund, von dem ich so viel erzählen könnte, fürchtete ich nicht, daß er von mir noch mehr erzählen würde‘ [1].

Die Wahlversammlung der Centrumspartei vom 16. October 1882 stellte in Köln neben v. Kesseler Reichensperger als Candidaten für das Abgeordnetenhaus auf. Reichensperger sei, führte Julius Bachem aus, ‚zur Vertretung der größten katholischen Stadt Preußens berufen, ein Mann, der bereits die glänzendsten Verdienste um die Sache der preußischen Katholiken sich erworben habe zu einer Zeit, da die meisten der Anwesenden noch in den Kinderschuhen, jedenfalls in den politischen Kinderschuhen steckten, eine ebenso liebenswürdige wie kraftvolle Persönlichkeit, ein echter Repräsentant des rheinischen Volkes und unerreichtes Vorbild in der gewissenhaften Erfüllung der parlamentarischen Pflichten‘. Die Aufstellung Reichenspergers war ‚ohne seine Zustimmung‘ erfolgt. ‚Da allem Anschein nach‘, schrieb er, ‚unsere Gegner siegen werden, so lasse ich es mir vorläufig im Hinblick auf die große Verlegenheit in unserem Lager gefallen.‘ Es kam indes anders: als Vertreter seiner Adoptiv-Vaterstadt Köln fand sich Reichensperger bei der Eröffnung des Landtages am 14. November 1882 wieder in Berlin ein. ‚Wider meinen Willen und selbst wider von mir abgegebene Erklärungen‘, schrieb er von dort am 25. November an James Haßlacher in London, ‚helfe ich hier wieder das parlamentarische Tretrad in Bewegung setzen. Man hat mir vorgestellt, daß Köln für die Centrumspartei verloren gehe, wenn ich auf meiner Ablehnung beharre, und so glaubte ich denn, für eine Session mich wieder anwerben lassen zu müssen. Obgleich die Wahlen für unsere Sache nicht ungünstig ausgefallen sind, läßt sich für den unseligen „Culturkampf" doch noch kein Ende absehen. Es scheint auf eine Aushungerung der katholischen Partei abgesehen zu sein; damit hat es indes doch noch gute Weile — denn der alte Gott, welchem wir treu bleiben, lebt noch!‘

Zunächst waren es nicht kirchliche Dinge, welche das Haus beschäftigten. Reichensperger sprach wiederholt über künstlerische Fragen und geißelte das Börsenspiel (28. November). In Bezug auf die kirchenpolitische Situation war er mit nicht geringer Besorgniß erfüllt. ‚Demnächst‘, schrieb er am 17. December 1882 an Fräulein Tillmann, ‚muß ich wieder monatelang dem Parlamentarismus obliegen, und zwar ohne Aussicht auf Erfolg in Bezug auf diejenigen Interessen, welche mich wieder in die parlamentarische Arena gezogen haben! Fast scheint es auf Aushungerung unseres Kirchenwesens und unserer Partei ab-

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung vom 25. September 1882.

gesehen zu sein, eine Politik, gefährlicher noch als die der offenen Gewalt. Ueberhaupt wird der Abschied vom Jahre 1882 für die immense Mehrzahl der ihn Erlebenden sicherlich kein schwerer. Möge Gott demnächst in besonderem Maße die Gnadensonne allen leuchten lassen, welche seiner Sache zu dienen willens sind.'

,Mein Leben', berichtet Reichensperger am 20. Januar 1883 von Berlin aus, ,bildet ein fortlaufendes Durcheinander fast in jeder Beziehung. Zufolge meiner langen parlamentarischen Dienstzeit ist mein Name weithin bekannt, was dann zur Folge hat, daß ich mit Aufträgen, Anfragen u. s. w. übermäßig behelligt werde, eine harte Geduldsprobe, welche ich nicht immer, wie es sein sollte, bestehe. Unsere großen Interessen anlangend, läßt sich leider von einer Bewegung zum Bessern hin — abgesehen etwa vom Schulwesen — noch immer nichts wahrnehmen. In unserem Rheinlande kommt zu dem materiellen Nothstande auf dem Lande ein stets zunehmender geistiger. Möge Gott die Calamitäten nicht allzu lange andauern lassen.'

Am 9. Februar 1883 regte Reichensperger die Ausstattung der nothleidenden Eifel mit Bahnen an. Im Reichstage, der seit dem 30. November gleichfalls wieder tagte, hatte er am 29. Januar für die Befreiung seiner Vaterstadt Koblenz von dem so drückenden eisernen Gürtel der Festungswerke gesprochen. Seine übrigen im Reichstage gehaltenen Reden betrafen dieses Mal nur künstlerisch-ästhetische Fragen.

Ueberaus regen Antheil nahm Reichensperger im Februar und März an den Verhandlungen des Landtages über das Budget des Cultusministeriums. Am 23. Februar sprach er gegen eine ,Fehlgeburt des Culturkampfes', den Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten, am folgenden Tage gegen die Bewilligung einer Staatsunterstützung für den altkatholischen Bischof. Außerdem berührte Reichensperger wiederholt und eingehend Kunstfragen, sowie die Mißstände an den Mädchenschulen, den Gymnasien und Universitäten. Er wußte wohl, daß er hier ,in ein Wespennest stach'; aber das konnte ihn nicht abhalten, die Wahrheit zu sagen. Vor allem betonte Reichensperger die Nothwendigkeit, neben den Staatsanstalten auch freie zuzulassen. ,Immer wird auf die Lehrfreiheit von den Trägern der Wissenschaft im höchsten Grade gepocht; es darf dieselbe in keiner Weise verkümmert, eingeschränkt werden. Aber wenn die glaubenstreuen Katholiken daran denken, auf eigene Kosten in der von ihnen als recht erachteten Weise die Jugend zu lehren — Gott bewahre! das grenzt fast an das Verbrecherische, gegen solches Streben muß alles vorgekehrt werden. Geht man doch in Bezug auf die Lehrfreiheit so weit, daß man frommen Ordensschwestern nicht einmal die Freiheit läßt, hilflose arme Kinder zu unterrichten. Ein Professor an einer Universität kann Doctrinen in die Welt schleudern, wie es ihm beliebt, alles

sanctionirt die verfassungsgemäße Lehrfreiheit; nur die Jesuiten, die Mönche, Nonnen sollen auf Lehrfreiheit keinen Anspruch haben.' Zum Schluß betonte Reichensperger nochmals, daß er keine Beseitigung der Lehrfreiheit wünsche; ‚aber man muß die in derselben liegende Gefahr nicht ignoriren, es muß gestattet werden, daß Gegengewichte gesetzt werden, daß Nichtfreigeister sich entschieden auf dem Unterrichtsgebiete geltend machen können'. Später streifte Reichensperger auch das ergiebige Thema der Zurücksetzung der Katholiken an den preußischen Universitäten; eine Bemerkung über das Cliquenwesen an mehreren Hochschulen brachte ihn in einen Streit mit Virchow.

‚Im Culturkampf', heißt es in einem Briefe vom 16. März 1883, ‚ist der Uebermuth der Kirchenfeinde zwar gebrochen, allein ihre physische Uebermacht noch nicht; Gott allein weiß, wie lange die in unsern katholischen Landestheilen stets wachsenden Calamitäten noch dauern werden. Im Sinne des allgewaltigen Kanzlers wohl so lange, bis der Papst sich vor ihm gedemüthigt und zugleich ein lucratives Geschäft auf dem politischen Gebiete aus dem Nachgeben für ihn erwächst. Ueber solchen Speculationen waltet indes glücklicherweise nach wie vor ein noch höherer Wille jenseits der Wolken.'

Wenige Tage später veranstaltete das Centrum seinem langjährigen Vorkämpfer, der nun seit mehr als dreißig Jahren im Vordertreffen stand, ein Fest zur Feier des 75. Geburtstages. Weit über hundert Mitglieder der Centrumsfraction sowie der polnischen Fraction des Reichstages und des Landtages hatten zu derselben im Hotel de Rome sich eingefunden. In ernsten und launigen Toasten (ausgebracht von den Abgeordneten Dr. Windthorst, v. Schorlemer-Alst, Graf Ballestrem, Kantak, Dr. Moufang und Oberbürgermeister Kaufmann) wurde der Senior des Centrums sowie sein Bruder, der Abgeordnete für Olpe, gefeiert. Aus Köln, und zwar von einer Stelle, ‚wo man für gewöhnlich nur garstige politische Lieder singt', war ein poetischer Gruß eingetroffen, welcher großen Beifall fand.

‚Es scheint sich zu bestätigen,' schrieb Reichensperger am 17. April 1883, ‚daß eine die Maigesetzgebung mildernde Vorlage demnächst dem Abgeordnetenhause vorgelegt werden soll. Wenn nur nicht das Gericht durch irgend eine Zuthat — etwa eine Sauce à la diable — sich ungenießbar gemacht findet!' Der Juni brachte diese neue Vorlage. Am 22. des genannten Monats konnte Reichensperger berichten: ‚Die Richtung, welche die Vorlage nun genommen hat, ist erfreulich. Die Session ist nicht verloren; wir kommen wenigstens einen bedeutenden Schritt zum Ziele weiter.' Thatsächlich stellte sich das neue, am 11. Juli 1883 sanctionirte Gesetz als eine neue Durchlöcherung der Maigesetze dar. Von der Beendigung des Culturkampfes war man freilich auch jetzt noch ‚furchtbar weit' entfernt; aber es war doch über ‚das unwürdige System der discretionären Vollmachten hinüber ein gutes

Stück Weges bis dahin zurückgelegt worden, wo die preußischen Katholiken nun wieder ein gesetzliches Recht, wenn auch spärlichst zugemessen, haben und nicht mehr bloß auf das speculirende Ermessen angewiesen sein sollen'[1].

Von sonstigen Vorlagen nahm Reichenspergers Interesse besonders die den westfälischen Kanal betreffende in Anspruch. Das Centrum war in dieser Frage gespalten. Reichensperger bekämpfte mit Schorlemer das Project, für welches Windthorst und auch Bruder Peter eingenommen waren. Am 6. Juni stimmte Reichensperger gegen den Kanal. An den Verhandlungen des Reichstages, der bis 12. Juni 1883 tagte, betheiligte er sich gleichfalls wiederholt. Auch zur dritten Session des Reichstages (29. August bis 1. September 1883) fand er sich ein: zum Handelsvertrag mit Spanien sprach er viermal.

Pünktlich am 20. November 1883 war Reichensperger zur Eröffnung des Landtages in Berlin, wo er bald ‚derart in Anspruch genommen ward', daß er sich das Lesen einer ihm von Dr. Crull zugesandten Broschüre für die Weihnachtstage vorbehalten mußte. ‚Meine Gesundheit', meinte er, ‚hält sich in dem hiesigen Durcheinander nothdürftig über Wasser.'

Am 18. December, bei Berathung des Etatspostens für Zwangserziehungsanstalten, legte er ein Wort für die klösterlichen Anstalten ein. Er erkannte an, daß es seit Abschluß der eigentlichen Aera Falk besser geworden sei; ‚man hat seitdem nicht mehr die Goldwage zur Hand genommen, nicht mehr solchergestalt Haare gespalten, beispielsweise in Bezug auf das Alter der Ordensschwestern anzuvertrauenden Kinder — aber außerordentlich viel bleibt noch immer gutzumachen. Man sollte doch endlich die Angst vor den Ordenspersonen, namentlich aber vor den armen Nonnen, die nie eine Zeitung zu Gesicht bekommen, schwinden lassen. Diese Angst gereicht wahrhaftig einem so mächtigen Staate wie Preußen nicht zur Ehre. Ich bitte, alle solche Anstalten und Verhältnisse möglichst ruhig und unbefangen, zugleich aber auch möglichst genau sich anzusehen. Ich bin fest überzeugt, Sie werden dann von manchen Vorurtheilen geheilt werden.'

Im Januar 1884 gab der Etat der Bauverwaltung und das Einkommensteuergesetz Anlaß zu längern Reden. Am 25. Januar erzielte Reichensperger einen großen Heiterkeitserfolg; in seiner Rede, durch welche er die Aufmerksamkeit des Eisenbahnministers auf den östlichen und mittlern Theil der Eifel zu lenken suchte, bemerkte er nämlich: ‚Ich betrachte das Schweigen des Herrn Ministers als eine Aeußerung seiner Sympathie.'

Die Berathung des Cultusetats ward auch in diesem Jahre von Reichensperger eifrig benutzt, um Beschwerden vorzubringen und die kirchenpolitische

[1] Vgl. Hist.-polit. Bl. XCII, 80.

Situation zu beleuchten. Im Beginn des Culturkampfes, führte er am 29. Januar 1884 aus, war es jedenfalls auf eine Vivisection der katholischen Kirche abgesehen. Da Windthorst die zeitigen Hauptbeschwerden bereits vorgebracht, wolle er nur zwei Fragen an die Ministerbank richten: ‚Was haben die glaubenstreuen Katholiken verschuldet, was hat ihre Kirche verschuldet, daß diese drakonische, auch seitens der Regierung zum Theil verurtheilte Maigesetzgebung über die katholische Kirche ergangen ist?‘ Darauf sei nie eine befriedigende Antwort erfolgt. Wie anders stehe es in Holland, Amerika, England! Die zweite Frage lautete: ‚Was ist zu befürchten, wenn den Katholiken ihr Recht wird?‘

Am 31. Januar sprach Reichensperger warm für die Rückkehr des Kölner Erzbischofes und scharf über das Altkatholikengesetz. ‚Außer dem Jesuitengesetz hat kein anderes Gesetz so sehr der „Majestät des Gesetzes“ Eintrag gethan.‘

‚Die vielen An- und Aufregungen‘, heißt es in einem Briefe vom 3. April 1884, ‚greifen mein Innerstes nicht an dank der aus einer langen Lebenserfahrung geschöpften Ueberzeugung, daß es immer anders kommt, als man sich denkt, daß über all unserem Thun und Lassen ein höheres, mysteriöses Gesetz waltet. Solange nicht meinem Herzen Nahestehende getroffen werden oder meine Widerstandskraft durch höhere Gewalt erlahmt, wird, denke ich, jene Ueberzeugung mich über Wasser halten, komme, was wolle. Was in der maßgebenden hiesigen politischen Region zunächst kommt, werden nur sehr wenige vorherzusagen im stande sein; eine gewisse Gärung ist jedenfalls erkennbar, dem Anscheine nach veranlaßt durch die Gegensätze auf dem Gebiete des unseligen „Culturkampfes“. Hoffen wir, daß die heilbringenden Ingredienzen die Oberhand gewinnen. Mit bezüglichen Conjecturen will ich Sie verschonen, die Zeitungen versehen Sie mit solchen überreichlich; nur die eine sei gesagt, daß ich mehr hoffe als fürchte.‘

Im Februar berührte Reichensperger in mehreren Reden die Schäden im höhern und niedern Schulwesen. Hinsichtlich der Universitäten beklagte er die Duellskandale und die ‚abstumpfenden‘ Wirkungen des sogen. Frühschoppens, hinsichtlich des höhern Mädchenschulwesens wie der Jugendbildung überhaupt die Absicht, alles hinaufzuschrauben, nur um das Wissen zu mehren[1]. ‚Es wird uns gesagt,‘ entgegnete er am 7. Februar, ‚Ihr wollt

[1] Große Heiterkeit erregte es, als Reichensperger folgende Themata anführte, welche in den höhern Mädchenschulen gestellt worden waren: ‚Die Geschichte der Torpedos.‘ ‚Ist Nathan der Weise ein Jude oder ein Christ gewesen.‘ (Heiterkeit.) ‚Was würdest du thun, wenn du wie ein Herkules am Scheidewege ständest?‘ (Große Heiterkeit.) Oder: ‚Monolog des Miltiades, im Gefängniß sitzend.‘ ‚Ich habe gestern noch hier von einer Mutter gehört, daß dreizehn- bis vierzehnjährigen Mädchen die Aufgabe

die Jugend verdummen, die Pfaffen und die Junker seien hinter der aufklärenden Schule her. Meine Herren, halten Sie denn wirklich diejenigen, welche Sie ultramontan nennen, für so beschränkt, daß sie glauben, den Kampf gegen so mächtige Majoritäten, an deren Spitze die Staatsgewalt steht, mit dummen Menschen unternehmen, fortführen zu können? Wir halten das Wissen für Kraft, die Vielwisserei, wie sie jetzt durchweg betrieben wird, für Schwäche. Diese Schwäche wollen wir nach Möglichkeit von dem glaubenstreuen katholischen Volk fernhalten.'

Der Antrag Windthorst auf Aufhebung des Sperrgesetzes veranlaßte Reichensperger am 5. März, noch eine kirchenpolitische Rede zu halten. Er betonte zunächst gegen Richter, daß die Stimmen des Centrums ,stets nur im Dienste gewissenhafter Ueberzeugung' ständen, und kennzeichnete dann das vom Volke „Hungerfolter' genannte Sperrgesetz mit seinen Gehässigkeiten. Später (2. April) wies Reichensperger nochmals den Minister v. Goßler wie den Abgeordneten Stoecker auf die furchtbaren kirchlichen Nothstände der Katholiken hin. Tags darauf schrieb er: ,Herr v. Goßler war weit entfernt, auf solche Worte zu hören.' Reichensperger hatte in dieser Hinsicht bereits am 21. Januar geurtheilt: ,Die am Schlusse der vorigen Woche stattgefundenen Verhandlungen haben jedenfalls klärend gewirkt sowohl nach der Vergangenheit als nach der Zukunft, wenigstens der nächsten, hin. Betreffs letzterer Richtung muß man freilich leider „verdunkelnd" sagen, als uns die Hoffnung so gut wie abgeschnitten wurde, die Erzbischöfe von Posen und von Köln in ihre Kathedralen zurückkehren zu sehen. Ganz insbesondere beklage ich dies natürlich in Bezug auf den Erzbischof Melchers, selbst abgesehen davon, daß er mir stets sein besonderes Wohlwollen hat zu theil werden lassen. Unserer Staatsregierung fehlt es an der nöthigen Großherzigkeit, um aus dem unseligen Culturkampfe sich zurückzuziehen, ohne vorerst noch besonders schwere Opfer gefordert zu haben. Ein ehrwürdigeres und zugleich schuldloseres hätte sie nicht leicht erheischen können als die Person des genannten Erzbischofes.'

Nach den in Köln zugebrachten Osterferien kehrte Reichensperger über Frankfurt nach Berlin zurück, wo wieder Reichs- und Landtag zeitweise nebeneinander tagten. Im Vordergrunde des Interesses stand damals die Vorlage wegen abermaliger Verlängerung des Socialistengesetzes. Man hatte ihn für die Commission ,gepreßt', und so war er denn ,scharf in Anspruch genommen'.

Bekanntlich theilte sich damals das Centrum, indem eine Anzahl von Abgeordneten, darunter die beiden Reichensperger und v. Franckenstein, gegen

gestellt worden sei, eine Parallele zu ziehen zwischen Heine und Uhland als Balladendichtern.' (Große Heiterkeit.)

die von Windthorst und Schorlemer geführte Majorität der Verlängerung zustimmte. Reichensperger legte die Motive für sein Verhalten dar in einem Schreiben an Dr. Urfey in Krefeld, in welchem er betonte: ‚Es handelte sich hier für mich um eine Gewissensfrage im eminenten Sinne des Wortes. Ich glaubte, nicht Christenseelen in unberechenbarer Zahl in noch höherem Maße, als es dermalen schon der Fall ist, den Verführungskünsten einer Secte preisgeben zu dürfen, welche sich seit dem Zustandekommen des Socialistengesetzes immer mehr als eine revolutionäre, religionsfeindliche, vor keinem Mittel zurückschreckende gekennzeichnet hat, zumal da die Verführung dadurch doppelt bedrohlich ist, daß unsere Kirche zufolge des trotz mancher nicht unerheblichen Erleichterungen immer noch auf ihr lastenden Druckes von Ausnahmegesetzen in ihrem Wirken gegen dieselbe nur allzusehr gehemmt wird.‘

‚Das Socialistengesetz‘, berichtete Reichensperger seiner Gemahlin, ‚hat mich sehr in Athem gehalten. Peters und meine gegen die von Windthorst und Schorlemer geführte Majorität des Centrums angehende Abstimmung hat uns beiden verschiedene heftige, hämische Angriffe zugezogen, die uns übrigens nicht wehe thaten. Nicht wenige Neinstimmer-Piepmeyer waren sehr froh, daß das Gesetz gegen ihr Votum angenommen ward; jedenfalls ist unser Centrum durch das Auseinandergehen nicht in seiner weitern Einigkeit bedroht oder erschüttert. Meine Constitution hat die allerdings starken, parlamentarischen Strapazen und Aufregungen glücklich bestanden. Der Wind, welcher sich wegen unserer Abstimmung anfangs vom Rheine her stark gegen uns wendete, ist mittlerweile so gut wie umgeschlagen. Ich vernehme, daß Se. Majestät über unsere Personen wegen jener Abstimmung sich freundlich geäußert habe. Natürlich konnte die Rücksicht auf den König für uns nicht maßgebend sein; indes ist es doch wohlthuend, dem alten Herrn eine kleine Freude gemacht zu haben.‘

Eine Pause in den Parlamentsberathungen benutzte Reichensperger zu einem Besuche von Thorn, Marienburg und Danzig. Es war wesentlich eine ‚Kunstreise‘. ‚Das vormalige Deutschordensland‘, urtheilte er, ‚besitzt Bauschöpfungen, leider meist überaus vernachlässigt, wenn nicht gar verwüstet, so großartig und zugleich so kunstreich wie meines Erachtens keine sonstigen Profanbauten auf deutschem Boden.‘

Zweimal, am 10. Mai und 20. Juni, besuchte Reichensperger die parlamentarischen Veranstaltungen des Fürsten Bismarck[1]. Für die letztere war mit Rücksicht auf die Gesundheit des Kanzlers die Zeit auf 1/2 11 Uhr morgens festgesetzt; es war ein ‚parlamentarischer Frühschoppen‘. Reichensperger als Gegner des ‚Frühschoppens‘ ward von Bismarck und vielen andern mit deutschen, lateinischen und griechischen Variationen des ‚Auch du, mein Brutus?‘ begrüßt.

---

[1] Vgl. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, 214 f. 221 f. 225.

Dem Reichskanzler bemerkte Reichensperger, daß ‚seine Sanctionirung des Frühschoppens für ihn eine Art Katastrophe bilde'. Als Zeichen seines Protestes trank Reichensperger ‚keinen Tropfen und aß keinen Bissen'.

9. Ablehnung eines neuen Reichstagsmandates (1884). Lebensgefährliche Erkrankung und völliger Abschied vom parlamentarischen Leben (1885).

Als im Herbst 1884 die Reichstagswahlen herannahten, stand bei Reichensperger der Entschluß fest, mit Rücksicht auf sein hohes Alter die Wiederannahme eines Mandates endgiltig abzulehnen. ‚Ich bin diesen Entschluß', schrieb er, ‚meiner guten Frau und meiner eigenen armen Seele schuldig, für welch letztere es hohe Zeit ist, daß sie etwas ernster und nachhaltiger mit sich selbst zu Rathe geht, als es in dem bisherigen Gedränge möglich war.' Am 12. October nahm er zu Krefeld in einer imposanten Versammlung (über 3000 Männer, darunter auch einige Socialdemokraten) Abschied von seinen Wählern. Vorher aber legte er Rechenschaft ab über seine Thätigkeit, namentlich über seine von der Mehrheit der Fraction abweichende Zustimmung zu dem Socialistengesetz. ‚Mein Votum sollte durchaus nicht ein Vertrauensvotum für die Regierung sein; nichts war es weniger als das; für einen glaubenstreuen Katholiken ist ein solches Votum eben nicht möglich. Ich habe die Frage als eine überaus ernste und schwerwiegende Frage aufgefaßt und demgemäß in peinlichster Sorgfalt mein Gewissen zu Rathe gezogen, ob ich mit Ja oder mit Nein stimmen sollte, nachdem die Brücken, welche unser verehrter Führer, der Abgeordnete Windthorst gebaut, abgebrochen worden waren. Der Antrag Windthorst bezweckte, das Socialistengesetz zu mildern, um so allmählich in normale Zustände zurückzukehren. Diesem Vorschlage habe auch ich beigestimmt und es lebhaft bedauert, daß demselben eine Majorität nicht zu theil geworden ist. Ich komme nun zu den Vorwürfen, welche gegen mich wegen meiner Abstimmung erhoben worden sind. Da ist vorerst der Vorwurf der Inconsequenz. Allerdings habe ich wie alle, resp. die meisten meiner Genossen aus dem Centrum, als das Gesetz zum ersten- und auch als es zum zweitenmal vorgelegt wurde, dagegen gestimmt. Damals aber waren auch die Verhältnisse ganz andere. Damals war es mir und vielen mit mir nicht möglich, die Gefährlichkeit der Ziele der Socialdemokratie in dem Maße zu überblicken und zu erkennen, wie das nachher der Fall war. Damals auch ging das Programm der Socialdemokraten noch dahin, daß sie ihre Ziele nur mit gesetzlichen Mitteln erreichen wollten. Dieses Programm aber ist seitdem geändert. Auf einer Versammlung in der Schweiz hat man das so bedeutungs-

volle Wort „gesetzlich" aus diesem Programm gestrichen. Diesem Streichen des Wortes „gesetzlich" entsprach auch das Verhalten der Socialdemokraten, und das ist doch ein großer Unterschied gegen früher. Ich will nicht die Socialdemokratie anklagen, sondern ich will mich nur vertheidigen und meine Abstimmung rechtfertigen, und da ist es doch nothwendig, daß ich in etwa wenigstens die Ziele und Tendenzen der Socialdemokratie kennzeichne. Um diese Tendenzen zu kennzeichnen, will ich mich nur auf solche Aeußerungen der Socialdemokratie berufen, welche im Parlament gefallen sind, und nur nach den stenographischen Berichten will ich citiren und alles übrige — obschon ich noch genug Gewichtiges beibringen könnte — beiseite lassen. Sollte jemand mehr wünschen, so stehe ich gern zu Diensten. Uebrigens sind die Herren ja nicht so zurückhaltend mit ihren Absichten; ich könnte ja auch Namen nennen, will es aber nicht thun. Ein hervorragender Führer erwiderte im December 1882, als man ihm vom Regierungstische vorhielt, er sei im Reichstage parlamentarisch, außerhalb desselben aber revolutionär: er betrachte den Parlamentarismus nur als ein Mittel, seinen Ideen Geltung zu verschaffen; er sei nicht parlamentarisch, sondern als Socialdemokrat revolutionär, nicht bloß im Auslande, sondern überall. Ein anderer Führer sagt von sich selbst, er sei ein Republikaner. Wieder ein anderer Führer spricht es aus: „Wir wollen eine grundstürzende Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse; mit partiellen Reformen ist uns nichts genützt, wir wollen eine Radicalkur, wir wollen Radicalheilmittel und lassen uns von unsern revolutionären Zielen nicht abbringen." Also Revolution und gewaltsamer Umsturz wird hier gepredigt. Der Socialdemokrat Bebel — mit dessen Namen brauche ich nicht zurückzuhalten — ruft aus: „Wir werden rücksichtslos den Kampf führen, in welcher Gestalt wir immer es können; der allgemeine Umsturz wird von uns gepredigt." Das ist nicht gekämpft auf dem Boden der bestehenden Ordnung, sondern das ist gewaltsamer Umsturz und Umwälzung. — Im Reichstage erklärte sodann Bebel der katholischen Kirche offen den Krieg; er nannte sie die größte und gefährlichste Feindin der Socialdemokratie und der Gesellschaft. —

‚Ich muß gestehen, mit einer Art Sympathie höre ich den Socialdemokraten Bebel im Reichstage sprechen; er ist ein äußerst talentvoller und begabter Mann, und ich zweifle gar nicht daran, daß er aus seiner Ueberzeugung heraus spricht. Ja, wer einmal das Christenthum über Bord geworfen hat und dem christlichen Leben sich entzieht, bei dem ergeben sich solche Consequenzen nothwendig und ganz von selbst. — Sie, meine Herren, werden an den vorgebrachten Citaten genug haben. Die Socialdemokratie arbeitet offen und consequent gegen jede staatliche und gesellschaftliche Ordnung auf die Revolution und den Umsturz hin. — Alle diese Dinge waren im Reichs-

tage andern und mir zu Gesicht und zu Ohren gekommen; nun änderte sich auch die Haltung derjenigen, welche früher gegen das Socialistengesetz gestimmt hatten, weil die Socialdemokraten sich geändert. —

‚Nun sagt man vielfach: Wie kann ein Katholik Ausnahmegesetzen zustimmen, da seine Kirche und er selbst doch genug unter Ausnahmegesetzen zu leiden haben? Dieser Vorwurf hat in der That viel Schein für sich, aber auch nur Schein. In der That ist die Ausnahmegesetzgebung gegen die katholische Kirche nur ein Grund mehr, die Gefahr zu vergrößern und uns zu veranlassen, für das Socialistengesetz zu stimmen. Die Kirche, die allein, wenn sie frei ihre Wirksamkeit entfalten kann, diejenigen Mittel besitzt, die Socialdemokratie zu verhindern und zu bekämpfen, diese Kirche fesselt man durch Ausnahmegesetze, unterbindet ihr die Schlagadern: die Bischöfe sind verbannt, die Orden des Landes verwiesen, die Priester in ihrer Seelsorge unter Strafe gestellt. All dieser Mittel, die Revolution zu verhindern, ist nun die Kirche beraubt; also haben wir um so mehr Grund, schärfere Waffen gegen die Socialdemokratie anzuwenden, weil wir sie mit den Waffen der Kirche nicht bekämpfen können, um die Revolution dadurch zu verhindern. Es würde mit der Socialdemokratie aus sein, könnte die Kirche ihre Wirksamkeit frei und überall entfalten. Wenn die Kirche hierzu wieder in der Lage ist, dann können wir für die Aufhebung des Socialistengesetzes stimmen. —

‚Das sind Momente, welche einigermaßen zu meiner Vertheidigung in die Wagschale fallen. Im weitern gibt es zufolge der Bedrückungen der Kirche und der traurigen wirtschaftlichen Lage sehr viele Unzufriedene, welche nichts weniger als Socialdemokraten sind, aber doch aus Verzweiflung oder im Unmuth äußerlich in dieses Lager übergehen. Oder ist es etwa zu verwundern, wenn mißvergnügte Katholiken lieber einem Socialdemokraten ihre Stimme geben, als einem verbissenen nationalliberalen Culturkämpfer? Diese Fälle sind ja dagewesen. Auf diese Weise sieht die Zahl der Socialdemokraten sich größer an, als sie wirklich ist. Natürlich kommen diese Zustände auch der Propaganda der Socialdemokraten zu gute.

‚Das sind die Hauptmomente, die ich Ihnen vorführen wollte. Ich stelle Ihnen anheim, darüber zu urtheilen; ich verurtheile niemand, wenn er auch auf einem andern Standpunkte steht. Das ist Erfahrungssache. Damit breche ich diesen Punkt ab, aber mit der Bitte und dem dringenden Wunsche: Wirken sie mit aller Kraft dahin, daß das, was Berechtigtes in der Socialdemokratie liegt, zur Vollführung gelangt. Diese berechtigten Bestrebungen ziehen sich auch hinüber in das Gebiet des Handwerks und des Gewerbes. Sie wissen, wie Vieles und Ernstes in dieser Beziehung noch zu wünschen übrig ist. Was namentlich dem Handwerk noth thut, das ist festes Zusammenhalten, feste Organisation zur Wahrung der Standesehre und Fernhaltung

des Pfuscherthums und der Kapitalisten, welche nur zum Schein ein Handwerk betreiben. Sie hier in Krefeld haben sich schon viel in dieser Richtung bemüht, Sie haben auch schon schwere Opfer dafür gebracht, bis jetzt zwar mit nicht sehr großem, aber doch mit einem theilweisen Erfolg. Ich bin überzeugt, wenn Sie ausharren, werden Sie am Ziele ankommen. Das Kleine aber bitte ich nicht zu verachten. Mit einem Sprunge wird man so große Ziele nie erreichen. Die traurige Lage des Gewerbes datirt auch nicht erst seit der Zeit, wo die Manchestermänner das Laisser faire, laisser aller, das Gehen- und Laufenlassen, proclamirten; nein, die Zeit des Verfalles datirt schon seit der französischen Revolution. Daher geht auch die Heilung nicht so rasch voran. Aber Einigkeit und Ausdauer ist vor allem nothwendig. Nicht in Stichworten, nicht in Kleinigkeiten dürft Ihr Handwerker auseinandergehen; vor allem müßt Ihr die Eintracht zum Ziele nehmen! Aber auch die Organisation allein thut es nicht. Sie muß auch einen geistigen Inhalt haben; die Organisation ist nur das Gefäß; sie muß getragen sein von dem Gefühl der Standesehre, von christlichem Rechtsgefühl, nach oben und nach unten. Nehmet ein Beispiel an dem katholischen Gesellenverein. Aus einem kleinen Senfkörnlein ist er hervorgewachsen. Mit welch unscheinbaren, einfachen Mitteln hat der Stifter der Gesellenvereine, der selige Kolping, den ich meinen Freund nennen durfte, gewirkt, und wie ist der Verein gewachsen! Aber dieser Verein beruht auf christlichem Geiste und auf dem Princip der Selbstverläugnung. Das ist sehr wichtig.

‚Daß dem Centrum das alles am Herzen liegt und stets lag, das brauche ich Ihnen wohl nicht näher zu erläutern, das ist Ihnen allen bekannt. Das Centrum that in dieser Beziehung, was möglich war. Ich bitte darüber niemals vorschnell zu urtheilen. Manchmal hört man die Aeußerung: Warum stellt denn das Centrum nicht den und den Antrag?! Aber, meine Herren, es ist manchmal nicht klug, vorzugehen, wenn man nicht einigermaßen des Erfolges sicher ist; denn ein durchgefallener Antrag rückt immer die Sache in unabsehbare Ferne, vertagt sie auf unbestimmte Zeit und ist der Sache schädlicher als ein nicht gestellter Antrag. Was das Wollen und Streben des Centrums anbetrifft, so dürfen Sie sicher sein; aber in Bezug auf die Taktik des Centrums bitte ich volles Vertrauen stets zu haben. Die Taktik läßt sich von ferne nicht so gut beurtheilen, da muß man sorgfältig überlegen und allerlei Verhältnisse in Rechnung stellen. Seien Sie versichert, die Zielpunkte des Centrums, welche Sie aus dem Programm alle kennen, werden erreicht werden mit Gottes Hilfe, wenn nicht Katastrophen dazwischen treten; sie werden erreicht werden auf positiver christlicher Grundlage, und sie fassen sich zusammen in dem Wahlspruche: „Für Wahrheit, Freiheit und Recht".'

Weiterhin besprach Reichensperger als eine Sache von bedeutender Tragweite kritisch die Kolonialpolitik und bemerkte gegenüber der Flottenschwärmerei: ‚Meine Ansicht ist, das Drängen auf Kolonialpolitik geht, wenn es nicht darauf berechnet ist, schließlich nothwendig darauf hinaus, daß wir unsere Marine erheblich verstärken müssen. Sie wissen, was uns das Landheer kostet; auch für die Marine haben schon bedeutende Opfer gebracht werden müssen. Wohin aber soll es hinaus, wenn wir auf diesem Gebiete im hohen Afrika Häfen errichten, Stationen anlegen und Schiffe hinstellen sollen, um andern seetüchtigen Mächten, wie England und Frankreich, ebenbürtig zu werden?! — Wenn die Kolonialpolitik weiter getrieben wird, so können wir in große Kosten und Verlegenheiten kommen. Ich glaube, es ist wohl keiner im Reichstage, der nicht für ein starkes, gewaffnetes Deutschland wäre; aber man muß auch mit der Leistungsfähigkeit in finanzieller Beziehung rechnen, und wir wollen nicht, daß man, um die Interessen der Großkapitalisten zu fördern, dem Volke das Mark aussauge; deshalb ist das Centrum gegen eine Kolonialpolitik mit solchen Consequenzen und Aussichten.

‚Und nun genug von Politik. Es erübrigt mir nun noch, Abschied zu nehmen. Ich darf hoffen, daß niemand mich der Fahnenflucht zeihen wird. Seit 1848, schon seit dreißig Jahren mit ganz kleinen Unterbrechungen, bin ich als Parlamentarier thätig gewesen und mitunter nicht ohne große Opfer. Nein, nicht erst seit dreißig Jahren, nein auch schon in den Jahren 1837 bis 1840, wo man den Erzbischof Clemens August gefangen nahm, schon zur Zeit dieses ersten Culturkampfes, von welchem der zweite gegenwärtige nur die verstärkte Auflage ist, da schon war ich unter den Combattanten. Nunmehr denke ich, es ziemt sich für mein Alter, mit mehr Ernst daran zu denken und mich darauf vorzubereiten, was mir jedenfalls bald bevorsteht — an das Jenseits. Stets soll es mein Stolz sein, diesen Wahlkreis Krefeld vertreten zu haben. Nur wenige Wahlkreise können sich rühmen, so mit Liebe, Treue, Ausdauer und Klugheit den Wogen des Culturkampfes sich entgegengestellt zu haben, wie der Wahlkreis Krefeld. Was speciell auf dem Gebiete der Schule hier erfochten und erreicht worden ist, darauf dürfen Sie für alle Zeit stolz sein. An meine Stelle wird nun ein anderer treten. Sie haben zu meinem Nachfolger einen mir befreundeten rheinländischen, echten Centrumsmann ausersehen; bringen Sie ihm ihr ganzes Vertrauen entgegen. Und dann bitte ich Sie, treten Sie in geschlossenen Linien in den Wahlkampf ein; glauben Sie nicht, weil so viele da seien, komme es auf einen nicht an. Jeder Einzelne thue seine Pflicht und Schuldigkeit. Ich schließe mit dem Wunsche: Gott schütze meinen lieben alten Wahlkreis, welchen ich stets mit Stolz vertreten habe, Gott schütze unser deutsches Vaterland!‘ (Wiederholter stürmischer Beifall.)

Nachdem der rauschende, nicht endenwollende Beifall, welcher der Rede Reichenspergers folgte, sich gelegt hatte, nahm Dr. Urfey das Wort und warf zunächst einen Rückblick auf die Reichenspergerschen Aeußerungen. ‚Wir haben‘, so führte er aus, ‚die Gebrüder Reichensperger als gewissenhafte Männer kennen gelernt, und als ein solcher hat unser Abgeordneter auch in der Socialistengesetz-Frage gehandelt. Als gewissenhafte Männer können wir wohl über eine Frage discutiren, unsere gegenseitigen Meinungen austauschen, aber nach dem Gewissen müssen wir handeln. Deshalb müssen wir unseres Abgeordneten Ueberzeugung achten. Er als freier Mann mußte auch Freiheit in der Ueberzeugung beanspruchen. Niemand kann ihm dies wehren. Man hat die Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und einem Theil seiner Wähler als Keil benutzen wollen; doch dieses Beginnen war vergeblich. Wir hätten Herrn Reichensperger wiedergewählt, wenn es anders möglich geworden wäre. Mit der von unserem Herrn Abgeordneten eingeschlagenen Haltung in der Kolonialpolitik sind wir vollständig einverstanden. Zeige man uns erst die Nothwendigkeit dieser Politik, dann bewilligen wir auch Geld. Wenn man durch dieselbe das Vaterland groß machen kann, dann bewilligen wir nicht nur vier Millionen, sondern vierzig Millionen.‘ Redner dankte dann Reichensperger für seine vierzehnjährige Thätigkeit als Reichstagsabgeordneter des Stadt- und Landkreises Krefeld. ‚Mit Schmerzen‘, sagte er, ‚nehmen wir äußerlich Abschied, im Herzen aber nie.‘

Der Ausschuß des Wahlcomités hatte es für geboten erachtet, dem bisherigen Abgeordneten auch ein äußerliches Zeichen der Gefühle, welche die Wähler beherrschten, zu überreichen, und zwar eine in Prachteinband gebundene Dankesadresse, welche von Norbert Keußen verlesen und dann Reichensperger überreicht wurde. Diese prachtvoll ausgestattete und mit den Unterschriften des Wahlausschusses versehene Adresse hatte folgenden Wortlaut:

‚Hochverehrter Herr Appellationsgerichtsrath!

Verehrtester Herr Abgeordneter Dr. August Reichensperger!

‚Heute, in dieser feierlichen Stunde, da Sie von Ihrem langjährigen Wahlkreise Abschied nehmen, gestatten Sie uns, Ihren treuen Wählern des Stadt- und Landkreises Krefeld, unsern aufrichtigen Gefühlen des Bedauerns und des Dankes Ausdruck zu verleihen.

‚Mit großem Schmerze hat es uns erfüllt, daß die Last der Jahre Sie zwingt, Ihre politische Thätigkeit einzuschränken und das Mandat für den Reichstag niederzulegen.

‚Mit dankbarer Pietät beugen wir uns vor der Nothwendigkeit dieses unabänderlichen Entschlusses. Von Beginn des Reichstages an durften wir Sie mit Stolz unsern Vertreter nennen. Ihre Gewissenhaftigkeit und Pflicht-

treue bewährte uns den charakterfesten Mann, den überzeugungstreuen Katholiken, voll der erhabensten Tugenden und seltensten Talente.

‚Was Sie, hochverehrter Herr, in den langen Jahren Ihrer parlamentarischen Thätigkeit für das deutsche Vaterland und die bürgerliche Freiheit geleistet haben, das steht ebenso tief in den Jahrbüchern der Geschichte als in unsern Herzen eingegraben.

‚Unbeugsam haben Sie die Rechte der katholischen Kirche zu jeder Zeit, namentlich in den schweren Tagen des unseligen Culturkampfes, vertreten; ein Kämpfer in den vordersten Reihen, wo es galt, die Freiheit der katholischen Gewissen zu erringen.

‚Genehmigen Sie dafür unsern tiefinnigsten Dank, welchen wir dadurch an den Tag legen wollen, daß wir mannhaft festhalten an dem Wahlspruch: „Für Wahrheit, Freiheit und Recht.“

‚Wir flehen zum allmächtigen Gott, daß er den Abend Ihres thatenreichen Lebens ruhig im Kreise der Ihrigen verfließen und Sie den Sieg der Ideen, für welche Sie gekämpft haben, erleben lasse.

‚Möge Ihnen das Bewußtsein, allezeit für das Beste und Heiligste Ihrer Mitbürger eingetreten zu sein, eine unversiegbare Quelle des Segens und Friedens werden!

‚Wir bleiben in ergebenster Hochachtung

Ihre stets dankbaren Wähler des Stadt- und Landkreises Krefeld.
Im Auftrage: Der Wahlausschuß.‘
(Folgen die Unterschriften.)

Der Verlesung schloß sich ein von Keußen ausgebrachtes dreimaliges „Hoch“ auf Reichensperger an, welches bei den Anwesenden stürmischen Beifall fand.

Sichtlich überrascht und tief gerührt dankte Reichensperger für die ihm dargebrachte Ovation, indem er bemerkte: ‚Ihre Verehrung überrascht mich. Trotz meiner Bestrebungen, Ihnen ein würdiger Vertreter zu sein, habe ich ein solches Lob nicht verdient. Darum aber meinen Dank nicht weniger. Könnte ich jedem meiner Wähler die Hand drücken, ich würde es thun. Was ich Ihnen schuldig bin, werde ich nie vergessen. Leben Sie wohl, Gott möge Sie schützen!‘

‚Ergreifend, bis zu Thränen rührend‘, schrieb die ‚Niederrheinische Volkszeitung‘ (Nr. 238), ‚und für alle Theilnehmer unvergeßlich war diese schmerzliche Abschiedsscene, indem ein alter, im Kampfe für Wahrheit, Freiheit und Recht ergrauter Streiter und Führer, einer der hervorragendsten in der ganzen Schar, von seinen Wählern Abschied nahm und vom Kampfplatze sich zurückzog. Die Gefühle, welche in diesem Augenblicke die Herzen der Tausende von Männern bestürmten, lassen sich nicht schildern!‘

Das Landtagsmandat für Köln behielt Reichensperger bei, weil er entschlossen war, den Rest seiner Kraft aufzuopfern, um der drohenden ‚Ver-

sumpfung' des ‚Culturkampfes' entgegenzutreten, und er wohl wußte, wie viel noch zu erkämpfen war [1]. ‚Rechtzeitig' traf er am 14. Januar 1885 wieder in Berlin ein und betheiligte sich sofort mit jugendlichem Eifer an den Verhandlungen. In wenigen Sessionen hat Reichensperger so oft das Wort ergriffen wie in dieser, welche seine letzte sein sollte. Neben Kunstangelegenheiten waren es vor allem die Schul- und Universitätsverhältnisse, welche ihm zum Reden Anlaß gaben; der Unfleiß der Universitätsstudenten, das Duellunwesen, das Luxus- und Patentwesen der Corpsstudenten, der leider vielfach auch von den katholischen Studirenden angenommene Frühschoppen wurden von ihm wiederholt gegeißelt. Selbstverständlich wurde von Reichensperger auch oft des ‚Culturkampfes' gedacht; denn, so meinte er, dieser ‚Kampf muß erwähnt werden, wo es nur möglich ist, solange er besteht'. In seiner Rede vom 4. Februar für die Schulbrüder und Schulschwestern finden sich die schönen Worte: ‚Derjenige, welcher die Freiheit anderer nicht ehrt, ist selbst der Freiheit nicht werth.' ‚Ein Volk überlebt seine Religion jedenfalls nicht lange.' — Am 20. Februar brach Reichensperger eine Lanze mit Stoecker, dem gegenüber er betonte, daß die glaubenstreuen Katholiken außerordentlichen Werth darauf legen, daß religiöse Gesinnung im Volk gepflegt werde ‚nicht bloß auf katholischer Seite, sondern auch auf protestantischer, ja sogar auf israelitischer Seite' — ‚wir haben auch ein Herz für die orthodoxen Israeliten, die es ernst mit ihrer Religion nehmen'. Nach einem Hinweis auf die traurige Lage der katholischen Kirche schloß er mit einem Appell zur gerechten Behandlung der Katholiken seitens der Staatsregierung wie des Parlaments. Drei Tage später warf er einen Rückblick auf die Geschichte des Culturkampfes und mahnte zu einer ‚ernstlichen Revision der Maigesetzgebung'. ‚Diese Gesetzgebung', betonte der Redner am Schluß, ‚ist noch immer ein Dorn im Fleische des preußischen Staatskörpers, ja selbst des Deutschen Reiches; diese Wunde wird fort und fort innerlich eitern, wenn sie auch äußerlich sich nicht erweitern sollte. Der Culturkampf greift auch auf das staatliche Gebiet hinüber, so daß die Herren, welche auch nicht die mindeste Sympathie für die katholische Kirche hegen, schon aus Liebe zu ihrem Vaterlande alles aufbieten müßten,

[1] In dieser Hinsicht ist von Interesse folgendes Schreiben vom 14. April 1884, an Fräulein Tillmann in Wiesbaden. ‚Daß die glaubenstreuen Katholiken Ihrer Stadt immer noch aus ihrer Kirche verbannt sind, grenzt nicht bloß ans Skandalöse. Meines Erachtens sollten dieselben den Kaiser nicht zur Ruhe kommen lassen, jedenfalls nicht den Oberpräsidenten, welcher nur das Wort ‚erheblich' nach Vernunft und Billigkeit zu interpretiren braucht, um dem Skandal sofort ein Ende zu machen. Des vorherigen Aufhebens des Altkatholikengesetzes bedarf es dazu durchaus nicht. Leider aber fehlt es an der Hauptsache — am Willen, den Frieden herzustellen, uns Katholiken gerecht zu werden.'

um ein Weiterwuchern dieser schon so tief gehenden Wunde zu verhüten.' Deshalb hege er die Hoffnung, daß die Staatsregierung mit Vorschlägen im Geiste der Versöhnung und des Friedens an das Haus herantreten werde.

Während der Vertagung des Landtages (26. März bis 14. April) verweilte Reichensperger in Köln, wo die Kinder seines Sohnes an den Masern erkrankt daniederlagen. Den Weg nach Berlin nahm er über Frankfurt; pünktlich am 14. April war er wieder in der Reichshauptstadt. Am 18. fühlte er sich unwohl; am folgenden Tage erklärte der Arzt ihn für lebensgefährlich an den Masern und der rothen Ruhr erkrankt. Am 21. April trafen seine Gemahlin und sein Sohn in Berlin ein, später auch seine Tochter. Mit rührender Andacht empfing der in seiner Miethwohnung verpflegte Schwerkranke die Sterbesacramente; ruhig sah er seiner Auflösung entgegen. Im ganzen katholischen Deutschland gab sich die aufrichtigste Theilnahme kund; zahllose Gebete stiegen zum Himmel; sie fanden Erhörung, schneller als man zu hoffen gewagt hatte. Schon in der zweiten Woche trat eine Wendung zum Bessern ein. Einer der ‚ersten Schreibversuche' des dem Tode Entronnenen galt dem treuen Freunde Crull. ‚Vix evasi', heißt es in der ‚Berlin, 16. Mai 1885' datirten Postkarte, ‚der Doppelattacke eines mit einem Darmkatarrh verbündeten Masernfiebers, zufolge dessen sich jetzt meine ganze Haut abschält. Erst wärmeres Wetter kann eine entschiedene Genesung und die Heimreise herbeiführen. Einstweilen danke ich indes Gott für die Gewährung noch einiger Lebenszeit. Daß ich meine 1848 begonnene parlamentarische Laufbahn definitiv abschließe, ist fest beschlossen.'

Nach einem längern Aufenthalt in der Schweiz fühlte sich Reichensperger wieder vollständig hergestellt. Am 26. October 1885 konnte er in einer großen Wahlversammlung im Piusbau zu Köln erscheinen, um Bericht zu erstatten über sein Wirken als Abgeordneter der Stadt Köln und um gleichzeitig Abschied von der parlamentarischen Thätigkeit zu nehmen.

‚Der äußerst freundliche Willkomm', sagte er, ‚macht mir den Abschied doppelt schwer, welcher für mich auch den Schluß eines Lebensabschnittes bedeutet. Ich hoffe, daß nicht leicht ein Gesinnungsgenosse mich als einen Fahnenflüchtigen ansieht, der die Flinte ins Korn wirft. Länger als ein Menschenalter, seit 1848, stehe ich mitten im parlamentarischen Leben und habe nach Kräften meine Schuldigkeit gethan. Gern hätte ich noch weiter dem öffentlichen Interesse gedient; aber man wird es bei meinem hohen Alter von über siebenundsiebzig Jahren begreiflich finden, wenn ich mich nicht weiter auf diesem Gebiete bewege. Auch ist mir von ganz oben ein sehr deutlicher Wink gegeben worden, es sei Zeit, mich mit dem zu beschäftigen, was im parlamentarischen Leben häufig etwas außer acht gelassen wird. Man hat mir vorgeschlagen, ich möge mein Mandat behalten, nur bei wichtigen Gelegenheiten mitstimmen und dann wieder nach

Hause gehen. Das ist aber gegen meine Gewohnheit und gegen meine Grundsätze. Was man sein will, muß man auch ganz sein. (Bravo!) Das System des parlamentarischen Absentismus ist sehr bedenklich. Verlangt man vom Wähler, daß er seine Schuldigkeit thut, so darf man das auch vom Abgeordneten verlangen. (Sehr wahr!) Nichts wäre bedauerlicher, als wenn die Versumpfung vom Abgeordnetenhause ausginge. Uebrigens habe ich noch einige Dienstjahre mehr auf dem Conto, als ich vorhin sagte. Schon 1837, als der erste Culturkampf in Preußen spielte, von welchem der jetzige eine bedeutend vermehrte Auflage ist, gehörte ich als junger Mann zu den Combattanten. (Bravo!) Damals handelte es sich im Grunde um dieselbe Frage wie heute; nur kämpfte eine nicht geringe Zahl von Liberalen mit den Katholiken gegen den Culturkampf. Auch ich gehörte zu diesen Liberalen und gehöre noch heute dazu. Auch heute lautet die Losung: „Freie Kirche im freien Staate". Die heutigen Epigonen der Liberalen aber wollen die geknechtete Kirche im byzantinischen Staate. (Sehr wahr!) Das Centrum will keine neue Art von Popenthum, das nach der Pfeife tanzt, die von oben geblasen wird. Wir wollen seeleneifrige, glaubenstreue Priester, und an der Spitze solche Oberhirten wie der, welchem dieser Tage eine Deputation die Ausdrücke der Ergebenheit der Erzdiöcese überbrachte. Ihm wie seiner treuen Priesterschar wird man ein ehrendes Andenken zu jeder Zeit bewahren. Der Liberalismus von ehedem ist in der Phrase aufgegangen. (Sehr gut!) Auch jetzt gibt es noch unter den Liberalen sehr ehrenwerthe Männer; aber sie können der Strömung von oben nicht widerstehen. Ich hoffe, es gelingt noch, auch diese für uns zu gewinnen.' Hierauf rechtfertigte Reichensperger seine Abstimmungen gegen die Kapitalrentensteuer und gegen den Rhein-Ems-Kanal.

Bezüglich der Nothwendigkeit privaten Opfersinnes bemerkte Reichensperger weiterhin: ‚Hofprediger Stöcker beklagte die Irreligiosität in Berlin und meinte, es fehle an Kirchen: die sollen nun auf Staatskosten erbaut werden. Nein, sie sollen von denen erbaut werden, die auch hineingehen. (Sehr wahr!) Ich habe ihm entgegengehalten, man möge den Katholiken erst die Kirchen wiedergeben, die man ihnen abnahm und den Altkatholiken überwiesen hat. (Bravo!) Man gehe an den Gustav-Adolf-Verein oder helfe sich durch Collecten; aber wenn die Opferwilligkeit fehlt, soll immer der Staat eintreten. (Sehr gut!)

‚Ich möchte mich noch über einige Dinge aussprechen, wofür ich mich besonders interessire, um das Interesse dafür auch bei meinen Gesinnungsgenossen wach zu halten und auf meinen Nachfolger zu vererben. Man sagt, die Zukunft des Volkes sei bedingt durch die Schule. Ich muß an derselben vieles aussetzen. Die Universitäten mit ihren langen Ferien, mit dem Duellunwesen und dem unmäßigen Trinken sind einer tiefeingreifenden Reform

bedürftig, die nur durch Zusammengehen aller deutschen Staaten herbeigeführt werden kann. Der Verderb geht hierin von oben nach unten. Auch die Vielwisserei ist vom Uebel, sie bildet keine Charaktere. Was der frühere Handwerker in der Werkstatt in strenger Schule erlernte, das soll jetzt alles auf den Bildungsanstalten gelehrt werden. In der Mädchenschule überragt die Feder den Kochlöffel, Reiten und Fechten sind nicht weit mehr entfernt. In den Volksschulen erhalten die Schüler vielfach eine Ausbildung, welche die Vielwisserei befördert. Die Gemeinden sind von den Lasten für Schulbauten u. s. w. schwer gedrückt. Die tüchtigen und wenig kostspieligen Schulbrüder und -Schwestern hat man verjagt, während sie im revolutionären Frankreich fortwirken.

‚Das führt mich auf die Aufhebung der Orden. Die Liberalen werden sich noch einmal besinnen, wenn sie diese Bekenner der freiwilligen Armut zur Bekämpfung der Revolution und des Anarchismus nöthig haben. (Sehr gut!) Die Vertreibung der Jesuiten wurde im Handumdrehen beschlossen, während die meisten noch nicht einmal einen Jesuiten kannten. Im Lande der Intelligenz hat man eine Angst vor ihnen, die an die Hexenangst der vorigen Jahrhunderte erinnert. Allerdings sind die Jesuiten gelehrter als alle Schreier in Berlin. (Bravo!) Man hat versucht, durch einige Zugeständnisse die Katholiken hinzuhalten, und die Forderungen des Centrums als Ausflüsse unersättlicher Herrschsucht bezeichnet, während dieses doch nichts weiter will als die Wiederherstellung der Verfassung, wie sie Jahrzehnte bestanden, ohne daß jemandem ein Haar gekrümmt wurde. Ich war Ohrenzeuge, wie Se. Majestät gegenüber dem Erzbischof von Köln in Königsberg die bestehenden kirchenpolitischen Verhältnisse als wohlgeordnet bezeichnete. Die Forderung der freien Kirche im freien Staate ist für diesen ebenso wichtig wie für jene. (Bravo!)

‚Noch ein Wort über die Kunst, die allerdings mein Steckenpferd sein soll. Aber in der Kunst spiegelt sich der Charakter des Volkes. Ich weise auf Berlin hin. (Sehr gut!) Die Kunst, welche zur Zeit der Blüthe der Kirche so hoch stand, ist mit dem Kampf gegen die Kirche gesunken. Die Nuditäten der Maler machen ihren Rundgang durch die Städte. Lasse man sich nicht beirren durch die Phrase von der „gesunden Sinnlichkeit“. Gegen diesen Unfug muß die öffentliche Meinung entschieden auftreten.

‚Bei den Wahlen soll keiner zurückbleiben. Lasse man sich nicht bethören durch das Schlagwort: „Bismarck macht doch alles, wie er will.“ Tüchtige, glaubenstreue Männer sind bei der von allen Seiten nahenden Bedrängniß sehr von nöthen. Hier ist Einigkeit dringend nothwendig. Den Wählern rufe ich zu: Bleibet wie bisher treu in dem Wahlspruch: „Für Wahrheit, Freiheit und Recht“, damit das Ziel der freien Kirche und christlichen Schule im freien Staate erreicht werde.‘

Stürmischer, lang anhaltender Beifall folgte. Manchem standen bei den Abschiedsworten die Thränen in den Augen. Der Beifall legte sich nicht eher, bis Reichensperger nochmals herzlichen Abschied nahm.

Dann führte Dr. med. Braubach aus: Köln dürfe auf seinen verehrten Abgeordneten stolz sein. Allgemein werde das Scheiden desselben lebhaft bedauert. Gerade solche Männer seien in der sturmbewegten Zeit nöthig. Namens des Wahlcomités danke er dem verehrten Redner herzlich. Die Gebrüder Reichensperger gehörten zu den Männern, die sich auch die Achtung der Gegner in seltenem Maße errungen hätten. Was Herr Dr. August Reichensperger auf dem Gebiete der Kunst geleistet habe, stehe unerreicht da. Er habe nach Görres den hervorragendsten Antheil an der Vollendung des Kölner Domes. (Bravo!)

Hierauf ergriff Dr. Julius Bachem das Wort: Nur mit schmerzlichem Gefühl könne man diesen hervorragenden parlamentarischen Vorkämpfer scheiden sehen. Aber seine Gründe müsse man achten. Niemals werde das Gefühl des Dankes erlöschen für alles, was er in seinem langen Leben für das deutsche Volk und namentlich für die Katholiken, speciell für die Stadt Köln gethan habe. Vor kurzem habe das Central-Wahlcomité der Rheinprovinz einstimmig beschlossen, den hochverehrten Veteranen nicht ohne eine öffentliche Kundgebung scheiden zu lassen. Sobald die rauhe Arbeit gethan sei, werde man die Wähler zusammenrufen, um den besondern Dank abzustatten. Herr Reichensperger sei in einem Punkte unerreichbar, in der pünktlichsten Pflichterfüllung; schon aus diesem Grunde wäre ihm für alles, was er etwa gesündigt, volle Indemnität zu bewilligen. Er bitte, den Gefühlen der Dankbarkeit für heute durch ein donnerndes Hoch auf Herrn Reichensperger Ausdruck zu geben. Begeistert stimmte die Versammlung ein.

Namens des Central-Wahlcomités der rheinischen Centrumspartei wurde Reichensperger eine von Rechtsanwalt Julius Bachem verfaßte und von Historienmaler Franz Cremer künstlerisch ausgeführte Adresse überreicht, in welcher der Dank der rheinischen Katholiken ausgesprochen wurde, denen er in Verbindung mit seinem Bruder ‚ein Menschenalter hindurch Führer und Fahne' gewesen sei. In dieser Adresse wird vor allem der ‚unerreichte Pflichteifer' gerühmt, den Reichensperger in seiner langen parlamentarischen Laufbahn seit dem Jahre 1848 gezeigt hatte. Mit vollem Recht; denn er war das pflichttreueste und pünktlichste Mitglied in der preußischen wie der deutschen Landesvertretung. Sein ganzer Zorn galt daher auch stets dem ‚Absentismus'; in der Verurtheilung desselben fand er die denkbar schärfsten Ausdrücke, keine Entschuldigung ließ er für die Säumigen gelten[1]. Für das Abgeordnetenhaus

[1] Nur einmal hat eine junge Bonner Dame ihn zum Schweigen gebracht. Dieselbe nahm sich mit allem Eifer ihres auch öfters im Berliner Landtage fehlenden

wollte er Präsenzgelder eingeführt wissen; Diäten für den Reichstag sagten ihm nicht zu. Die parlamentarische Pflichttreue, die Reichensperger mündlich und schriftlich predigte, gab ihm das Recht, schonungslos gegen die ‚Absentisten' zu donnern. ‚Für sich selbst kannte er keine Entschuldigung. Jede Session in Berlin hat er mitgemacht vom ersten bis zum letzten Tage, und fast jede, auch die langweiligste Sitzung fand den alten Herrn an seinem Platz. In den Fractionsberathungen, in den Commissionen wie im Plenum war er ein Muster ausdauernden Fleißes. Das war die solide Grundlage seiner ausgebreiteten Sachkenntniß und seiner Beredsamkeit. Er war kein so feuriger Redner wie Mallinckrodt, kein so in allen Sätteln gerechter Debatter wie Windthorst, aber er sprach gern und gut, aus dem Herzen heraus, bei Höhepunkten wichtiger Berathungen zuweilen mit hinreißender Kraft, dann wieder mit gutem Humor und bei aller gelegentlichen Schärfe, wie namentlich die erregten Culturkampfsdebatten sie nöthig machten, stets sachlich und verbindlich.'[1] Durch und durch selbstlos und wohlwollend, stets nobel und maßvoll im Ausdruck[2], verstand er es vortrefflich, auch im erbittertsten Kampfe durch eine gelegentliche gesellschaftliche Artigkeit, ein freundliches Wort oder einen guten Scherz keine eigentliche Verbitterung aufkommen zu lassen. Auch die Gegner haben dies anerkannt[3]. Große, lange studirte Reden waren nicht seine Sache; in dieser wie in mancher andern Hinsicht unterschied er sich scharf von seinem Bruder. ‚Ich habe niemals in meinem Leben', sagte er mir im Herbste 1893, ‚eine präparirte, einstudirte Rede gehalten. Das Debattiren

Vaters an und hielt, als alle Gründe erschöpft waren, Reichensperger vor, er habe auch keine sieben Söhne, was dieser lachend bejahen mußte.

[1] H. Kerner (Dr. Cardauns) im Deutschen Hausschatz XXI, 734.

[2] Wie der Verfasser des Aufsatzes in Herbsts Encyklopädie f. neuere Gesch. IV, 378 Reichensperger Leidenschaftlichkeit nachsagen kann, ist unverständlich. Kein parlamentarischer Gegner hat dies jemals gethan. Meines Wissens ist Reichensperger nur einmal ein Ordnungsruf ertheilt worden, und zwar mit Unrecht. Es war, wie Reichensperger mir selbst erzählt hat, im Erfurter Parlament; ein Redner bemerkte: ‚Dem Kühnen gehört die Welt', worauf Reichensperger erwiderte: ‚Nicht dem Tollkühnen', was ihm zu seinem wie vieler anderer Erstaunen einen Ordnungsruf eintrug. Erst später erfuhr Reichensperger, daß König Friedrich Wilhelm IV. mit Bezug auf die Erfurter Versammlung geäußert haben solle: ‚Dem Kühnen gehört die Welt', so daß das Wort ‚Tollkühnen' auf den König gedeutet werden konnte.

[3] ‚Seine Reden sind vielleicht manchmal etwas zu lang gesponnen, aber nur selten ohne Interesse. Sie erheben sich über unsere gewöhnliche Parlamentsschablone, verrathen einen reichen Schatz allgemein wissenschaftlicher Bildung und sorgfältiger Detailstudien und sind zuweilen wohl scherzhaft und humoristisch, aber stets frei von jener leidenschaftlichen und raffinirten Bosheit, welche so oft als das Product heftiger Parteikämpfe zum Vorschein kommt, ohne irgend einem Parlament der Welt oder irgend einer Partei oder Person zur Zierde oder zum Nutzen zu gereichen' (Illustr. Zeitung 1882, S. 30).

von Fall zu Fall, durch welches die Verhandlung allein Leben behält, hatte stets einen besondern Reiz für mich.' Selbst bei wissenschaftlichen Vorträgen gelangen ihm die wirklich vorbereiteten nicht: ‚er war eben ein Redner, aber kein Rhetor'. In den sechziger Jahren wurden in einem ‚liberalen' Blatt einmal die Wortführer des preußischen Abgeordnetenhauses einer eingehenden Beurtheilung unterworfen. Der Verfasser jenes Artikels wußte überhaupt nur fünf klassische Redner aufzuzählen, welche in ihrem Gedankengange, ihrer Sprache und ihrem Vortrage allen berechtigten Ansprüchen genügten; zu diesen Auserwählten rechnete er die Gebrüder Reichensperger [1].

Es war nicht allein die hohe rednerische Begabung, welche August Reichensperger zu einem Liebling der parlamentarischen Körperschaften machten: sein stets heiteres und conciliantes Wesen, sein echter Freiheitssinn, seine Unabhängigkeit und sein Freimuth, sein tiefes deutsches Nationalgefühl verfehlten auch auf die erbittertsten ‚Culturkämpfer' eines mächtigen Eindrucks nicht. Allgemein wußte man, wie sehr Reichensperger überall zum Vermitteln geneigt war [2]. Principien gab er freilich nie auf; aber in der Praxis war er der Ansicht seines großen Lehrers Görres: ‚Wir alle, Katholiken und Protestanten, haben in unsern Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlichen Irrsals; die Gegenwart aber gebietet, daß wir uns miteinander vertragen.'

Von ganz besonderer Bedeutung war Reichensperger für das innere Leben der Fraction und Partei des Centrums. In der alten katholischen Fraction war er der unbestrittene Führer gewesen; auch im neuen Centrum stand er anfangs neben Mallinckrodt in der vordersten Reihe, so daß ein Gegner 1872 urtheilte: ‚August Reichensperger ist als der eigentliche Papst der katholischen Fraction zu bezeichnen; er ist ihr Vater.' [3] Noch in den siebziger Jahren wurde dies anders; nicht bloß andere parlamentarische Kräfte machten sich allmählich geltend und entfalteten eine größere agitatorische Wirksamkeit, auch die Führung der Fractionspolitik ging mehr und mehr in andere Hände über. Die Reichensperger traten allmählich in den Hintergrund, Windthorst in den Vordergrund. Es wäre menschlich begreiflich gewesen, wenn die beiden hochverdienten Männer, die seit Beginn des Verfassungslebens die parlamentarischen Führer der preußischen und deutschen Katholiken gewesen waren, darauf bestanden hätten, die ersten zu bleiben. Aber sie gaben sich

[1] Siehe Schwarzes Blatt 1877, Nr. 75; vgl. auch Hülskamp im Lit. Handweiser 1895, Nr. 623.

[2] Nach seinem Ausscheiden aus dem Parlament sprach selbst die ‚Vossische Zeitung' (1886, Nr. 23) ‚von der ehrwürdigen Gestalt August Reichenspergers', der, ‚nachdem er mehr als ein Menschenalter von den Anfängen des Verfassungslebens in Preußen inmitten der parlamentarischen Thätigkeit gestanden, sich in das otium cum dignitate zurückgezogen habe'.

[3] Parlamentarische Charaktere aus Preußen (Gartenlaube 1872, S. 142).

mit der zweiten Stelle zufrieden. Leicht ist ihnen das wahrlich nicht geworden; aber nur die intimen Freunde bemerkten, welch ein Opfer die edeln Brüder im Interesse der gemeinsamen Sache brachten. August Reichensperger zog sich mehr auf die seiner Begabung näherliegenden Gebiete der Kunst und dessen, was mit ihr zusammenhängt, zurück und ordnete sich in politischen Dingen im wesentlichen der Leitung Windthorsts unter [1]. Rückhaltlos erkannte er Windthorsts politische Ueberlegenheit an, wenn er auch die Art und Weise, wie der geniale Hannoveraner sich allzeit Geltung zu verschaffen und nöthigenfalls zu erzwingen wußte, nicht immer billigte. Uebrigens handelte es sich hierbei keineswegs bloß um sehr erklärliche persönliche Verstimmungen. ‚Auch sachliche Differenzen haben mitgespielt. August Reichensperger war eben ein Politiker der alten Schule. Es war natürlich, daß ihm das Einlenken in später auftretende Strömungen, besonders das Eingehen auf die socialen Reformideen, die in seiner ersten parlamentarischen Periode erst embryonisch vorhanden waren, fremdartig und schwer ankam; auch die gründliche Aenderung der Formen der politischen Agitation, wie sie das allgemeine Stimmrecht mit sich brachte, mag ihm sonderbar vorgekommen sein, aber deshalb in den Schmollwinkel zu gehen oder gar den Frondeur zu spielen, ist ihm nicht eingefallen. Er hat sich in die neue Zeit nicht mit der fabelhaften Schmiegsamkeit Windthorsts eingelebt, aber entzogen hat er sich ihren Anforderungen auch nicht, und unter allen Umständen seinen Platz mit Anstand und Würde ausgefüllt. Mehr als einmal ist an den Wendepunkten der Centrumspolitik die Entscheidung gegen ihn ausgefallen; dann machte er vielleicht in kleinem Kreise seiner Stimmung Luft, aber nach außen zu demonstriren, hätte er für seiner unwürdig gehalten. Das unbedingte Vertrauen in die Vornehmheit seines politischen Charakters machte ihn zum beständigen Vertrauensmanne aller seiner Fractionsgenossen — nur berufsmäßige „Absentisten" mögen ihm im Bewußtsein ihrer Schuld aus dem Wege gegangen sein —, und diese Stellung hat er immer nur im Sinne des Ausgleichs, der freundlichen Verständigung benutzt.‘ [2]

Die hohe Selbstverläugnung, mit der beide Reichensperger selbst- und neidlos vor Windthorst zurücktraten, ist der schönste und erhebendste Zug im Charakter dieser greisen Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht. In dieser Hinsicht bleiben sie ein hehres Vorbild für die deutschen Katholiken, die niemals vergessen werden, daß auch Windthorsts große Erfolge nicht möglich gewesen wären ohne die Vor- und Mitarbeit der Reichensperger.

[1] Vgl. Langwerth-Simmern, Aus meinem Leben II, 134 f.

[2] Dr. Cardauns a. a. O. XXI, 734—735.

X.

Thätigkeit für die Wiederbelebung der Kunst, insbesondere der christlichen Kunst des deutschen Mittelalters. 1871—1885. Stellung zur Antike und zur Renaissance.

1. Parlamentsreden über Kunst und Kunsthandwerk, Architektenbildung und Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler.

Ungeachtet der rastlosen und umfassenden Thätigkeit, welche Reichensperger in den schweren Zeiten des ‚Culturkampfes' entfaltete, fand er doch noch Zeit zu einer weitverzweigten Thätigkeit für die künstlerischen Interessen. Wenn sonst der Satz gilt: ‚Unter den Waffen schweigen die Musen', so traf derselbe in diesem Falle für Reichensperger nicht zu. Gewiß lag ihm die so schwer bedrohte Freiheit der Kirche an erster Stelle am Herzen; trotzdem hielt er es für seine Pflicht, während des Kampfes für das Recht der Katholiken der Förderung der wahren Kunst einen Theil seiner reichen Kraft zuzuwenden. Von jeher galt ihm die Kunst nicht als eine bloße ästhetische Liebhaberei, sondern als eines der wichtigsten Elemente der öffentlichen Gesittung, geeignet, in weiten Kreisen veredelnd oder aber auch verderbend zu wirken. ‚Die Kunstübung', sagt er sehr richtig, ‚ist mit nichten eine isolirte Thätigkeit; die Kunst als Ganzes genommen ist zu keiner Zeit das Product einzelner Individuen; in ihrem tiefsten Grunde schlingen vielmehr die Wurzeln aller Verhältnisse sich ineinander, welche die betreffende Periode überhaupt bedingen und charakterisiren. Die Kunst ist die feinste Blüthe des Culturlebens, sie kann dem aufmerksamen Beobachter als Gradmesser für den Herzschlag eines Volkes dienen. Sie hat darum auch eine hohe Bedeutung für das öffentliche Wohl und gehört in den Kreis der Angelegenheiten, die der Obsorge und Pflege der Staatsregierungen anvertraut werden. Diese sollen unterstützend, aufmunternd und helfend eintreten, wo die Kräfte der Einzelnen oder der Communen nicht ausreichen; sie werden dies aber nur dann mit Erfolg thun, wenn sie dabei von richtigen Anschauungen ausgehen, wenn sie, wo es nöthig erscheint, auch den Muth haben, der herrschenden Tagesmeinung entgegenzutreten und unter allen Verhältnissen den höchsten, idealen Standpunkt als das Ziel der Bestrebungen aufzustellen.' Deshalb war seine Thätigkeit für Klarstellung der richtigen Aufgabe der Kunst und für Förderung einer Kunstrichtung, wie sie der christlichen Cultur im allgemeinen und der Eigenthümlichkeit der deutschen Nation insbesondere entspricht, ein harmonischer Theil seines ganzen öffentlichen Wirkens.

Um seinen auf tiefster Ueberzeugung wie reichster Erfahrung beruhenden Anschauungen von wahrer und falscher Kunst die weiteste Verbreitung zu geben und sie zur Anerkennung zu bringen, gab es wohl kaum einen wirksamern Ort als das Parlament. Die Taktik des Ignorirens und Todtschweigens hatte ihn bei seinen schriftstellerischen Bestrebungen schwer getroffen; nun machte er es sich zu nutze, daß Presse und Zeitschriften wohl Bücher übergehen können, nicht aber Reden, die von den Vertretern des Volkes gehalten werden. Im Deutschen Reichstage wie im preußischen Landtage war er denn auch fast anderthalb Decennien lang in dieser Hinsicht unermüdlich thätig. Eifrig ergriff er jede sich darbietende Gelegenheit zur Besprechung der künstlerischen Zustände in Deutschland, besonders in Preußen, wobei er dann mit gewohnter Klarheit und nicht selten mit berechtigter Schärfe die hier vorhandenen großen Schäden aufdeckte. Die geringe Sorge für die Erhaltung der Kunstdenkmäler der Vergangenheit, die bureaukratische Organisation des staatlichen Bauwesens in Preußen, die zahlreichen staatlichen Neubauten des jungen Reiches gewährten dem erfahrenen und weitblickenden Redner reichlichen Stoff, um den auf diesen Gebieten herrschenden falschen Richtungen auf das entschiedenste entgegenzutreten und bessere Zustände wenigstens anzubahnen. Daß er zuweilen in seinem Mißmuth über modernen Kunst- und Bauschwindel, in seinem Feuereifer für die Wiederbelebung der Gotik zu weit ging, ist wohl nicht zu läugnen. In den meisten Punkten aber kann man seinen Ausführungen nur beistimmen; nach den verschiedensten Richtungen hat er anregend und segensvoll gewirkt, in vielen sind seine Ideen trotz der leidenschaftlichsten Bekämpfung seitens der Gegner siegreich zum Durchbruch gekommen.

Dies gilt namentlich von seinen Bemühungen zum Schutz der alten Monumente. Wie bereits in den fünfziger Jahren, so wies er auch jetzt immer wieder darauf hin, wie viel mehr in dieser Hinsicht in Frankreich und England, selbst in dem kleinen Holland und dem gewiß nicht reichen Spanien geschehen sei, als in Deutschland. Die moderne Zerstörungswuth fand in ihm einen nicht minder scharfen Gegner wie der ‚Restaurations-Vandalismus‘, die ‚Neumacherei‘. Mit glühender Liebe für unsere vaterländischen Kunstdenkmäler eine erleuchtete Einsicht in die Anforderungen einer allseitig vollendeten Restauration vereinigend, mahnte er wie ein treuer Eckart, wo sich ein Anlaß fand, für eine besonnene, allmähliche, stilgerechte Herstellung der alten Baudenkmäler. Seine Verdienste auf diesem Gebiete sind kaum hoch genug anzuschlagen, ist doch, wie ein mit Reichensperger befreundeter Kunstkenner ersten Ranges betont, eine auch nur minder glückliche Restauration in ihren Folgen oft verhängnißvoller als die schwersten Unfälle [1].

---

[1] Fr. Schneider, Die Katharinenkirche zu Oppenheim und ihre Restauration, im Frankf. Museum 1876, Nr. 120.

Eine Aufzählung aller Bauwerke, für deren Restauration Reichensperger im Parlament auftrat, würde zu weit führen; als die hervorragendsten seien hier genannt: die Abteikirche zu Knechtsteden[1], die Katharinenkirche zu Oppenheim, die Annenkirche zu Düren, der Kaiserpalast zu Goslar und das Marienburger Schloß. So sehr er sonst auf Sparsamkeit drang, so konnte ihm für die Erhaltung des Alten nicht leicht genug geschehen; infolgedessen befürwortete er z. B. am 30. April 1877 im Reichstag die Bewilligung einer größern Summe zur Erhaltung der Kunstdenkmäler in Elsaß-Lothringen und gedachte dabei mit berechtigtem Lobe des ebenso ‚umfassenden wie in seiner Art vollendeten' Werkes von F. X. Kraus. Den Vorwurf, daß Reichensperger sich nur für die Gotik interessire und ‚alle Renaissance verachte', widerlegt die Thatsache, daß er im Parlament unter anderem warm für die Erhaltung eines Denkmales der Spätrenaissance in Trier eintrat. Auch durch Zeitungsartikel war er in der angedeuteten Richtung thätig: so unter anderem für die Restauration der Kirchen zu Brauweiler, Seligenstadt und St. Aposteln zu Köln. Namentlich auf seinen vielen Reisen ist er wiederholt für die Erhaltung alter Baudenkmäler und deren stilgerechte Restauration thätig gewesen. Nicht wenige kirchliche wie profane Bauwerke, in deren Beseitigung der Geist einer falschen Aufklärung etwas Verdienstliches sah, hat er gerettet. Wenn er von diesen Dingen zu erzählen anfing, war er unerschöpflich und oft — nicht mit Unrecht — bitter sarkastisch. ‚Schon der Schatten, welchen solche Gebäude warfen,' klagte er, ‚genügte zu ihrer Verurtheilung; man glaubte sie wie Leichen behandeln zu dürfen, welche man zu begraben vergessen hat.' ‚Bald sind es Gemeinderäthe, deren Verschönerungsdrang durch altes, dazu vielleicht sogar noch Unterhaltungskosten beanspruchendes Bauwerk gehemmt wird; bald ist es die Polizei oder eine andere Behörde, deren Alignements- oder sonstigen Projecten ein solcher Bau im Wege steht, die überhaupt aufgeräumt sehen möchten, um nicht mit „unnützen" Schreibereien über „zweck- und werthloses Gemäuer" behelligt zu werden.' Es war seine besondere ‚Liebhaberei', auf seinen vielen Reisen solchen bedrohten Werken nachzugehen und für ihre Erhaltung aufzubieten, was in seinen Kräften stand. In vielen Fällen waren seine Bemühungen von Erfolg gekrönt, und mit Befriedigung pflegte er darauf hinzuweisen, daß ihm an der Erhaltung des imposanten Holstenthores zu Lübeck ein nicht unwesentlicher Antheil gebühre.

---

[1] Gleich nach Wiederaufnahme seiner parlamentarischen Thätigkeit erwirkte Reichensperger für die Restauration dieser schönen Kirche 5000 Reichsthaler. Erzbischof Melchers dankte ihm dafür am 25. Januar 1871, hinzufügend: ‚Ich wünsche Ihnen zu diesem Erfolg nicht minder Glück als zu der parlamentarischen Eroberung zu Gunsten der Erwärmung aller Eisenbahnwaggons. Das ganze Vaterland ist Ihnen dafür zum Dank verpflichtet.' Vgl. oben S. 12 f.

Minder glücklich war Reichensperger in Trier, wo ‚aufgeklärt-liberale Fortschrittsphilister, Geschöpfe, welchen kaum mit Gründen, geschweige denn mit Ideen, sondern nur mit Phrasen beigekommen werden kann‘, seine Mahnungen verachteten. ‚Diese Sorte‘, meldet er am 1. November 1877 seinem Freunde Crull, ‚hat in Trier, welches doch nur von seiner Geschichte lebt, das uralte sogen. Neuthor abgerissen, für welches ich manche Lanze in früherer Zeit mit den dortigen Vandalen gebrochen hatte. Man darf sich aber nicht entmuthigen lassen. Denkt man an die zwei bis drei letzten Jahrhunderte zurück, so gewahrt man doch im großen und ganzen eine recht erhebliche Besserung auf dem in Rede stehenden Gebiete, und hoffentlich wird die Gärung, wenn auch nur sehr allmählich, die faulen Stoffe ausscheiden. Wer hätte noch vor wenigen Generationen auch nur zu denken gewagt, daß die gotischen Dome wieder zu wachsen und sich zu verjüngen anfingen!‘

In seiner ‚Adoptivvaterstadt‘ Köln nahm Reichensperger muthig den Kampf für die Erhaltung der dortigen mittelalterlichen Thorburgen, dieser ‚gewaltigen Zeugen der militärischen Größe der einst so mächtigen Stadt‘, auf. Sobald die Hinausschiebung der Kölner Befestigungen beschlossen war, trat daselbst unter Leitung der ‚Kölnischen Zeitung‘ eine Partei hervor, welche mit sämtlichen mittelalterlichen Thoren, Thürmen und Mauern aufgeräumt wissen wollte. Reichensperger brachte die Angelegenheit zuerst im Februar 1880 und dann nochmals am 3. Februar 1881 im Parlament zur Sprache. Er richtete einen überaus warmen Appell an die Regierung zur Erhaltung jener Denkmäler, über welchen ‚der Würgengel des aufgeklärten oder aufklärenden Vandalismus schwebe‘. Gegen die Kölner Thorburgen habe sich eine ‚wahre Verschwörung gebildet, als deren Organ man mit allem Fug die „Kölnische Zeitung“ namhaft machen könne‘. Es war dies keine Uebertreibung: lehnte doch die genannte Zeitung die Aufnahme einer Abhandlung von Cohausen mit dem Bemerken ab, ‚sie nehme nichts auf, was im Interesse der Erhaltung der Thorburgen geschrieben sei‘. Auch Minister Puttkamer gab zu, daß es ‚ein wahrer Jammer sei, wie leichthin heutzutage eine gewisse Richtung des Zeitgeistes über die ehrwürdigen Alterthümer unserer Nation hinwegschreite‘ — allein die Partei der ‚Kölnischen Zeitung‘, die Reichensperger mit Hohn überschüttete, erwies sich als mächtiger. ‚Die Verhandlungen der städtischen Verwaltung mit dem Kriegsministerium endeten dahin, daß drei Thorburgen, das Severins-, Eigelstein- und Gereonsthor, erhalten bleiben sollten, alle übrigen wurden preisgegeben.‘ Später erfolgte ein Umtausch des zuletzt genannten Thores gegen das zwar großartigere, aber weit weniger solide Hahnenthor. Reichensperger bemühte sich nun für die Erhaltung des Gereonsthores — jedoch

vergebens. Um so größer war seine Freude, daß ein hochsinniger Bürger Kölns die Ulrichsthorburg rettete[1].

Ueberaus große Verdienste erwarb sich Reichensperger durch seine Bemühungen für die reichere Dotirung und gesetzliche Fixirung des Wirkungskreises eines Landesconservators der alten Kunstdenkmäler in der preußischen Monarchie. Drei volle Jahre waren seit dem Tode des Conservators v. Quast vergangen, ohne daß die Regierung die Stelle besetzt hatte. Reichensperger brachte die Sache im Landtage zur Sprache. Er einigte sich zu diesem Zwecke im Frühjahr 1880 mit dem der conservativen Partei angehörenden Sohne des Verstorbenen, Siegfried v. Quast, welcher einen Antrag auf Neubesetzung der wichtigen Stelle einbrachte. Mit warmen Worten unterstützte er am 12. Februar 1880 die Ausführungen Quasts. Das Amt eines Conservators dürfe nicht länger ein Nebenamt bleiben; die Regierung, welche sich sonst nicht scheue, mit Millionenforderungen vor den Landtag zu treten, müsse hier Wandel schaffen angesichts einer ganzen Reihe ‚bedrohter, dem Ruin entgegengehender, höchst merkwürdiger germanischer Kunstwerke'. Vielfach würden die Geldmittel ganz falsch angewendet; habe man doch z. B. den Goslarer Kaiserpalast, statt in seinem ursprünglichen Zustand wiederherzustellen, zu einem ‚wohnlichen und fürstlichen Absteigequartier eingerichtet' und die Ausmalung des alten Saalbaues mit großen Kosten einem akademischen Staffeleimaler überantwortet. Man möge in Verwendung der für Kunstzwecke verfügbaren Mittel mit mehr Umsicht verfahren, endlich einmal ‚eine feste, umfassende Organisation' bilden, damit ‚die Schöpfungen der großen Kunst unserer Väter', soweit der ‚Vandalismus der letzten Jahrhunderte und auch der Jetztzeit' sie noch nicht vernichtet habe, ‚als Zeugen des Lebens und Wirkens unserer Väter der Nachwelt' erhalten blieben[2].

Die Berechtigung der auch noch später wiederholten Mahnungen Reichenspergers hat 1882 einer der hervorragendsten Fachmänner betont. ‚Daß in dieser Beziehung in Preußen viel zu wenig geschieht,' urtheilte Aldenkirchen, ‚daß manches jetzt unnützerweise für fragwürdige Neuschöpfungen ausgegebene Geld zweckmäßiger zur Erhaltung des Alten verwendet werden könnte, und daß wir auf diesem Gebiete hinter andern Ländern weit zurückstehen, ist eine leider nur zu wahre Thatsache. Es bleibt Reichenspergers unbestreitbares Verdienst, durch seine Reden nach dieser Seite hin mit schon jetzt sichtbar werdendem Erfolge gewirkt zu haben, wie die Ernennung v. Dehn-Rothfelsers zum Conservator und außerordentlichen Mitglied der neuen Bauakademie beweist.'[3] Zu wünschen blieb auch jetzt noch manches. Reichensperger war

[1] Näheres in der Schrift: Zur Profanarchitektur S. 64 f.

[2] Parlamentarisches über Kunst S. 75—80.

[3] Lit. Handweiser 1882, S. 435.

denn auch keineswegs zufriedengestellt: noch am 3. März 1885 sprach er den berechtigten Wunsch aus, daß endlich einmal ein allgemeines Gesetz betreffs der Erhaltung der Baudenkmäler vorgelegt werde; er erinnerte dabei an seinen Antrag vom Jahre — 1852![1]

Segensreiche Anregungen gab Reichensperger in Verbindung mit seinen Freunden Leopold Kaufmann und v. Heeremann zur Ausgestaltung des Berliner Kupferstichcabinets; wiederholt sprach er auch den Wunsch aus, daß die Alterthümer in den Provinzen bleiben sollen, wo sie gefunden werden, und daß man die heimische Keramik pflege. Im Reichstage befürwortete er mehrmals auf das wärmste die Unterstützung der großen nationalen Sammlungen, des Germanischen Museums zu Nürnberg und des Römisch-germanischen Centralmuseums zu Mainz. Auch die Subventionirung der archäologischen Institute zu Rom und Athen fand in ihm einen Fürsprecher; indessen betonte er bereits am 9. Juni 1873 mit Recht, wie wünschenswerth es sei, daß ein ähnliches Reichsinstitut auch für die Pflege der christlichen Kunst gegründet werde[2]. Die Ergebnisse der Ausgrabungen in Olympia begrüßte der ‚fanatische Gotiker' wiederholt, jedoch nicht ohne vor der Pseudo-Antike zu warnen.

Der mit Recht von Reichensperger verabscheute ‚Pseudo-Classicismus' spielt eine große Rolle in den fast zahllosen Reden, welche er in der Zeit von 1877—1885 im Landtage wie im Reichstage über das Bauwesen im allgemeinen und die staatlichen Neubauten im besondern gehalten hat. Die vielen Postbauten, welche Herr v. Stephan in allen Theilen des Reiches errichten ließ[3], boten Reichensperger einen erwünschten Anlaß, nicht bloß für die Profangotik eine Lanze einzulegen, sondern auch im allgemeinen auf zweckentsprechende, gesunde, nicht zu luxuriöse und kostspielige Anlagen zu dringen. Nicht minder wachte er über die Ausführung der neuen Gerichtsgebäude und der Bahnhöfe. Bitter beklagte er es, daß für den Bau des Straßburger Universitätsgebäudes nicht der deutsche Stil gewählt wurde, der mit dem Münster harmonire. Während er hier mit Recht das nationale Element hervorkehrte, ging er sonst streng von ästhetischen Gesichtspunkten aus. Sein ausgeprägter Schönheitssinn empörte sich gegen die ‚moderne Stillosigkeit oder das Stilsammelsurium, das man deutsche Renaissance zu nennen beliebt'. Zahllos sind die Klagen, die er in beiden Parlamenten vorbrachte über stillose oder zweckwidrige, den Stempel der Langweiligkeit oder falschen, übel angebrachten Pracht an sich tragende Bauwerke, wie über die erheblichen Ueberschreitungen der ursprünglichen Kostenvoranschläge. Kennzeichnend für

[1] Stenogr. Bericht der Landtagsverhandlungen 1885 I, 839.
[2] Stenogr. Bericht S. 1026.
[3] Vgl. Krickenberg, H. v. Stephan (Dresden 1897) S. 251 f.

seinen Schönheitssinn ist seine Aeußerung: ‚Auch Kasernen soll man schön bauen‘, wie seine Sorge, daß auch die Münzen, Banknoten und Schuldpapiere des neuen Reiches den ästhetischen Anforderungen entsprechend gestaltet würden [1].

Die rücksichtslose Schärfe, mit welcher Reichensperger allen Mißständen im Bauwesen entgegentrat, wie der scharf ausgeprägte Charakter seiner christlich-germanischen Kunstanschauungen machen es erklärlich, daß er vielfach auf den heftigsten Widerspruch stieß, jedoch mehr außerhalb des Parlamentes als in demselben. Im Landtag wie im Reichstag fand er vielmehr von Anfang an bei vielen politischen Gegnern mehr Verständniß als bei manchen Centrumsleuten. Gleich eine seiner ersten Reden (13. Januar 1872) ‚pro Gotik contra Bauakademie und Bureaukratie‘ erfreute sich des Beifalls politischer Gegner. ‚Professor Karsten aus Kiel‘, berichtet Reichenspergers Tagebuch zum 19. Januar, ‚stimmte mir im wesentlichen bei, und heute noch kam der mir bisher ganz unbekannt gewesene Dr. Schläger aus Hannover (ein Nationalliberaler) zu jenem Erfolg mit dem Bemerken gratuliren, daß alle Hannoveraner mir zustimmten.‘

Im October 1880, nachdem Reichensperger seine heftigsten Kunstschlachten geschlagen, war der nationalliberale ‚Schwäbische Merkur‘ unbefangen genug, zu schreiben: ‚Die von dem bekannten ultramontanen Abgeordneten Reichensperger in den letzten Sessionen im preußischen Abgeordnetenhause über wichtige Fragen der künstlerischen Zustände bei uns, speciell in Preußen, gehaltenen Reden haben in einem Theile der Presse eine unbillige und den Wortlaut und Sinn derselben entstellende Kritik erfahren. In Sachen der Architektur, des Kunstgewerbes und verwandter Dinge genießt Reichensperger auch in den ihm feindlich gegenüberstehenden politischen Kreisen ein wohlverdientes Ansehen. Er hat wie wenige Sinn und Herz für die künstlerischen Interessen. Daß er in der Gotik den vorzugsweise deutsch-nationalen Stil erblickt und denselben vor allem gefördert wissen möchte, hat ihm unter seinen Gegnern den Beinamen „Nichts als Gotiker“ eingetragen; außerdem hat er das ganze preußische Baubeamtenthum, in dessen bureaukratischer Erziehung er eine Hauptursache der argen baulichen Sünden und Verirrungen unserer Zeit erblickt, zum Gegner.‘ [2]

‚Arge bauliche Sünden und Verirrungen‘ traten Reichensperger vor allem in Berlin selbst entgegen. Als Professor v. Treitschke im März 1872 in einer

---

[1] ‚Mit dem Verlauf der Banknoten-Jury-Sitzung‘, schrieb er am 19. April 1880 an seine Gemahlin, ‚bin ich ganz zufrieden — unverdientermaßen habe ich darin eine Hauptrolle gespielt und im wesentlichen meine Ansicht durchgesetzt.‘

[2] ‚Schwäbische Kronik‘ des Schwäbischen Merkur, 2. Abtheil. 1880, Nr. 251.

Rede über die ästhetischen Aufgaben des neuen Cultusministers zugab, daß seit dem Tode Friedrich Wilhelms III. ‚dem Staate kein schöner Prachtbau mehr gelungen und daß namentlich die Hand, welche das neue Museum gebaut habe, keine glückliche' gewesen sei, meinte Reichensperger: ‚Darin kann man dem Mentor des Herrn Cultusministers nur beipflichten; nicht bloß das neue und das neueste Museum, diese verunglückte Nachbildung eines antiken Tempels, sondern auch das Rathhaus und die Börse, letztere mit ihrem nicht bloß unnützen, sondern geradezu zweckwidrigen Säulenluxus, erscheinen wenig geeignet, einen hohen Begriff von dem Aufschwunge der monumentalen Kunst in der Reichshauptstadt zu gewähren. In noch geringerem Maße aber eignen sich hierzu gewiß die „Bauten des Berliner Bürgerthums", zu welchem Herr v. Treitschke einen Theil seines Weihrauchs aufsteigen läßt. Wer seine Augen zum Sehen gebrauchen will, kann sich unmöglich verhehlen, daß alles, was sich an diesen Bauten als Kunstschmuck bemerklich machen will, nur angeklebte, fabrikmäßig gefertigte Dutzendware aus Gußeisen, Zink, Blech, Thon, Gips und dergleichen Scheinmaterial mehr ist, welchem die Oelfarbe einen gewissen Anstrich von Echtheit zu verleihen hat. Wird hier und dort einmal versucht, eine gewisse Abwechslung in die langweilige Einförmigkeit der Häuserreihen zu bringen, so geschieht dies durch einen mittelst maskirter Eisenstangen mit der Wand verbundenen Erker, da die Meisterschaft der Berliner Architekten nicht so weit reicht, um einen solchen in kunstgerecht constructiver Weise herzustellen.'

Reichensperger war gerecht genug, am 6. December 1879 im Abgeordnetenhause bei Berathung des Etats der Bauverwaltung unumwunden anzuerkennen, daß sich die Berliner Baukunst ‚in gewisser Beziehung zum Bessern gewendet'; indessen meinte er, die neue Strömung werde nicht allgemein werden, werde nicht wahrhaft befruchtend wirken, solange ‚das Heer der Baubureaukraten das Scepter im Lande Preußen führe'. Die neuen Bahnhofbauten ließen nicht bloß das ästhetische Moment, sondern auch die allergewöhnlichsten Nützlichkeitsrücksichten in der Regel außer acht; werde ein Luxus gemacht, so sei es meist ein falscher; wie allenthalben, so zeige sich auch auf dem Gebiete der Architektur eine Stilmengerei, die unter der einen innern Widerspruch einschließenden Firma ‚deutsche Renaissance' debitirt werde. Eine ‚radicale Reform' des ganzen ‚Baumandarinenthums' sei nothwendig, vor allem eine Reform des Bildungsganges der Bautechniker, da der gegenwärtig behufs Ablegung des Staatsexamens zu bewältigende Bildungsstoff lediglich einer oberflächlichen Vielwisserei Vorschub leiste. Man solle einmal von Staats wegen studiren lassen, ‚wie man es im Mittelalter gemacht hat und wie man es heutzutage noch in England macht'. Er hoffe, man werde zu dem Resultat kommen, ‚daß es kein allzu

großes Unglück wäre, wenn wir unsere Bauakademie schlössen und den Schlüssel in die Spree würfen'[1].

Man hatte bisher von der Gegenseite gegenüber der scharfen Kritik Reichenspergers ‚das bequemste aller Mittel', das systematische Todtschweigen, befolgt. Als aber in jener Sitzung vom 6. December 1879 der dem Bauwesen vorgesetzte Minister Maybach, sämtliche Mitglieder, welche nachher das Wort nahmen, und mit denselben das ganze Haus auf die Seite des unbequemen Mahners traten[2], entschloß man sich zu einer Aenderung der bisherigen Taktik. Mit offenem Visir wagte man indessen ebensowenig zu kämpfen, wie man es nicht für gut befand, den Lesern Reichenspergers Rede mitzutheilen. Im Gegentheil, seine Worte wurden entstellt und er selbst geradezu mit ‚plumpen Schmähungen' überhäuft. Besonders die ‚Kölnische Zeitung' ließ den Verhaßten ‚förmlich Spießruthen laufen'. In ähnlicher Weise verfuhr das Berliner ‚Wochenblatt für Architekten'. Die ‚Berliner Bauzeitung' fertigte die Rede ‚de haut en bas in wenig Zeilen ab'. Reichensperger nahm daraus Veranlassung, am 19. December nochmals gelegentlich der Moselbahn-Bauten ‚über die dort hervortretenden Begehungs- und Unterlassungssünden' zu sprechen. ‚Die Erwiderung des Regierungscommissars gegen Berger, welcher im gleichen Sinne gesprochen hatte, war ausweichend und matt,' sagt Reichenspergers Tagebuch. ‚Ich benutzte die Gelegenheit, um abermals dem officiellen Bauwesen einen Stoß zu versetzen.'

Nicht minder tief einschneidend war die Rede, welche Reichensperger am 12. Februar 1880 beim Cultus- und Unterrichtsetat über die Berliner Museen, die Pseudo-Antike und den mit dem Gelde der Steuerzahler von Staats wegen protegirten Nuditätencult in Malerei und Sculptur hielt. Die moderne Kunst mit ihrer Stilmengerei, die Bevorzugung des pseudo-antiken Elementes vor dem christlichen und nationalen, selbst in einer angeblich ‚der deutschen Kunst' gewidmeten Anstalt wie der Nationalgalerie, ward hier scharf gegeißelt. Der eigentliche Zweck seiner Rede war, ‚in unzweideutiger Weise den Nachweis zu führen, daß staatliche Mittel und staatlicher Einfluß in einer Weise aufgewandt würden, welche theilweise wenigstens geeignet sei,

---

[1] Parlamentarisches über Kunst S. 27—32. Ein Umschwung war damals an den Bauakademien allerdings angebahnt durch die beginnende Thätigkeit Karl Schäfers, der seitdem so viel für die Gotik geleistet hat; indessen war Schäfer damals noch nicht staatlich angestellt, vgl. Hasak in der Köln. Volkszeitung 1895, Nr. 481, der wohl aus eigener Erfahrung erzählt: ‚Wer vor zwanzig Jahren auf der Berliner Bauakademie seine Bewunderung für die mittelalterliche Kunst Ausdruck gab, wurde einfach als Bauer betrachtet.' Siehe auch den Aufsatz über Hasaks Kölner Reichsbankgebäude in derselben Zeitung 1897, Nr. 327.

[2] Vgl. den Bericht der Köln. Volkszeitung vom 9. December 1879.

die Kunstübung auf falsche Bahnen zu lenken oder sie doch von den rechten fernzuhalten'. War manches, was Reichensperger in seiner Rede z. B. über die Museen sagte, doch wohl zu scharf, so kann man ihm darin sicher nur unbedingt beistimmen, daß er wie früher[1], so auch jetzt gegen den wieder gerade in Berlin so sehr hervortretenden Unfug unzüchtiger Darstellungen auf den öffentlichen Plätzen und in den Museen seine Stimme erhob. Wer die ‚Bacchantin' in der Nationalgalerie gesehen, wird ihm recht geben, ‚daß jedes junge, unverdorbene oder doch ganz gewiß jedes Mädchen, welches nicht etwa in einer confessionslosen höhern Töchterschule emancipirt, zur „aufgeklärten, freien Liebe" (um den Ausdruck eines liberalen Weltblattes zu gebrauchen) herangebildet worden ist, den ärgsten Anstoß an einer solchen Erscheinung nimmt'. Um Mißverständnissen vorzubeugen, fügte der Redner noch hinzu: ‚Wenn ich gegen diese modernen Nuditäten, gegen diese Pseudo-Antike auftrete, so breche ich damit in keiner Weise den Stab über die echte Antike; sie findet nicht leicht einen wärmern Bewunderer als mich; ich bin ihr nach allen Richtungen hin nachgegangen. Aber, meine Herren, es ist ein großer Unterschied zwischen den unbekleideten Figuren des klassischen Alterthums — dazu bitte ich aber nicht die Zeit des Verfalls, insbesondere des römischen, zu rechnen — und den modernen, ausgekleideten Modell-Nuditäten. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, es wäre so recht antik, wenn man alle möglichen Figuren nackt darstellt. Ich könnte Ihnen eine Stelle aus Aristoteles vorlesen, wo er sagt: die Nuditäten gehörten in gewisse Locale, zu welchen nicht jedermann Zutritt habe. Ich weise darauf hin, daß die Venus Urania bekleidet dargestellt ward; nur die Venus vulgivaga und die spätere Venus aus der Zeit des Verfalls trat unbekleidet auf. Schiebe man also die Antike nicht vor, um die modernen Nuditäten zu rechtfertigen!'[2]

‚Ich bin überzeugt,' meinte Reichensperger, ‚daß ich wegen dessen, was ich über die Nuditäten gesagt habe, durch manche Zeitungsspalten Spießruthen laufen muß, daß ich als Barbar, als Mucker, als Fanatiker, ich weiß nicht, als was alles sonst noch, erscheinen werde. Das sehe ich schon kommen; aber, meine Herren, wir vom Centrum haben für all derartiges eine so harte Haut bekommen, daß wir uns gar nichts mehr daraus machen.'

Der Lärm, welcher sich in der Presse und namentlich in den sogen. Witzblättern über die ‚Prüderie' Reichenspergers erhob, wäre sicherlich noch größer

[1] Bereits im Jahre 1854 hatte Reichensperger auf Wunsch des Herrn v. Gerlach ‚über die klassischen Nuditäten oder vielmehr Obscönitäten' der Berliner Schloßbrücke ein kleines Memoire angefertigt, welches v. Gerlach in die ‚Kreuzzeitung' brachte, was Veranlassung zur Beschlagnahme der betreffenden Nummer gab, s. Steinle und Reichensperger S. 75.

[2] Parlamentarisches über Kunst S. 49. 52.

geworden, wenn seitens des Cultus- und Unterrichtsministeriums seinen Anregungen und Wünschen ebenso ‚sympathisch' begegnet worden wäre, wie bei Berathung des Etats der Bauverwaltung seitens des obersten Chefs dieser Abtheilung geschehen war. Auch im Hause fand Reichensperger dieses Mal Gegner, welche ihm vorwarfen, daß er, ‚zu einseitig in die Gotik verbissen, den andern Kunstrichtungen mit einer gewissen Befangenheit gegenüberstehe'. Indessen konnte der Angegriffene gerade hier erwidern, daß er ‚soeben noch die pergamenischen Kunstalterthümer verherrlicht habe, die doch nicht gotisch seien'. ‚Aber', meinte er, ‚das hilft mir so wenig wie alles, was ich früher zum Lobe der Antike, der echten Renaissance und selbst des echten Rococo, der Malergenies des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts geschrieben und gesagt habe — ich bin und bleibe im Munde aller, die mir am Zeuge flicken wollen, ein Fanatiker der Gotik, der für nichts anderes Sinn und Verständniß hat.' ‚Glücklicherweise', schrieb er an seine Gemahlin, ‚ficht mich das Gezeter nicht im mindesten an; ich halte es sogar für ein Symptom des Besserwerdens auf den betreffenden Gebieten.' Wie früher, so sammelte er auch jetzt alle ihn verspottenden Caricaturen der Witzblätter, die, wenn sie gelungen waren, ihn aufrichtig erfreuten[1].

Die Ursachen des Daniederliegens des deutschen Kunstgewerbes brachte Reichensperger am 13. Februar 1880 zur Sprache, indem er anläßlich einer Budgetforderung für eine Zeichenschule der modernen Ueberschätzung dieses Faches auf Kosten der praktischen Uebung der Hand am Material selbst entgegentrat. Ein Satz dieser Rede faßt kurz und prägnant das zusammen, was Reichensperger stets für alle Gebiete des Lebens mit Recht betonte: ‚Vor allem das Können, nicht das Wissen.' ‚Vielwisserei' kann in der That keine echten Künstler hervorbringen und ‚Bildungsfirniß' dem Handwerker seine Handwerkstüchtigkeit nicht ersetzen. Da ein Schlußvotum ihn verhinderte, auf die Entgegnungen des Fortschrittlers Ludwig Löwe und des Regierungscommissars Wehrenpfennig zu antworten, und die Angriffe der in ihrer bureaukratischen Majestät bedrohten ‚Baukünstler' fortdauerten, entschloß sich Reichensperger, seine frühern und jetzigen Ausführungen in einer besondern Schrift näher zu erläutern und zu vertheidigen. So entstand die im Sommer 1880 erschienene inhaltreiche Abhandlung ‚Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk'. Dieselbe bildet gewissermaßen ein Gegenstück zu der frühern Schrift ‚Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst'.

---

[1] Reichenspergers Gegner verspottete sein Freund Statz in einer Reihe von Zeichnungen, in welchen namentlich die Versenkung des Schlüssels der Bauakademie eine große Rolle spielt.

‚Mit bewunderungswürdiger Ruhe und Noblesse‘ führt hier Reichensperger seine Vertheidigung gegen ‚heftige Anfeindungen‘ gewisser Preßorgane. ‚Daß keines dieser Blätter den Muth hatte, seinen Lesern die nachher in spaltenlangen Artikeln angefeindeten Reden ihrem Wortlaut nach oder auch nur in einem halbwegs erträglichen Auszuge mitzutheilen, rechtfertigt ebenso wie der Inhalt den erneuten Abdruck der Reden nach dem stenographischen Berichte.‘[1] Besondere Freude machte es Reichensperger, daß nicht bloß auf demselben religiösen Standpunkte stehende Männer sich also aussprachen. Bemerkenswerth in dieser Hinsicht war vor allem das Urtheil des ‚Schwäbischen Merkur‘. Dieses nationalliberale Blatt vertheidigte ihn nicht bloß gegen ‚ängstliche Prüderie‘, weil er den Nuditätencultus aus der Nationalgalerie verwiesen sehen wollte, sondern stimmte ihm auch sonst vollständig zu. ‚Ueberall ist Reichensperger‘, heißt es am Schluß dieser Besprechung, ‚für die Befreiung der Schule von dem gar nicht zu bewältigenden Wissensstoff, welcher ihr zugemuthet wird, und für die Rückkehr zu den künstlerischen Grundsätzen, welche Deutschland zur Zeit der Blüthe in der Baukunst und dem Kunsthandwerk beherrscht haben.‘[2] In ähnlicher Weise hatte die ‚Allgemeine conservative Monatschrift‘ schon früher (April 1880) die in der Rede Reichenspergers vom 6. December 1879 enthaltenen ‚gesunden Gedanken‘ der Beherzigung empfohlen.

Ein anderer Kritiker, G. Ebe, erhob allerdings eine Reihe von Einwendungen, erkannte aber doch an, daß Reichensperger das Dichterwort: ‚Es ist etwas faul im Staate Dänemark‘, nicht ohne Grund variirte, und begrüßte es, ‚wenn derartige Dinge, von denen das Publikum sonst wenig erfahre, im Parlament zur Sprache gebracht würden‘. ‚Herr Reichensperger‘, urtheilt Ebe in seiner sieben Spalten umfassenden Besprechung, ‚hat ohne Zweifel ein ernstes Interesse und ein warmes Herz für die von ihm vertretene Sache.‘[3]

Auch die ‚Blätter für literarische Unterhaltung‘ (1881, Nr. 14) gaben in einer sonst nicht gerade freundlichen Besprechung zu, daß Reichensperger ‚wiederum beherzigenswerthe Winke ertheile und gegen verschiedene unberechtigte Zöpfe der Herren Akademiker ankämpfe‘.

Am schwersten wog wohl die Anerkennung der Schrift durch ein so geachtetes Organ wie Lützows ‚Zeitschrift für bildende Kunst‘. ‚Mit derselben Freude,‘ schrieb hier Bernhard Förster, ‚mit welcher alle feinfühlenden

[1] Urtheil von Aldenkirchen im Lit. Handweiser 1882, S. 434. Vgl. auch die Recension von Leopold Kaufmann in der Deutschen Reichszeitung vom 26. September 1880, Nr. 267. Vgl. ferner Köln. Volkszeitung vom 24. August 1880, Germania vom 28. August 1880, Schles. Volkszeitung vom 2. September 1880, Stamminger in der Lit. Rundschau 1880, Sp. 600 f.

[2] ‚Schwäbische Kronik‘ des Schwäbischen Merkur, zweite Abtheil. 1880, Nr. 251.

[3] Die Gegenwart 1880, Nr. 44.

Menschen seiner Zeit den „Falschen Baurath“, jene reizende kleine Künstlernovelle, begrüßten, habe ich das genannte Buch von August Reichensperger in die Hand genommen. Beide Bücher haben das gemeinsam, daß sich hinter ihrer unscheinbaren Hülle ein Schatz von Erfahrungen auf dem Gebiete des Lebens und der Kunst verbirgt und daß sie aus der nämlichen Grundstimmung hervorgewachsen sind. Die letztere könnte man vielleicht kurz mit folgenden Sätzen bezeichnen: Die echte Kunst verdanken wir nicht der Laune eines oder einiger noch so geistreicher Köpfe, vielmehr ist der Künstler — und zwar dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen — nur der Interpret der in der Volksseele schlummernden Ahnungen und Wünsche. Was alle gern sagen oder bilden möchten, aber nicht können, dafür soll der wahre Künstler die einfachste, schönste, an sich verständlichste Form finden.‘ Scharf betont Förster, welche Dankbarkeit man einem Manne schulde, ‚welcher seit Jahren in Wort und Schrift das lebhafteste Interesse für unsere nationalen Kunstbestrebungen bewiesen hat, und dem es bisher fast ganz allein überlassen geblieben ist, den die Kunst betreffenden Verhandlungen der parlamentarischen Körperschaften in Deutschland eine der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechende Bedeutung zu geben. Einem solchen Manne von fachmännischer Seite her schlechtweg mit dem Vorwurf des Dilettantismus entgegenzutreten, erscheint bedenklich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß gerade die Baukunst vielleicht mehr noch als jede andere Kunst jetzt in rathlosem Suchen nach dem ihr verloren gegangenen Inhalt begriffen ist — es sei denn, daß man mit dem Worte „Dilettant“ den guten Sinn verbindet, den ihm Schopenhauer einmal vindicirte: der echte Freund der Kunst.‘[1] Förster hatte hier wohl die anonyme ‚Recension‘ im Auge, welche das Berliner ‚Wochenblatt für Architekten‘ (1880, Nr. 38) der Schrift Reichenspergers hatte zu theil werden lassen. Zur Kennzeichnung dieser Art von ‚Kritik‘ genügt es zu erwähnen, daß dieses ‚Fachblatt‘ selbst das ‚graue Haupt‘ des ‚unverbesserlichen Geschmacksrichters‘ verhöhnte. Der also Angegriffene war nicht der Mann, sich durch solche ‚Liebenswürdigkeiten‘ einschüchtern zu lassen. Von Anfang an war er sich bewußt, durch seine Reden ‚in ein Doppelwespennest gegriffen zu haben, im Vertrauen‘, wie er am 21. Februar 1880 schrieb, ‚auf meine harte Haut, die sich denn auch bis jetzt bewährt hat‘.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 1. December 1880 kennzeichnete Reichensperger die von ihm durch das genannte Wochenblatt zu theil gewordene ‚Mißhandlung‘ und sprach seine Freude aus über die tief eingreifenden Maßnahmen, welche der Minister Maybach seit dem Ablaufe der vorigen Session auf dem Gebiete des Bauwesens vorgenommen habe; insbesondere

[1] Zeitschr. f. bildende Kunst 1881, Beibl. Nr. 13.

begrüßte er freudig, daß derselbe eine Akademie für das Bauwesen gegründet, in welche die bis dahin bestandene Oberbaudeputation eingeschmolzen sei, und daß jetzt auch die germanische Baukunst in dieser neuen Akademie respectable Vertreter gefunden. Daran schloß sich dann eine ganze Reihe von Einzelwünschen in betreff der neuen Anstalt wie des öffentlichen Bauwesens überhaupt, welche der Minister Maybach überaus freundlich aufnahm. Dafür wurde aber Reichensperger alsbald von dem ‚Wochenblatt für Architekten' wie namentlich von der ‚Kölnischen Zeitung' (Nr. 335, I) in einer Weise angegriffen, die er als perfid bezeichnete.

Ein anderer würde angesichts solcher Angriffe den Muth verloren haben. Nicht so Reichensperger. Was er einmal als falsch erkannt, das verfolgte er unerbittlich und ohne Unterlaß. Mehr noch als alle sonstigen Versündigungen auf künstlerischem Gebiete empörte ihn die Herabwürdigung der Kunst, die nach seiner richtigen Ansicht ‚nach oben, ins Reich der Ideale weisen soll', zu niederem Sinnenreiz. Bereits in seiner Schrift ‚Parlamentarisches' hatte er von neuem verlangt, daß die Staatsregierung ‚der Erniedrigung der Kunst bis zur Gemeinheit hier nicht dadurch Vorschub leiste, daß unter dem Deckmantel der Kunst Obscönitäten in den aus öffentlichen Mitteln errichteten und unterhaltenen Anstalten Aufnahme fänden.' ‚Von der Polizei', bemerkte er, ‚wird verlangt, daß sie gegen unsittliche Bilder, welche zum Verkaufe ausgeboten werden, vorgeht. Muß es, wenn sie, dieser Pflicht nachkommend, in den Kaufläden dahin Gehöriges in Beschlag nimmt und die damit Handel Treibenden den Gerichten überliefert, nicht einen verwirrenden Einfluß auf das allgemeine Rechtsgefühl üben, sofern die staatlichen Sammelstätten für Werke der Kunst derartige Auswüchse aller Welt zur Schau darbieten? Für die feine Demarcationslinie zwischen Kunst, welche mit der Moral sich nicht in Einklang befindet, und Unsittlichkeit, welche nur der Kunst sich als Vehikel bedient, hat das große Publikum kein Verständniß; das Entsittlichende wirkt auf dasselbe in dem einen wie in dem andern Falle. Ein gründliches Studium des Nackten ist allerdings Bildhauern und Historienmalern unentbehrlich; es kann ihnen nicht dringend genug empfohlen werden. Allein dasselbe zeigt und verwerthet sich auch an bekleideten Gestalten. Mit ihren Nuditäten sollten sie wenigstens unser in seiner großen Masse noch christlich gesinntes Volk verschonen, zumal da es für solche nicht an Privatliebhabern fehlt, welche sie für hochklassisch erachten und sich daran weiden.'[1]

Da dieser Appell unbeachtet blieb, wiederholte Reichensperger am 15. December 1880 seine Forderung der Entfernung der ‚Bacchantin' aus der Nationalgalerie. Hierauf erwiderte der Director der genannten Samm-

---

[1] Parlamentarisches über Kunst S. 38—39.

lung mit verschiedenen Redensarten über die ‚Brutalität des Mittelalters‘; die ‚Bacchantin‘ nahm er als ‚keusch‘ energisch in Schutz, was nicht bloß beim Centrum, sondern auch bei den Conservativen Indignation erregte. Und nun entspann sich eine neue Preßfehde, in die auch Reichensperger eingriff. Sehr erfreulich war, daß sich in diesem Streite die Hauptorgane der conservativen Partei auf die Seite Reichenspergers stellten. So schrieb die ‚Conservative Correspondenz‘: ‚Rettung vor der „Brutalität des Mittelalters!“ lautete gestern Abend die Parole, mit welcher vom Regierungstische versucht wurde, für die bedenklichen Kunstleistungen des modernen Naturalismus Deckung zu gewinnen. Tendenz und Form dieses Ausdruckes wurde mit Unwillen von der rechten Seite des Hauses (und vom Centrum) zurückgewiesen. Heute, wo die Nation lebendiger denn je von der Erkenntniß durchdrungen ist, wie die Hohenstaufenzeit die Blüthe deutscher Kunst und Dichtung hervorgebracht, heute von seiten königlicher Kunstinstitutsvorsteher von der „Brutalität“ mittelalterlicher Kunst reden zu hören, ist ein Beweis, wie weit die Irrgänge moderner Kunstanschauung vom Wege gesunder Erkenntniß abführen.“ In ähnlicher Weise sprachen sich die ‚Kreuzzeitung‘ und der ‚Reichsbote‘ aus[1].

Eine noch größere Genugthuung für Reichensperger war es, daß, wenn auch nicht die ‚Bacchantin‘, so doch ein unsittliches Gemälde, das gleichfalls recht auffällig unmittelbar bei dem Eingange der Nationalgalerie postirt gewesen, in das weniger besuchte zweite Stockwerk verwiesen wurde. In der Kammersitzung vom 1. Februar 1881 feierte der Abgeordnete Meyer-Arnswalde Reichensperger als eine Kunstautorität ersten Ranges und machte dessen Urtheil über die ‚Bacchantin‘ zu dem seinigen. ‚Schwere Schläge für die „Kölnische Zeitung“ und das „Wochenblatt für Architekten“,‘ schrieb Reichensperger, ‚welche den genannten Abgeordneten in perfider Weise auf Grund seiner frühern Rede[2] gegen mich auszumünzen versucht hatten.‘

In der nächsten Zeit sollte Reichensperger noch eine Beihilfe für seine Bestrebungen finden, an die er wie seine Gegner nicht gedacht hatte. Nachdem er in der Reichstagssitzung vom 4. März 1881 wieder einmal, wie früher im Abgeordnetenhause, die so recht zum Wirkungskreise des Baubeamtenthums gehörige architektonische Herrichtung der Dienstwohnungen einer scharfen Kritik unterzogen hatte, erklärte sich Fürst Bismarck nicht bloß zustimmend, sondern ergänzte noch die Kritik Reichenspergers durch mehrere schneidige Bemerkungen.

Schon vorher hatte die ‚Deutsche Bauzeitung‘ einen umfangreichen Aufsatz veröffentlicht (1881, Nr. 16 und 19), welcher in den Wunsch auslief, daß sich ein Architekt um ein Mandat für die Volksvertretung bewerben möge,

[1] Näheres über die damalige Preßfehde in einem Artikel der Bochumer Westf. Volkszeitung vom 23. December 1880.

[2] Vgl. Parlamentarisches über Kunst S. 12.

um ein ‚Gegengewicht dem Herrn Reichensperger zu bieten‘, welchem es gelungen sei, ‚im preußischen und deutschen Parlament eine so hervorragende Rolle zu spielen und über den Kreis seiner Parteigenossen hinaus zum Ansehen einer Kunstautorität zu gelangen‘. Fürwahr ein seltsames Compliment für die bei der Debatte über Bauliches dem betreffenden Minister assistirenden Fachmänner! Die ‚Kunstautorität‘ Reichenspergers, der auch im folgenden Jahre unbarmherzig die Schäden des modernen Bauwesens im Parlament geißelte, sollte noch steigen.

Am 13. März 1882 gab er seiner Freude über die Ernennung eines neuen Conservators der Alterthümer Ausdruck. Er knüpfte daran den Wunsch, daß dem Cultusminister eine größere Summe (ca. 10—15000 Mark) für bedrohte Denkmäler zur Verfügung gestellt werde mit der Bestimmung, daß, wenn Gefahr im Verzuge, sofort eine größere Hilfe geleistet werden könne. Minister Goßler erklärte die von Reichensperger gemachten praktischen Vorschläge ‚der höchsten Beachtung werth‘[1]. Auch seitens der Minister Friedberg und Maybach fand Reichensperger wiederholt Zustimmung bei seinen Feldzügen gegen das Berliner Staatsbauwesen. Ersterer zog ihn wegen des neuen Kölner Appellhofes zu Rath; letzterer äußerte allen Ernstes, Reichensperger müsse Mitglied der neuen Bauakademie werden[2].

Erlebte so Reichensperger in seinem Kampfe gegen das ‚preußische Baumandarinenthum‘ ungeahnte Erfolge, so unterlag er in einer Angelegenheit, für die er sich seit vielen Jahren bemüht hatte: in der Reichstagsgebäude-Frage.

‚Als Symbol der deutschen Kraft, der deutschen Einheit‘ sollte ein Musterbau ersten Ranges errichtet werden, für welchen ohne weiteres 24 Millionen Mark beiseite gelegt wurden; bald darauf ward zur Beschaffung eines Planes eine allgemeine Concurrenz ausgeschrieben. Selbstverständlich trat Reichensperger im Reichstage wie als Mitglied der Jury, welche die Pläne zu begutachten hatte, mit aller Macht für die Wahl des gotischen Stiles ein. So schon im Frühling 1871. Indessen betonte er später (19. Mai 1873), sich gegen die moderne Pseudogotik aussprechend, daß das neue Haus nur dann gotisch gebaut werden dürfe, wenn man einen Meister ersten Ranges dazu bekäme.

Die in großer Zahl einlaufenden Pläne zu dem neuen Reichstagsbau ‚gaben so ziemlich das Gegentheil deutscher Einheit zu erkennen; es war ein buntes Durcheinander von Stilen, Stilmischungen und Stillosigkeiten‘. Für den einzigen im gotischen Stil ausgeführten Plan des berühmten Gilbert

---

[1] Auch sonst zeigte sich Minister v. Goßler sehr entgegenkommend; er dankte Reichensperger speciell am 18. März für sein warmes Interesse für das Berliner Kupferstichcabinet.

[2] ‚Ich erwiderte,‘ heißt es im Tagebuch zum 3. April 1881, ‚er möge wohl bedenken, welchen Lärm meine Ernennung innerhalb des Baumandarinenthums erregen würde.‘

Scott legte Reichensperger vergeblich eine Lanze ein. Er gab aber trotzdem die Hoffnung nicht auf, daß das künftige Parlamentshaus für das Deutsche Reich den deutschen Charakter nicht verläugnen werde[1].

Nicht minder regen Antheil nahm Reichensperger an der Frage, wo das neue Parlamentshaus gebaut werden sollte. Eine Zeitlang trug man sich mit der Absicht, das Palais des Grafen Raczynski zu expropriiren, was Reichensperger mit Erfolg bekämpfte. Es währte aber noch jahrelang, bis man sich über die Platzfrage einigte[2].

Reichensperger war es, welcher endlich im Jahre 1879 im Reichstage den Antrag, das Parlamentshaus auf dem noch unbebauten sogen. kleinen Königsplatz zwischen der Siegessäule und der Alsenbrücke zu errichten, zur Annahme brachte. Die diesem Beschlusse zur Seite stehenden ästhetischen und ökonomischen Gründe waren so gewichtiger Art, daß auch die städtische Verwaltung und die Oberbaudeputation denselben beipflichtete. Im Mai des folgenden Jahres ward indessen dieser Beschluß im Cabinet des Königs verworfen. Reichensperger tröstete sich damit, daß damals ‚nur ein pseudo-antiker Gemeinplatz‘ den Sieg davongetragen haben würde. Von diesem Gesichtspunkte aus erwiderte er am 24. November 1881 auf einer parlamentarischen Soirée dem Fürsten Bismarck, welcher Reichensperger über die Angelegenheit befragte, daß man mit dem Bau noch warten könne; der Kanzler schloß sich dieser Meinung an. Man verdächtigte nun Reichensperger, daß er die vieljährige Verschleppung der Sache veranlaßt habe; er vertheidigte sich dagegen in einem längern in den ‚Bayreuther Blättern‘ veröffentlichten Aufsatze. Hier unterzog er auch den von dem neuen Reichstag 1882 gefaßten Beschluß, demzufolge doch mit großen Kosten das Raczynski-Palais nebst andern in der Nähe gelegenen Gebäuden abgerissen werden sollte, einer scharfen Kritik. Er sagte sich von der Reichstagsbau-Angelegenheit ‚gänzlich los‘. Besonders verdroß es ihn mit vollem Recht, daß ‚v. Schorlemer-Alst, v. Franckenstein, Windthorst und die große Majorität des Centrums‘ ihn in dieser Frage ‚im Stiche gelassen hatten‘. ‚So ward‘, schrieb er in sein Tagebuch, ‚mein achtjähriges Mühen um

---

[1] Wenn man bedenkt, daß Reichensperger diesen seinen sehr berechtigten Standpunkt wiederholt in seinen Reden betonte, begreift man schwer, wie noch jüngst in den ‚Erinnerungen aus dem Leben des Herrn V. v. Unruh‘ (herausgegeben von Poschinger [Stuttgart 1895] S. 340) behauptet werden konnte, es habe auf Herrn v. Unruh ‚den Eindruck gemacht, als ob es Reichensperger vor allem darauf ankomme, kein Reichstagsgebäude zu stande kommen zu lassen, am wenigsten ein großartiges, monumentales, ein Symbol der wiedergewonnenen Einheit‘. Die Richtigkeit des von Reichensperger in der Frage des Reichstagsbaues eingenommenen Standpunktes ist ganz neuerdings von verschiedenen Seiten betont worden; vgl. den Aufsatz ‚Von alten und neuen Parlamentshäusern‘ in der Frankf. Zeitung vom 9. December 1898, Erstes Bl.

[2] Vgl. Richter, Im alten Reichstage I (Berlin 1894), 1. 31 f. 62 f. 96 f.

den Reichstagsbau anerkannt und gelohnt! Ich weigerte mich denn auch, in die bezügliche Commission einzutreten, und ward mein früher gefaßter Entschluß, das Reichstagsmandat niederzulegen, durch diese Rücksichtslosigkeit unwiderruflich.'

Zur Niederlegung des Mandates kam es jedoch glücklicherweise nicht. Zum Aerger der ‚Grenzboten' galt Reichensperger nach wie vor in parlamentarischen Kreisen ‚als Autorität in Kunstangelegenheiten', während die Regierungsvertreter gegenüber ‚dem ergrauten Parlamentarier, dem allezeit schlagfertigen und witzigen Redner meist eine traurige Rolle spielten'[1].

Am 6. December 1882 gelangten im Abgeordnetenhause die in dem neuen Dienstgebäude des Ministeriums des Innern hervorgetretenen Schäden zur Besprechung. Reichensperger war dafür, jetzt einmal ‚ein Exempel zu statuiren'. Er beantragte, eine Untersuchung anzustellen, ob nicht in betreff der für die Reparatur des Gebäudes erforderlichen Summe oder eines Theiles derselben ein Regreßanspruch begründet sei. Als diese Resolution nahezu einstimmig genehmigt worden, bemächtigte sich ‚eine hochgradige Erregung des preußischen Baubeamtenthums'. Dieselbe stieg noch, als der Minister am 8. März 1883 das sehr ungünstige Resultat jener Untersuchung mittheilte. Allgemeines Aufsehen erregte es, als der Minister gegenüber den Angriffen der Fachblätter der Architekten constatirte, daß seine frühern Angaben über den Zustand seiner Dienstwohnung noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben seien; so habe er damals verschwiegen, daß eine hinter seinem Arbeitsplatze befindliche massive Thürbekrönung von Eichenholz im Gewichte von etwa achtzig Pfund sich infolge mangelhafter Befestigung losgelöst und im Herabstürzen den Stuhl, auf dem er kurz vorher noch gesessen, umgestürzt habe! — Reichensperger kam in der Sitzung auch auf die gegen ihn gerichteten Angriffe zu sprechen; er erklärte, daß ihm dieselben ziemlich gleichgiltig seien; er werde sich nicht abschrecken lassen; ‚in diesem Hause sei es Pflicht der Abgeordneten, den Gebrechen im staatlichen Bauwesen auf den Grund zu gehen'. Schorlemer-Alst las die Angriffe des ‚Wochenblattes für Architekten' vor und bezeichnete dieselben als eine ‚unverschämte Anmaßung', was die allgemeine Zustimmung des Hauses fand. Das ‚Gesamtergebniß der Verhandlungen' war selbst nach dem Urtheil der ‚Deutschen Bauzeitung' (14. März 1883, S. 122) ‚ein für die preußischen Baubeamten leider sehr betrübendes'; ‚dasselbe', gestand das genannte Blatt, ‚rege zu ernsten Betrachtungen an'. Des weitern verurtheilte die ‚Bauzeitung' ausdrücklich die Art und Weise, in welcher seit einigen Jahren eine gewisse Presse für das preußische Baubeamtenthum eingetreten sei.

[1] Grenzboten 1882, Nr. 30, S. 174.

Am 9. Juni 1883 beschloß der Reichstag, den Bau seines künftigen Hauses durch den Architekten Wallot zur Ausführung bringen zu lassen[1]. Reichensperger, ‚so ziemlich gewohnt, gegen den Strom zu schwimmen‘, gab nun noch einmal seine bisherige Reserve auf. Mit beredten Worten trat er ‚für die Ehre der Fahne ein, unter der er beinahe ein halbes Jahrhundert auf dem Kunstgebiete gestritten hatte‘. Er erkannte an, daß Wallots Entwurf der beste von den concurrirenden Entwürfen gewesen sei; allein die von dem Genannten gewählte ‚italienisirende Renaissance‘ verwarf er. ‚Sie ist sicherlich nichts Nationales, sie hat nicht ihre Wurzeln in unserer deutschen Geschichte, in unserem Volksleben, entspricht nicht unsern Bedürfnissen, unserem Denken und Fühlen, unserem Klima und unserem heimischen Material.‘ ‚Aber freilich‘, meinte er, ‚die Renaissance ist jetzt Mode. Dem Herrn Wallot blieb weiter keine Wahl, als entweder abzustehen von der Betheiligung an der Concurrenz oder in der Art einen Plan zu entwerfen, wie er ihn gemacht hat; das erste wird gewiß einem so begabten Manne niemand im Ernst rathen wollen.‘ Nach einer eingehenden Kritik des Entwurfes wiederholte er: ‚Ich glaube, daß die Nachwelt es nicht begreifen wird, daß hier die gewissermaßen neu aufgerichtete deutsche Nation in ihrem so berechtigten Siegesgefühl sich dazu hergab, einen italienisirenden Bau als ihren bedeutendsten Kunst- und Prachtbau aufzurichten.‘ Zum Schluß wünschte Reichensperger, daß Wallot ‚das Leben nicht sauer gemacht werden möge‘[2].

Am 12. Januar 1884 brachte Reichensperger die ‚haarsträubenden‘ Forderungen bei den Prüfungen der Staatsarchitekten im Parlamente vor, worauf der Minister in einer Weise erwiderte, welche eine bessere Perspective eröffnete.

Am 11. Februar 1884 wiederholte der unermüdliche Mahner seine oft geäußerte Ansicht, daß die Museen von geringem Einfluß auf die praktische

[1] Vgl. M. Rapsilber, Das Reichstagshaus in Berlin. Eine Darstellung der Baugeschichte und der künstlerischen Ausgestaltung des Hauses (Berlin 1894) S. 18.

[2] ‚Für die Anregungen‘, die Reichensperger dem Erbauer des neuen Reichstagsgebäudes namentlich für dessen innere Ausstattung gegeben hatte, sprach dieser im December 1894 bei der ihm von den Berliner Künstlern veranstalteten Ehrenfeier seinen Dank aus. ‚Man glaubt bei uns in Deutschland‘, führte Wallot aus, ‚so häufig, daß in der Schule alles schon gelehrt und gelernt werden könne. Dem ist aber keineswegs so. Die beste Schule ist das Leben, und gerade der Architekt wird am besten durch das praktische Leben geschult: mit hoch und niedrig hat er zu thun. Ich möchte deshalb wohl wünschen, daß der ganze Reichstag mit Bauleuten besetzt werde: das Reich würde dabei gut fahren. Jedenfalls sitzen heute gar zu wenig Bauleute im Reichstage: ein Mann wie August Reichensperger, der Ideale besitzt, war eine Oase. Mit Dankbarkeit gedenke ich des hohen Interesses, das Reichensperger dem Reichstagsbau wie der Baukunst bewies, der Anregungen, die ich ihm verdanke.‘

Kunstübung seien, und sprach sich deshalb gegen die Bewilligung der zwei Millionen aus, welche für die Berliner Museen gefordert wurden. Er wies dabei auf den steigenden Steuerdruck und den Nothstand namentlich in der Eifel hin. Die Summe, für welche u. a. auch Leopold Kaufmann und v. Heeremann eintraten, wurde indessen bewilligt.

Auch in der letzten Landtagssession, an welcher Reichensperger theilnahm, derjenigen des Jahres 1885, sprach er noch wiederholt über die Baubureaukratie, die Pflege des Kunstgewerbes, die Erhaltung der alten Monumente und mehrmals sehr scharf für die Gotik und gegen die deutsche Renaissance. In dieser letzten Session war es, wo er mit Entschiedenheit eine Lanze für die Fortsetzung der Herstellungsarbeiten an der Marienburg einlegte, für welche im diesmaligen Etat eine Summe nicht ausgeworfen war. Die ‚Deutsche Bauzeitung' benutzte diese Gelegenheit, um ihren förmlichen Frieden mit dem einst so schwer Befehdeten zu machen. ‚Aus dem Herzen der deutschen Architekten', schrieb sie (1885, Nr. 10), ‚hat Herr Dr. Reichensperger diesmal gesprochen, wenn er auf den grellen Widerspruch hinwies, welcher sich geltend macht zwischen der Sparsamkeit der Regierung in Bezug auf die Aufwendungen für Baudenkmäler des Landes und ihrer Freigebigkeit in Bezug auf Bereicherung der Berliner Museen durch kostbare Werke der Malerei. Indem er ausführte, daß die letztern im wesentlichen bereits in das Gebiet des Luxus gehörten, trat er für die Ansicht ein, daß das tiefere Kunstverständniß des Volkes durch nichts mehr gefördert würde als durch die Baukunst. „In der Mitte aller bildenden Künste ihrem Wesen nach steht die Architektur; sie ist die Königin aller Künste, aus ihr sind von jeher die andern Kunstzweige herausgewachsen; von ihr muß das höhere Leben auf dem Kunstgebiete wieder ausgehen, wenn dessen Hervorbringungen wirklich vor der Nachwelt als von bleibendem Werthe, als wahrhaft mustergiltig sich darstellen sollen" — Worte, für welche die Angehörigen der Baukunst dem Redner nur dankbar sein können und ob deren sie ihm manche aus einseitiger Schwärmerei für das Mittelalter hervorgegangene Ausfälle gegen ihre Bestrebungen und Leistungen verzeihen wollen.'

Nach dem Ausscheiden Reichenspergers aus dem Parlament mehrten sich solche Stimmen; wiederholt hat man in Kunstfragen das Wort des ‚durch und durch gesunden, tüchtigen deutschen Mannes' vermißt, welchen ein conservatives Blatt bereits im Jahre 1882 als ‚eine der sympathischsten und charaktervollsten Erscheinungen innerhalb des Centrums' bezeichnet hatte[1].

[1] Die betreffende Stelle aus dem ‚Deutschen Tageblatt' ist abgedruckt in der Köln. Volkszeitung, Berliner Correspondenz vom 28. März 1882; vgl. auch die Rede des Abgeordneten Berger (Witten) im Sitzungsbericht des Abgeordnetenhauses vom 24. Februar 1887, S. 461 f., und Langwerth-Simmern. Aus meinem Leben II, 135. — ‚Mein

2. Kunsthistorische und kunstkritische Vorträge und Schriften.

Neben seiner angestrengten, so viele und verschiedenartige Gegenstände umfassenden parlamentarischen Thätigkeit fand Reichensperger noch immer Muße, um theils durch Vorträge theils durch Recensionen, Abhandlungen[1] oder besondere Schriften für die Verbreitung richtiger Grundsätze über Kunst und Kunstgewerbe und für die Wiederbelebung der christlich-germanischen Kunst zu wirken. Nur indem er jede Minute ausnutzte, war ihm eine solch weitgehende Thätigkeit möglich. Dazu kamen dann noch die zahlreichen Gesuche um Gutachten, die an ihn als kunsthistorische Autorität gelangten, die viel Arbeit und wenig Befriedigung gewährten, da die Fragenden, darunter nicht wenige ‚Herren Pastöre‘, wie er zu sagen pflegte, ‚zuletzt doch thaten, was sie wollten‘. Manchmal war der Andrang der Anforderungen ein derartiger, daß er nur mit Aufbietung aller Kräfte seinem Grundsatze getreu bleiben konnte, jede, auch die einfältigste Zuschrift zu beantworten.

All dem gerecht zu werden, war für Reichensperger um so schwieriger, weil er nach wie vor es liebte, viel zu reisen, um ‚durch eigene Anschauung die Kunstwerke zu studiren‘. Das ganze deutsche Kunstgebiet von Marienburg bis nach Basel, von Aachen und Münster bis nach Wien hat er nach allen Richtungen hin durchfahren, und nur wenige Orte mit bedeutendern Kunstdenkmälern mögen von ihm nicht besucht worden sein. Auch den angrenzenden Ländern, namentlich Belgien und Holland, stattete er wiederholt Besuche ab. 1875 machte er eine Rundreise durch Oesterreich und Ungarn[2], im Herbste 1878 ging es nach Krakau, im Juni 1881 nach Kopenhagen[3], Ende August desselben Jahres nach England[4], 1882 nach Ober- und Mittelitalien[5]. Im Sommer 1883 wollte der Fünfundsiebzigjährige noch mit seiner Gemahlin das ‚westliche Frankreich bis nach Spanien‘ besuchen, als der außerordentliche Reichstag dazwischen trat. Später ward diese Reise durch das Auftreten der Cholera vereitelt. ‚Solange ich noch diese Bewegungskraft in mir fühle,‘ heißt es in einem Briefe Reichenspergers, ‚glaube ich dieselbe ausnutzen zu sollen.‘

---

hochverehrter Lehrer und Altmeister!‘ schrieb der Abgeordnete Meyer am 14. März 1886. ‚Um Ihnen zu berichten, daß im Abgeordnetenhause wenigstens der schwache Versuch gemacht wird, die früher von Ihnen dirigirte Debatte über die Kunsttitel des Etats nicht einschlafen zu lassen, werde ich mir erlauben, Ihnen morgen den stenographischen Bericht vom 13. dieses Monats mit den Reden von Biesenbach, Cremer und mir zugehen zu lassen. Ob wir Ihnen genugthun, bezweifle ich zwar, aber was sollen wir machen? Daß Ihre Leitung uns fehlt, ist mein schmerzlichstes Bedauern.‘

[1] Vgl. das nach Jahren geordnete Verzeichniß im Anhang.

[2] Vgl. oben S. 147 f. [3] Vgl. oben S. 200. [4] Vgl. oben S. 201 f.

[5] Vgl. oben S. 205 f.

Reichenspergers Reisen waren nichts weniger als Vergnügungsfahrten: es blieb seine Gewohnheit, überall ‚die alten Baudenkmäler um ihre Geschichte zu befragen', fleißig Notizen zu machen und zu zeichnen. Sein Nachlaß ist überreich an solchen Tagebüchern seiner Wanderfahrten. Manche seiner Reisen wurden unternommen zum Zwecke der Begutachtung: so führte ihn die Frage der Mosaik-Entwürfe für das Octogon des Münsters nicht weniger als viermal nach Aachen. Ein besonderer Genuß war es für Reichensperger, gemeinsam mit seinen Freunden Baron Bethune, Haulleville und Helbig an den archäologischen Ausflügen der für das Studium der mittelalterlichen Kunstschätze Belgiens gegründeten Gilde de St. Thomas et de St. Lucas theilnehmen zu können[1]. Daß Reichensperger in erster Linie die unvergleichlichen Baudenkmäler Kölns immer wieder aufs neue studirte, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Wie ernst er es damit nahm, zeigt seine 1872 erschienene Schrift über die Kirche zum hl. Gereon, deren zehneckiger Kuppelbau, ein Unicum unter den Monumenten ähnlicher Art, gleich bewunderungswerth ist durch die Kühnheit der Anlage wie die Schönheit der Durchführung. Die in dieser Abhandlung angeregte Restauration der prächtigen Kirche ist seitdem in mustergiltiger Weise in Angriff genommen worden.

Seit dem Jahre 1873 verband Reichensperger in immer steigendem Maße mit seinen Reisen die Abhaltung von kunstgeschichtlichen öffentlichen Vorträgen. Am häufigsten sprach er in Berlin und in Köln, außerdem in Aachen, Bonn, Koblenz, Krefeld, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Trier, Hanau, Aschaffenburg und Homburg. Er beschränkte sich dabei keineswegs auf ‚ultramontane' Vereine. Katholische ‚Heißsporne' haben ihn deshalb angegriffen, jedoch ohne Grund. Er hatte gewiß recht, wenn er am 9. Juni 1876 an seinen Freund, den Maler Andreae, schrieb: ‚Es ist mir erwünscht, auch einmal vor solchen zu reden, welche nicht meine Gesinnungsgenossen sind. Jeder Zoll breit Terrain, den man da erobert, wiegt einen Quadratmeter im eigenen Lager auf.'

Die von Reichensperger gewählten Themata waren ziemlich mannigfaltig: ‚Geschichte und Kunst der Architektur, Die Kathedralen des Mittelalters, Die Renaissance, Albrecht Dürer, Monumentale Malerei, Ueber Museen und Galerien, Die Bauhütten des Mittelalters, Der Stil in der Kunst, Der Verfall des Kunsthandwerkes, Ueber das Kunstgewerbe mit Berücksichtigung der einzelnen Handwerke, Der Bau der Wohnungen in ästhetischer, historischer und praktischer Hinsicht.' Alle diese Vorträge beruhten auf gründ-

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1875, Nr. 285, Drittes Blatt, wo ein Brief Reichenspergers an Haulleville mitgetheilt ist.

lichen Studien: sie fanden vielfach so großen Anklang, daß Reichensperger sich wiederholt zur Veröffentlichung derselben entschließen mußte. Zunächst war dies der Fall bei dem im März 1875 in Köln gehaltenen Vortrag ‚Ueber das Kunsthandwerk‘. In der Einleitung variirt Reichensperger sein Lieblingsthema von dem verderblichen Einfluß der Renaissance. Es fehlt hier nicht an schroffen, zu weit gehenden Behauptungen; unbedingt beistimmen aber kann man den Ausführungen über den Verfall des deutschen Kunstgewerbes, der — nach dem Zeugnisse von Julius Lessing — auf der Wiener Weltausstellung zu einer ‚völligen Niederlage‘ der deutschen Aussteller geführt hatte. In sehr zeitgemäßer Weise gibt nun Reichensperger mancherlei ganz vortreffliche Winke, auf welche Weise der Handwerkerstand sich mehr und mehr von der Herrschaft der Schablone und des Surrogatenthums emancipiren und wieder zu einer würdigen künstlerischen Thätigkeit gelangen könne. Er hebt mit Recht hervor, wie dem Kunsthandwerk noch immer neben der in neuerer Zeit so sehr vervollkommneten Maschine eine berechtigte und ehrenvolle Stellung gebühre, und wie dasselbe der letztern nicht leichten Kaufs das Feld räumen dürfe. Damit aber der Kunsthandwerker zu wirklich künstlerischen Leistungen auf den verschiedenen Gebieten befähigt und angeregt werde, sei ein Doppeltes erforderlich. Es müsse die Kluft, welche den Künstler vom Handwerker scheidet, noch vieles von ihrer Schroffheit verlieren und beide mehr Hand in Hand gehen. Dann aber sei unbedingt nöthig, daß Kirchenvorstände, wohlhabende Private u. s. w. geradezu unkünstlerischen Gebilden in Oelfarbdrucken, Gußeisen, Thon oder ‚Masse‘ keinen Platz mehr in Kirchen und Wohnungen gönnen, daß sie vielmehr bei etwaigem Geldmangel lieber einige Zeit zögern, bis das Geld für ein wirkliches Kunstwerk ausreiche.

‚Dieser Vortrag,‘ urtheilte die ‚Kreuzzeitung‘ (Nr. 101), ‚in welchem mehr Verständniß des Handwerks und mehr Liebe zu ihm sich ausspricht, als in allen auf liberalen Gewerkstagen von Handwerkern und Nichthandwerkern gehaltenen Reden, enthält in zusammengedrängter Kürze die vielfachen Erfahrungen und Beobachtungen des Verfassers auf dem Gebiete der Kunst in Beziehung auf das Handwerk. Durch sein ganzes Streben und Wirken, insbesondere auch durch seinen letzten Vortrag, hat der Verfasser in höchst verdienstlicher Weise zur Wiederbelebung des deutschen Kunsthandwerks beizutragen gesucht, und solange ein solcher Geist lebendig bleibt, mehr und mehr sich ausspricht und mehr und mehr Anerkennung findet, wird die deutsche Kunst nicht ganz untergehen, und vielleicht sogar, neben den Stationshäusern und andern Erzeugnissen moderner Baukunst, neue selbständige Blüthen treiben.‘

Am 17. December 1875 hatte Reichensperger auch von der Tribüne des Deutschen Reichstages den Stand des deutschen Kunstgewerbes behandelt.

Er ward dadurch in einen Streit mit seinem alten Freunde, dem Berliner Professor Hermann Grimm verwickelt, welcher ihm in den ‚Preußischen Jahrbüchern‘ scharf entgegentrat.

Die Fragen, um welche sich der Streit drehte, faßt der Titel von Reichenspergers Vertheidigungsschrift zusammen: ‚Ueber deutsche Kunst mit besonderer Beziehung auf Dürer und die Renaissance.‘ Grimm stieß sich zunächst an der Behauptung Reichenspergers, daß Dürer durch die in Italien neu erwachte Renaissance beeinflußt worden sei. Er meinte umgekehrt, Dürer habe auf die Italiener eingewirkt. In der Wirklichkeit hat aber Dürer auf die Italiener und diese auch auf ihn eingewirkt; man kann deshalb der Ansicht Reichenspergers über diesen Punkt nur mit einiger Modification beitreten. Wenn Dürer in seinem Triumphbogen und in dem Triumphwagen des Kaisers Maximilian stark zur Renaissance und sogar zum Rococo neigt, so liegt dies mehr an dem Gegenstande, den ihm der humanistisch gebildete Stabius zur Aufgabe seiner Kunst gestellt hatte, als daß er vorher schon in seiner künstlerischen Eigenthümlichkeit durch die Renaissance wesentlich beeinflußt worden sei. Es ist bei Dürer mehr eine theoretische Hinneigung zu dem neu belebten Studium der Antike wahrnehmbar, welches ja besonders in dem Pirkheimerschen Kreise gepflegt wurde, als eine sichtbare, allmähliche Umkehr seines eigensten künstlerischen Geistes. Wenn er auch, um in die Zunft der Maler in Nürnberg aufgenommen zu werden, einen Gegenstand seiner Darstellung der Antike entnahm, so hatte es auch einfach dabei sein Bewenden; seine Stoffe waren fast ausschließlich den christlichen Ideenkreisen entlehnt. In seinen vorzüglichsten Werken, in den großen Holzschnittfolgen, ist von einem maßgebenden Einflusse der italienischen Renaissance fast gar nichts zu bemerken, wenn man nicht die hie und da bei Architekturen auftretende Neigung zur Anwendung antiker Motive, die der Renaissance entnommen sind, rechnen will. Daß Dürer bei der Abfassung seiner gelehrten Werke unter dem ausschließlichen Einflusse seiner humanistischen Freunde gestanden hat, kann gar nicht bezweifelt werden. Was die von Grimm wiederholte Behauptung der protestantischen Gesinnung Dürers betrifft, so hat hier Reichensperger unzweifelhaft in allen Punkten recht; sehr dankenswerth war es, daß er den wichtigen Brief Pirkheimers an den Wiener Architekten Tscherte durch den Wiederabdruck zur allgemeinen Kenntniß brachte[1].

Vollständig gelungen ist Reichensperger der gegen Grimm geführte Beweis, daß die von Italien nach Deutschland herübergekommene Kunst der Renaissance auf alles eher als auf den Namen einer deutschen Kunst An-

---

[1] Vgl. L. Kaufmann in der Deutschen Reichszeitung vom 6. September 1876 und daneben L. Kaufmann, Albrecht Dürer (2. Aufl.) S. 147 f. 156.

spruch erheben dürfe; für einen solchen Titel bleibt — man mag über den Ursprung der Gotik denken, wie man will — doch die in Deutschland eingebürgerte und national entwickelte Kunst des eigentlichen Mittelalters wesentlich besser legitimirt.

‚Es liegt etwas Eigenthümliches darin,' schrieb die ‚Kreuzzeitung' (1876, Nr. 36, Beil.) anläßlich des Grimm-Reichenspergerschen Streites über gotische Kunst, ‚daß ein Sohn und Neffe der Väter der deutschen Alterthumskunde für die welsche und ein „Sohn der römischen Kirche" für die deutsche Kunst spricht und gegen die aus Rom gekommene Verwelschung. Reichensperger mit seinem tiefen Verständniß der Gotik, die, wie er sagt, sich nicht so nebenbei betreiben lasse, „sondern den ganzen Mann erfordere und sozusagen ein ganzes Leben", weist auf die altdeutsche Kunstüberlieferung hin; Grimm aber, dem damit seine eleganten Kunststudien nicht abgestritten werden sollen, beruft sich auf die „Natur" und darauf, „daß uns immer noch die Muster griechischer Kunst als Denkmäler eines dem unsrigen so nahe verwandten Volkes bleiben". Reichensperger ist dagegen der Meinung, „daß die großen mittelalterlichen Meister und das Volk, aus welchem sie hervorgegangen, uns doch noch etwas näher verwandt sind als die alten Griechen", worin wir ihm, ebenso wie in dem Hauptgegenstand seines Streites mit Prof. Grimm, vollständig beipflichten, wenn wir auch einigen mehr nebensächlichen Aeußerungen — wie das fast bei jeder Beurtheilung vorkommt — nicht überall zustimmen können. Es ist hier nicht der Ort, in einzelnes, weder zu- noch abstimmend, näher einzugehen; jedenfalls aber gibt die Rede eines Führers der „schwarzen" Centrumspartei, die Beurtheilung derselben in dem culturkämpfenden Organe des „lichthellen" Doctors Wehrenpfennig und die Erwiderung des Schwarzen eine beachtenswerthe Aufklärung sowohl über die Echtheit des nationalliberalen Deutschthums wie auch einen Beitrag zur Culturgeschichte. Auch sind wir der Meinung, daß, wenn der siegende Culturkampf sein monumentales Bauwerk, sei es nun bei Kroll oder hinter der Porzellanfabrik, aus seinem eigenen Genius heraus aufrichten würde, keine Worte in künstlerischer Beziehung eine passendere Inschrift liefern würden als diejenigen, mit welchen Schillers ebenfalls culturkämpfendes Gedicht an Rousseau beginnt.'

Theilweise richteten sich die Angriffe Grimms auch gegen einen von Reichensperger im März 1876 in Köln gehaltenen Vortrag ‚Ueber monumentale Malerei', in welchem sich der Redner allerdings in einer Weise über die Renaissance ausgesprochen hatte, die mißverständlich war, wenn man — wie dies Grimm that — seine sonstigen Aeußerungen nicht in Betracht zog. Der Kölner Vortrag beabsichtigte vor allem, den Angriffen gegen die Ausmalung der Kirche St. Maria im Capitol die Spitze abzubrechen.

Dementsprechend suchte der Redner vor allem das Verständniß für die ganz andern Bedingungen zu wecken, unter denen die Werke monumentaler Malerei im Unterschiede von jenen der Staffelei-, Tafel- oder Cabinetsmalerei entstehen. Ganz besonders dankbar muß man Reichensperger sein, daß er hier die Stilfrage klar und eingehend erörtert hat. ‚Ohne auf doctrinäre Präcision Anspruch zu machen,‘ sagte er, ‚glaube ich den Ausdruck „Stil“ dahin erklären zu können, daß derselbe diejenige Art der Darstellung und Behandlung bezeichnet, welche ausschließlich oder doch vorzugsweise den örtlichen Verhältnissen, dem Zwecke und der Dimension des Darzustellenden sowie endlich der Natur des zur Verwendung kommenden Materials entspricht. „Eines schickt sich nicht für alle“, wie der Dichter sagt. Wenn jemand z. B. unsern herrlichen Dom unter genauer Copirung aller seiner Glieder und Formen in verkleinertem Maßstabe als Kapelle aufrichten wollte, so würde dies den unangenehmen Eindruck einer zwergartigen Bildung zuwege bringen. Der Kathedralenstil ist eben, der Natur der Sache nach, ein anderer als der Kapellenstil. Noch schwerer als die Rücksicht auf die Dimensionen fällt die auf die Art und die Beschaffenheit des Materials ins Gewicht. Daß ein Gitter von Schmiedeeisen gebieterisch eine andere Formgebung erfordert als ein hölzernes, ein Trinkgeschirr von Holz oder Steingut eine andere als ein solches von Porzellan oder Glas, daß eine Blume in Stickerei anders aussehen muß, um schön zu sein, als eine gemalte, das alles leuchtet wohl schon von selbst ein. In gleicher Art verhält es sich aber auch mit der monumentalen Malerei und deren verschiedenen Gattungen gegenüber der sogen. Staffelei- oder Tafelmalerei. In Betracht der Verschiedenheit des Ortes, wo die erstere bleibend wirken soll, des Materials und des Zweckes, welcher namentlich bei den uns hier vorzugsweise beschäftigenden kirchlichen Darstellungen in den Vordergrund tritt, ist eine besondere Behandlung oder, um jetzt den mehr technischen Ausdruck zu gebrauchen, eine besondere Stilisirung geboten.‘

Im Jahre 1877 überraschte Reichensperger seine Freunde mit dem Lebensbilde eines Mannes, der in seinen Anschauungen und Bestrebungen dem deutschen Vorkämpfer für die Gotik in doppelter Weise wahlverwandt war und dem er daher aus vollster und innigster Theilnahme ein biographisches Denkmal widmen konnte. Es galt Pugin dem Aeltern, dem ‚Neubegründer der christlichen Kunst in England‘. In Deutschland war der Name dieses ebenso edeln wie genialen Künstlers nur in kleinen Kreisen bekannt; Reichensperger hatte das Glück gehabt, ihm während seines Aufenthaltes in England näherzutreten. Nach dem frühen Tode Pugins im Jahre 1852 war er in freundschaftlichen Beziehungen zu dessen Sohn geblieben, der als Architekt in die Fußstapfen des Vaters trat. Welch ein treues

Andenken er dem Verstorbenen bewahrte, dafür zeugt jede Seite des Lebensbildes, das Reichensperger nach dem Urtheile eines strengen Kritikers[1] ,mit Meisterhand' entworfen hat. Das eigenartige Leben, die so ganz den praktischen Sinn des Engländers verrathende Art und Weise, wie er mittelst Paralleldarstellungen derselben Bauten und Geräthe einerseits im gotischen Stile, andererseits im modernen eklektischen Kunstgeschmack seine Landsleute zu belehren und zu überzeugen wußte, seine unermüdliche Thätigkeit — er baute ,nicht weniger als fünf Kathedralen, mindestens dreißig bedeutendere Kirchen und außerdem Klöster, Hospitäler, Collegien, Privathäuser, ferner ein Siechenhaus für invalid gewordene Matrosen auf seine eigenen Kosten', betheiligte sich beim Neubau des Londoner Parlamentspalastes und an der Restauration zahlreicher alter Bauwerke —, Pugins Kämpfe und Siege werden eingehend dargelegt. In vortrefflicher Weise zeigt Reichensperger, wie Pugins Rückkehr zur Mutterkirche nicht durch bloßen Künstlerenthusiasmus erklärt werden kann, weil das ganze Leben dieses seltenen Mannes ein einziger, ununterbrochener Beweis für die feste Ueberzeugung ist, mit welcher er den entscheidenden Schritt that.

Man wird nicht sagen können, daß Reichensperger seinen Helden überschätzt hat. Macht doch ein anglikanischer Kunstschriftsteller, Charles Eastlake, das Zugeständniß: ,Solange noch Kunst in England geübt wird, kann der Name Pugins nicht der Vergessenheit anheimfallen.' Und ein deutscher Forscher bemerkt: ,Talent und Kraft und Vermögen setzte er in der hingebendsten, selbstlosesten Weise ein, um im Anschluß an die Ueberlieferungen der großen Kunst des Mittelalters die neu erblühende Kirche Englands mit all der Herrlichkeit zu umgeben, die ihr gebührt und ihre Wirksamkeit nach außen mächtig unterstützt. Pugin hat damit ein wahres Apostolat innerhalb der katholischen Kirche in England und weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus erfüllt; sein Auftreten bezeichnet aber in weiterer Linie den Beginn einer neuen Epoche der britischen Kunst.'[2]

Die peinlichen theologischen Controversen, in welche Pugin gerieth, veranlaßten seinen stets maßvollen deutschen Biographen, ein deutliches Wort gegen die „Heißsporne' zu sagen. Die freimüthige und ruhige Art, in welcher er dies that, ist charakteristisch für den edeln Vorkämpfer von Wahrheit, Freiheit und Recht, der stets auch ein offenes Auge für die Schäden im eigenen Lager hatte. ,Am unerbittlichsten', sagt er[3], ,erwiesen sich auch

[1] Dr. Cardauns in der Köln. Volkszeitung vom 20. Februar 1876.

[2] Fr. Schneider in einer sehr zustimmenden Recension der Schrift Reichenspergers in der Lit. Rundschau 1877, Sp. 77.

[3] Pugin S. 43—44.

damals schon solche Halbtheologen aus dem Laienstande, die, statt die erklärten Feinde der Kirche thatkräftig zu bekämpfen, einen besondern Reiz darin fanden, der von Gott im Episkopate bestellten lehrenden Kirche ihre Assistenz zu leihen und die Autorität derselben mittelst Geltendmachung ihrer eigenen gegen diejenigen, die ihre Meinungen nicht in allewege theilten, zu vertheidigen, was denn bekanntlich leicht zu einer Verwechslung der letztgedachten Autorität mit ersterer führt. In der Hitze des Streites wurde geradezu Pugins Rechtgläubigkeit angefochten. Die unerquicklichen Zänkereien, in welchen kein Theil das rechte Maß zu halten wußte, der Weisheitsspruch: In omnibus caritas, das Gebot wechselseitiger Duldung, zumal unter Glaubensgenossen, die Achtung vor dem bis zum klaren Beweise des Gegentheils stets zu vermuthenden guten Willen des Widerparts nicht selten allzusehr aus den Augen verloren wurden, sind längst verklungen — heute zweifelt wohl niemand mehr im Ernste an der Katholicität Pugins nach allen Richtungen hin. Vielleicht darf noch der Rath hier Platz greifen, aus solchen Vorkommnissen eine Lehre zu entnehmen, dieselben praktisch zu verwerthen. Wendet sich doch auch zur Zeit noch hier und dort frommer Eifer, statt gegen die von allen Seiten her andringenden Feinde des Christenthums, gegen solche, die in allem Wesentlichen Verbündete sind, weil dieselben in untergeordneten, oder zweifelhaften, oder vom Wechsel der Zeiten bedingten Fragen irren, vielleicht nur zu irren scheinen!'

Pugin war nicht nur durch seine glühende Begeisterung für die hohen Ziele der christlichen Kunst ein Geistesverwandter Reichenspergers, sondern auch durch seinen in eminenter Weise auf das Praktische gerichteten Sinn. Sein Biograph glaubte deshalb, daß es dem Geiste des Dahingeschiedenen wenig entspreche, wenn aus seinen ‚Schilderungen nicht zugleich nützliche Lehren, insbesondere für uns selbst gezogen würden'. Das letzte Drittel der Biographie erörtert daher die Frage, ‚ob das Ziel, nach welchem Pugin mit so viel Hingebung und Erfolg gerungen hat, bei uns zu Lande erreicht ist, oder vielmehr, da niemand diese Frage zu bejahen gesonnen sein wird, was wir zu thun und zu lassen haben, um demselben wenigstens näher zu kommen'. Scharf und klar erörtert Reichensperger die Ursachen unserer ‚Inferiorität auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes'. Der Mann, der lange vor Reuleaux' niederschmetternden Berichten über die deutsche Ausstellung in Philadelphia auf den Niedergang des vaterländischen Kunstgewerbes hingewiesen, war wohl berechtigt, ein ernstes Wort zu sprechen. An erster Stelle führt er als Grund des Uebels den ‚Schul- und Militärzwang' an, ‚wie dieselben in Deutschland nach dem Vorgange Preußens geübt werden'. Beide seien ein Ausfluß des ‚die schöpferische Kraft des Volkes allmählich aufsaugenden Princips der Staatsomnipotenz'. ‚Die große, nach einer von der

Regierung vorgeschriebenen Schablone arbeitende Unterrichtsfabrik zur Uniformirung der Geister wird auf die Dauer und im großen Ganzen genommen nur den Stoff zu Fabrikarbeitern oder Handwerkern gewöhnlichsten Schlages ohne individuell ausgeprägten Charakter, ohne Originalität liefern. Gerade während derjenigen Lebenszeit, in welcher die weitere Ausbildung zur Kunstfertigkeit stattzufinden hat, werden die dem Gewerbe sich Widmenden der Werkstätte entzogen.' ‚An dem verhältnißmäßig so niedrigen Stande unserer Kunstindustrie ist weiter die modesüchtige Ausländerei schuld, welche seit dem Beginne der Renaissanceperiode unser Land fortwährend heimgesucht hat und in der Stilmengerei der Künstlerschaft eine Stütze oder doch Ermuthigung findet.' Die Kirchenspaltung wie der ‚Culturkampf' konnten selbstverständlich der kirchlichen Kunstindustrie nur schaden; ‚nicht am wenigsten verderblich' erwies sich ‚die Sprengung des gewerblichen Genossenschaftswesens'. Ein ‚hauptsächlicher Grund im weitesten Sinne des Wortes' ist endlich ‚der Mangel an festen Principien, wie sich derselbe auf fast allen Gebieten, auf dem der Religion, der Politik, der Naturwissenschaften u. s. w. bemerklich macht. Dieses Durcheinander der Bekenntnisse, Systeme und Ansichten spiegelt sich, falls nicht ganz besondere Vorkehr getroffen wird, sozusagen mit Nothwendigkeit in den Regionen der Aesthetik ab. Die Kunst ist eben nur eine höhere Sprache zur Kundgebung dessen, was den Menschengeist bewegt und wonach derselbe hinstrebt'.

Trotzdem ist Reichensperger nicht entmuthigt, vielmehr hofft er; denn ‚am stärksten schäumen und bäumen sich die Wogen, wenn sie im Begriffe stehen, sich am Ufer zu brechen'. Freilich von den Gemäldegalerien und Museen erwartet er ebensowenig etwas wie von den Kunstvereinen. Heilung erschien ihm nur möglich durch ‚Rückkehr zu den Grundsätzen der mittelalterlichen Organisation'. Vor allem müsse ‚die Baukunst die ihr gebührende Oberherrlichkeit auf dem Kunstgebiete wieder einnehmen und nach ihr alle andern Künste zugleich mit dem Handwerk gravitiren'. Die Ueberlegenheit der Engländer beruhe hauptsächlich darauf, daß sie ‚wie überhaupt, so auch auf dem Gebiete der Baukunst den mittelalterlichen Traditionen treuer geblieben sind als wir, daß sie der Fortschritts-Phraseologie ein weniger geneigtes Ohr leihen, insbesondere aber dadurch, daß ihr freiheitlicher Sinn und ihr Bürgerstolz die Staatsallgewalt nebst dem von derselben unzertrennlichen Bureaukratenregimente mit seinem alles umspannenden Netzwerke nicht aufkommen ließen, sondern der corporativen und individuellen Thätigkeit möglichst viel überantworteten'.

Die Pugin-Biographie war Veranlassung, daß man Reichensperger den Vorschlag machte, auch das Leben des mit ihm wie mit dem englischen Architekten durch ein gleiches Streben nicht bloß auf dem Kunstgebiete verbundenen

Grafen Montalembert zu schreiben. Es bleibt sehr zu bedauern, daß Reichensperger aus Mangel an Muße auf diesen Vorschlag nicht eingehen konnte. Er wäre zu einer solchen Arbeit berufen gewesen wie wenige. Ganz ähnlich den Bestrebungen Reichenspergers in Deutschland und Pugins in England versuchte ja auch der edle französische ‚Vorkämpfer für alles Hohe und Schöne im Christenthum' in Verbindung mit seinen Freunden, den neuen ‚Söhnen der Kreuzfahrer', die Ehrenrettung der großen katholischen Vergangenheit, ohne deshalb blind zu sein gegenüber den Fortschritten der modernen Zeit und ihren unabweisbaren Forderungen.

Seine Forderungen für die christliche Kunst, wie sie in dem Leben Pugins niedergelegt waren, trug Reichensperger im Herbst 1877 auf der Katholikenversammlung zu Würzburg noch einmal weitern Kreisen vor. ‚Alle, die zur Kreuzesfahne halten,' schloß er, ‚müssen wollen, daß dasjenige, was von dieser Fahne überschattet wird, den Stempel der Gesetzmäßigkeit und der Wahrheit an sich trägt, daß es als Schönheit die Wahrheit reflectirt, von ihr Zeugniß gibt.' [1]

Von neuem legte Reichensperger eine Lanze für die Gotik ein in seinem im April 1879 in Köln gehaltenen Vortrag ‚Ueber die Bauhütten des Mittelalters'. Die kunsthistorischen Aufstellungen dieses auch als eigene Schrift erschienenen Vortrages sind heute theilweise veraltet, nicht aber das, was der Redner zu Gunsten des Mittelalters sagte.

Unterdessen hatte die Discussion über den niedrigen Stand des deutschen Kunstgewerbes immer weitere Kreise gezogen. Nichts war natürlicher, als daß auch der hochverdiente Director des Berliner Gewerbemuseums, Julius Lessing, sich mit dieser Frage beschäftigte. In einem auch als besondere Schrift veröffentlichten Vortrag lehnte er die Rückkehr zur Gotik ab und proclamirte in einseitiger Weise den Anschluß an die deutsche Renaissance als den richtigen Weg zur Entwicklung eines lebensfähigen deutschen Stils. Dazu glaubte Reichensperger nicht schweigen zu dürfen. In einer zu Aachen erschienenen Schrift: ‚Die Renaissance im heutigen Kunstgewerbe', trat er Lessing entgegen. ‚Mit Recht weist er das mindestens ungeschickte Hereinziehen confessioneller Gesichtspunkte durch Hindeutung auf die Millionen deutscher Katholiken, denen das Wiederaufblühen deutscher Kunst ebenfalls am Herzen liege, und namentlich durch Erwähnung der Thatsache zurück, daß die Einwirkung von Calvinismus, Lutherthum und Humanismus auf die Kunstthätigkeit eine befruchtende mindestens nicht gewesen sei.' [2]

---

[1] Siehe Verhandlungen der 25. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Würzburg S. 106—119.

[2] Aldenkirchen im Lit. Handweiser 1882, S. 405; vgl. auch Stamminger in der Lit. Rundschau 1879, Sp. 211 f.

Recht glücklich polemisirt Reichensperger, wenn er gegen die von Lessing empfohlene ‚deutsche Renaissance‘ folgendes geltend macht: ‚Abgesehen davon, daß der undeutsche Ursprung dieses Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien aufgekommenen Stils durch die Beifügung des Wörtchens „deutsch“ keineswegs beseitigt wird, hat man nach Herrn Lessings eigenem Geständniß schon einmal mit dieser stilistischen Anleihe bei dem Auslande recht gründlich Fiasco gemacht, da man Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland aus der renaissancistischen Bewegung in den Barockstil gerieth, „alle Unarten wie einen ansteckenden Krankheitsstoff aus der Fremde bezog und sich aneignete“.‘ Mit Recht vermuthet Reichensperger, daß der Mangel fester Principien, kurz die Charakterlosigkeit des Stils seiner Aufnahme Vorschub geleistet habe; des weitern betont er, daß bei der Frage nach etwaigem Anschluß an einen Stil nicht die mit kolossalem Aufwand an Geld und Zeit hergestellten Prunkgeräthe und Paradestücke im Renaissancestil, deren Anschaffung fürstliche Vermögen heischen würde, sondern dessen Leistungen für die Allgemeinheit maßgebend sein müssen.

Einen Hauptgrund für das allseitig beklagte Daniederliegen der deutschen Kunstindustrie erblickt Reichensperger darin, daß man sich gewöhnt habe, von einem und demselben Künstler Leistungen aus den verschiedensten Stilarten zu verlangen. Treffend wird hervorgehoben, daß wirkliche, auch das Kennerauge befriedigende Kunstleistungen ohne übermäßigen Aufwand von Zeit, Talent und Mühe nur erreicht werden können, wenn dem betreffenden Kunsthandwerker ein bestimmtes, mit ihm gleichsam verwachsenes stilistisches Bildungsgesetz als Richtschnur dient. Das wird aber erst erreicht werden, wenn man in unsern Fortbildungs-, Meister- und Zeichenschulen darauf verzichtet, im wilden Durcheinander nach Modellen und Abgüssen aus allen möglichen Stilen saubere Zeichnungen mit großem Zeitaufwand anfertigen zu lassen. Derartige Dinge nehmen sich auf Schulausstellungen zwar recht hübsch aus, aber die zu lange Beschäftigung mit denselben macht die Hand des angehenden Meisters für seine eigentliche Berufsarbeit ungeeignet, ganz abgesehen davon, daß sie der Stilmengerei und dem Dünkel gleicherweise Vorschub leistet. Geleckte Zeichnungen und blendende Entwürfe haben unsere ‚Väter‘, deren Werke wir heute noch staunend verehren, so gut wie nie angefertigt; aber dafür beherrschten sie mit vollster Sicherheit ihr Material, aus dem sie ihre Meisterwerke herausarbeiteten.

Einen weitern Grund für das Daniederliegen des Kunsthandwerks wie der Kunst selber erblickt Reichensperger in der verhängnißvollen Trennung der Kunst vom Handwerk und in der durch Beseitigung der Innungen herbeigeführten Unmöglichkeit einer traditionellen Weiterverbreitung technischer Kenntnisse.

Von den Galerien, Museen wie von den Weltausstellungen erwartet Reichensperger keine Hebung der Kunst und des Kunstgewerbes. Bezüglich der großen Ausstellungen, dieser ‚unübersehbaren Weltjahrmärkte‘, hat die seitherige Erfahrung seine Ansicht glänzend bestätigt; für die Galerien und die nicht ausdrücklich erwähnten Specialausstellungen muß man indessen mit Aldenkirchen[1] doch eine höhere Werthschätzung beanspruchen, als ihnen Reichensperger zu theil werden läßt.

Was zu thun, was zu lassen, um dem deutschen Kunstgewerbe wieder ein kräftiges, selbständiges Leben zu geben, wird im letzten Theile der Schrift erörtert. Die Antwort lautet: Rückkehr zu den rechten Principien, und zwar nicht bloß seitens der Arbeiter, sondern auch auf seiten der Arbeitgeber, Rückkehr zu den Principien, von denen geleitet die Alten so Großes geleistet haben.

Neben diesen Vorträgen und Schriften ging die Abfassung von überaus zahlreichen Recensionen und Aufsätzen her; es wurden in dieser Hinsicht von Reichensperger namentlich bedacht der ‚Handweiser‘ seines Freundes Hülskamp und die ‚Literarische Rundschau‘.

Von den Aufsätzen[2] verdienen einige wegen ihres interessanten Inhaltes eine besondere Erwähnung: so die Ausführungen über Cornelius, mit dem er längere Zeit vertrauten Verkehr gepflogen hatte.

Wie anregend Reichensperger auch in persönlichem Verkehre wirkte, das hat der Schreiber dieser Zeilen viele lange Jahre hindurch erfahren. Nie genug kann er das Glück preisen, daß es ihm bereits als Gymnasiast vergönnt war, einem solchen Manne näher zu treten und später als Student die werthvollsten Winke und Rathschläge für seine Studien zu empfangen. Ueberaus schön wußte Reichensperger namentlich über die Bedeutung der Kunst für den Historiker zu sprechen.

Wie wenig einseitig Reichensperger war, wenn er sich auch in seinen Schriften anscheinend oft sehr schroff aussprach, konnte jeder erfahren, der unter seiner Führung die Berliner Museen besuchte.

3. Die Vollendung des Kölner Domes.

Während der greise Vertheidiger der echten Gotik mit jugendlicher Kraft mündlich und schriftlich für die Wiederbelebung der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes auf dem Kampfplatze stand, war das große Werk des Dombaues in rüstigem Voranschreiten. So sehr auch andere Dinge

[1] Lit. Handweiser 1882, S. 405. [2] Näheres Verzeichniß im Anhang.

Reichensperger beschäftigten, seine ‚Jugendliebe‘, der Dom, stand nach wie vor im Vordergrunde seiner Interessen. Alles, was das hehre, unvergleichliche Bauwerk betraf, wurde von ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt, nach wie vor war er einer der rastlosesten und künstlerisch überzeugtesten Förderer der großen Aufgabe, für deren Durchführung mit allen Kräften einzutreten er als junger Mann geschworen hatte[1]. Auch seine erbittertsten Gegner mußten zugestehen, daß der Ausbau des Domes so sehr die Angelegenheit seines Lebens war, daß die Geschichte des einen zugleich einen Theil des andern bildet[2]. ‚Er hat für diesen Zweck‘, gesteht ein ihm keineswegs gewogener Beurtheiler, ‚gepredigt, geschrieben, gesammelt, gearbeitet, gereist — kurz gethan, was in eines Einzelnen Kräften liegt.‘[3]

Die selbstlose, pflichttreue Hingebung, mit der Reichensperger seit Jahren für das gewaltige Werk eingetreten, wie seine Autorität als Kenner der gotischen Baukunst fanden im Juni 1871 eine glänzende Anerkennung durch seine Wahl zum Präsidenten des Dombauvereins an Stelle des verstorbenen Justizrathes Esser II. Die Wahl war während seiner Abwesenheit von Köln erfolgt. Er glaubte indessen ‚auf die Ehre verzichten zu sollen, da unter den damaligen Conjuncturen — die hohen Orts sehr mißliebige Centrumsfraction war eben ins Leben getreten — die Besorgniß nahelag, es werde der Sache des Vereins zum Nachtheil gereichen, wenn er, ein Mitglied besagter Fraction, an dessen Spitze trete‘. ‚Am 24. Juni 1871‘, berichtet sein Tagebuch, ‚lehnte ich das Präsidium des Dombauvereins-Vorstandes ab, obgleich der Erzbischof und viele meiner Gesinnungsgenossen mich aufs dringendste ersucht hatten, die Stelle anzunehmen. Ich war die Ablehnung der Dombausache schuldig; sie würde bei der Regierung in Ungnade gefallen sein.‘ Daß diese Besorgniß nicht unbegründet war, zeigte sich bei der Vorstandswahl des Jahres 1878. Damals hatte eine Anzahl Vorstandsmitglieder wieder Reichensperger die Ehre des Präsidenten zugedacht. Dieser erklärte indessen, die Wahl nicht annehmen zu wollen, da dies unter den augenblicklichen Verhältnissen bei seiner politischen Stellung der Sache schaden könne. Selbst auf seiten der ‚Liberalen‘ hielt man es nicht für möglich, daß solche Bedenken bei der Staatsbehörde bestehen könnten. Man frug aber der Sicherheit wegen in Berlin an, ob Reichenspergers Person dort genehm sein würde. Ein Telegramm des Ministers

[1] Vgl. Bd. I, S. 162.

[2] Vgl. Stamminger in der Lit. Rundschau 1882, Sp. 378 mit Bezug auf einen Artikel der Köln. Zeitung 1882, Nr. 100, Zweites Blatt. Ungemein warm wurden neuerdings Reichenspergers Verdienste anerkannt von Cloquet in dem Werke: Les grandes Cathédrales du Monde cath., vgl. Köln. Volkszeitung 1897, Lit. Beilage, Nr. 16.

[3] Illustrirte Zeitung 1882, S. 30.

Falk beantwortete die Frage sofort verneinend[1]. ‚Wie kleinlich doch noch immer in „Cultur" gemacht wird!' meinte Reichensperger. Der Vorstand gab übrigens in derselben Sitzung Reichensperger ein ehrenvolles Vertrauensvotum.

Der ‚Culturkampf' warf auch noch in anderer Weise seine Schatten auf die Dombausache. Obgleich das Verfahren, daß die vom Dombauverein gesammelten Gelder durch die Hand des Erzbischofs an die Dombaukasse gingen, sich vierundzwanzig Jahre lang bewährt hatte, verbanden im Jahre 1875 die Minister des Cultus, der Finanzen und des Innern mit der Genehmigung der Dombaulotterie die Auflage, alle Erträge der bisherigen und jeder fernern Lotterie unter vollständiger Rechnungslegung an die Hauptkasse der königlichen Regierung zu Köln zur Verfügung der Dombauverwaltung einzuzahlen. ‚Das Mißtrauen, welches dieser plötzliche Eingriff in die Selbständigkeit des Vereinsvorstandes zu erkennen gab, war für dessen Mitglieder in nicht geringem Grade verletzend.' War doch niemals eine Klage über die Geschäftsleitung laut geworden. Das Bauunternehmen erlitt zudem durch die Verfügung eine erhebliche Einbuße, indem die Zinsen von dem Erlös der Dombaulotterie bis zur Zeit der Verwendung — 639 439 Mark — verloren gingen. Alle Gegenvorstellungen blieben zunächst erfolglos. ‚Erst die schließlich angerufene Huld des königlichen Protectors schaffte insoweit Wandel, als die in Rede stehenden Erträge nach wie vor vom Vorstande bezw. vom Verwaltungsausschusse aufbewahrt und verwaltet werden sollten. Jedoch wurde „jede Dazwischenkunft der Diöcesaninstanz oder einer Kasse derselben" ausgeschlossen; auch verblieb es bei der Vorschrift, daß der königlichen Regierung über die Verwendung der Beträge Rechnung zu legen sei.'

Viel zu schaffen gab dem Verwaltungsausschuß des Dombauvereins ‚eine bedeutungsvolle Zuwendung Kaiser Wilhelms', die Kaiserglocke, ‚deren Klänge die Mit- und Nachwelt an die glorreichen deutschen Waffenthaten während der Jahre 1870 und 1871 erinnern sollten. Es währte mehrere Jahre, bis man die Glocke zum richtigen Läuten brachte. Reichensperger, welcher im Herbst 1875 dem ersten erfolglosen Versuch beiwohnte, schrieb unter dem Eindrucke des Culturkampfes in sein Tagebuch: ‚Es ist fast, als ahne die Glocke ein dem Dome bevorstehendes schweres Schicksal — etwa eine „Sperrung" — und als wollte sie nur Frieden läuten, welchen Gott uns wieder geben möge. „Friede sei ihr erst Geläute!"' Man war noch weit entfernt davon: kurze Zeit nachher erfolgte die staatliche Beschlagnahme des erzbischöf-

[1] Ein Seitenstück zu Obigem ist die Thatsache, daß der Finanzminister Camphausen das Geld zum Ankauf Overbeckscher Cartons verweigerte, weil der Künstler ‚ultramontan' gewesen; s. Niederrh. Volkszeitung vom 4. Juni 1879.

lichen Palais. ‚Wenn in unsern Tagen‘, meinte Reichensperger, ‚der Dom und das Werk von Thimus[1] vollendet werden, so hat das eine tiefe Bedeutung, und begreift es sich, daß der Teufel durch seine Gelehrten und seine Staatsmänner alles aufbieten läßt, um die Kirche, aus deren Geiste die beiden Werke erwachsen sind, niederzuwerfen und zu vernichten; er fühlt sehr richtig, daß große Gefahr für ihn im Verzuge liegt. Ich meinestheils aber kann Gott nicht genug dafür danken, daß er mich zum Haupttreiber in beiden Beziehungen hat werden lassen, zumal wenn ich auf meine Jugend zurückblicke, überhaupt meine Unwürdigkeit bedenke. Es kommt noch hinzu, daß unser Erzbischof, der Führer des Episkopates im „Culturkampfe“, mir ein besonderes Vertrauen zuwendet. Wunderbar, ja unbegreiflich sind die Wege der Vorsehung. — Möglicherweise tritt Köln durch den Dom, das Werk von Thimus und das Wirken des Erzbischofs in der Geschichte des so bedeutungsschweren Geisterkampfes, welcher unsere Gegenwart in Athem erhält, einmal als einer der leuchtendsten Glanzpunkte hervor.‘

‚Gestern‘, berichtet ein Tagebuchseintrag vom 31. Mai 1876, ‚hat die Jahresversammlung des Dombauvereins und die Ergänzungswahl des Vorstandes stattgefunden. Das Hochamt war sehr wenig besucht, der Zug und die Versammlung ebenso schwach. Welcher Contrast gegenüber den ersten Jahren nach dem Inslebentreten des Vereins, dessen erster Aufruf von mir abgefaßt war! Man hält eben die Vollendung des Domes für gesichert und vertraut, daß der Verein bis dahin seine bisherigen Wege gehen werde. Die Staatsregierung dahingegen hegt unverkennbar die Absicht, dem Verein allmählich seine Bedeutung zu entziehen und schließlich allein den Ruhm der Vollendung des großen Werkes zu ernten. Die Erträge der Lotterie müssen schon direct an die Regierungshauptkasse statt durch die Hand des Erzbischofs gehen, und nun soll dem Verein auch die Verwaltung dieser Gelder entzogen werden, wogegen wir im Verwaltungsausschuß jüngst Recurs an den Oberpräsidenten ergriffen haben. Bisheran zahlte der Verein nur nach Maßgabe des jeweiligen durch den Dombaumeister anzugebenden Bedarfes Gelder aus. Ueber jene Zumuthung der Regierung hat der Verwaltungsausschuß noch nicht an den Vorstand berichtet, um nicht durch Zeitungs- und sonstiges Gerede die Situation zu verschlimmern. Trotz der hier wie auf allen Gebieten immer mehr um sich greifenden Staatsomnipotenz und der noch keineswegs ins Stocken gerathenen Kirchenverfolgung kann ich von dem Gedanken nicht lassen, daß der Domfortbau etwas Providentielles an sich trägt und eine neue, erfreulichere Periode beginnt, wenn die Helme ihre Knopfblumen erhalten. Bis jetzt sind die Thürme bis zur Höhe von ca. 300 Fuß gediehen; das

[1] Gemeint ist die ‚Harmonikale Symbolik des Alterthums‘, vgl. unten Kapitel 11.

Dachwerk zwischen den Thürmen fehlt noch. Der Dombauverein hat bereits über acht Millionen Mark aufgebracht.‘

Am 31. October 1877 stieg Reichensperger mit Dombaumeister Voigtel auf die Domthürme. ‚Der südliche ist jetzt 326 Fuß hoch, der nördliche 360. Voigtel denkt 1880 beiden Thürmen die Kreuzblumen aufzusetzen. Täglich werden gegen sechzig Steine, jeder Stein in fünf Minuten bis zum Fuße des Helmes aufgezogen. So ist denn das Höchste, was ich während den vierziger Jahren in betreff des Dombaues zu hoffen wagte, weit, sozusagen traumhaft, überboten; desgleichen aber auch das Schlimmste in Bezug auf die Religion, aus welcher der Dom erwachsen ist und welcher er dienen soll — soweit das Verhältniß der Kirche zur Staatsregierung in Betracht kommt, während das kirchliche Leben im Volke gewissermaßen mit dem Dome, jedenfalls mit der Kirchenverfolgung, gewachsen ist. Der Dom ist während des Gottesdienstes an den Sonntagmorgen fast zu klein geworden. Wird 1880 der Erzbischof an der Spitze seines Clerus das Te Deum in dem vollendeten Dome anstimmen? Wenn nicht, denke ich, falls Gott mich bis da am Leben läßt, dem Feste nicht beizuwohnen.‘

Auch die Staatsregierung verhehlte sich nicht, wie mißlich eine Vollendungsfeier sei ohne Herstellung des kirchlichen Friedens. Im October 1879 machte der Oberpräsident der Rheinprovinz, v. Bardeleben, Reichensperger einen Besuch und stellte insbesondere die Frage, welches Verhalten seitens der Domgeistlichkeit und der hiesigen Ultramontanen wohl zu erwarten sei, falls bis zu jenem Feste die Maigesetze u. s. w. noch fortwirken sollten. ‚Ich stellte hinsichtlich beider Theile eine vollständige Passivität in Aussicht, jedenfalls würde ich für meine Person alsdann dem Feste fernbleiben. Der Dom als Gotteshaus sei in Trauer. Eine Einweihung der Thurmhalle und der Kaiserglocke könne nicht stattfinden, auf die Worte Friedrich Wilhelms IV. bei der Grundsteinlegung im Jahre 1842: „Durch die schönsten Thore der Welt ziehe der Gottes- und der Menschenfriede ein“, könne nicht Bezug genommen werden u. s. w. v. Bardeleben schien das Mißliche solcher Situation durchaus anzuerkennen und gab der Hoffnung auf ein baldiges Ende des Culturkampfes Ausdruck, in welchem sich bedenkliche Elemente geltend gemacht hätten. Um später nicht etwa durch den Weihbischof Baudri irgendwie dementirt zu werden, machte ich ihm von gedachter Unterhaltung und meinen Aeußerungen Mittheilung. Der Weihbischof verhielt sich zustimmend.‘ Gegenüber dem Minister v. Puttkamer, der Reichensperger um seine Meinung fragte, sprach er sich gleichfalls auf das entschiedenste aus, das Fest nicht ohne den Erzbischof zu feiern. ‚Wie Graf Nesselrode mir sagte, hat v. Puttkamer dem Könige Vortrag gehalten, und ist die Königin entschieden gegen das Begehen des Festes, solange der Culturkampf noch dauert. Hierorts dringen Voigtel,

E. Oppenheim, Thewalt, Esser entgegen den „Ultramontanen" auf Festhaltung des Septembertermins. Den Innungen haben erstere einen sehr verdienstreichen Festzug in Aussicht gestellt und dieselben dadurch halb für sich gewonnen. Ich erklärte mich entschieden gegen einen Festzug, welcher überdies auch gegenüber dem Ulmer oder gar dem Wiener überaus kümmerlich ausfallen würde.'

Im April 1880 gab Reichensperger noch einmal in der ‚Kölnischen Volkszeitung' der Hoffnung Ausdruck, daß bis zum September dem Dome ‚sein oberster Hirte zurückgegeben und so der über denselben gebreitete Trauerflor beseitigt werden würde'. Leider verwirklichte sich die hier ausgesprochene Hoffnung nicht. In der zweiten Hälfte des August war endlich auch die Entscheidung des Kaisers gefallen; sie ging dahin, daß das Domvollendungsfest am 15. October, dem Jahrestage der Geburt Friedrich Wilhelms IV., stattzufinden habe. Reichensperger und seine Gesinnungsgenossen beharrten auch jetzt auf ihrem Standpunkte. In ihren Augen ‚war und ist der Dom vor allem ein Gotteshaus; der Stuhl seines obersten Hüters stand in demselben leer; der nicht bloß von seinen Diöcesanen, geistlichen und weltlichen, hochverehrte Oberhirt trauerte jenseits der vaterländischen Grenzen im Hinblick auf die stetig zunehmende Zerrüttung aller kirchlichen Einrichtungen innerhalb seines Sprengels und weiterhin'. Mit Rücksicht auf diese Verhältnisse beschloß am 26. September 1880 zu Köln eine große aus allen Theilen der Rheinlande besuchte Katholikenversammlung, dem Dombaufeste gegenüber eine ‚würdige Zurückhaltung' zu beobachten, dies in einer Eingabe an Se. Majestät zu begründen und damit die ehrfurchtsvolle Bitte um Beseitigung des auf den glaubenstreuen Katholiken Preußens infolge der Maigesetzgebung so schwer lastenden Druckes zu verbinden.

‚Die Vollendung des Domes', schrieb Reichensperger, ‚war der Traum meiner Jugend; wie schmerzlich ich es empfinde, dieselbe nicht mitfeiern zu können, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.' Indessen tröstete er sich: ‚Der Dom ist fertig. Der Fortbau ist 1840 unter Mißtönen inaugurirt worden; der nunmehrige Mißton wird ebenwohl verhallen. Der fertige Dom verbleibt den Katholiken, solange sie — es verdienen.'

‚Der Domvollendungs-Spektakel', schrieb Reichensperger am 25. October 1880, ‚ist nun vorüber. Solche Säcularbauten müssen gar manches über sich ergehen lassen, was ihrem Wesen und ihrer Bestimmung zuwiderläuft[1];

[1] Reichensperger spielt hier auf die Thatsache an, daß nicht bloß Hans Delbrück, sondern auch der katholisch getaufte Kunstliterat Lübke den Dom als ‚künstlerischen Ausdruck jener Gesinnung' bezeichnete, ‚die später im Protestantismus sich mächtig Luft schaffte und die Gemüther von dem starren Dogmenbau und der Priesterherrschaft zu befreien suchte'. Siehe Zur Gesch. des Dombaues S. 53.

sie überdauern es aber und bleiben unser, falls wir durch Glaubenstreue es verdienen. Der rheinländische Clerus hat durch Fernbleiben von dem Feste seine Würde gewahrt, desgleichen das Domkapitel, welches sich auf das gewünschte magere Te Deum beschränkte. Nur die Domkapitulare Frenken und Welter (ungesperrte) folgten der Einladung zum Brühler Festdiner. Die Ansprache des Weihbischofs Baudri an den König am Westportal war würdig. Der König und Herr v. Puttkamer haben sich befriedigend über die Haltung des Kapitels geäußert. Auf den Antrag von Kyll war Reinkens zum Festmahle seitens des Stadtrathes geladen. Eine staatliche Einladung war an den Staatsbischof nicht ergangen. Mit Ausnahme der streng orthodoxen protestantischen Blätter haben alle nicht katholischen die „Weihe" (!) des Domes durch den König als einen Schlag ins Gesicht der Ultramontanen verherrlicht. Auch die „Kreuzzeitung" machte keine Ausnahme. Der gotische Dom ist plötzlich zu einem „echt deutschen" von „Alldeutschland" und dessen Fürsten aufgerichteter Bau geworden u. s. w. Vor ganz kurzem noch stigmatisirte das Berliner „Wochenblatt für Architekten" die Gotik als eine französische Erfindung. Ich verbrachte die Festlichkeitstage ganz still bei der Familie Fievet in Gudenau. Clementine verließ das Haus nicht, dispensirte sich auch vom Flaggen und Illuminiren, wie mit ihr viele glaubenstreue Katholiken. Ich bin von Herzen froh, daß ich mich schlechthin von allem fernhalten konnte. Der Rausch geht vorüber, der Dom bleibt.

‚So steht er denn nunmehr da vor aller Augen, mit seinen vollendeten Riesenthürmen himmelwärts weisend, unser Dom, „das bewunderswürdige Erzeugniß eines der größten Geister, die je über die Erde wandelnd die leuchtende Spur ihres Daseins zurückgelassen haben" — um mit Joseph v. Görres zu reden. Weithin hat vom Dome aus der Impuls zum Wiederaufleben der großen, tief religiösen Kunst des Mittelalters in allen ihren Verzweigungen sich erstreckt; Meister ersten Ranges — Friedrich Schmidt und Vincenz Statz — nebst einem Heere tüchtiger Steinmetzen sind aus der Bauhütte hervorgegangen. Es legt die Vollendung des Domes Zeugniß dafür ab, daß verstandesmäßiges Erkennen und exactes Wissen, worauf die heutige Welt so besondern Werth legt, worauf sie stolz zu sein allerdings Ursache hat, keineswegs das Streben nach dem Idealen ausschließt, daß, wenn einerseits der Strom des atheistischen Materialismus immer mehr aufschwillt, andererseits auch der Glaube an das Höhere, Ueberirdische und der Drang zu demselben hin an Stärke gewinnt, daß mit einem Worte unser Zeitalter zugleich als das Zeitalter der Revolution und als das der Restauration bezeichnet werden kann.'

Wenn nun auch im wesentlichen das Dombauunternehmen durch den Ausbau der beiden Thürme seinen Abschluß gefunden hatte, so blieb doch noch gar manches von nicht geringer Bedeutung nachzuholen. Nach Vollendung

des Aeußeren galt es, das Innere in der richtigen Weise zu schmücken. Treu seinem vierzig Jahre lang bethätigten Streben, das hehre Gotteshaus möglichst im Sinn und Geiste der ersten Gründer und Erbauer zu vollenden, krönte der hochverdiente Vorkämpfer echter Gotik seine Verdienste durch die regste Betheiligung an allen in dieser Hinsicht noch in Betracht kommenden Fragen. Bereits zur Zeit, als die Kreuzblumen den himmelanstrebenden Steinriesen noch nicht aufgesetzt waren, stand ‚der treue Hüter und Ritter mittelalterlicher Kunst' auf seinem Posten, um das Eindringen fremder Elemente zu verhindern und den Bau vor allem dem ursprünglichen Ideale entgegenzuführen. Wie 1879, so ließ er auch später sich in mehreren Artikeln gegen Voigtel für die farbige Musterung des Fußbodens und für steile Bedachung der Compartimente zwischen den Strebepfeilern der Langseiten öffentlich vernehmen.

Die Frage des Bodenbelages, ‚eine der wichtigsten und folgenschwersten'[1], weil von ihrer richtigen Lösung der Gesamteindruck des Innern abhing, sollte Reichensperger noch sehr in Anspruch nehmen: der Entwurf, welcher einen eintönigen Belag mit farbigem Rande in Aussicht stellte, hatte keinen energischern Gegner wie Reichensperger, der von vornherein für eine reichere, künstlerischere Ausstattung eintrat, für eine Beflurung, wie sie zu der Herrlichkeit des übrigen Baues gehört und den Traditionen der gotischen Baukunst, der religiösen Erhabenheit des Gotteshauses und ihrer eigenen symbolischen Bedeutung entspricht. In demselben Sinne wie Reichensperger sprachen sich auch der Architekt Wilhelm Vogler und Friedrich Schneider[2] in Mainz aus. Trotzdem schien ein Erfolg ausgeschlossen. Wie es Reichensperger dennoch gelang, in letzter Stunde eine Aenderung herbeizuführen, darüber berichtet er folgendes[3]:

‚Bei meinem ersten Besuche bei Geh. Rath Linhoff beim Beginne einer Session theilte derselbe mir mit, daß, wenn ich früher gekommen wäre, ich vielleicht hätte verhindern können, daß der Kölner Dom eine ganz einfache Beplattung erhalten werde, ohne alle bildnerischen Darstellungen. Nun habe der Cultusminister diesen Plan bereits genehmigt und Herr Geh. Rath Schöne sei bereits beauftragt, den Schlußbericht für den König zu machen; derselbe werde zustimmend berichten, und die Genehmigung werde zweifellos erfolgen. Es war dies in der Hitze des Culturkampfes, als der erzbischöfliche Stuhl verwaist war. Sofort begab ich mich zu Geh. Rath Schöne; derselbe erklärte, an der Angelegenheit sei nichts mehr zu ändern, durch seine Vertretung des Herrn v. Usedom sei der Bericht ohnehin schon verspätet. Ich bat ihn,

[1] Urtheil von Domkapitular Dr. Heuser in d. Köln. Volkszeitung 1882, Nr. 274.

[2] Vgl. Bodenbelag für den Dom zu Köln. Entwurf von W. Vogler und Fr. Schneider, September 1880. (Als Manuscript gedruckt.)

[3] Die nachstehende Aufzeichnung dictirte Reichensperger kurz vor seinem Tode, am 1. Juli 1895, und sandte sie mir gleichsam als letzten Gruß.

noch einige Tage damit zu zögern, ich werde eine kleine Denkschrift verfassen und in derselben darlegen, daß die Polychromirung und figürliche Ausschmückung des Dombelages unerläßlich sei. Schöne möge dieselbe dann bei den Ministern circuliren lassen. Ich verfaßte dieselbe auch wirklich und überbrachte sie Schöne; derselbe hielt es jedoch in seiner amtlichen Stellung nicht für geeignet, sich an die Minister zurückzuwenden.

‚Nun begab ich mich zu meinem Freunde Wirkl. Geh. Rath Justus v. Gruner und klagte ihm mein Leid. Derselbe meinte, es gäbe wohl noch einen Ausweg, und zwar durch die Beihilfe des Herrn v. Stockmar. Ich möge an ihn, Gruner, einen Brief schreiben, worin ich unumwunden die Sachlage darstelle. Den Brief werde er dem Kammerherrn v. Stockmar geben. Derselbe war Vertrauter der Kronprinzessin, der spätern Kaiserin Friedrich; sein Vater war Vertrauter der Königin von England gewesen. Da er rückenmarksleidend war und auch in seinem Zimmer nur im Wagen sich bewegen konnte, besuchte ihn die Kronprinzessin häufig.

‚Einige Tage später theilte Gruner mir mit, daß diese Vermittlung wirklich geholfen habe. Nach Lesung meines Briefes habe die Kronprinzessin einen Hofbeamten zum Minister Falk geschickt mit dem Ersuchen, die Angelegenheit einstweilen einzustellen. Falk habe erwidert, da es sich hier für ihn um keine Principienfrage handle, werde er dem Wunsche der Kronprinzessin entsprechen. Am folgenden oder einem der nächstfolgenden Tage ließ Schöne mich aus einer Sitzung herausrufen und sagte, meine Denkschrift erscheine ihm doch so bedeutend, daß er über die Angelegenheit mit mir sich näher besprechen möchte, ich möge zu diesem Behufe mit ihm ins Ministerium kommen, wo die Acten lägen. Dort zeigte er mir den Bericht des Dombaumeisters Voigtel. Derselbe legte unter anderem dar, im Chor habe sich ein Theil der ursprünglich beabsichtigten ganz einfachen Beplattung vorgefunden.

‚Auf die Frage an mich, was nun zu thun sei, rieth ich, Friedrich v. Schmidt aus Wien und Essenwein von Nürnberg gutachtlich zu hören, hinter deren Ansicht würde die meinige zurücktreten. Schöne ersuchte mich nun noch, dem Geh. Baurath Adler meine Bedenken womöglich plausibel zu machen. Ich fand denselben ziemlich aufgeregt über meine Bedenken, und er meinte, ob denn der ganze Dom meiner Ansicht nach ausgemalt werden solle. Ich erwiderte, dies habe meiner Ueberzeugung nach allerdings in der Absicht der ursprünglichen Meister gelegen; aber auch ganz unabhängig davon sei der Fußboden jedenfalls polychromatisch zu behandeln. Demnächst wurden außer Essenwein und Schmidt auch noch der Dombaumeister von Straßburg und Denzinger, der Vollender der Regensburger Domthürme und des Domes von Frankfurt, gutachtlich gehört. Dem Vernehmen nach haben die entschie-

denen Gutachten von Schmidt und Essenwein dafür durchgeschlagen, daß die Beplattung eine mehrfarbige, figürliche werden müsse, wozu es denn auch nach vielfachen, mühseligen Verhandlungen mit Gottes Hilfe endlich gekommen ist, und zwar nach den Plänen von Essenwein.

‚Als ich mich persönlich zu Herrn v. Stockmar begab, um mich bei ihm für seine Vermittlung zu bedanken, erzählte er mir von dem lebhaften Interesse, welches die Kronprinzessin der Sache entgegengebracht habe.

‚Später theilte ich dem Dombaumeister Voigtel im wesentlichen das Vorstehende mit, der es freundlich aufnahm und sagte, er erinnere sich, daß er, wohl um die Zeit nach dem Vorgange bei Stockmar, dem Kronprinzen seine Aufwartung gemacht und derselbe scherzend gesagt habe, Voigtel dürfe sich augenblicklich bei der Kronprinzessin nicht sehen lassen.

‚Nachdem die Angelegenheit so weit gediehen war, daß man an die Ausführung denken konnte, fand in Köln im Regierungsgebäude eine Versammlung statt, welcher mehrere Berliner Geheimräthe, der Oberpräsident v. Bardeleben, Dombaumeister Voigtel, namens des Domkapitels die Domkapitulare Frenken, der überhaupt die Domangelegenheiten führte, als Decernent und Dumont als Aeltester des Kapitels beiwohnten. Auch mich hatte der Cultusminister besonders beauftragt, der Sitzung beizuwohnen. Es wurde als im Plane liegend ausgegeben, daß der ganze Dom, insbesondere aber der Chor polychromatisch und figürlich ausgeschmückt werden solle. Auf das entschiedenste widersprach diesem Plane im großen und ganzen Domkapitular Frenken: das Domkapitel sei des ewigen Zuwartens müde und wolle endlich den Boden fertig sehen. Ueber das Mehr oder Weniger wurde nun verhandelt, und zwar sehr eifrig.

‚Ich schlug als Vermittlung vor, die Schiffe nach den Vorschlägen von Voigtel auszuführen, das Durchschnittsfeld aber noch reich auszuschmücken. Da mit Frenken, der persönlich mit der Staatsregierung auf dem gespanntesten Fuße stand, nicht mehr zu erreichen war, einigte man sich schließlich dahin. Es wurde nun noch die seit langem streitige Domterrassen-Frage in die Besprechung gezogen, und Frenken wurde schließlich so heftig, daß der Oberpräsident erklärte, er müsse die mündlichen Verhandlungen als abgeschlossen betrachten und alles weitere auf den schriftlichen Weg verweisen.‘ In der Folgezeit sollte die Beplattungsfrage eine im wesentlichen den Wünschen Reichenspergers entsprechende Erledigung finden.

Wiederholt war an ihn das Ersuchen gestellt worden, seine auf den Dombau sich beziehenden Erinnerungen niederzuschreiben; in seiner Bescheidenheit hatte er dies abgelehnt. Als indessen die Kölner Festversammlung bei der 600jährigen Gedächtnißfeier des sel. Albertus Magnus (November 1880), eines Zeitgenossen der Grundsteinlegung des Domes, an Reichensperger, der damals in Berlin

weilte, nochmals mit einer solchen Bitte herantrat, gab er nach. Bestimmend hierfür war zweierlei. Einmal ging die Festschrift von Ennen schon wegen ihres officiellen Charakters über manche wichtige Punkte hinweg und stellte andere geradezu unrichtig dar. Sodann erschien ‚eine durchaus wahrheitsgetreue Geschichte des neuen Dombaues' geboten im Hinblick auf gewisse, die Mit- und Nachwelt geradezu irreführende Darstellungen, welche durch die periodische Presse aus Anlaß der Vollendungsfeier in das Publikum gebracht worden waren.

Es war keine leichte Aufgabe, die einen Zeitraum von vierzig Jahren umspannenden Erinnerungen zu sammeln und in knapper Form zusammenzufassen. Im Frühling 1881 war diese Arbeit beendet. Reichensperger gab zunächst in einem Vortrage am 21. April zu Köln eine Auswahl seiner Erinnerungen und veröffentlichte dieselben als besondere Schrift unter dem Titel: ‚Zur neuern Geschichte des Dombaues in Köln.' Es war ein Wort zur rechten Zeit, zur Abwehr von Geschichtsfälschungen, zur Beleuchtung vorgekommener Mißgriffe und zur Verhütung weiterer Fehler — in der langen Kette von Reichenspergers Verdiensten um den Dom ein neuer, kräftiger Ring. Von einem wahrhaft klassischen Zeugen ward hier die Geschichte der endlichen Vollendung des größten und erhabensten Denkmals christlich-germanischer Baukunst mit einer Frische und Lebendigkeit gezeichnet, wie sie nur bei der Wiedergabe von Selbsterlebtem möglich ist. Die eigene Person tritt bescheiden in den Hintergrund. ‚Meine Verdienste um die Dombausache anlangend,' sagt der Verfasser gleich am Anfang, ‚habe ich vor allem berichtigend zu bemerken, daß, wie eifrig auch mein Streben war, wie viel Zeit und wie manches Opfer ich für die Sache gebracht habe, dennoch mein Verdienst verschwindet inmitten der vielen Opfer, welche von den verschiedensten Seiten her für unsern Dom gebracht worden sind.' Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, erkennt aber bald, ‚mit welcher Umsicht, Sachkenntniß und Entschiedenheit' Reichensperger einerseits das Interesse für den Dombau in den weitesten Kreisen wachrief und förderte, andererseits die Integrität des ursprünglichen Planes, soweit ein solcher erkennbar war, gegen allerlei Velleitäten der Modernisten in Schutz nahm [1].

Ueberaus wohlthuend berührt auch die Mäßigung, mit welcher der Verfasser über die Dombaumeister Zwirner und Voigtel und ihre Arbeiten urtheilt und in betreff begangener Irrthümer für mildernde Umstände plädirt. Eine ganze Reihe von interessanten Vorgängen, die sonst ganz gewiß der Vergessenheit anheimgefallen wären, werden mitgetheilt, ältere, dem Gedächtniß der gegenwärtigen Generation längst entschwundene Thatsachen aufgeklärt und

[1] Vgl. Aldenkirchen im Lit. Handweiser 1882, S. 436.

namentlich solche Punkte berührt, welche in der officiellen Festschrift übergangen waren. Von besonderem Interesse ist die eingehende Schilderung der großen Schwierigkeiten, mit welchen der Dombauverein anfangs zu kämpfen hatte. Der Verfasser tritt hier nachdrücklich der namentlich bei der Vollendungsfeier vertretenen Auffassung entgegen, als habe der Verein sich lediglich eines in der gesamten Nation bereits vorhandenen Gedankens bemächtigt und diesen, von nachhaltiger, opferwilliger Begeisterung aller getragen, mit leichter Mühe zur Ausführung gebracht. Gerade das Gegentheil ist wahr: es mußten eine starke Gegenströmung und unzählige Hindernisse überwunden werden[1].

Mit warmer Anerkennung gedenkt Reichensperger seiner Vorgänger und Mitarbeiter an dem großen Werke, der Görres, Kreuser, Boisserée, v. Wittgenstein, Blömer u. a. Was die Opferwilligkeit und die Begeisterung dieser Männer, unter welchen wahrlich nicht an letzter Stelle Reichensperger selbst zu nennen ist, geleistet, verdient um so höhere Anerkennung, als sie doch eigentlich nur im Rheinland und ganz besonders in Köln die Massen hinter sich hatten; im übrigen Deutschland zeigte sich nur zu oft ‚keine Spur von opferwilliger Sympathie für den Dombau‘. Durch Mittheilung einer Reihe sehr pikanter Thatsachen wird nachgewiesen, wie wenig die historische Darstellung der Festschrift und der ihr nachfolgenden Journalistik den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. Von ‚nationalen Regungen in allen Angehörigen der einzelnen Bundesstaaten‘ kann keine Rede sein, vielmehr wurzelt der Ursprung der wieder angeregten Thätigkeit in dem neu erwachten kirchlichen Leben in Köln; Unterstützung kam durch den edeln König Friedrich Wilhelm IV. und den großen Kirchenfürsten, Cardinal v. Geissel. Aus dieser von Reichensperger festgestellten Thatsache ergibt sich, was es mit der bei der Vollendungsfeier allenthalben wiederholten Phrase auf sich hat, ‚Alldeutschland habe den Dom vollendet‘. ‚Alldeutschlands‘ nennenswerthe Beisteuer beschränkte sich in Wirklichkeit hauptsächlich auf die Betheiligung an der Dombaulotterie. Auch die Verdienste der deutschen Fürsten an dem Dombau sind, wie Reichensperger zeigt, gewaltig überschätzt worden, allerdings mit einigen glänzenden Ausnahmen, unter welchen Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und namentlich Ludwig I. von Bayern in erster Linie stehen.

Treu seinem vierzig Jahre lang bethätigten Streben, daß der Dom möglichst im Geiste seiner Begründer vollendet werde, schließt Reichensperger seine interessanten Mittheilungen durch neue Vorschläge, welche verschiedenen Einzelheiten am Außenbau (den Pfeilern am Fuße der Thurmoktogone, der Bedachung der Chorkapellen und den Thüren der Portale) sowie vor allem der innern Ausstattung gewidmet sind. Neben der Beplattungsfrage werden hier noch

[1] Vgl. Bd. I des vorliegenden Werkes S. 173 ff.

andere wichtige Dinge besprochen: so die Herstellung eines neuen, stilgerechten Orgelgehäuses, eine Umgestaltung und Umstellung des Dreikönige-Reliquiars, die Construction eines Lettners, endlich die Polychromirung des Innern und die Freilegung des Domes. ‚Weit tiefer‘, bemerkt Reichensperger am Schlusse, ‚als die Zukunftssorgen vorgedachter Art greift eine Sorge, die in der Gegenwart auf allen denen lastet, welche in dem Dome nicht bloß eines der preiswürdigsten Kunstdenkmale erblicken, sondern zugleich in demselben die Stätte für die Feier der geheiligten Mysterien ihres Glaubens verehren. Der zur Seite des Hochaltares leerstehende Stuhl des im Exil weilenden Oberhirten erfüllt sie mit Trauer; er erinnert an die stets steigende Bedrängniß so vieler Seelen infolge des unheilvollen Zwiespaltes zwischen den beiden großen Gewalten. Möge der Kirche die ihr entzogene, dem Heile von Millionen dienende Freiheit zurückgegeben werden; möge der Königswunsch: „Der Dom von Köln rage über diese Stadt, rage über Deutschland, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden!“ baldigst in Erfüllung gehen!‘

4. Reichenspergers Kunstanschauungen; seine Stellung zur Antike, zum romanischen Stil, zur Gotik.

‚Verbräunt Gestein, bemodert, widrig, spitzbögig, schnörkelhaft, niedrig‘, so erschien lange Zeit den Deutschen ihre alte, einheimische Kunst. Gotisch, barbarisch und häßlich galten für gleichbedeutend; seit der Herrschaft des französischen Geschmacks hielt man gotisch geradezu für den Inbegriff des Geschmacklosen[1]. Goethe hatte zwar bereits während seiner Straßburger Zeit am dortigen Münster die Herrlichkeit der Gotik erkannt und in dem Aufsatz ‚Von deutscher Baukunst‘ begeistert gepriesen; allein nur zu bald füllte die Antike mit ihrem ‚freien Sinnenspiel‘ wieder ganz die Seele auch dieses Genies aus; vor ihr versank die deutsche Kunst, und bei den römischen Tempeln fühlte Goethe sich ‚von den kauzenden Heiligen der gotischen Zierweise, den Tabakspfeifensäulen, spitzen Thürmlein und Blumenzacken auf immer befreit‘; mit der großen Masse seiner Zeitgenossen erschien ihm das Mittelalter als ‚ein Wust von Ritterthum und Pfäfferei‘, die Kunst des klassischen Alterthums als der alleinige Canon des Schönen[2]. So festgewurzelt waren diese Ansichten, daß die romantische Schule alle Macht anwenden mußte, um dem lebenden Geschlechte begreiflich zu machen, daß es in völliger Blindheit unter den wundervollsten Bau- und Kunstwerken seiner eigenen nationalen Vorzeit umherwandle. Der großartige vaterländische Aufschwung der Freiheits-

[1] Vgl. Kraus, Gesch. der christl. Kunst I, 20 f., wo sehr interessante Belege gegeben werden und auch gezeigt wird, daß in Frankreich die Dinge noch schlimmer standen.

[2] Vgl. A. Benda, Wie der Lübecker den Tod gebildet (Lübeck 1891) S. 3—4, und Baumgartner, Göthe III, 178 f. 191 f. 196 f.

kriege trug dann mächtig dazu bei, daß die Lust und Liebe zur Erforschung der Kunstweise des deutschen Mittelalters weitere Kreise ergriff. Zwei Hauptrichtungen lassen sich bei dieser so fruchtreichen Bewegung zur Erforschung der vaterländischen Kunst von Anfang an deutlich unterscheiden. ‚Die einen betreiben die gelehrten Untersuchungen bloß der Wissenschaft wegen, ohne allen praktischen Zweck; die andern geben sich denselben eingehenden Studien hin, um dadurch eine solide theoretische Grundlage für neue, im Geiste der alten Meister gehaltene Kunstproductionen wiederzugewinnen.‘ [1] Als die hervorragendsten Vertreter der letztern Richtung erscheinen Sulpiz Boisserée und August Reichensperger. Gleichwie ersterer ‚mit der einen Hand die Feder ergriff, um zuerst das Verständniß der ältern religiösen Monumente seiner rheinischen Vaterstadt für die Gegenwart anzubahnen, und mit der andern Hand bemüht war, Bausteine für den großen, unvollendeten Gottesbau in Köln herbeizuschaffen, so trat auch Reichensperger als unermüdlicher Vorkämpfer nicht nur allein für die theoretische, sondern auch für die praktische Regenerirung der so lange verkannten christlichen Kunst in die Schranken‘ [2]. Alle seine Schriften, vorzugsweise die ‚Christlich-germanische Baukunst‘. die ‚Fingerzeige‘, die ‚Kurze Vorrede‘ und ‚Die Kunst jedermanns Sache‘ verfolgen in erster Linie praktische Zwecke.

‚Die Tendenz meiner Kunstschriftstellerei‘, sagt er in seiner Schrift ‚Allerlei aus dem Kunstgebiete‘ (S. 7), ‚geht nicht dahin, die Kunstgelehrten noch gelehrter, wohl aber etwas praktischer zu machen; ich habe mir an meinem geringen Theile von jeher nur die Aufgabe gemacht, das Wesen der christlichen Kunst zu möglichst allgemeinem Verständniß bringen zu helfen, ganz insbesondere aber die opferwillige Hingebung an dieselbe zu beleben, sowie dem Eindringen des modernen Schwindels in die Massen entgegenzuarbeiten.‘ Und in demselben Sinne gesteht er unumwunden, ‚daß er mehr Werth darauf legen würde, eine einzige alte Kapelle vor dem Einsturze zu retten oder die Erbauung einer neuen kunstgerechten zu veranlassen, als auf den Ruhm, die Bibliotheken mit einem Bande voll nagelneuer Definitionen und Abhandlungen über das Klassische, das Kunstideal, das Erhabene und Schöne u. dgl. bereichert zu haben‘.

Ein Lieblingsspruch Reichenspergers lautete: Surge igitur et fac et erit Dominus tecum! Diese Worte sind das beste Charakteristicum seiner Lebensarbeit nicht bloß auf dem politischen, sondern auch auf dem Kunstgebiete. Geschichte und Archäologie waren ihm nur der Beweggrund, das

[1] Bock, Die Schriften August Reichenspergers S. 3; vgl. auch Treitschke, Deutsche Gesch. II, 66, der bemerkt: ‚Die Cultur des Mittelalters war von dem philosophischen Jahrhundert leidenschaftlich bekämpft, von der jugendlichen Romantik blindlings bewundert worden, jetzt suchte man sie zu verstehen.‘

[2] Bock a. a. O. S. 4. Ueber Boisserée vgl. Kraus, Gesch. der christl. Kunst I, 13 f. und 25.

Weckmittel, das Igitur zum fac, zur praktischen Schaffensarbeit. ‚Vor allem‘, schrieb er noch in seinen letzten Lebensjahren an seinen gleichgesinnten jungen Freund Armin Tschermak, ‚gilt es zu schaffen, nicht zu forschen und zu sammeln.‘

Zur richtigen Beurtheilung der kunstschriftstellerischen Thätigkeit Reichenspergers ist dieser Gesichtspunkt streng festzuhalten: er war kein eigentlicher Kunsthistoriker oder Archäologe, auch kein Kunstphilosoph; er war vielmehr hauptsächlich Praktiker und Apostel für die Wiederbelebung einer echten volksthümlichen, deutschen, die christlichen Ideen verkörpernden Kunst. Das Ideal hierfür erblickte er in der gotischen Kunstform — für ihre Wiederaufnahme in Architektur und Kunstgewerbe wirkte er gewissermaßen als Kunstagitator. Im tiefsten Grunde spitzte sich für ihn alles auf die Frage zu: Was sollen wir gegenüber dem Lug und Trug der modernen, eklektischen Fabrikskunst und dem Bauschwindel thun, um wieder zu einer nationalen und christlichen Kunstweise zu gelangen?

Natürlich mußte Reichensperger die historische und ästhetische Seite des Kunstproblems immer wieder berühren, allein alles hierher Gehörige war ihm stets in letzter Linie nur das Mittel zum Zweck, nur Einkleidung und Begründung seiner praktischen Grundsätze. Ohne eingehendere fachmännische Geschichtsarbeit und beeinflußt von dem historischen Urtheile seiner Freunde und Zeitgenossen, hat Reichensperger in historischen Dingen nicht selten Behauptungen aufgestellt, die thatsächlich nicht haltbar sind. Bei seinem lebhaften Temperament und seiner Neigung zum Debattiren hat er sich zuweilen zu nicht stichhaltigen Aufstellungen hinreißen lassen. Seine Gegner haben solche Dinge aufgegriffen und in einer Weise verallgemeinert, welche dem unermüdlichen Sachwalter der Gotik schweres Unrecht zufügt. Wohl das Stärkste in dieser Hinsicht hat sich Lübke erlaubt, indem er behauptet, ‚Reichensperger halte alle kunstgeschichtliche Entwicklung der letzten vier Jahrhunderte für Teufelswerk‘.

‚Gewiß‘, meinte Reichensperger mit vollem Rechte, ‚ist der Ton solcher Polemik nichts weniger als einladend zur Gegenrede, und ich weiß auch sehr wohl, daß es unmöglich ist, aus gewissen Köpfen gewisse Vorurtheile zu vertreiben. Allein darum soll man doch eine sich zufällig bietende Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, um Vorkehr zu treffen, daß jene Vorurtheile nicht immer weiter übersiedeln. Man hat überdies auch vollauf genug an seinen wirklichen Fehlern und Schwächen zu tragen, um sich veranlaßt zu sehen, der angedichteten sich nach Kräften zu erwehren. Und so möge denn die runde Erklärung hier Platz greifen, daß ich nicht bloß die Raphael und Michelangelo, die Tizian und Dürer, sondern auch die Rubens und Rembrandt, die Teniers und Dow, die Potterschen Vieh- und die Seghersschen Blumenstücke, ja selbst die Watteau und die sonst neben ihm hervorragenden Meister der Zopfzeit, einen jeden in seiner Art genommen, hoch in Ehren halte, daß ich es aber für eine kaum erträgliche Anmaßung erachte, wenn die geistes-

matten Schaukünstler, die Gußeisen-Cellinis und sonstigen Surrogatenjäger der Gegenwart ihre stil- und charakterlose Ausstellungs-Dutzendware durch die Flaggen jener Genies zu decken sich unterfangen. Von „Teufelswerk" kann da wahrlich nicht die Rede sein, nicht einmal von einem falschen Geschmack, da eben gar keiner zu verspüren ist. Wo ich auch den Grundanschauungen jener großen Meister nicht beipflichten zu können glaube, bringe ich doch ihrem Genie sowie der soliden Pracht oder der vollendeten Technik ihrer Werke den Zoll aufrichtigster Bewunderung dar. Oder habe ich etwa, wie ein anderer Kritiker mir nachsagt, mich jemals dahin vernehmen lassen, „daß die Kunst von der Kirche nicht getrennt werden könne, daß alle echte Kunst katholisch sei"? Habe ich endlich schlechthin über die gesamte heutige Kunst den Stab gebrochen und „nur allein von ihrer Rückkehr zu irgend einer Phase ihrer frühern Entwicklung das Heil erwartet"? Nein, solcher starrer Ausschließlichkeit habe ich mich zu keiner Zeit schuldig gemacht. Es ist mir sehr wohl bewußt, daß unser Jahrhundert nicht wenig durchaus berechtigte Elemente in sich schließt, welche es wesentlich und nothwendig, nicht bloß vom Mittelalter, sondern selbst von den drei letzten Jahrhunderten unterscheiden; stets habe ich die lebensvolle Vermittlung der neuern Cultur mit der des Mittelalters für unsere Aufgabe erachtet; nie ist es mir in den Sinn gekommen, von einer Reproduction des letztern, dem Buchstaben nach, von einem Abklatschen seiner Hervorbringungen das Heil für unsere Kunstübung zu erwarten. Ebenso wie die nicht zur Kreuzesfahne haltenden Aesthetiker bin ich zu den Ruinen der Pästum-Tempel und des Colosseums hingepilgert, habe ich meine Huldigung den Elgin-Marmoren und den bildnerischen Schätzen des Vaticans aus der Blüthezeit vorchristlicher Kunst dargebracht. Nur hat der Reiz aller dieser Herrlichkeiten mich nicht ganz und gar zu blenden vermocht; vielmehr ist mir davor erst recht der Sinn für die eigenthümliche Größe und die Gedankentiefe des Mittelalters, namentlich im Vergleich mit dem subalternen Charakter der meisten Producte der Gegenwart aufgegangen, die in der allerneuesten photographischen Schule ihren schönsten Triumph zu feiern im Begriffe steht.'[1]

Der Mann, der dies geschrieben, war doch nicht der gotische Fanatiker, als welchen manche seiner Gegner ihn hinzustellen beliebten. Alle wahren Kunstwerke fanden seine Anerkennung: die echte Antike war davon ebensowenig ausgenommen wie die eigentliche Renaissance; ja selbst gewisse Vorzüge des Barock- und Rococostiles[2] erkannte er an und warnte vor der Beseitigung der Erzeugnisse dieser Periode, wenn man nichts Besseres an deren Stelle zu setzen habe.

---

[1] Die christl.-germ. Baukunst S. VII—IX.

[2] Vgl. Kunsthandwerk S. 11; ferner Fingerzeige S. 23.

Wie wenig Reichensperger ein principieller Feind der wahren Antike gewesen ist, hat er wiederholt energisch betont. ‚Obgleich ich mich‘, heißt es in einem Schreiben an den von ihm mit Recht hochgeschätzten französischen Kunstforscher de la Sizeranne, ‚vorzugsweise nach der christlichen Kunst des Mittelalters hingezogen fühle, weil dieselbe für uns noch eine lebendige ist bezw. werden kann und soll, interessire ich mich doch auch lebhaft für die herrlichen Kunstschöpfungen der alten Griechen. Gibt es doch meines Erachtens, wenigstens auf dem Gebiet der Baukunst, nur zwei für uns in Betracht kommende abgeschlossene Stile, den altgriechischen und den sogen. gotischen des Mittelalters. Ich bin gespannt auf Ihre die Elgin-Marbles behandelnde Arbeit. Ich habe diese Prachtstücke im British Museum bewundert; obgleich ich mit Lord Byron die That Elgins verdamme, bin ich doch hinsichtlich der Restitutionsfrage zweifelhaft, da der ursprüngliche Zustand nicht mehr herzustellen und es überdies zweifelhaft ist, ob Athen den Bildwerken so sichern und so dauernden Schutz gewährt wie London.‘ — In verschiedenen seiner Parlamentsreden hat Reichensperger auch die Ausgrabungen in Olympia und Pergamon mit innigster Freude begrüßt; mit demselben Interesse verfolgte er die römischen Forschungen Parkers und noch als Greis die neuen Entdeckungen in Pompeji und anderwärts. Nicht ohne Bedeutung ist auch der Umstand, daß Abgüsse antiker Meisterwerke neben den Aufrissen mittelalterlicher Dome sein Studirzimmer zierten. ‚Nicht gegen eine Benutzung der Antike erhob er sich, sondern gegen die Prätension, daß dieselbe einzige Norm und oberste Regel sein sollte. Mit größter Entschiedenheit geißelte er die Verirrung, welche mit völliger Ignorirung der ganzen Entwicklung unserer Nation unserem christlichen deutschen Volk mythologische Gegenstände als die entsprechendsten Objecte für Malerei und Sculptur vorstellen will, die bei einem Volke mit dem dichterisch-mythologischen Aberglauben und der Natureinfalt der Griechen Sinn haben mochten, welche jetzt aber nur als unbekleidete oder vielmehr ausgekleidete Personen figuriren und entsittlichend wirken.‘ [1] Mit beißendem Spott bekämpfte Reichensperger den sich auf dem Gebiete der Baukunst breitmachenden Pseudo-Classicismus, die Unnatur, die unter nordischen Tannen und Buchen Tempel bauen will, zu denen nothwendig Lorbeer und Palmen gehören.

Im wesentlichen verhielt sich Reichensperger von seinem praktischen Standpunkte aus auch gegenüber der Renaissance oder, wie er zu sagen liebte, gegenüber der ‚antikisch-welschen‘ Kunstweise ablehnend. Daß er hier namentlich in geschichtlicher Hinsicht vielfach einseitig und nicht gerecht urtheilte, kann einem Zweifel nicht unterliegen.

---

[1] Vgl. den schönen Aufsatz ‚Reichensperger und die Kunst‘ in der Köln. Volkszeitung 1895, Nr. 458. Siehe auch oben Bd. I, S. 538; II, S. 240.

Was die eigentliche oder italienische Renaissance anbelangt, so überschätzte er mit fast allen seinen Zeitgenossen[1] die heidnisch-materialistische Seite derselben[2]. Als Schreiber dieses unter dem Beifall eines Burckhardt und de Rossi das Bestehen einer christlichen neben der heidnischen Renaissance nachwies, verschloß sich Reichensperger gegen dieses Forschungsergebniß nicht; indessen konnte er sich von der Ansicht einer principiellen Verknüpfung von Renaissance und Neu-Heidenthum nicht mehr ganz losmachen. Theilweise hing dies mit seiner Betrachtung der Gotik zusammen: in derselben sah er das höchste Ideal christlicher Baukunst. Er begründete dies damit, daß dieser Stil aus der christlichen Idee geboren, für den Ausdruck derselben eine neue, angemessenste, vollkommenste Form geschaffen habe und deshalb unbedingt vorzuziehen sei der Renaissance, welche sich zu dem angegebenen Zwecke der schon vom Heidenthum gebrauchten Formen bedient habe. Mit feuriger Begeisterung betonte er, daß keine andere Kunstrichtung so wie die Gotik geeignet sei, den ,Geist aus den engen Grenzen des Irdischen hinauszuführen und mit der Vorstellung des Großen, Unübersehbaren, Unmeßbaren das Gefühl andächtigen Staunens und ehrfurchtsvollen Bewunderns', ,Ewigkeitsgedanken' zu erwecken[3].

Wenn man auch für Deutschland diesen Standpunkt Reichenspergers theilen kann, so ist derselbe doch für Italien sicher nicht zutreffend. Mag auch für das deutsche Gefühl die Gotik den religiösen, christlichen Gedanken am reinsten ausdrücken, so kann deshalb und vielleicht gerade deshalb dieser Stil nicht für alle Länder als der allein giltige Canon christlicher Baukunst hingestellt und die von Italien ausgehende Kunstrichtung der Renaissance als mit dem christlichen Geist im Widerspruch stehend betrachtet werden. In dieser Hinsicht hat einer der hervorragendsten Kunstforscher unserer Zeit mit Recht betont, daß die katholische Kirche sich niemals der Renaissancekunst gegenüber auf jenen verallgemeinernden Standpunkt gestellt habe[4]. Reichensperger hat dies

---

[1] Vgl. hierüber Jakob Burckhardts Brief an Pastor in d. Gesch. d. Päpste II², 761 f.

[2] Vgl. unter anderem seinen Aufsatz in Didrons Annalen vom Jahre 1849, in welchem übrigens die Bezeichnung ,wahre' und ,falsche Renaissance', die man mir einmal gerade mit Beziehung auf Reichensperger zum Vorwurf machte, gebraucht ist, freilich so, daß dreizehntes und sechzehntes Jahrhundert, Christenthum und Heidenthum einander gegenübergestellt werden, wobei die christliche Strömung des sechzehnten Jahrhunderts gänzlich übersehen ist.

[3] Vgl. ,Reichensperger und die Kunst' in der Köln. Volkszeitung 1895, Nr. 458, wo richtig betont wird, daß der Kölner Appellrath ,gerade wegen seiner Verehrung für die Gotik ein abgesagter Feind einer Pseudogotik war, welche von jener nur fertige Formen herübernimmt, aber nicht aus den einfachen Grundelementen in festen Entwicklungsgesetzen nach der Individualität des Künstlers sich organisch aufbaut'.

[4] Fr. Schneider in der Lit. Rundschau 1881, Sp. 239; vgl. auch die Schrift von Graus, Die katholische Kirche und die Renaissance (2. Aufl. Freiburg 1888), und Graus im ,Kirchenschmuck' 1898, S. 41.

mehr als billig gethan, wie er denn der von Italien ausgehenden Kunstrichtung überhaupt nicht immer gerecht geworden ist. Während seines ganzen Lebens war seine Aufmerksamkeit fast beständig den Werken der gotischen Zeit zugewandt, die Welt der Renaissance blieb ihm mehr oder weniger fremd. Allein so feindselig, wie man es vielfach dargestellt hat, stand er derselben doch nicht gegenüber.

‚Fast alle Ingredienzen der sogen. Renaissance‘, betonte er in einer Schrift aus den sechziger Jahren, ‚haben beziehungsweise ihr Gutes, Schönes und Großes. Allein bei dem geistigen wie bei dem materiellen Reichthum kommt alles darauf an, welchen Gebrauch man davon macht; der eine wie der andere gereicht nicht selten seinem Inhaber zum Verderben.‘[1] In seiner Abhandlung über das Kunsthandwerk nennt er (S. 10) die echte Renaissance ‚in ihrer Art noch bewunderungswerth‘. Wie viel Reichensperger aus jener Epoche anerkannte, zeigt auch die oben (S. 277) mitgetheilte programmartige Erklärung, auf die er sich wiederholt berief, die er als sein Credo bezeichnete. Wenn man daher in weiten Kreisen annahm, der unermüdliche Vorkämpfer der Gotik breche über alle unter den Begriff der Renaissance fallenden Erscheinungen den Stab, so zeigen diese wie andere Aeußerungen, daß ihm eine solche Engherzigkeit fernlag. In der Streitschrift gegen Lessing weist Reichensperger ausdrücklich darauf hin (S. 22), daß er die Renaissance nicht in dieser Ausdehnung bekämpfe. ‚Ich verstehe mich in die Seele eines jeden zu versetzen‘, sagte er mir einmal. Auf die scherzhafte Frage, ob auch in die Seele eines Renaissancisten, erwiderte er mit großem Nachdrucke: ‚Gewiß, wie die griechische Kunst, so schätze ich auch das Schöne im Einzelnen der Renaissance, die in manchem Detail der Gotik überlegen ist. Nur gegen das Princip dieser Kunstrichtung habe ich mich erklärt.‘

Will man Reichenspergers Einwendungen gegen die Renaissance richtig verstehen, so muß man vor allem beachten, daß er dabei stets in erster Linie die Baukunst im Auge hat. Viele Mißverständnisse in dem Streite zwischen Gotikern und Renaissancisten sind dadurch entstanden, daß man zu einseitig mit dem Begriffe Renaissance operirt hat. Dieser Name ist schlecht gewählt, aber nun einmal nicht zu entbehren. Klarheit aber kann nur dann erreicht werden, wenn man bei der kritischen Beurtheilung und Würdigung der Kunst des Renaissancezeitalters scharf unterscheidet zwischen dem Entwicklungsgange der Architektur einerseits und der Malerei andererseits. Auf dem erstern Gebiete vollzog sich ein wesentlicher Umschlag, während die Malerei eine consequente Weiterbildung der Vergangenheit aufweist[2]. Das falsche Princip lag nach Reichenspergers Ansicht darin, daß er in der

---

[1] Ein Rückblick II, 133.
[2] Vgl. Pastor, Gesch. der Päpste III (3. und 4. Aufl.), 57 f.

Architektur die Nachahmung der Antike für einen Rückschritt hielt gegenüber der Gotik und für einen Widersinn gegenüber unsern Bedürfnissen und unsern klimatischen Verhältnissen. Soweit Deutschland in Betracht kommt, kann man sich hier auf seine Seite stellen, besonders wenn man berücksichtigt, was alles in unsern Tagen unter dem Namen der ‚deutschen Renaissance‘ [1] unserem Volke geboten worden ist [2]. Ganz anders liegt das Verhältniß hinsichtlich Italiens. Dies verkannte auch Reichensperger nicht. Er war geneigt, hier gleichsam mildernde Umstände zuzulassen. ‚Daß man in Italien in solcher Art wieder auf die Antike gerathen ist,‘ bemerkte er in seinem Werke ‚Die christlich-germanische Baukunst‘, ‚erklärt und entschuldigt sich noch einigermaßen, wenn man die Geschichte und das Klima dieses Landes, die Lebensweise seiner Bewohner und die großartigen vorchristlichen Denkmäler in Betracht zieht, welche sich den Blicken der letztern stets darboten. Im Grunde war hier die Antike zu keiner Zeit gänzlich verdrängt, sondern nur allmählich dem Geiste des Christenthums angepaßt worden, weshalb denn auch die italienische sogen. Renaissance immer eine gewisse Wahrheit und Naturwüchsigkeit an sich trägt und ein Palladio z. B. sich wie ein Riese über die frostigen Manieristen erhebt, die bei uns zu Lande in seine Fußstapfen getreten sind.‘ [3]

An einer andern Stelle spricht er sich freilich heftig gegen ‚die Hofarchitekten und Bücherwürmer aus, die unter dem Schutte des Heidenthums den Stein der Weisen entdeckt zu haben vermeinten, nachdem das Riesengenie

[1] Die glänzenden Schöpfungen der sogen. deutschen Renaissance zu Beginn der neuern Zeit hat Reichensperger selbstverständlich aufrichtig bewundert; mit Recht sah er in diesen Bauten allenthalben ‚gotische Knochen‘.

[2] Franz Rieffel bemerkte in dieser Hinsicht in einer Besprechung des dritten Bandes von Pastors ‚Geschichte der Päpste‘ in der Frankf. Zeitung vom 29. Januar 1895, indem er in diesem Punkte Janssen und damit Reichensperger zustimmt: ‚Der Architektur war die Renaissance doch kaum von Vortheil. Denn die „Deutschrenaissance“, der, soweit die Kleinkunst in Frage steht, alle Meriten gewahrt bleiben mögen, ist als Architekturstil schließlich doch nur ein unzulänglicher Compromiß verschiedener Factoren, unter anderem der so heterogenen, selig verscheibenden Gotik mit dem „antikischen“ Ornament, das durch die dem Handwerk entlehnten Lederriemen-, Band-, Facetteschliff- u. s. w. Motive bereichert wurde, Motive, die an ihrer Stelle recht hübsch sind, aber an einem Bauwerk sich stoff-, also stilwidrig ausnehmen. Was namentlich der deutschen Renaissance-Architektur den unsympathischen, hybriden Charakter aufzwingt, ist der Umstand, daß der Stil der Renaissance italienischem Wesen gemäß die horizontale Ausdehnung bevorzugt und hierzu geeigenschaftet ist, die deutsche Kunst, namentlich die Architektur, aber eine alte Neigung zur Vertical-Ausdehnung hat. Damit wird natürlich nicht geläugnet, daß unter der Herrschaft der deutschen Renaissance manche Bauwerke von hervorragender Schönheit entstanden sind; charakteristisch ist nur, daß ihr Reiz immer mehr malerischer und decorativer als architektonischer Art ist.‘

[3] Die christl.-germ. Baukunst, erste Ausgabe in Dieringers Zeitschrift S. 291.

mehr als billig gethan, wie er denn der von Italien ausgehenden Kunstrichtung überhaupt nicht immer gerecht geworden ist. Während seines ganzen Lebens war seine Aufmerksamkeit fast beständig den Werken der gotischen Zeit zugewandt, die Welt der Renaissance blieb ihm mehr oder weniger fremd. Allein so feindselig, wie man es vielfach dargestellt hat, stand er derselben doch nicht gegenüber.

‚Fast alle Ingredienzen der sogen. Renaissance', betonte er in einer Schrift aus den sechziger Jahren, ‚haben beziehungsweise ihr Gutes, Schönes und Großes. Allein bei dem geistigen wie bei dem materiellen Reichthum kommt alles darauf an, welchen Gebrauch man davon macht; der eine wie der andere gereicht nicht selten seinem Inhaber zum Verderben.'[1] In seiner Abhandlung über das Kunsthandwerk nennt er (S. 10) die echte Renaissance ‚in ihrer Art noch bewunderungswerth'. Wie viel Reichensperger aus jener Epoche anerkannte, zeigt auch die oben (S. 277) mitgetheilte programmartige Erklärung, auf die er sich wiederholt berief, die er als sein Credo bezeichnete. Wenn man daher in weiten Kreisen annahm, der unermüdliche Vorkämpfer der Gotik breche über alle unter den Begriff der Renaissance fallenden Erscheinungen den Stab, so zeigen diese wie andere Aeußerungen, daß ihm eine solche Engherzigkeit fernlag. In der Streitschrift gegen Lessing weist Reichensperger ausdrücklich darauf hin (S. 22), daß er die Renaissance nicht in dieser Ausdehnung bekämpfe. ‚Ich verstehe mich in die Seele eines jeden zu versetzen', sagte er mir einmal. Auf die scherzhafte Frage, ob auch in die Seele eines Renaissancisten, erwiderte er mit großem Nachdrucke: ‚Gewiß, wie die griechische Kunst, so schätze ich auch das Schöne im Einzelnen der Renaissance, die in manchem Detail der Gotik überlegen ist. Nur gegen das Princip dieser Kunstrichtung habe ich mich erklärt.'

Will man Reichenspergers Einwendungen gegen die Renaissance richtig verstehen, so muß man vor allem beachten, daß er dabei stets in erster Linie die Baukunst im Auge hat. Viele Mißverständnisse in dem Streite zwischen Gotikern und Renaissancisten sind dadurch entstanden, daß man zu einseitig mit dem Begriffe Renaissance operirt hat. Dieser Name ist schlecht gewählt, aber nun einmal nicht zu entbehren. Klarheit aber kann nur dann erreicht werden, wenn man bei der kritischen Beurtheilung und Würdigung der Kunst des Renaissancezeitalters scharf unterscheidet zwischen dem Entwicklungsgange der Architektur einerseits und der Malerei andererseits. Auf dem erstern Gebiete vollzog sich ein wesentlicher Umschlag, während die Malerei eine consequente Weiterbildung der Vergangenheit aufweist[2]. Das falsche Princip lag nach Reichenspergers Ansicht darin, daß er in der

---

[1] Ein Rückblick II, 133.

[2] Vgl. Pastor, Gesch. der Päpste III (3. und 4. Aufl.), 57 f.

Architektur die Nachahmung der Antike für einen Rückschritt hielt gegenüber der Gotik und für einen Widersinn gegenüber unsern Bedürfnissen und unsern klimatischen Verhältnissen. Soweit Deutschland in Betracht kommt, kann man sich hier auf seine Seite stellen, besonders wenn man berücksichtigt, was alles in unsern Tagen unter dem Namen der ‚deutschen Renaissance‘ [1] unserem Volke geboten worden ist [2]. Ganz anders liegt das Verhältniß hinsichtlich Italiens. Dies verkannte auch Reichensperger nicht. Er war geneigt, hier gleichsam mildernde Umstände zuzulassen. ‚Daß man in Italien in solcher Art wieder auf die Antike gerathen ist,‘ bemerkte er in seinem Werke ‚Die christlich-germanische Baukunst‘, ‚erklärt und entschuldigt sich noch einigermaßen, wenn man die Geschichte und das Klima dieses Landes, die Lebensweise seiner Bewohner und die großartigen vorchristlichen Denkmäler in Betracht zieht, welche sich den Blicken der letztern stets darboten. Im Grunde war hier die Antike zu keiner Zeit gänzlich verdrängt, sondern nur allmählich dem Geiste des Christenthums angepaßt worden, weshalb denn auch die italienische sogen. Renaissance immer eine gewisse Wahrheit und Naturwüchsigkeit an sich trägt und ein Palladio z. B. sich wie ein Riese über die frostigen Manieristen erhebt, die bei uns zu Lande in seine Fußstapfen getreten sind.‘ [3]

An einer andern Stelle spricht er sich freilich heftig gegen ‚die Hofarchitekten und Bücherwürmer aus, die unter dem Schutte des Heidenthums den Stein der Weisen entdeckt zu haben vermeinten, nachdem das Riesengenie

---

[1] Die glänzenden Schöpfungen der sogen. deutschen Renaissance zu Beginn der neuern Zeit hat Reichensperger selbstverständlich aufrichtig bewundert; mit Recht sah er in diesen Bauten allenthalben ‚gotische Knochen‘.

[2] Franz Rieffel bemerkte in dieser Hinsicht in einer Besprechung des dritten Bandes von Pastors ‚Geschichte der Päpste‘ in der Frankf. Zeitung vom 29. Januar 1895, indem er in diesem Punkte Janssen und damit Reichensperger zustimmt: ‚Der Architektur war die Renaissance doch kaum von Vortheil. Denn die „Deutschrenaissance“, der, soweit die Kleinkunst in Frage steht, alle Meriten gewahrt bleiben mögen, ist als Architekturstil schließlich doch nur ein unzulänglicher Compromiß verschiedener Factoren, unter anderem der so heterogenen, selig verscheidenden Gotik mit dem „antikischen“ Ornament, das durch die dem Handwerk entlehnten Lederriemen-, Band-, Facetteschliff- u. s. w. Motive bereichert wurde, Motive, die an ihrer Stelle recht hübsch sind, aber an einem Bauwerk sich stoff-, also stilwidrig ausnehmen. Was namentlich der deutschen Renaissance-Architektur den unsympathischen, hybriden Charakter aufzwingt, ist der Umstand, daß der Stil der Renaissance italienischem Wesen gemäß die horizontale Ausdehnung bevorzugt und hierzu geeigenschaftet ist, die deutsche Kunst, namentlich die Architektur, aber eine alte Neigung zur Vertical-Ausdehnung hat. Damit wird natürlich nicht geläugnet, daß unter der Herrschaft der deutschen Renaissance manche Bauwerke von hervorragender Schönheit entstanden sind; charakteristisch ist nur, daß ihr Reiz immer mehr malerischer und decorativer als architektonischer Art ist.‘

[3] Die christl.-germ. Baukunst, erste Ausgabe in Dieringers Zeitschrift S. 291.

Michelangelos an dem Versuche gescheitert war, die antike Form mit dem christlichen Geiste des Mittelalters zu verschmelzen' [1]. Man kann zugeben, daß eine solche Verschmelzung manche Gefahren in sich barg, muß aber doch gegen diese Beurtheilung des Erbauers der Peterskuppel Einsprache erheben. Ebensowenig stichhaltig erscheint die weitere Behauptung, der spätere Verfall der italienischen Kunst habe eintreten müssen, weil man sich über die Tradition willkürlich hinweggesetzt habe [2].

Der ‚Bruch mit der Tradition', der ‚Abfall von der Vergangenheit' [3] war das eigentliche Stichwort Reichenspergers in seinen Anklagen gegen die Renaissance, wobei er natürlich die Baukunst vornehmlich im Auge hatte. Er schloß sich mit dieser Anklage unbedingt seinen Freunden Pugin, Rio und Montalembert an [4]. Man wird aber hier doch scharf unterscheiden müssen zwischen Ländern diesseits und jenseits der Alpen, Deutschland und Italien. Was dort als Bruch mit der Tradition erscheint, war es hier keineswegs in gleichem Sinne.

Reichenspergers Aufenthalt in Italien hatte doch nicht lange genug gewährt, um ihn hier ganz in das Wesen der Sache eindringen zu lassen. So erklärt sich, daß er auf das Vordringen des gotischen Stils in Italien zu viel, auf den Grund der Rückkehr zur Antike zu wenig Gewicht legte [5]. Wie geneigt er war, vorzugsweise die Schattenseiten der Renaissancekunst hervorzuheben und die südländische Kunst mit nordischem Maßstab zu messen, zeigen schon manche auf der italienischen Reise gefällte Urtheile [6]. Indessen hielt er sich doch ferne von den Uebertreibungen Pugins, dessen Verurtheilung der römischen Bauwerke er ausdrücklich als allzustark bezeichnet [7]. Daß Reichensperger nicht tiefer in die italienische Kunst eindrang, hing zusammen mit seiner außerordentlich starken Vorliebe für alles Germanische, die ihn denn auch veranlaßte, den specifisch germanischen Charakter der Gotik vom historischen

---

[1] A. a. O. S. 289.

[2] So zuerst in einem Artikel in Aschbachs Kirchenlexikon I, 164.

[3] S. namentlich Leben Pugins S. 36.

[4] Vgl. Leben Pugins S. 36 und die Recension von Rios ‚De l'art chrétien' im Bonner theol. Lit.-Bl. IV, 213 f.

[5] Vgl. A. Reumont in der Allgem. Preuß. Zeitung 1846, Nr. 124. Auch bevorzugte er während seiner großen Reise durch Italien zu sehr die mittelalterlichen Denkmäler und zeigte größeres Interesse für die Architektur als für die gerade in jenem Lande so glänzend vertretene Malerei.

[6] Vgl. oben Bd. I, S. 110. 116 über St. Peter und den Jesuitenstil. Charakteristisch ist namentlich, wie z. B. bei Beschreibung der Kirche San Giovanni e Paolo zu Venedig (oben Bd. I, S. 153) nur die Barockmonumente besprochen werden. Treffliche Bemerkungen gegen die Beurtheilung der Kunst der romanischen Völker nach nordischem Maßstab enthält das hochwichtige Werk von Wölfflin, Die klassische Kunst. München 1898.

[7] Leben Pugins S. 35.

Gesichtspunkte aus wiederholt allzusehr zu betonen[1]. Eine gewisse Einseitigkeit liegt hier unzweifelhaft vor; aber freilich diese Einseitigkeit war für ihn als Praktiker nothwendig, wenn er in seiner Heimat der Sache der Gotik und dem großen Werke des Dombaues zum Siege verhelfen wollte. Er selbst hat dies einmal treffend ausgedrückt, indem er mir gegenüber bemerkte: ‚Wenn man einen krumm gewachsenen Stamm geradeziehen will, so genügt es nicht, denselben geradezurichten, man muß ihn zunächst energisch nach der andern Seite hinüberziehen.‘ Ungemein charakteristisch ist es, wie ihm auch während seines ganzen italienischen Aufenthaltes fortwährend der Dom im Sinne lag[2]. Später verwischten sich auch die italienischen Eindrücke bei seiner fast ausschließlichen Beschäftigung mit der mittelalterlichen Kunst seines Vaterlandes so sehr, daß er wohl nicht ganz gerecht gegen sich selbst behaupten konnte, er sei ungeblendet von den Herrlichkeiten der Renaissance nach Deutschland zurückgekehrt. Die Vorliebe für germanisches Wesen war es auch, die ihn so immer wieder nach England zog, während er Italien nur noch einmal ganz kurz besuchte. Die Neigung für das Germanische war bei ihm so stark ausgeprägt, daß er einmal äußerte, selbst Dante habe er nie recht Geschmack abgewinnen können. Steinle und Schneider waren in dieser Hinsicht weit universeller, und sie stimmten mir völlig zu, als ich im Jahre 1886 im ersten Bande meiner ‚Geschichte der Päpste‘ mich gegen die unbedingte Verurtheilung der Renaissance erklärte und eine Scheidung machte zwischen christlicher und heidnischer Renaissance. Ich war nicht wenig gespannt auf Reichenspergers Urtheil und fürchtete, es möchte ein heftiger Streit entstehen. Doch trat das Unerwartete ein. Gegen Einzelheiten meiner Darstellung erhob er Widerspruch; im allgemeinen aber machte er keine Einwendungen, höchstens meinte er hie und da scherzend, der Verfasser sei eigentlich doch ein ‚Renaissancist‘. Im Frühling 1891 überraschte er mich mit der Mittheilung, daß er den Winter dazu benutzt, die beiden ersten Bände der Papstgeschichte mit der Feder zum zweitenmal durchzuarbeiten, zu excerpiren und Gegenbemerkungen zu machen, die er dann für die neue Auflage freundlichst

[1] Böswilligkeit ist es, wenn man Reichensperger vorwarf, er läugne, daß die Wiege der Gotik im nordwestlichen Frankreich gestanden habe. Das wußte der Kölner Appellrath ebensogut wie andere Leute; er betonte dagegen nur in der stärksten Weise den germanischen Charakter der dortigen Bevölkerung, wobei er sich unter andern auf Sohm berufen konnte. Neuerdings ist die ganze Controverse in überaus lichtvoller und eingehender Weise von F. X. Kraus in seiner monumentalen Geschichte der christl. Kunst II, Abtheil. 1, S. 148 ff. behandelt worden. Auch dieser Forscher lehnt entschieden den Charakter der Gotik als eines echt französischen Geistesproductes ab und weist unter anderem übereinstimmend mit Reichensperger darauf hin, daß das Recht des nördlichen Frankreich germanischer Natur sei. Schrörs (in Schnütgens Zeitschr. für christl. Kunst 1896, S. 183) sagt gleichfalls: ‚Die gotische Kunst ist ganz aus dem germanischen Volkswesen hervorgegangen.‘ [2] Vgl. oben Bd. I, S. 110. 116. 150. 157.

zur Verfügung stelle. Es waren aber nur Einzelheiten, bezüglich deren die Ansichten auseinander gingen; fast stets handelte es sich um eine andere Fassung, die Betonung eines bestimmten Details, worüber eine Verständigung leicht erzielt wurde. Nur bezüglich zweier Punkte konnten wir uns nicht einigen: er bestritt die Baufälligkeit von Alt-St. Peter und war der Ansicht, daß die Renaissance auch in Italien einen förmlichen Bruch mit der Vergangenheit bedeute. Hieran hat er mit einer eisernen Zähigkeit festgehalten. Seine letzten Briefe aus dem Sommer 1895 wiederholten trotz aller Gegenbemerkungen die frühere Ansicht. Die Auffassung Raphaels, wie sie im dritten Bande der ‚Geschichte der Päpste' niedergelegt wurde, erkannte er im wesentlichen als richtig an. Ueberhaupt ließ er in solchen historischen Fragen sich durch stichhaltige Gründe gerne überzeugen. Ich bedauere deshalb nichts mehr, als daß es mir nicht vergönnt war, das endgiltige Resultat meiner Forschungen in ihrer Gesamtheit meinem väterlichen Freunde vorzulegen. Vielleicht hätte er sich dann davon überzeugt, daß, wie ein Kritiker[1] bemerkt hat, die Anhänger der Renaissance und der Gotik sich auf die dort gegebene Formel einigen können[2].

Um Reichenspergers Stellung zur Renaissance und zur Gotik recht zu würdigen, muß man ferner bedenken, welche Anschauungen ihm entgegentraten. In seiner Jugend gab es noch zur Genüge antichristliche Aufklärer, deren Intoleranz gegen die Kunstwerke des Mittelalters als Attribute der ‚Götzendienerei' der Katholiken sich zum ärgsten Vandalismus verstieg, während sie andere kostbare Reste der Vorzeit nur aufhoben, um sie nach England zu verschachern.

In den vierziger Jahren, als Reichensperger mit herrlicher Klarheit und muthigem Eifer für die Gotik in die Schranken trat, lebten in ganz Deutschland wenige Architekten, welche diesen Stil nicht für ganz erstorben, keiner Wiederbelebung für fähig hielten[3]. Man erwäge ferner, daß Reichenspergers Gegner nicht selten gewaltig übertriebene Behauptungen aufstellten und ihn dadurch in das ent-

[1] Dr. Wurm im Lit. Handweiser 1895, Nr. 636.

[2] Diese ‚Formel', an der ich gegenüber Reichensperger festhalte, lautet: ‚Wohl bedeutet die Baukunst der Renaissance einen Gegensatz zu den Leistungen der Vergangenheit, aber sie widersprach weder dem Geiste des Christenthums und der Kirche noch dem nationalen Empfinden und den äußern Lebensverhältnissen der Italiener.' Vgl. Geschichte der Päpste III (3. und 4. Aufl.), 57 ff. das Nähere über die ästhetische Werthschätzung der Renaissancekunst zumal im Vergleich zu den Grundsätzen der Gotik.

[3] Wie es damals um das Verständniß der Gotik stand, beleuchtet eine Thatsache, welche Boisserée Reichensperger und dieser mir mittheilte. Es war zur Zeit, als Boisserée die Aufnahmen des Kölner Domes machte; man belachte fast allgemein sein Unternehmen, schalt ihn einen Narren — nur der Dachdeckermeister, unter dessen Leitung Boisserée den obern Theil der Kathedrale bestieg, wußte sein Vorhaben zu würdigen! Mich sowohl wie Reichensperger, sagte mir Geh. Rath v. Hefner-Alteneck, hielt man lange für ‚gotische Narren', weil wir uns für die alte Kunst interessirten.

gegengesetzte Extrem drängten. So kam es, daß der Kölner Appellrath bei seinen zahlreichen Kunstfehden vorzugsweise, zuweilen sogar ausschließlich die Schattenseiten der Renaissance hervorhob — anregend hat er aber auch hierdurch gewirkt.

Wie der Renaissance, so dürfte Reichensperger auch dem romanischen Stile vom historischen Gesichtspunkte aus nicht völlig gerecht geworden sein. Den Vertretern dieses ernsten und würdigen Stiles, der gerade in Köln und überhaupt am Rheine so herrliche Bauwerke geschaffen hat, hielt er die großen Meister des dreizehnten Jahrhunderts entgegen, die beide Stile kannten und der Gotik gar bald die Alleinberechtigung zugestanden. Nur die Ueberzeugung, meinte er, daß der gotische Stil eine höhere Entwicklungsstufe darstelle, erhebliche Vorzüge im Vergleich zum romanischen darbiete, konnte einen solchen Umschwung zuwege bringen. Etwas einseitig sah Reichensperger in der romanischen Bauweise nur ein ‚Durchgangsstadium', eine ästhetisch weniger hohe Vorstufe der Gotik. Eigentlich maßgebend aber war auch hier wieder der praktische Gesichtspunkt, daß nur eine einheitliche Kunstform die Grundlage eines gesunden, volksthümlichen Kunstlebens abgeben könne, und daß hierfür die Gotik bei ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit und gleichzeitigen Freiheit, bei ihrer bereits gegebenen Ausbildung der Formen für die verschiedensten Bedürfnisse weitaus den Vorzug verdiene[1].

Wie gegen Reichenspergers Beurtheilung der nichtgotischen Bauformen, so hat man auch gegen seine Stellung zur Malerei mannigfache Einwände erhoben. Insofern dieselben historischer Natur sind, muß auf das bereits Gesagte verwiesen werden. Daß manche seiner Aeußerungen zum mindesten mißverständlich seien, fühlte Reichensperger selbst. ‚Glauben Sie ja nicht,' schrieb er am 23. October 1894 an den französischen Kunstforscher de la Sizeranne, ‚daß ich die Bedeutung der Malerei und den Werth ihrer Schöpfungen unterschätze. Ich bedauere nur, daß alles Kunstinteresse des Publikums fast ausschließlich der Malerei sich zuwendet, und daß auch seitens der Maler die doch den Ausgangspunkt aller Kunst bildende Architektur fast gänzlich ignorirt wird. Nicht bloß während des Mittelalters gravitirte die Malerei wie die Sculptur zu derselben hin; auch die größten Maler der Renaissance, wie Lionardo da Vinci, Michelangelo, Raphael bis zu unserem Dürer hin, waren der Architektur kundig, übten dieselbe sogar mitunter aus.' Der hier ausgesprochene principielle Standpunkt dürfte unanfechtbar sein. Mit Recht wollte Reichensperger der Baukunst ihre frühere dominirende Stellung als Königin der Kunst wiedererobern. Die Malerei schätzte er vor allem dann, wenn sie sich harmonisch dem architektonischen Rahmen ein- und unterordnete. Seine

[1] Uebrigens hat sich neuerdings auch Schrörs (in Schnütgens Zeitschrift 1896, S. 244 f.) gegen das Zurückgehen auf den romanischen Stil in der kirchlichen Kunst ausgesprochen.

entschiedene Vorliebe galt der Form der monumentalen Malerei, vor allem der Malerei decorativer Natur. Infolgedessen konnte er den mehr selbständigen, von der Beziehung zur Baukunst losgelösten Zweigen der Malerei, besonders der Tafelmalerei, nicht ganz gerecht werden. Maßgebend für diesen Standpunkt war einerseits die stets wiederkehrende Erinnerung, daß die Blüthe der Tafelmalerei mit der Wiederaufnahme der antiken Form in der Baukunst zeitlich zusammenfällt, andererseits der auch hier wieder mächtig hervortretende praktische Gesichtspunkt Reichenspergers. Die praktische Antwort auf die Frage: Was ist zunächst nothwendig zur Erneuerung unserer Kunst ?konnte nur lauten: Man beginne mit der Basis, der Baukunst, und concentrire zu nächst alle Kräfte auf deren Wiederbelebung im Geiste der christlich-deutschen Vergangenheit.

Den Schein mangelnden Interesses oder Verständnisses für die Tafelmalerei aber widerlegen zahlreiche Aussprüche in Reichenspergers Schriften und Tagebüchern. In denselben kehrt besonders die Bewunderung Memlings sowie der spätern Niederländer immer wieder. Für holländische Landschaften und Thierstücke hatte Reichensperger sogar eine besondere Vorliebe. Wie er die großen Meister der Renaissance anerkannte, zeigt die oben mitgetheilte Erklärung in der dritten Auflage seiner ‚Christlich-germanischen Baukunst', die er mir wiederholt als sein Credo bezeichnet hat. Wie er das wahrhaft Große jener Epoche zu schätzen wußte, zeigt auch der Umstand, daß der Saal seines Hauses keinen andern Schmuck hatte als Kupferstiche nach Raphael. Von Bedeutung war auch Reichenspergers Verhältniß zu zahlreichen, zum Theil keineswegs exclusiv gotischen Künstlern, die ihm vielfache und werthvolle Anregung verdankten, vor allem seine Einflußnahme zu Gunsten der künstlerischen Thätigkeit eines der größten Maler des Jahrhunderts, Steinles. Im Kampfe dieses genialen Meisters mit Archaisten und Stiltyrannen stand ihm Reichensperger wiederholt zur Seite, namentlich in den frühern Jahren, wo Reichenspergers unläugbare Stileinseitigkeit überhaupt weniger schroff hervortrat. Man erinnere sich in dieser Hinsicht namentlich des bedeutsamen Streites über die Engel im Kölner Dom: damals sah Reichensperger gründlich von der Stilgotik ab, um auch anderes Schöne nach seinem Gehalt zu würdigen. ‚Deine Arbeit', schrieb er dem Freunde, ‚soll die alte Kunst mit der neuen vermählen in freier, christlicher Ehe, die von Sklaverei nichts weiß. Deshalb mußt Du dich denn auch über das Kopfschütteln und Achselzucken der Antiquare hinwegsetzen, welche vielleicht eine gotische Decoration einer katholischen Kunstschöpfung vorziehen würden.' Auch später hat noch wiederholt der Zauber der milden Schönheit und der religiösen Wärme Steinles sein ‚gotisches Herz' bezwungen[1].

---

[1] Vgl. Graus im ‚Kirchenschmuck' 1898, S. 40 f. Der einstige Gegner hebt hier besonders hervor, wie ehrenvoll dies für Reichensperger sei.

Ganz einig waren die Freunde in Stilfragen nicht, interessant ist, wie Steinle zwar vorsichtig, aber doch deutlich genug im Interesse seiner künstlerischen Freiheit jeden Stilzwang ablehnt.[1]

Wenn auch Reichensperger einer gewissen Stileinseitigkeit huldigte und die ‚Kunst der Väter' in einem allzu verengten Sinne auffaßte, so sind doch die Dienste, die er der Kunst geleistet, kaum hoch genug anzuschlagen. Die Thätigkeit, die er praktisch namentlich auf parlamentarischem und publicistischem Gebiete für die Kunst mit einer Ausdauer ohnegleichen entfaltet hat, war von weittragender Bedeutung. Dies erkannten auch solche an, die seine Kunstanschauungen in vielen Punkten nicht theilten. ‚Ohne eine solche Thätigkeit', urtheilt einer seiner Gegner, ‚kann man auf ein größeres Publikum nicht wirken und namentlich die Würdigung der Kunstdenkmäler und die Erhaltung derselben absolut nicht durchsetzen.'[2] Ein anderer hochbedeutender Kunsthistoriker bezeichnet, obwohl er selbst keineswegs in allen Fragen auf dem Standpunkte Reichenspergers steht, dennoch dessen Verdienste ‚um die Wiederbelebung der Gotik und um das tiefere Studium ihrer Formen und ihrer Geschichte' als ‚unvergleichlich'[3].

Die Thätigkeit Reichenspergers als Apostels der praktischen Wiederbelebung der Gotik, des Stils, in welchem das deutsche Volk durch mehr als zwei Jahrhunderte so Großes geleistet, hat auch eine wesentlich nationale Seite. Jeder Deutsche wird ihm zustimmen, daß man mehr als die griechische, römische, italienische Vorzeit die eigene zu ergründen suchen müsse, daß man vorchristliche oder fremdländische Begriffe und Anschauungen nicht auf unsere Verhältnisse übertragen, mit einem Worte, daß man nicht mit dem deutschen Wesen brechen dürfe. Es ist und bleibt Reichenspergers unvergänglicher Ruhm, daß er aus reinster Liebe zu seinem Vaterlande wie zu seiner Religion mächtig dazu beigetragen hat, unserer großen deutschen Vergangenheit und den sie erfüllenden christlichen Ideen auf dem Gebiete der Kunst wieder zu ihrem so lange verkannten Rechte zu verhelfen. Unstreitig hat er durch seine rastlose Thätigkeit für die christlich-germanische Bauweise der culturellen Einigung des deutschen Volkes mächtig vorgearbeitet. So schwer es war, inmitten der sich vielfach widerstreitenden großen und kleinen materiellen Interessen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise für solche ideale Bestrebungen zu gewinnen, so mächtig auch andere Tendenzen entgegenwirkten, Großes hat er in Verbindung mit gleichstrebenden Freunden erreicht für die richtige historische Erkenntniß des Mittelalters überhaupt, nicht allein in seinen Aeußerungen auf dem Gebiete der Kunst. Auf praktischem

---

[1] Siehe Steinles Briefwechsel II, 306. 327—328. Wie condescendent Reichensperger diesem Freunde gegenüber war, zeigt am besten das S. 316 mitgetheilte Schreiben vom 16. Februar 1851.

[2] Graus a. a. O. 1898, S. 42.

[3] Urtheil von Kraus, Gesch. der christl. Kunst I, 25.

Gebiete war der Kampf ein ungemein harter, aber mehr und mehr ein siegreicher. Schon Anfang der sechziger Jahre konnte Reichensperger feststellen: ‚Von der Dogenstadt an der Adria bis nach Utrecht, ja nach allen Richtungen der Windrose hat sich in den alten Domen neues Leben geregt.‘[1] Es fehlte zwar nicht an Rückschlägen, aber mit der Zeit drangen Reichenspergers Ideen in immer weitere Kreise[2]; eine Wendung zum Bessern zeigte sich in Deutschland auf den meisten Kunstgebieten in unverkennbarer Weise. An dieser Wendung hat er einen nicht geringen Antheil. Seine entschiedenen und kernigen Mahnungen zur Umkehr, seine Warnungen vor dem Fortschritte auf dem breiten, flachen Wege, welchen die Kunstrichtung so lange eingehalten, sind nicht in die Wüste verflogen, sondern auf fruchtbares Erdreich gefallen, nachdem der unverdrossene Säemann nicht müde geworden, seine Samenkörner immer und immer wieder von neuem auszustreuen[3]. ‚Ihre Reden und Schriften,‘ heißt es in einem Briefe des Berliner Professors Paulsen vom 16. August 1891, ‚die nun schon seit fünfzig Jahren immer auf dieselbe Stelle fallen, haben eine Höhlung zuwege gebracht, die Classicismus, Bureaukratismus und Bildungsphilisterium nicht so bald wieder zumachen werden: die Kunst, eine Sache des Volkes, aus dem Volksleben erwachsend und für das Volk arbeitend, das ist der lebendige Lohn, welchen Ihre Lehrer, die großen Meister des Mittelalters, durch ihre Werke und nun auch durch Ihre Schriften stets wiederholen.‘ Die viel angefeindete Gotik aber, deren unermüdlicher Sachwalter Reichensperger bis zu seinem Ende blieb, hat nach dem Urtheile hervorragender Fachmänner zahlreichere und tüchtigere Vertreter denn je[4].

---

[1] Die christl.-germ. Baukunst (3. Aufl.) S. XII.

[2] Ein bedeutsamer, viel zu wenig beachteter Beleg dafür ist die Schrift von Appelius ‚Die Aufgaben der kirchlichen Baukunst in Deutschland‘ (Leipzig 1867). ‚Die Arbeit‘, schrieb Reichensperger an Maler Andreae, ‚kommt mir vor wie eine Umarbeitung meiner „Christl.-germ. Baukunst“ in usum der Protestanten, ja ich begegne manchen mir wörtlich entnommenen Stellen. Darüber bin ich indes durchaus nicht böse; vielmehr freue ich mich, daß der von mir gegebene Anstoß solchergestalt in Regionen weitergeleitet wird, wohin mein Wort nicht dringt.‘

[3] Siehe Kayser im Bonner theol. Lit.-Blatt 1868, S. 306 f.

[4] Vgl. den Aufsatz des praktischen und theoretischen Architekten M. Hasack ‚Wie steht es mit der Gotik beim Tode Reichenspergers?‘ in der Köln. Volkszeitung 1895, Nr. 481. ‚Die feindliche Stimmung der der Renaissance huldigenden Baumeister‘, sagt dieser hervorragende Fachmann, ‚ist in das gerade Gegentheil umgeschlagen. Seit zwei Jahrzehnten haben diese Kreise sich der Gotik so genähert, daß sie eigentlich bis auf das gotische Detail gotisch denken und bauen; durch sie ist das Publikum an gotische Silhouetten gewöhnt, die Principien mittelalterlicher Kunst sind in alle Kreise gedrungen. Daher liegt die Verwirklichung des Traumes Reichenspergers näher denn je.‘

XI.

Förderung der katholischen Literatur und Wissenschaft. Der Borromäusverein. Die Studie über Shakespeare. Reichenspergers Freundeskreis und Briefwechsel mit Künstlern, Schriftstellern und Parlamentariern.

Reichenspergers große Mitstreiter in den kirchenpolitischen Kämpfen, sein Bruder Peter wie v. Mallinckrodt, Windthorst und v. Franckenstein, concentrirten ihre Thätigkeit gänzlich auf das parlamentarische Gebiet und was damit unmittelbar zusammenhing. August Reichensperger steht in der Hinsicht ganz einzig da, daß er nicht bloß für seine ‚alte Liebe', die Kunst, noch Muße fand, sondern auch für die Förderung der katholischen Literatur und Wissenschaft. Die Thätigkeit, welche er in dieser Richtung entfaltet hat, fiel zwar nicht so in die Augen wie seine künstlerischen Bestrebungen, sie war aber deshalb eine nicht minder weitverzweigte, nachhaltige und fruchtbare.

Auch hier stellte er praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund. In hervorragender Weise gilt dies von einem überaus segensreichen Werke, als dessen eigentlicher Vater er bezeichnet werden muß, und an dessen Gedeihen er ein volles halbes Jahrhundert hindurch den lebhaftesten, opferwilligsten Antheil genommen hat. Es ist dies der ‚Verein vom hl. Karl Borromäus zur Verbreitung guter Bücher'. Wie fast alles im Leben Reichenspergers, so steht auch diese große That in Verbindung mit dem Kölner Dom [1]. Seine Mitwirkung an der Gründung des Dombauvereins, seine eifrige Thätigkeit als geschäftsführender Secretär des Vorstandes hatten ihm in immer weitern Kreisen Geltung und Ansehen verschafft. Als daher einer der eifrigsten Streiter für die katholische Sache, Freiherr Max v. Loë, im Jahre 1843 Schritte behufs Verpflanzung der Barmherzigen Schwestern in die Rheinprovinz that, versicherte er sich auch der Mithilfe Reichenspergers. Dieser erklärte sich sofort bereit, an einer Besprechung theilzunehmen, welche zu Bonn

---

[1] Bezüglich der Entstehung des Borromäusvereins sind Reichenspergers Verdienste vielfach z. B. von Pfülf (Card. v. Geissel I, 278) nicht genügend gewürdigt worden. Es muß nachdrücklich betont werden, daß wie der Vorsitzende des Borromäusvereins in der zweiten Hauptversammlung 1889 betonte, Reichensperger ‚der eigentliche Gründer des Vereins, der Vater der Idee' ist. Ich stütze mich für das Folgende auf Reichenspergers Bericht in der Festschrift ‚Die Gründung und Thätigkeit des Vereins vom hl. Karl Borromäus' (Köln 1895) S. 7 f., sowie auf ergänzende mündliche Mittheilungen. Sehr warm werden Reichenspergers Verdienste um den Borromäusverein anerkannt von Hülskamp im Lit. Handweiser 1895, Nr. 621. Ueber ähnliche Pläne zur Verbreitung guter Schriften, welche Görres, Räß und Clemens Brentano hegten, s. v. H[ertling] in Hist.-polit. Bl. CXVI, 190 f.

in der Wohnung des Professors Dieringer stattfinden sollte. Vorher besuchte Reichensperger seine Angehörigen und Freunde in Koblenz. Dort entstand bei einem Spaziergange auf der Mainzer Chaussee im Gespräch mit Freiherrn v. Thimus der Plan des Borromäusvereins. Die Freunde unterhielten sich über die damaligen Zustände auf dem Gebiet der Presse und Literatur. ‚Wir kamen überein,‘ erzählt Reichensperger, ‚daß dieselben für die Katholiken sehr bedenklicher, ihren Glauben, ja überhaupt die gute Sitte bedrohender Art seien. Die katholischen Schriftsteller und Verleger bildeten eine fast verschwindende Minorität im Vergleich zu den nichtkatholischen. Angriffe aller Art der Tagespresse auf die Kirche und deren Einrichtungen blieben demnach durchweg unerwidert. Mangelte es doch sogar an katholischen Kalendern, so daß ein in Berlin von einem gewissen Glasbrenner in nichts weniger als katholischem Geiste verfaßter in unserem Rheinlande auch unter den Katholiken vorzugsweise Abnehmer fand. Besonders bedenklich sah es aus um den Lesestoff, womit die Leihbibliotheken das Publikum versahen. In dem Durcheinander traten auf die Sinnlichkeit speculirende Romane besonders hervor; Belehrendes oder gar Erbauliches, überhaupt gesunde Geistesnahrung war von da nicht oder doch nur sehr ausnahmsweise zu beziehen. Daß es dringend noth thue, Wandel zu schaffen, lag auf der Hand. Auch die Frage, in welcher Art solches geschehen könne, war im allgemeinen nicht schwer zu beantworten. Es handelte sich darum, die Production guter Schriften zu beleben, den Verfassern und Verlegern solcher Schriften durch Förderung des Absatzes derselben zu Hilfe zu kommen, Anforderungen, welchen das nunmehr geltende Vereinsstatut in seinen Grundzügen entspricht. Im Laufe der Unterhaltung mit meinem Freunde‘, erzählt Reichensperger weiter, ‚stieg der Gedanke in mir auf, ob es nicht rathsam sei, die bei dem Professor Dieringer in Aussicht stehende Conferenz zugleich mit einem die Abhilfe der vorstehend beregten Uebelstände bezweckenden Plane zu befassen. Alsbald stellte sich aber demselben die Besorgniß entgegen, daß der Freiherr v. Loë darin einen gegen die Loyalität verstoßenden Versuch, seinen Plan zu durchkreuzen, erblicken könne. Nach einigem Ueberlegen glaubten wir, mein Freund und ich, über dieses Bedenken einen Mann hören zu sollen, von welchem wir wußten, daß Herr v. Loë ihn besonders hochschätze. Es war dies der mit Joseph Görres und Clemens Brentano innigst befreundete Koblenzer Stadtrath Hermann Joseph Dietz, von Brentano scherzweise als „Hausknecht unseres lieben Herrgotts“ bezeichnet, weil er für gute Werke jeder Art stets zur Hand war. Voraussichtlich würde, dachten wir, die Ansicht dieses Mannes für den Herrn v. Loë um so schwerer wiegen, als es demselben gelungen war, in das Koblenzer Hospital Nonnen einzuführen, etwas Unerhörtes damals im Staate Preußen. Unverweilt begaben wir uns in seine Wohnung und trugen ihm den Zweifelsfall vor.

Seine Ansicht ging entschieden dahin, daß der Plan des Herrn v. Loë hinter dem meinigen zurückzustehen habe, und er gab der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, daß es ihm gelingen werde, den Herrn, welchen er nächstens zu sehen denke, dafür zu stimmen. Demnach entschloß ich mich, den Plan bei der zu Bonn in Aussicht stehenden Versammlung in Vorschlag zu bringen. Dieselbe fand im März 1844 statt. Der damalige Präsident des Dombauvereins, dessen Erfolg ihm, beiläufig bemerkt, hauptsächlich beizumessen ist, Heinrich v. Wittgenstein, welchen ich für meinen Gedanken gewonnen hatte, begleitete mich dorthin. Ueber die in der Wohnung des Professors Dieringer stattgefundene Verhandlung ward ein Protokoll nicht aufgenommen. Der sämtlichen Personen, welche daran theilgenommen haben, entsinne ich mich nicht; mit Bestimmtheit glaube ich nur außer dem Freiherrn v. Loë den Oberpfarrer van Wahnem, die Professoren Walter und Aschbach, den Rentner L. Müller aus Bonn, Friedrich Baudri aus Köln, Convictsvorsteher Martin namhaft machen zu können, jedenfalls waren noch einige außerhalb der Stadt Bonn Wohnende erschienen. Nachdem Herr v. Loë, welchem Herr Dietz noch nicht die verabredete Mittheilung zu machen in der Lage gewesen war, seinen Plan dargelegt und warm empfohlen hatte, trug ich den meinigen nach einem mitgebrachten Entwurfe vor, dessen Grundzüge in dem nunmehrigen Vereinsstatut sich aufgenommen finden. Die nach einer recht lebhaften Debatte stattgehabte Abstimmung ergab die vorläufige Zurückstellung des v. Loëschen Projectes hinter das meinige. Ich bemerkte nun, wir alle erwarteten von der ritterlichen Großherzigkeit des Herrn Barons, daß er mit uns verbunden bleibe, und schlug zugleich vor, ihn zum Präsidenten des in Aussicht stehenden Vereins zu ernennen, was denn auch durch Acclamation geschah. Mit den Worten: „Wenn Sie mich so fassen, muß ich wohl nachgeben“, erklärte Herr v. Loë sich einverstanden und betheiligte sich lebhaft an der noch weiter folgenden Besprechung. Eine förmliche Beschlußfassung über meinen Entwurf fand nicht statt. Derselbe sollte erst durchgearbeitet und mit einer Geschäftsordnung verbunden werden. Mit dieser Aufgabe ward, wenn ich mich recht entsinne, Professor Dieringer vielleicht mit noch dem einen oder andern Eingesessenen von Bonn, etwa dem Professor Walter, beauftragt. Zugleich übernahmen die Versammelten es, im Kreise ihrer Bekannten Anwerbungen für den Verein zu machen und mit den Gewonnenen in einer demnächst von Bonn aus anzuberaumenden Versammlung sich einzufinden. Zuvor war noch beschlossen worden, den Verein unter das Patronat des hl. Karl Borromäus zu stellen und nach demselben zu benennen.‘

Die Statuten des Borromäusvereins, der ein so starkes Gegengewicht gegen die Ueberfluthung der glaubenslosen und unsittlichen Literatur werden sollte, wurden am 20. März 1844 festgestellt. Nachdem endlich am 22. März

1845 die staatliche Genehmigung eingetroffen, konnte die Vereinigung ins Leben treten. Am 28. Mai ernannte Erzbischof Geissel die Vorstandsmitglieder, unter ihnen auch August Reichensperger. Am 22. Juni fand die erste Vorstandssitzung statt, bei welcher Reichensperger, amtlich verhindert, sich durch seinen Bruder Peter vertreten ließ.

‚Wird der Borromäusverein', frugen damals die ‚Hist.-polit. Blätter' (XVI, 154), ‚eine so einflußreiche Stellung einnehmen, wie die einen hoffen, die andern fürchten? Das wird hauptsächlich davon abhängen, ob sich einige Männer finden werden, die Talent, Zeit und Aufopferungsgeist genug besitzen, um die Seele des Ganzen zu bilden und die Last der Arbeit auf ihre Schultern zu nehmen.' Solche Männer fanden sich in der That, und unter denselben glänzt Reichensperger in erster Linie. Wo es nur anging, war er für die Verbreitung des Vereins thätig; mit eiserner Consequenz arbeitete er dahin, daß sich das Netz der Localvereine mit ihren Volksbibliotheken immer weiter und gleichmäßiger über alle Diöcesen Deutschlands verbreite. Daneben nahm er bis in sein höchstes Greisenalter an allen innern Angelegenheiten des Vereins den lebhaftesten Antheil, ja er pflegte denselben stets sein ‚Lieblingskind' zu nennen.

Das schöne Unternehmen, das man treffend ein Werk der ‚geistigen Barmherzigkeit' genannt hat[1], war sichtlich vom Segen Gottes begleitet. Schon nach fünf Jahren zählte die Vereinigung 12000 Mitglieder und Theilnehmer in 264 Zweigvereinen. Später nahm das Unternehmen eine Entwicklung, welche die kühnsten Erwartungen seiner Gründer übertraf. Im Todesjahre Reichenspergers, 1895, zählte man 1709 Ortsvereine, 20380 Mitglieder, 40930 Theilnehmer, 196699 Mark Jahresbeiträge und 228329 Mark Gesamteinnahmen, wovon 45200 Mark für Vereinsbibliotheken verwendet wurden. Das Verzeichniß der jährlichen Vereinsgaben war in den genannten Jahren von anfänglich 13 auf 1303, das Verzeichniß der vom Verein empfohlenen und durch denselben billiger zu beziehenden Bücher gar von 127 auf mehr als 10000 Nummern gestiegen. Im ganzen sind durch den Borromäusverein während seines fünfzigjährigen Bestandes gute Bücher im Nettopreise von mehr als sechs, im Ladenpreise von sicher mehr als zehn Millionen Mark verbreitet worden, die ohne seine Veranlassung und Vermittlung sämtlich unverkauft, unverbreitet, ungelesen und unbenutzt geblieben wären[2].

An diesem außerordentlichen Gedeihen des Vereins ist Reichensperger ganz hervorragend betheiligt. Von Anfang an war er von der großen

[1] Palatinus, Entstehung der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands (Würzburg 1893) S. 135.

[2] Vgl. Hülskamp im Lit. Handweiser 1895, Nr. 621. In den letzten Jahren hat der Borromäusverein noch eine weitere Ausdehnung gefunden. Er zählte 1898 1905 Localvereine, 24266 Mitglieder und 49298 Theilnehmer.

Bedeutung des Unternehmens für die Kirche tief durchdrungen[1]. Seinem Einflusse hauptsächlich war es zu danken, daß selbst in den schwierigsten Zeiten die Zahl der Vereine sich vermehrte[2]. In den Sturmjahren des ‚Culturkampfes‘, der auch diesen Verein nicht verschonte, war sein juristischer Rath von unschätzbarem Werthe. Als der Verein sich in Bonn ein eigenes Haus erbaute, war wiederum er Berather. Welches nimmer rastende Interesse er dem Institute entgegenbrachte, zeigte die Pünktlichkeit, mit welcher er sich zu den zweimal jährlich stattfindenden Vorstandssitzungen einfand. An den Berathungen nahm niemand so lebhaften und feurigen Antheil wie er. Nicht selten mußte der Vorsitzende seinen allzu großen Eifer zügeln; besonders wenn Reichensperger bei den Verlegern Mangel an Entgegenkommen und Opferwilligkeit zu bemerken glaubte, ließ er seiner Beredsamkeit oft allzu stürmisch freien Lauf. Für die Ausbreitung und das Gedeihen des Unternehmens konnte ihm nie genug geschehen. ‚Trotz seines hohen Alters‘, rühmt die zum fünfzigjährigen Jubiläum des Vereins erschienene Festschrift (S. 51), ‚hat Reichensperger (neben Gymnasialdirector Kiesel in Düsseldorf das einzige Glied, welches dem Vorstande von Anfang bis 1895 ohne Unterbrechung angehörte) auch noch in der allerjüngsten Zeit den Sitzungen des Vorstandes beigewohnt und dem Vereine eine Liebe und Hingebung bewahrt, welche alle Mitglieder des Vorstandes stets ebenso ermuntert wie gefreut hat.‘

Eine Zeitlang gab der Borromäusverein ‚Monatsblätter‘ heraus, an welchen sich Reichensperger mit Beiträgen betheiligte. Bemerkenswerth ist ein 1850 in denselben erschienener Aufsatz über ‚Katholische Literatur und Kunst‘. Wie bereits 1848 die Organisation des Vereins für die Gründung und Verbreitung einer politischen Zeitung in Köln benutzt worden war, so wollte Reichensperger jetzt durch die Vereinigung auf die Herausgabe einer periodischen Zeitschrift für Literatur und Kunst, etwa in Verbindung mit der ‚Deutschen Volkshalle‘ hinwirken. ‚Es braucht kaum erst bemerkt zu werden‘, sagte er hier, ‚daß wie auf allen Gebieten, so auch auf dem der sogen. schönen Literatur die periodische Presse in den Händen der Gegner des Katholicismus, ja man darf wohl sagen, des Christenthums ist. So kommt es denn, daß alle diejenigen literarischen Erscheinungen, welche den katholischen Geist athmen, entweder die ungünstigste Beurtheilung finden, oder was noch häufiger geschieht, weil es bequemer ist, mit Stillschweigen übergangen und damit der Vergessenheit überantwortet werden. Die Hauptplätze für den Buchhandel und den schriftstellerischen Verkehr sind in feindlichen

[1] Vgl. oben Bd. I, S. 228.

[2] Vgl. die Angabe der Jubiläumsschrift Seite 120 über die Thätigkeit des Hilfsvereins zu Trier.

Händen, die sich emsig rühren, um das Aufkommen einer katholischen Literatur zu hintertreiben, um Verlegern wie Schriftstellern die Vermehrung derselben zu verleiden. Wie den Katholicismus überhaupt, so möchte man auch die katholische Literatur als etwas Dagewesenes, als etwas mit dem „Geiste der Zeit" Unverträgliches erscheinen lassen. Lange genug hat man katholischerseits diesem Streben der Gegner ruhig, um nicht zu sagen, gleichgiltig zugesehen, wie denn überhaupt die größere Rührigkeit und Betriebsamkeit zumeist auf seiten der letztern ist, auf dem literarischen, wie auf fast allen Gebieten, namentlich auf dem politischen. Das Heer der „kleinen Schreier", wie Montalembert sie nannte, hält fast alle Zeitungen und Feuilletons besetzt und übertäubt jede Gegenrede. — Das endlich erwachende Bewußtsein der dringendsten Gefahr, vollständig überflügelt zu werden, gab Veranlassung zur Gründung des Vereins vom hl. Karl Borromäus, dessen Erfolge, so erfreulich sie sich auch im ganzen genommen gestalten, doch auch mehrfach zu erkennen geben, daß jene Gefahr noch nichts weniger als allseitig erkannt wird und an vielen Orten noch ein hoher Grad von Gleichgiltigkeit obwaltet. Wie dem aber auch sei, keinesfalls kann der Borromäusverein, der Natur seiner Einrichtung nach, entschieden und allseitig in die Tagesliteratur eingreifen; es muß ihm hier warnend, belehrend, prüfend ein periodisches Blatt zur Seite stehen, welches einestheils gleichsam die Pulsschläge des geistigen Lebens der Nation markirt und anderntheils stets nach den Regionen hinweist, wo die Standsterne glänzen, welche allein in den sichern Hafen leiten. — Wenn auch nicht von gleich dringender Nothwendigkeit, so erscheint doch auch in hohem Grade wünschenswerth ein Organ für die katholische Kunst. Ganz füglich könnte ein Blatt beiden Zwecken zugleich dienen.'

Der Appell Reichenspergers hatte wenigstens den Erfolg, daß der Borromäusverein seit 1852 jährlich zweihundert, seit 1858 sogar jährlich dreihundert Exemplare des vom Maler Baudri herausgegebenen ‚Organs für christliche Kunst' übernahm. Aber auch sonst entwickelte der Borromäusverein namentlich in den ersten Jahren seines Bestehens, als die katholische Verlagsthätigkeit noch verhältnißmäßig wenig entwickelt war, eine großartige und segensreiche Thätigkeit durch Subscription auf neue literarische Erscheinungen oder feste Uebernahme derselben in Hunderten von Exemplaren. Das Erscheinen vieler bedeutender Werke ist allein auf diese Weise ermöglicht worden; so, um nur einiges anzuführen: Kreusers ‚Christlicher Kirchenbau', Wegelers ‚Kloster Laach', Bocks ‚Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters', Kallenbach-Schmitts Werke über den christlichen Kirchenbau, die Weltgeschichten von Kiesel und Bumüller, Stolz' ‚Legende', Lindemanns ‚Bibliothek deutscher Klassiker', der zweite Band der Eichendorffschen ‚Uebersetzung der Autos von Calderon', Herders ‚Conversationslexikon', Janssens

‚Wibald von Stablo‘ und noch viele andere[1]. Schon aus den Titeln erkennt man hier, welchen Einfluß Reichensperger ausgeübt hat. Für einzelne Erscheinungen, wie z. B. die Calderon-Uebersetzung Eichendorffs, hat er sich ganz besonders interessirt[2].

Mit dem Gesagten sind aber die Verdienste Reichenspergers um die Literatur, speciell die katholische, noch keineswegs erschöpft[3]. Es kommt ihm noch das große Verdienst zu, in seinem langen Leben eine Anzahl von hochbedeutenden Werken theils angeregt, theils durch Anspornung des Schriftstellerfleißes ans Tageslicht gefördert zu haben. Von den Schriften, welche seinem zündenden Worte ihre Entstehung verdanken, sind an erster Stelle zwei zu nennen, welche mit Recht eine überaus große Verbreitung in Deutschland gefunden haben: Görres' ‚Wallfahrt nach Trier‘[4] und Janssens ‚Zeit- und Lebensbilder‘[5].

---

[1] Vgl. die Jubiläumsschrift S. 112 f. und Keiter, J. v. Eichendorff (Köln 1887) S. 94 f., wo ein Brief Eichendorffs an Reichensperger mitgetheilt wird.

[2] Freilich ist er nicht immer durchgedrungen. So berichtet z. B. sein Tagebuch vom 15. Mai 1868: ‚Gestern im Vorstand des Borromäusvereins zu Bonn mit einem Antrag auf Subvention des Geheimraths Volk zu Erfurt durch Abnahme von neunzig Exemplaren seiner portugiesischen Literatur im Mittelalter, damit der Druck des Manuscriptes ermöglicht werde, durchgefallen. In einem langen Plaidoyer mühte ich mich vergebens ab. Professor Reusch und Bauerband die Hauptgegner.‘

[3] Eine Zeitlang beschäftigte sich Reichensperger mit dem Plan der Gründung eines Broschürenvereins. In seinem Nachlasse finden sich hierüber folgende Aufzeichnungen: ‚Broschürenverein. Historisch-politisches Magazin. Grundcharakter: Deutsch im weitesten Sinne des Wortes. Inhalt: Historische Abhandlungen mit Beziehung auf die Gegenwart, politische Abhandlungen, Uebersicht aller Tagesereignisse, Miscellen. Form: Per Jahr dreißig bis vierzig Druckbogen, welche einen Band bilden, worauf zu herabgesetzten Preisen abonnirt werden kann. Dieselben erscheinen in zwanglosen Broschüren, von welchen jede ein abgeschlossenes Ganzes bildet und im Buchhandel besonders zu haben ist. Die Autoren erhalten ein gleichmäßiges Honorar, etwa zwei Friedrichsdor per Bogen. Ein Comité entscheidet über die Aufnahme. Etwaige Mitarbeiter: Dr. Böhmer, Dr. Klopp, Ficker, Cornelius, Schulte, Jörg, Dr. Franz in Berlin, Niedermayer, Janssen, Ennen, Stumpf, Dr. Steingaß, Höfler, Buß, Baader in Karlsruhe, Kampschulte, Frhr. v. Lerchenfeld, Aschbach, v. Linde, Hennes.‘ Später führte Reichensperger mit Dombecan Heinrich eine längere Correspondenz über die Herausgabe katholischer Broschüren.

[4] Diese meines Wissens noch unbekannte (Galland, J. v. Görres [Freiburg 1876] S. 635 weiß nichts davon) interessante Thatsache entnehme ich einem Briefe Reichenspergers an A. v. Thimus, datirt ‚Trier, 5. November‘, in welchem es heißt: ‚Von Wehlen aus habe ich, natürlich anonym, dem alten Görres die besten Worte gegeben, doch ja ein Schriftchen über die heilige Rockesfeier loszulassen, und ihm dabei alle interessanten Details, die ich wußte, mitgetheilt.‘

[5] Vgl. Pastor, J. Janssen S. 64 f. Auch die Arbeiten von Jürgens und Wuttke über das Jahr 1848 verdanken großentheils Reichensperger ihre Entstehung. Im Jahr

Eine ähnliche Verbreitung konnte seiner Natur nach ein anderes Werk nicht finden, welches ohne Reichenspergers Drängen und, man darf wohl sagen, diplomatisches Geschick niemals zu stande gekommen wäre. Es ist dies eine wissenschaftliche Arbeit des Freiherrn Albert v. Thimus.

Mit Reichensperger theilte dieser edle Sohn der Stadt Aachen die Vielseitigkeit der geistigen Interessen. Von den Universitätsjahren an beschäftigten Thimus neben seinem eigentlichen Fache, der Jurisprudenz, tiefe und eingehende Studien auf dem Gebiete der Philosophie (namentlich Plato), der Mathematik, der Naturwissenschaften, der alten und neuen Sprachen. Auf dem Kunstgebiete nahm ihn vorzugsweise die Musik in Anspruch; aber auch die bildende Kunst des Mittelalters, namentlich dessen Architektur, zog ihn mächtig an. Das Interesse für die Gotik, besonders für den Kölner Dom, führte Thimus, der 1831 als Auscultator an das Landgericht zu Koblenz kam, und Reichensperger zunächst zusammen. Die Freundschaft der beiden ward noch inniger seit der innern Wandlung Reichenspergers im Jahre 1837, denn Thimus war von innigster Liebe zur Kirche erfüllt, so daß er an allen Schicksalen derselben den lebhaftesten Antheil nahm [1]. Gemeinsam traten die beiden Freunde schon damals für das Recht der Katholiken ein, wie sie später im Parlament gemeinsam für Wahrheit, Freiheit und Recht kämpften [2]. Auch manche Reise haben die Freunde zusammen gemacht; stets standen sie in regstem Briefwechsel. Viele dieser Schreiben zeichnen sich durch köstlichen Humor aus, an dem es auch Thimus nicht fehlte, obgleich er stark zum Pessimismus hinneigte [3]; stets sind sie geistvoll und interessant.

Als Grundton aller Schreiben Reichenspergers an Thimus klingt die Aufforderung durch, die reichen Schätze seines Wissens, vor allem seine tiefsinnigen, musikalischen Forschungen, zum Gemeingut zu machen. Albert v. Thimus war nämlich von einer geradezu übertriebenen Bescheidenheit [4], so daß er vor der bloßen Nennung seines Namens in der Oeffentlichkeit förmlich

---

1866 suchte er seinen Freund Jörg zur Abfassung einer Biographie von Görres zu bestimmen, leider vergeblich. Auch die schöne Schrift von F. Kaufmann über Hettinger ward durch Reichensperger veranlaßt. Den Pfarrer Helm zu Ziegelhausen ermunterte er noch am 5. Mai 1895 zur Abfassung einer Geschichte der katholischen Generalversammlungen. Wie viele Anregungen mag er noch sonst gegeben haben, von welchen keine Kunde geblieben ist! Seinen Grundsatz ‚Keine Kraft darf brach liegen‘ hat Reichensperger stets zur Geltung zu bringen gesucht.

[1] Vgl. den Nekrolog der Köln. Volkszeitung 1878, Nr. 309.

[2] Vgl. oben Bd. I, S. 41 und 77 f. Thimus gehörte von 1852—1861 und 1871—1878 der katholischen Fraction, bezw. dem Centrum an.

[3] Er bildete in dieser Hinsicht den entgegengesetzten Pol zu einem andern Freunde Reichenspergers, zu dem nur allzu optimistischen edlen Thissen.

[4] Vgl. Steinles Briefwechsel II, 99.

zurückschreckte; dazu kam die bei manchen Gelehrten nicht seltene Eigenschaft, niemals fertig werden zu können. Aber Reichensperger fand das Geheimniß, den Freund zum Produciren gleichsam zu zwingen. Eine hochideale Natur, hatte Thimus bei all seinen Studien stets einen höhern, religiösen Zweck, die Erkenntniß der Herrlichkeiten Gottes in seiner Schöpfung, des Waltens Gottes in der Geschichte der Welt und der Kirche im Auge. Hier setzte Reichensperger ein, indem er dem Freunde mit beredten Worten vorhielt, daß er das ihm von Gott verliehene Talent nicht vergraben dürfe, daß er durch Veröffentlichung der Resultate seiner Studien die Ehre Gottes und der Kirche fördern könne und müsse.

Anfangs beschränkte sich Reichensperger darauf, den Sammeleifer seines Freundes anzuregen. So mahnte er bereits im Jahre 1844: ‚Sammle still wie eine Biene für die alte Musik.‘ In der Folgezeit versorgte er Thimus eifrig mit seltenen Büchern über Musik, machte ihn auf einschlagende Manuscripte aufmerksam, wobei er jedoch stets mahnte, das Hauptziel nicht aus dem Auge zu verlieren. Er habe, heißt es in dieser Hinsicht, nach ‚Flottmachung‘ eines alten Pergamentcodex ‚de musica‘ ‚Gewissensbisse‘. ‚Ich fürchte nämlich ernstlich, du wühlst dich allzutief in die Materie und verlierst den Sinn für alles andere, kommst endlich auch nie und nimmer zur eigentlichen Ausarbeitung, was ich doch als so überaus wichtig von tiefster Seele wünsche. Versprich mir also, sage zu sein und praktisch, auch nachts die himmlische Harmonie auf sich beruhen zu lassen.‘ In den Ferien konnte Thimus nie schnell genug erscheinen, so ‚hungerte‘ es Reichensperger nach dem mündlichen Austausch [1]. Die Einladungen sind oft sehr humoristisch gehalten. So z. B.: ‚Der Secondelieutenant v. Thimus hat heute sich zum Mittagessen einzustellen. Von Commando wegen: Reichensperger‘, oder: ‚Freundschaftliche Einladung auf Salat mit Steinle. Ein Refus wird nicht angenommen.‘ Einmal ist das Ganze in die Form eines richterlichen Urtheils gekleidet, demzufolge ‚Herr v. Thimus heute und die folgenden Tage mit der Küche Reichenspergers vorlieb zu nehmen hat.‘ Auch in Berlin, wo die beiden Freunde von 1852 bis 1861 zusammen im Parlament saßen, durfte die Arbeit nicht ruhen. ‚Bringe nur ja alle deine Papiere mit,‘ mahnte Reichensperger am 14. December 1860, ‚um in der Ausarbeitung deines Werkes nicht gehemmt zu sein, auf dessen Zustandekommen ich mehr Gewicht lege als auf den Gesamtparlamentarismus nebst obligatem „Fortschritt“ und sonstigem Zubehör.‘

Immer wieder kehrte in den Briefen aus den fünfziger und sechziger Jahren die Mahnung, Thimus sei ‚Gott und der Welt die baldmöglichste

[1] In den vierziger Jahren drängte Reichensperger Thimus auch zur Herausgabe eines Gebetbuches, durch welches eine innigere Theilnahme der Gläubigen an den liturgischen Gebeten der Kirche vermittelt werden sollte.

Vollendung seines Werkes schuldig‘ — daneben die rührendste Sorge für die Gesundheit des Freundes. ‚Meine dringendste Bitte geht dahin,‘ beginnt eine Einladung nach Ostende, ‚doch ja hierher zu kommen. Weit entfernt, daß deine Sphärenmusik darunter leiden würde, könnte die Auffrischung deines Nervensystems in den Meereswellen dasselbe nur empfänglicher für den großen Weltaccord stimmen, auf dessen Entdeckung du gekommen bist.‘ Zuweilen sind die Briefe in höchster Eile auf beliebiges Papier geschrieben, was Reichensperger damit zu entschuldigen bittet, daß ‚man im Mittelalter ja auch kein Postpapier hatte‘.

Durch die 1862 erfolgte Versetzung des Herrn v. Thimus nach Köln trat an die Stelle des schriftlichen Verkehrs wieder das frühere ‚Zusammenleben‘. Allwöchentlich wurden jetzt viele Stunden der gemeinsamen Arbeit gewidmet: also zusammen die ägyptischen Geheimnisse studirend hat Steinles Meisterhand die beiden Freunde gezeichnet. Für das Gewicht, welches Reichensperger in steigendem Maße der Arbeit von Thimus beilegte, ist es bezeichnend, daß er in seinem Tagebuche gleichsam Buch über das Fortschreiten derselben führte. ‚Thimus will nun‘, heißt es hier zum 6. November 1864, ‚statt des schon weit gediehenen Prodromus eine voluminöse Einleitung schreiben, worin alle seine Geheimnisse im wesentlichen niedergelegt werden sollen. Seit Jahren schon rieth ich ihm dies, ward aber stets entschieden zurückgewiesen. Ich besorge nun, daß er sich überarbeitet und überreizt sowie ferner, daß auch die Einleitung ihm wieder über den Kopf wächst. Immer suche ich ihn ins Freie und zur Erholung zu treiben; allein er ist wie betrunken von seinem gewaltigen Stoffe.‘ Dann aber kamen wieder Stunden, in welchen Reichensperger den Freund aufrichten mußte, der meinte, er ‚wisse und sei doch im Grunde gar nichts, er habe seine musikalischen Schlüsse gefunden ganz ohne alles eigene Verdienst‘.

Um das Fortschreiten der Arbeit zu erleichtern, hatte Reichensperger Thimus Urlaub besorgt. Zu Anfang des Jahres 1866 trat er mit Weigel über den Verlag des Werkes in Verhandlung. ‚Thimus ist über die Hälfte und die schwierigsten Themata hinaus‘, berichtet das Tagebuch. ‚Bei seinem so geringen Wissen, so behauptet der demüthige Freund, habe er die immer mehr sich ins klare stellenden Entdeckungen nur deshalb gemacht, weil die modernen Gelehrten eine instinctive Aversion vor allem Göttlichen, gegen alles, was nach Weihrauch rieche, hätten. Er arbeite zur größern Ehre Gottes, zur Errettung der Seelen und der Wohlmeinenden vor den Gefahren der falschen Wissenschaft. Das Gerede von der „deutschen Wissenschaft“ ist ihm zum Ekel.‘

‚Thimus‘, heißt es zum 20. Februar 1866, ‚las mir den größten Theil seiner Einleitung vor, ein Unicum von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. Wenn

nur die Gesundheit des unermüdlichen Martyrers der Zahlenharmonie nicht der Arbeit unterliegt. Täglich studirt er sieben bis acht Stunden auf das angestrengteste. Im Jahre 1855, in der Kammer, kam er zuerst seinem „Schlüssel“ auf die Spur; dadurch hatte er einen Krystallisationspunkt, er konnte seine Studien concentriren.‘

‚26. März 1866. Während der letzten Tage ohne Ausnahme zwei Abendstunden bei Thimus verbracht, indem er mir die ersten druckfertigen Bogen vorlas und ich ihm schließlich den Brief an Weigel abfassen half. Es ist merkwürdig, mit welcher zaghaften, weit übertriebenen Bescheidenheit Thimus in allem zu Werke geht — in rein praktischen Dingen traut er sich gar nichts zu — aber auch beim Vorlesen seines Werkes unterbrach er sich stets durch Fragen: „Ist es klar, nicht zu weitläufig, nicht zu bombastisch?“ u. s. w. „Was die Sache betrifft,“ so äußerte er sich stets, „so bin ich ganz ruhig.“ Dazwischen die pikantesten Witze über die modernen Starkgeister, wie sie sich die Nase zuhalten würden vor dem aufsteigenden Weihrauch u. s. w. Sein Grundgedanke ist überhaupt stets ein religiöser. Jedesmal dankte er mir auf das herzlichste für meine Geduld. „Wenn du mir nicht geholfen, mich ermuntert, gespornt, gehetzt hättest, wäre nichts aus der Sache geworden“, war sein Refrain. Er ist ein Abgrund von Bescheidenheit und ein Wunder von Scharfsinn.‘

Nachdem am 29. März 1866 das Manuscript nach Leipzig abgegangen, schien alles im besten Zug, als der Krieg den Druck ernstlich in Frage stellte. Reichensperger war außer sich; ‚es scheint,‘ schrieb er, ‚daß so wenig wie die gotischen Dome und das deutsche Reich dieses in ihrem Geiste gedachte Werk fertig wird; daß die falsche Renaissance noch einmal über die christlichen Grundideen siegen soll‘. Die Aufregungen der Kriegszeit waren nicht im stande, die Freunde von ihrer gemeinsamen Arbeit abzuziehen, namentlich war es der Titel des Werkes, welcher Schwierigkeiten verursachte. Reichensperger schlug statt des von Thimus gewählten langathmigen die kurze Bezeichnung ‚Die Urweisheit des Menschengeschlechtes‘ vor. Fast den ganzen Juli hindurch war abends regelmäßig Vorlesung bei v. Thimus[1]. ‚Mein Staunen wächst womöglich‘, berichtet Reichenspergers Tagebuch, ‚über seine Gelehrsamkeit, seine Ausdauer, seinen Scharf- und Tiefsinn. Er kommt auch immer mehr dazu, die modernen, gottvergessenen Celebritäten, z. B. Humboldt, entschieden zu kennzeichnen.‘

Im November führte Reichensperger wieder neue Verhandlungen wegen des Verlags des Werkes, den schließlich Dumont in Köln übernahm. Nun fehlte noch ein passender Titel. Thimus wollte als solchen ‚Hagia Sophia‘

[1] Vgl. oben Bd. I, S. 582.

wählen; plötzlich aber fiel ihm ein anderer ein: ‚Die harmonikale Symbolik des Alterthums.‘

Auch für die zum Werke gehörigen Bildertafeln wie für die Correctur der Druckbogen war Reichensperger ebenso thätig wie für den Entwurf der Vorrede. Im Juni 1868 erschien dann endlich der erste Theil des großen Werkes mit dem Specialtitel: ‚Die esoterische Zahlenlehre und Harmonik der Pythagoräer in ihren Beziehungen zu ältern griechischen und morgenländischen Quellen, insbesondere zur altsemitisch-hebräischen Ueberlieferung.‘ Sofort war Reichensperger für die Verbreitung der Arbeit auf das eifrigste thätig. Den Freund selbst ließ er nicht lange ruhen. Bereits im November 1868 meldet das Tagebuch: ‚Ich drang in Thimus, die Feder zum zweiten Bande anzusetzen. Nach gar mancherlei Einwendungen versprach er endlich, sich wieder ans Schreiben zu begeben, wenn zwei Sachkenner, etwa die Professoren Heimsöth zu Bonn und Krüger zu Göttingen, sich zustimmend über den ersten Band äußern würden. Der zuletzt genannte Gelehrte pries in der That das Werk als eine nach Inhalt und Form eminente Leistung [1], worauf Thimus mit neuem Muth die Fortsetzung in Angriff nahm. Auch jetzt theilte Reichensperger alle Autorschmerzen seines Freundes, der endlich 1876 glücklich den zweiten Theil der Symbolik fertig brachte.

Der erste Theil hatte eine ganz neue Erklärung der in die sonderbarsten Räthselsprüche eingehüllten Lehre der pythagoräischen Schule zu bringen versucht, der zweite Theil war dem semitischen Antheil der überlieferten Weisheitslehre der Urzeit gewidmet. Eingehend behandelte derselbe den mystischen Inhalt der kabbalistischen Buchstabensymbole des althebräischen Büchleins Jezirah und die pythagoräisch-platonische Lehre vom Werden des Alls und von der Weltseele in ihren Beziehungen zur hebräischen und altägyptischen Weisheitslehre wie zur heiligen Ueberlieferung der Urzeit. Das Ganze erschien Reichensperger als ein mit ‚ungeheurem Scharfsinn und immenser Gelehrtheit‘ unternommener Versuch, griechische und asiatische Weisheitslehren als mit ihren Wurzeln im Alten Testamente ruhend darzustellen, ‚eine der tiefgreifendsten und fruchtbarsten Leistungen moderner Wissenschaft‘. Vor allem wichtig erschien Reichensperger die neue Erklärung des Platonischen Timaiosgespräches und die ‚mit mathematischer Genauigkeit festgestellte Theorie über das Wesen und die Grundgesetze der musikalischen Harmonie wie der Nachweis, daß diese Gesetze in ihrer ganzen Reinheit und Fülle sich nur in den alten kirchlichen Tonarten widerspiegeln‘.

---

[1] Gött. Gelehrte Anz. 1868, Nr. 50; vgl. auch Katzenberger im Bonner theol. Lit.-Bl. 1869, S. 869 f.; Hasenclever, Die Grundzüge der esoterischen Harmonik des Alterthums im Anschluß an die Schrift des Frhrn. v. Thimus (Köln 1870), und Zarnckes Lit. Centralblatt 1871, Nr. 21.

Thimus hatte ‚furchtbar bis zur Erschöpfung gearbeitet', Reichensperger ihm treu bis zuletzt zur Seite gestanden. Es kam hierbei oft zu leidenschaftlichen, heftigen Auseinandersetzungen mit dem durch die Arbeit überreizten Freunde — aber für alles entschädigte der glückliche Abschluß des zweiten Theils. ‚Nach wie vor', schrieb Reichensperger, ‚erachte ich das Werk für epochemachend und kommt es mir fast wie ein Wunder vor, daß es soweit zu stande gekommen ist.' Er stellte dasselbe sogar dem emporsteigenden Dom zur Seite: der glückliche Fortgang dieser beiden Werke, zu denen er ‚in so vielfacher Beziehung' stand, gereichte ihm zum ‚besondern Troste' in den Wirren des Culturkampfes. ‚Auf die Dauer kann die „Harmonikale Symbolik" nicht todtgeschwiegen werden. Es ist ein Keulenschlag auf die gesamte wider- und unchristliche Wissenschaft — ein novum organon.'

Um auch seinerseits etwas zur Verbreitung des Werkes zu thun, verfaßte Reichensperger in Gemeinschaft mit Thimus eine ausführliche Anzeige desselben für die ‚Germania', die auch als Separatabdruck erschien.

Hatte Reichensperger bisher durch sein unaufhörliches Drängen Thimus zur Veröffentlichung seiner tiefsinnigen Studien geradezu gezwungen, so rastete er auch jetzt nicht, die Fortsetzung zu betreiben. ‚Obgleich', berichtet das Tagebuch zum 20. Juni 1877, ‚von den verschiedensten Seiten dem zweiten Bande der „Harmonikalen Symbolik" Anerkennung zu theil wird und ungeachtet seiner Versprechungen, sofort an die Ausarbeitung des dritten Bandes zu gehen, hat Thimus bis jetzt noch keine Feder dazu angesetzt. Ich habe zu diesem Zwecke eine Verschwörung gegen ihn angezettelt, so daß von den verschiedensten Seiten her (z. B. von Bischof Krementz, Scheeben und Heuser) auf ihn losbombardirt wird.'

Die ‚Verschwörung' gelang, und bald war Thimus wieder an der Arbeit, und zwar mit solchem Feuereifer, daß Reichensperger manchmal ‚bremsen' mußte. ‚Gehe nur ja möglichst ökonomisch mit deiner Kraft zu Werke', mahnte er am 16. Januar 1878 den Freund. ‚Du gehörst nicht bloß dir an. — Hoffentlich gelingt es dir ohne sonderliche Anstrengung, den feierlichen, längst schon von dir concipirten Schlußworten des dritten Bandes[1] immer näher zu rücken und so ein Werk zu vollenden, welches ich, trotz deines voraussichtlich energischen Protestes, noch über meine mittelalterlichen Dome zu stellen nicht umhin kann. Gott schütze dich!'

Bis in den Sommer hinein war Thimus unausgesetzt thätig, allein sein Gesundheitszustand ward immer bedenklicher. Er mußte seine Mandate niederlegen, und am 19. October 1878 traf ihn ein Schlaganfall. Am Abend des

[1] Dieser meist historische Band sollte die krankhaften Ausläufer der ursprünglichen Geheimlehre (Gnostiker, Talmudisten, Goldmacher &c.) behandeln.

6. November erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen Leiden. ‚Ein tiefer Einschnitt in meinen Lebenslauf,‘ schrieb Reichensperger, ‚der mit dem seinigen so vielfach verschlungen war. Noch lange wird es mir schwer fallen, mich über den Trennungsschmerz zu erheben. Mit einer seltenen geistigen Kraft und einem erstaunlichen Wissen verband der Hingeschiedene das Herz eines Kindes und die hingebendste Opferwilligkeit.‘[1]

Eine weiter ausgeführte Charakteristik des Unvergeßlichen, der in seinem Herzen unter allen Freunden obenan stand, entwarf Reichensperger gemeinsam mit Scheeben für die ‚Kölnische Volkszeitung‘ (1878, Nr. 309). ‚Thimus war ein Riese an Geist und ein Kind von Herzen‘, heißt es hier. ‚Er besaß ein durchaus kindliches Gemüth im reinsten und edelsten Sinne des Wortes. Wir denken dabei nicht bloß an jene anspruchslose Bescheidenheit, von der wir schon geredet, und die mit einer so tiefen Hochachtung gegen jedermann und namentlich einer so zarten Dankbarkeit für den kleinsten ihm geleisteten Dienst verbunden war, daß viele bei der ersten Begegnung mit ihm nicht minder beschämt und gerührt sich fühlten; nicht bloß an jene anmuthige Harmlosigkeit, mit der er jeden Angriff wie jede Neckerei heiter ertrug und seinen köstlichen Humor am liebsten gegen sich selbst ausließ; auch nicht bloß an sein herzliches Wohlwollen, das stets gegen jedermann nicht minder durch rasche That und freudige Dienstfertigkeit als durch freundliche Worte sich bekundete. Alle diese gesellschaftlichen Tugenden, die äußern Erscheinungen der anima candida waren vielmehr bei ihm durchdrungen und verklärt von einer Unschuld und Reinheit der Seele, die wohlthuend und ehrfurchtgebietend zugleich aus seinen klaren Augen hervorstrahlte, und von einem wahrhaft kindlichen Glauben, mit dem er Gott und der Kirche aus ganzer Seele anhing und dessen unumwundenes, rückhaltloses, freudiges Bekenntniß sein einziger Stolz war.‘

Wie seinem Freunde v. Thimus, so hat Reichensperger auch dem Freiherrn Joseph v. Eichendorff in literarischen Dingen thatkräftig zur Seite gestanden[2]. Die freundschaftlichen Beziehungen beider reichen zurück in den Beginn der fünfziger Jahre. Eichendorff lebte damals mit seiner Gemahlin in stiller Zurückgezogenheit zusammen mit der Familie seines Schwiegersohnes, des

[1] ‚Mit Thimus‘, schrieb Reichensperger am 1. December 1878, ‚habe ich ein Stück von meinem Leben verloren.‘ Noch kurz vor seinem Tode sagte Reichensperger seiner Gemahlin, eines der schmerzlichsten Ereignisse seines Lebens, das er nie habe verwinden können, sei der Tod des edeln Thimus gewesen noch vor Vollendung seines Werkes. Er suchte später Scheeben für die Fortsetzung des Werkes zu gewinnen. Wenn Reichensperger von dem Verfasser der ‚Harmonikalen Symbolik‘ zu erzählen anfing, fand er kein Ende. Ich erinnere mich einen Abend in seinem Hause zugebracht zu haben, der fast ganz den Erinnerungen an den Verstorbenen gewidmet war.

[2] Vgl. oben S. 297.

Hauptmanns v. Besserer, Vorstehers einer Cadettenanstalt in Berlin, dessen Kinder den Hauptgegenstand seiner Obsorge und seiner Freude bildeten. Eichendorffs ganze Erscheinung trug nach der Schilderung Reichenspergers ‚das Gepräge einer an Schüchternheit grenzenden Anspruchslosigkeit; er war mittlerer Statur, zart gebaut, im Verkehr freundlich entgegenkommend, wozu auch der Ausdruck seines feingeschnittenen Gesichts stimmte — „alter Dichter, junges Herz". Spärliches, greises Haar bedeckte sein Haupt. Gern sprach er über vergangene Zeiten; auf dem Kunstgebiete hegte er eine besondere Vorliebe für das Mittelalter, namentlich die Gotik, wie er denn auch wesentlich zur Rettung des Marienburger Mittelschlosses mitgewirkt hat.' Vielfache andere Beziehungen ergab das eigentliche Arbeitsgebiet Eichendorffs. Reichenspergers energischem und wiederholtem Zureden ist die Veröffentlichung des zweiten Bandes der geistlichen Schauspiele Calderons und der Schrift über die poetische Literatur Deutschlands zu danken. Der Verleger Cotta hatte mit dem ersten Bande des Calderon kein Geschäft gemacht und nahm daher Anstand, den zweiten zu drucken. Reichensperger erwirkte vom Borromäusverein die Subscription auf so viele Exemplare, als Cotta zu seiner Deckung für erforderlich erklärte. Zur Abfassung der Schrift über die poetische Literatur Deutschlands wollte sich Eichendorff nicht herbeilassen, weil das Verhandeln mit den Verlegern ihm widerstrebte. Da nahm Reichensperger diese Sache in die Hand. Er wandte sich an Schöningh in Paderborn, mit welchem sich denn auch eine Einigung ergab[1]. Auch für viele kunstgeschichtliche Arbeiten, wie z. B. für die von Wilmowsky, hat Reichensperger den Verleger gesucht.

Mit ‚dem letzten Ritter der Romantik' theilte Reichensperger die Vorliebe für die spanische Literatur. ‚Ohne Lehrer', erzählt Dr. Fastenrath, ‚erlernte er das schöne Idiom Castiliens. Sein einziges Hilfsmittel war ein bescheidenes Taschenwörterbuch; aber fast alle vierzehn Tage kam er mit einem mit vielen spanischen Wörtern beschriebenen Zettel zu mir und bat mich, sie ihm zu verdolmetschen. Zu ihm vor allen Deutschen wanderten meine spanischen Schriften, meine Biographien deutscher Berühmtheiten von Armin bis zur Gegenwart: meine „Walhalla y las glorias de Alemania". Wenn er an diesen Lebensbeschreibungen etwas auszusetzen hatte, so war es: „Mehr Schatten, Freund, mehr Schatten! Nur dann ist das Bild, das Sie entwerfen wollen, auch wahr." Das erste, was er von mir in spanischer Sprache las, waren meine „Pasionarias de un alemán-español", eine Beschreibung

[1] Auf diese Vorkommnisse beziehen sich die vier von Eichendorff im Jahre 1855 bis 1857 an Reichensperger gerichteten Briefe, welche H. Meisner in der Zeitschrift ‚Deutsche Dichtung' (III, 2) veröffentlicht hat. Vgl. H. Meisner, Gedichte aus dem Nachlasse des Frhrn. J. v. Eichendorff (Leipzig 1888), und dazu Reichensperger im Literarischen Handweiser 1888, S. 150 f.

der Passionsdarstellung von Oberammergau. Calderon und Moreto nahm Reichensperger gründlich durch und ließ die blumenreiche Sprache, die vielen Bilder und Gleichnisse des philosophischen Dichters von „La vida es sueño“ als spanische Eigenthümlichkeit gelten. Auch die politischen Blätter Spaniens nahmen seine Theilnahme in Anspruch: er erhielt von mir manche Nummer der Madrider „Época“. Aus meiner Hand empfing er die Zeitungen und Zeitschriften, deren Mitarbeiter ich war: die „América“ des Asquerino, die „Pluma“ des Guillermo R. Calderón in Bucaramanga die Zeitschrift des Deutschen J. F. Jens „La Familia“ in Mexico, die Zeitung des Deutschen Karl Rothe in Carácas „El Siglo“, die mexicanische Zeitung „El Nacional“. Die Madrider „Ilustración española y americana“ liebte er als ein glänzendes Zeugniß spanischer Kunstfertigkeit in der Wiedergabe einheimischer Meisterwerke, und durch sie waren ihm die Namen und Bilder eines Pradilla, Benlliure, Villegas, Casado, Carbonero, Gallegos, Barbudo, Jimenez, Salinas, Galofre und vieler anderer vertraut. Die Barceloneser „Ilustración Artística“ aber schätzte er als treffliche Vermittlerin internationaler Kunst, und auch der „Correo de París“ hatte an ihm einen aufmerksamen Leser. Von dem in Barcelona in vielen Bänden erschienenen Prachtwerk „España, sus monumentos y artes, su naturaleza y historia“ sprach er mit größter Bewunderung: „Hätten wir doch ein solches Denkmal der Kunst auch in Deutschland!“ Aber von den Rednern in den spanischen Cortes sagte er: „Solche Künste der Rhetorik wären bei uns nüchternen Deutschen undenkbar; ein Castelar, der mit seinen schwülstigen Phrasen immer in den Wolken schwebt, wäre bei uns nicht möglich.“ Er hielt es sogar für eine eines Hispanophilen würdige Aufgabe, den spanischen Stil zu reformiren, ihn seines übermäßigen Gepränges zu entkleiden und die Spanier vom Gongorismus, Lyrismus und Bombast zur Einfachheit zurückzuführen. Reichensperger konnte nicht begreifen, daß die Spanier einen Garcilaso de la Vega ihren klassischsten Dichter, den Meister der Lyrik des sechzehnten Jahrhunderts nennen, und er konnte es nicht verstehen, daß ein so tapferer Mann wie dieser Held von Toledo so geschraubte Verse schreiben konnte. Für die Bestrebungen der Catalanen, ihre Sprache wieder zu einer literarischen zu machen, hatte unser Reichensperger ein sympathisches Verständniß, und er brachte daher meinem Werke „Catalonische Troubadoure der Gegenwart“ ein liebevolles Interesse entgegen. Es war wohl nur ein liebes Freundeswort, wenn er vierzehn Tage vor seinem Tode zu mir sagte: „Gott möge mich doch wieder gesund werden lassen, damit ich, wie ich möchte, Ihren ‚Christoph Columbus‘ lesen kann.“'

In noch weit höherem Grade als für die spanische interessirte sich Reichensperger für die Literatur der englischen Nation, für welche er eine

solche Vorliebe hatte, daß er sich wiederholt selbst als Anglomanen bezeichnete, ‚England for ever. England ist germanischer als Deutschland; dort fühle ich mich am meisten germanisch angeweht, und dort möchte ich auch zur ewigen Ruhe bestattet werden.‘ ‚In England blühen noch die Bürgertugenden, dort gibt es kein Philisterium wie in Deutschland‘, betonte er oft. In den Engländern sah er das ‚praktischste und unternehmendste Volk der Erde‘. Die Grundzüge des englischen Volkscharakters erblickte er in dem vorzugsweise auf das Praktische gerichteten scharfen Verstande und in einer gesunden Derbheit in Form und Ausdruck. Beides war ihm ungemein sympathisch. Auf dem Gebiete der englischen Literatur besaß er eine ganz ungewöhnliche Belesenheit. In seiner Sturm- und Drangperiode war es hauptsächlich Byron gewesen, dem er das eindringendste Studium widmete[1]. Später aber trat mehr und mehr Shakespeare in den Vordergrund.

Die erste Bekanntschaft mit dem größten englischen Dichter hatte Reichensperger schon in früher Jugend durch die Eschenburgsche Uebersetzung gemacht; später las er die herrlichen Schöpfungen des Mannes, an dem ‚jeder Zoll ein Dichterkönig‘, abwechselnd englisch und in der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung. Mit der Zeit trat er auch der Shakespeare-Literatur näher, insbesondere den Veröffentlichungen deutscher Forscher. Je weiter er auf dem Gebiete dieser Literatur vordrang, ‚desto mehr stieg sein Befremden darüber, daß Shakespeare durch Männer verherrlicht ward, deren Grundanschauungen denen des Dichters direct zu widerstreiten schienen‘. Insbesondere ‚wunderte es ihn, den Dichter als Träger von Bestrebungen dargestellt zu sehen, welche unter der Bezeichnung „moderner Fortschritt“ zusammengefaßt zu werden pflegen und in der sogen. Renaissance, d. h. in der Zeit der Wiedergeburt heidnischer Ideen und Einrichtungen, wurzeln‘. ‚Wie kann‘, so fragte er sich oft, ‚die gleiche Bewunderung auf so grundverschiedener Unterlage ruhen? Wäre es etwa möglich, daß ein so erhabener Geist, wie der unseres Dichterfürsten, zugleich dem Gotte der Christen und den heidnischen Götzen oder gar dem baren Materialismus gedient habe? Oder sind vielleicht diese Gegensätze nur scheinbar, schmelzen sie bei Shakespeare in einer höhern Einheit zusammen? — Diese und verwandte Fragen veranlaßten mich, nochmals mit möglichstem Bedachte und soweit thunlich ohne vorgefaßte Meinung die Werke Shakespeares in der Ursprache zu lesen und dabei deren hervorragendste Erklärer zu Rathe zu ziehen.‘

Die Ergebnisse dieser Studien gab Reichensperger in seiner Schrift: ‚William Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart‘, wieder. Er wählte die populäre

[1] Vgl. oben Bd. I, S. 15. 35. 38. 68.

Form, weil er sich an den allgemeinsten Leserkreis wenden und dazu beitragen wollte, daß ‚die Zahl der Bewunderer dieses unvergleichlichen Genius sich mehre‘, und recht viele zum Eintreten in den Zauberkreis seiner Schöpfungen bewogen werden möchten.

Inmitten der Anstrengungen und Aufregungen des parlamentarischen Lebens im December 1871 gelangte die Arbeit zum Abschluß. ‚Die Schrift‘, gesteht das Tagebuch, ‚ist mir sauer geworden durch das Getreibe um mich her, welches mir immer nur gestattete, kleine Stücke zu concipiren, sozusagen musivische Arbeit zu machen.‘ Trotzdem ist das Ganze vortrefflich gelungen. Zunächst werden die äußern Lebensverhältnisse des Dichters, soweit dieselben mit voller Sicherheit sich feststellen lassen, in raschen Umrissen dem Leser vorgeführt.

Natürlich geht er hier auch auf die so oft und widersprechend behandelte Frage ein, ob Shakespeare Katholik gewesen sei. Im wesentlichen gelangte Reichensperger hier zu demselben Ergebnisse wie Rio und später Raich. Da die eigentlichen Geschichtsangaben sehr spärlich sind, wird der Schwerpunkt der Untersuchung mit Recht in die kritische Untersuchung der Werke des Dichters verlegt. Nur zwei Stellen lassen sich hier anführen, worin sich eine entschiedene Parteinahme Shakespeares für die neue Staatsreligion ausspricht. Von diesen ist die eine ‚von namhaften, ultramontaner Tendenzen durchaus unverdächtigen Kritikern für ein späteres Einschiebsel des Hofschmarotzers Ben Jonson erklärt worden‘, eine Annahme, für welche der Verfasser noch einen neuen, bisher unbeachtet gebliebenen Grund anführt. Auch die andere Stelle ist nicht beweiskräftig. Dagegen liefern Shakespeares Dramen ‚zahlreiche Belege für eine entschiedene Hinneigung des Dichters zur katholischen Kirche‘.

Die Streitfrage über die religiöse Stellung des Dichters noch viel tiefer greifend, als Rio es gethan, weist der Verfasser aus dem allgemeinen Charakter seiner Dramen dessen altgläubige Richtung und Gesinnung nach[1]. Mit diesem Nachweis hängt die Lösung der Frage zusammen, ob Shakespeare, dessen Name einen Wendepunkt in der Geschichte des geistigen Lebens Englands bezeichnet, der Begründer einer neuen Aera der Emancipation des menschlichen Geistes von einer verknöcherten Orthodoxie, ob er, kurz gesagt, der ‚Herold des modernen Fortschrittes‘ sei.

Diese Frage war bisher so gut wie einstimmig von allen, die sich über dieselbe vernehmen ließen, bejaht worden. Reichensperger trat mit sieghaften Gründen den Gegenbeweis an: daß nämlich der englische Dichterfürst ‚nicht

[1] Die nach dem gegenwärtigen Stande der Quellen mit voller Sicherheit nicht zu entscheidende Frage, zu welcher Confession Shakespeare sich äußerlich im Leben gehalten, ließ Reichensperger beiseite; er hielt sich lediglich daran, welches Bekenntniß sein dichterischer Nachlaß ablegt. Ueber Shakespeares Religion vgl. jetzt den Aufsatz von Baumgartner in den Stimmen aus Maria-Laach 1897 II, 487 f.

eine neue Epoche begründet oder eingeleitet hat, sondern daß er den Abschluß der vorhergegangenen bildet; daß, deutlicher gesprochen, die poetische Kraft und Herrlichkeit des Mittelalters in seinen Dichtungen den Gipfelpunkt erreichten, um dann für die Dauer von Jahrhunderten zu verschwinden'. Wir haben demnach in seiner Erscheinung ‚nicht das Schauspiel eines Sonnenaufganges, sondern das in diesem Falle übrigens nicht minder glänzende eines Sonnenunterganges zu bewundern'.

Die Beweisführung Reichenspergers gründet sich hier vor allem auf die Kennzeichnung und Vergleichung der literarischen Perioden, überhaupt der geistigen Strömungen vor und nach dem Hervortreten Shakespeares. Der Charakter seiner Dramen und der dramatische Stil unseres Dichters sind das Ergebniß der historischen Entwicklung des englischen Volkstheaters. Die geistige Bewegung aber, die auf ihn folgte und die in ihm ihren Ausgangspunkt finden soll, wich von seiner Anschauungs- und Schaffensweise ganz augenfällig und entschieden ab, ja in Wirklichkeit schlugen die tonangebenden Geister nach dem Tode Shakespeares und selbst noch bei seinen Lebzeiten eine Richtung ein, welche der seinen schnurstracks entgegenlief. Shakespeare war das gerade Widerspiel der nun aufsteigenden Renaissance und Humanisterei, die in Ben Jonson ihren eigentlichen Repräsentanten in England fand.

In Shakespeare waltete ein ganz anderer Genius vor. Das Urkräftige, Naturwüchsige in seinen Dichtungen stellt denselben so sehr in Gegensatz zu den Werken jener spätern klassisch-akademischen Periode, daß der Hauptvertreter derselben, Voltaire, bekanntlich den Dichter als einen ‚betrunkenen Wilden' der öffentlichen Verachtung oder dem Gelächter überantwortete. ‚Im Gegensatze zu den eigentlichen Renaissance-Poeten lauschte Shakespeare vor allem auf die Echos aus der Vorzeit seines Vaterlandes; die von ihm auf die Bühne gebrachten Trojaner, Griechen und Römer sind im allgemeinen, innerlich wie äußerlich, recht mittelalterliche Erscheinungen; von studirter Theater-Archäologie zeigt sich bei denselben nicht die leiseste Spur. Gleich wenig gibt sich bei ihm irgendwelche Hinneigung zu dem damals um sich greifenden „modernen" Staatswesen zu erkennen; vielmehr hat er die widerchristliche, absolutistische, vor keinem Mittel zurückschreckende Erfolgspolitik an dem Hauptträger derselben, dem Florentiner Machiavelli (in Heinrich VI. Act 3, Scene 2) geradezu gebrandmarkt. Sogar alle seine Absonderlichkeiten, seine oft wahrhaft barocken Verstöße gegen Zeitrechnung, Geschichte und Geographie u. s. w. können nur zum Beweise dafür dienen, wie fremd ihm jede Art von Gelehrtendünkel war, wie wenig er den Sieg des Rechten von der wissenschaftlichen Kritik, dem Stolze der Renaissancisten, erhoffte, oder richtiger gesagt, wie hoch erhaben er sich über jene Schulpedanten fühlte, welche, mit vornehmthuender Selbstgenügsamkeit auf die „mittelalterliche Finsterniß und

Unwissenheit" herabblickend, das Heil der Welt einzig und allein von der „Wissenschaft" erwarten zu müssen glaubten.'

Von einer ‚Vergötterung' Shakespeares hielt sich übrigens Reichensperger fern: ‚Mehr als eine Wolke wirft auf seine Glorie einen Schatten; als Dichtergenie aber wird er gewiß von keiner Größe der Vergangenheit überragt.'

Auch sonst enthält die Arbeit über Shakespeare viel Tiefes und Treffendes. ‚Wer gewohnt ist,' bemerkte ein Kritiker (‚Kölnische Volkszeitung 1872, Nr. 35), ‚mit der Feder in der Hand zu lesen und die Kernstellen einer Schrift anzustreichen, geräth bei vorliegender, wenn er seiner Gewohnheit treu bleiben will, in die große Verlegenheit, so ziemlich alles anstreichen oder sich notiren zu müssen.'

Daß gewisse ‚gelehrte' Kreise in Deutschland die Arbeit ignorirten, nahm Reichensperger nicht wunder. Um so angenehmer überraschte ihn, daß der mecklenburgische Bundesbevollmächtigte v. Bülow, der sich lange mit dem englischen Dramatiker beschäftigt, seiner Arbeit die höchsten Lobsprüche ertheilte; er meinte, es sei das ‚gelungenste Reliefbild des Dichters, das ihm vorgekommen'. Im Jahre 1873 erschien in der Brüsseler ‚Revue générale' eine französische Uebertragung der Reichenspergerschen Arbeit. Später äußerte ein englischer Shakespeareforscher ersten Ranges, der protestantische Professor der englischen Literatur an der Universität Dublin und Vicepräsident des Shakespearevereins, Edward Dowden, sich ihm gegenüber in der freundlichsten Weise. Unter Uebersendung seines neuen Werkes über Shakespeare schrieb Dowden am 24. März 1875 an Reichensperger: ‚Meine gegenwärtigen Ansichten sind nicht dieselben wie die Ihrigen. Ich kann nicht finden, daß bei Shakespeare irgend ein religiöser Glaube klar erkennbar sei, wenn unter religiösem Glauben etwas mehr als der Glaube an eine sittliche Weltordnung verstanden werden soll. Nichtsdestoweniger muß ich anerkennen, daß, wenn Sie und Herr Simpson anders urtheilen, mindestens sehr viel Grund zum Zweifel vorhanden sein muß. Einer meiner Freunde, Herr Aubry de Vere (selbst Dichter und ausgezeichneter Kritiker), welcher katholisch ist, hat mir gesagt, daß seiner Meinung nach, wo immer Shakespeare religiöses Gefühl kundgebe, dieses Gefühl eher eine katholische als eine protestantische Färbung habe.'

Was Reichensperger auf dem Gebiet der Literatur vorzugsweise erstrebte, darüber äußerte er sich einmal in einer Besprechung der Arbeit des von ihm unterstützten Schriftstellers Joseph Lerique, ‚Die Ideale und die christliche Jugenderziehung', folgendermaßen: ‚In höherem Maße vielleicht als jemals früher handelt es sich in unserer Zeit darum, das christliche Ideal einerseits und alles, was dasselbe zu verdunkeln oder zu verdrängen geeignet erscheint, andererseits fest ins Auge zu fassen.' Er begrüßte es deshalb freudig, daß der genannte Schriftsteller denjenigen Trägern des ‚modernen Gedankens'

einen getreuen Spiegel vorhielt, ‚welche, um an dem lebendigen Gott, dem überaus unbequemen Richter über Lebendige und Todte vorbeizukommen, dem sogen. Humanitätsideale huldigen, d. h. die Menschheit, wenn nicht gar jeden einzelnen denkenden Menschen vergöttern oder doch dem Offenbarungsglauben den Rücken zuwenden‘.

Noch mehr als die genannte Schrift nahmen die Arbeiten, in welchen P. Alexander Baumgartner die großen deutschen Klassiker mit Rücksicht auf die christliche Weltanschauung und deren sittliche Forderungen behandelte, Reichenspergers Interesse in Anspruch[1]. Bereits die 1877 erschienene Schrift über ‚Lessings religiösen Entwicklungsgang‘ fesselte ihn ungemein; noch mehr war dies bei Baumgartners ‚Culturstudien‘ über Goethe der Fall. ‚Lassen Sie mich wiederholt sagen,‘ schrieb er am 18. September 1882 dem Verfasser, ‚daß Ihre Art, den Mann und den Stoff zu behandeln, einen ganz besondern Reiz auf mich übt, insbesondere aber mir dazu angethan zu sein scheint, die Goethe-Verehrer zur Verzweiflung zu bringen. Nur durch Ignoriren werden dieselben sich über Wasser zu halten vermögen, auf der Mensur jedenfalls nach wie vor den kürzern ziehen, so meisterhaft wissen Sie zu stoßen und zu pariren, gottlob, als Kämpe für die Sache Gottes, für das Wahre und das wahrhaft Schöne. — Zugleich mit Ihrem Buche war Janssens Auseinandersetzung mit seinen „Kritikern“ mir zugekommen. Es wird Sie nicht unangenehm berühren, wenn ich bemerke, daß meines Erachtens eine ziemlich nahe Verwandtschaft zwischen Ihren Geistesproducten und denen meines obengenannten Freundes besteht. Jedenfalls sind Sie beide ein Schrecken für das gottvergessene höhere Culturpublikum.‘

Es entspann sich bald ein überaus reger Briefwechsel mit Baumgartner, den Reichensperger nach den verschiedensten Seiten hin anregte. Zunächst stand in demselben das Goethe-Leben im Vordergrunde, das Reichensperger wohl etwas zu sehr polemisch, nicht als literarhistorische Arbeit auffaßte. Daß ‚das Heer unserer Freigeister‘ dasselbe todtzuschweigen suchte, wunderte ihn nicht. ‚Ist doch‘, schrieb er, ‚der „gebildete“ Theil unserer Nation durch den Goethe-Genuß vergiftet! Dieses Gift schmeckt eben süß, das von Ihnen gebotene Gegengift den Kranken bitter; die Quacksalber bedroht es mit dem Verlust ihrer Kundschaft. Dennoch aber wird die Arznei im Laufe der Zeit nicht wenigen

---

[1] Persönlich bekannt wurden Reichensperger und Baumgartner erst im Herbst 1880 durch Münzenberger und Steinle. Später sahen die beiden sich häufig. Im Jahre 1881 kam Reichensperger nach Blijenbeck, 1887 nach Exaeten zu Besuch, wo die Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Beschäftigungen der Patres seine Bewunderung erregte. Besonders interessirte ihn die ‚Zettelbank‘ des Assyriologen P. Straßmaier, der damals aus Tausenden von fragmentarischen Texten sein bahnbrechendes Wörterbuch zusammenstellte.

Heilung bringen, sehr viele jedenfalls vor Ansteckung bewahren. Meiner Ueberzeugung nach haben Sie das Endurtheil über den Goethe-Cultus gesprochen; die Vollstreckung dieses Urtheils kann nur allmählich vor sich gehen.'

Als später die Arbeit Baumgartners durchdrang, war seine Freude groß. Indem er hierzu dem Verfasser am 2. September 1884 Glück wünschte, fügte er die Mahnung hinzu: ‚Ziehen Sie Ihren Goethe-Schriften doch ja auch nicht einen Stachel aus, mögen auch weichmüthige Gutgesinnte der Göthomanen sich erbarmen. Im Hinblick auf der letztern immer noch nicht gedämpften Uebermuth wäre solches Erbarmen fast Sünde. Nur allzulange haben die glaubenstreuen Katholiken dem dünkelvollen Aufkläricht gegenüber Ambos gespielt. Um jener weichmüthigen Seelen willen wäre es indes vielleicht räthlich, in einem Vorworte den in Rede stehenden Vorwurf sowie sonst Ihnen noch, sei es in guter, sei es in böser Absicht, zu Lasten Gelegtes zu beleuchten [1]. Das Verstummen vor der Kritik hat nur dann Sinn, wenn derselben die Wahrheit zur Seite steht. — Ihre „Reisebilder aus Schottland" lassen Sie vor allem als einen Landschaftsmaler ersten Ranges vor mir erscheinen — noch ein Talent weiter zu denjenigen, welche ich bereits an Ihnen bewunderte. Ich denke, noch mit allem Bedachte das so inhaltreiche Buch, die Feder in der Hand, zu Ende zu lesen.'

Auch den übrigen Schriften Baumgartners schenkte Reichensperger die größte Aufmerksamkeit: vortrefflich verstand er es, seine Urtheile mit werthvollen Anregungen zu verknüpfen. Vor allem verlieh er dem Wunsche Ausdruck, daß Baumgartner nicht bloß die dem Christenthum entgegengesetzte, sondern auch die specifisch christliche Literatur behandeln möge. ‚Auf die Gefahr hin, zudringlich zu erscheinen', wiederholte er immer wieder, Baumgartner sei ‚berufen, wenn nicht gar verpflichtet, nun auch die dem Christenthum zugekehrte Strömung auf dem Gebiete der Literatur ans Licht zu stellen.' ‚Hoffentlich', heißt es in einem Briefe vom November 1887, ‚ermuthigt der Erfolg Ihres Buches über die Reise nach Schottland dessen Verleger dazu, auch Ihre mehr nordwärts gerichtete Reise zu einem Buch zu gestalten. An Touristen nach Skandinavien fehlt es ja nicht, welchen ein solcher Bädeker gewiß erwünschter wäre als ein Bädeker ordinären Schlages. Im Hinblick auf Ihre Reiseberichte trage ich Bedenken, mein Ceterum censeo wieder anzustimmen. Wiederholt stieg dasselbe aber während der letzten Wochen beim Lesen der Biographien Clemens Brentanos und Eichendorffs, sowie der Briefe von J. v. Görres auf. Es muß einmal das alles und was damit zusammen-

[1] Baumgartner ist diesem Wunsche knapp und klar in dem Votum nachgekommen, welches zur diesjährigen Goethefeier ‚Das litt. Echo' (Berlin, 25. August 1899) I, 1383 veröffentlichte.

hängt, gesichtet, geordnet, beleuchtet, unter dem rechten Gesichtspunkt aufgefaßt in eingehender Weise unserem Publikum sowie der Nachwelt dargeboten werden. Und wer ist dazu berufener als Sie, verehrter Freund?'

‚Was haben Sie nicht alles sehen, sammeln, studiren müssen!' schrieb Reichensperger nach dem Erscheinen des ersten Bandes der ‚Nordischen Fahrten'. ‚Mich hätte schon die bloße Correctur des Druckes zur Verzweiflung gebracht. Dazu noch die Beschaffung der hübschen Bildchen, welche vielen das Buch so recht schmackhaft machen werden. Ich hege die Ueberzeugung, daß dasselbe wie Ihr Goethe-Werk sich als epochemachend erweisen wird, daß auf die Dauer kein für den Gegenstand sich interessirender Gebildeter, wie jesuitenscheu er auch sein mag, sich desselben erwehren kann.'

Nicht zufrieden mit dieser privaten Zustimmung, schrieb Reichensperger alsbald auch eine Besprechung des Werkes. Wie fast alle Recensionen Reichenspergers, so ist auch diese mit jener warmen Begeisterung geschrieben, welche den Schriftsteller alle seine Mühen vergessen läßt und zu neuer Thätigkeit anspornt. Die von manchen Recensenten beliebte Nörgelei war Reichensperger verhaßt; er sah in derselben mit Recht das Kennzeichen kleiner, enger Geister.

Wiederholt kommt Reichensperger in seinen Briefen an Baumgartner auf die ihm in der Kunst wie Literatur verhaßten ‚Renaissancisten' zu sprechen. Bezeichnend für seinen etwas einseitigen Standpunkt ist in dieser Hinsicht ein Schreiben vom 11. April 1882, in welchem es heißt: ‚Aufrichtig gestanden, hat es mich nie gedrängt, Vondels Werke näher kennen zu lernen, von wie manchem auf ihn Bezüglichen ich auch, namentlich durch die „Dietsche Warande", mit Interesse Kenntniß genommen habe. Ich hielt nämlich Vondel als Poeten für einen Vollblut-Renaissancisten, etwa nach Art des Pope, des Garcilaso de la Vega und ähnlicher geschickter Nachahmer griechischer und römischer Dichter. Mir ist nun aber die Renaissance in Kunst und Literatur, weil sie das Volksthümliche, Traditionelle aufgesogen hat, in hohem Grade antipathisch; ja ich leite von der „Renaissance" das meiste Unheil her, an welchem unsere Gegenwart laborirt. Schon die bloße Thatsache indes, daß Sie so viel Zeit und Mühe auf Vondel gewendet haben, würde vielleicht genügen, mir meine oben gedachte Ansicht als grundlos erscheinen zu lassen; der Inhalt Ihres Buches wird dies aber gewiß vollends zuwege bringen. Das schließe ich schon mit ziemlicher Sicherheit aus dem darin Gelesenen.'

Als Reichensperger im Jahre 1888 die nationalliberale Petition für moderne Schulreform unterschrieb, erlaubte sich Baumgartner seiner ‚Verwunderung' Ausdruck zu verleihen, standen doch auf der Liste auch eine Anzahl heftiger Culturkämpfer und Gegner alles positiven Christenthums. ‚Wenn mich nicht alles täuscht,' schrieb er, ‚so werden diese Leute nicht dabei stehen

6. November erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen Leiden. ‚Ein tiefer Einschnitt in meinen Lebenslauf,' schrieb Reichensperger, ‚der mit dem seinigen so vielfach verschlungen war. Noch lange wird es mir schwer fallen, mich über den Trennungsschmerz zu erheben. Mit einer seltenen geistigen Kraft und einem erstaunlichen Wissen verband der Hingeschiedene das Herz eines Kindes und die hingebendste Opferwilligkeit.'[1]

Eine weiter ausgeführte Charakteristik des Unvergeßlichen, der in seinem Herzen unter allen Freunden obenan stand, entwarf Reichensperger gemeinsam mit Scheeben für die ‚Kölnische Volkszeitung' (1878, Nr. 309). ‚Thimus war ein Riese an Geist und ein Kind von Herzen', heißt es hier. ‚Er besaß ein durchaus kindliches Gemüth im reinsten und edelsten Sinne des Wortes. Wir denken dabei nicht bloß an jene anspruchslose Bescheidenheit, von der wir schon geredet, und die mit einer so tiefen Hochachtung gegen jedermann und namentlich einer so zarten Dankbarkeit für den kleinsten ihm geleisteten Dienst verbunden war, daß viele bei der ersten Begegnung mit ihm nicht minder beschämt und gerührt sich fühlten; nicht bloß an jene anmuthige Harmlosigkeit, mit der er jeden Angriff wie jede Neckerei heiter ertrug und seinen köstlichen Humor am liebsten gegen sich selbst ausließ; auch nicht bloß an sein herzliches Wohlwollen, das stets gegen jedermann nicht minder durch rasche That und freudige Dienstfertigkeit als durch freundliche Worte sich bekundete. Alle diese gesellschaftlichen Tugenden, die äußern Erscheinungen der anima candida waren vielmehr bei ihm durchdrungen und verklärt von einer Unschuld und Reinheit der Seele, die wohlthuend und ehrfurchtgebietend zugleich aus seinen klaren Augen hervorstrahlte, und von einem wahrhaft kindlichen Glauben, mit dem er Gott und der Kirche aus ganzer Seele anhing und dessen unumwundenes, rückhaltloses, freudiges Bekenntniß sein einziger Stolz war.'

Wie seinem Freunde v. Thimus, so hat Reichensperger auch dem Freiherrn Joseph v. Eichendorff in literarischen Dingen thatkräftig zur Seite gestanden[2]. Die freundschaftlichen Beziehungen beider reichen zurück in den Beginn der fünfziger Jahre. Eichendorff lebte damals mit seiner Gemahlin in stiller Zurückgezogenheit zusammen mit der Familie seines Schwiegersohnes, des

---

[1] ‚Mit Thimus', schrieb Reichensperger am 1. December 1878, ‚habe ich ein Stück von meinem Leben verloren.' Noch kurz vor seinem Tode sagte Reichensperger seiner Gemahlin, eines der schmerzlichsten Ereignisse seines Lebens, das er nie habe verwinden können, sei der Tod des edeln Thimus gewesen noch vor Vollendung seines Werkes. Er suchte später Scheeben für die Fortsetzung des Werkes zu gewinnen. Wenn Reichensperger von dem Verfasser der ‚Harmonikalen Symbolik' zu erzählen anfing, fand er kein Ende. Ich erinnere mich einen Abend in seinem Hause zugebracht zu haben, der fast ganz den Erinnerungen an den Verstorbenen gewidmet war.

[2] Vgl. oben S. 297.

Hauptmanns v. Besserer, Vorstehers einer Cadettenanstalt in Berlin, dessen Kinder den Hauptgegenstand seiner Obsorge und seiner Freude bildeten. Eichendorffs ganze Erscheinung trug nach der Schilderung Reichenspergers ‚das Gepräge einer an Schüchternheit grenzenden Anspruchslosigkeit; er war mittlerer Statur, zart gebaut, im Verkehr freundlich entgegenkommend, wozu auch der Ausdruck seines feingeschnittenen Gesichts stimmte — „alter Dichter, junges Herz“. Spärliches, greises Haar bedeckte sein Haupt. Gern sprach er über vergangene Zeiten; auf dem Kunstgebiete hegte er eine besondere Vorliebe für das Mittelalter, namentlich die Gotik, wie er denn auch wesentlich zur Rettung des Marienburger Mittelschlosses mitgewirkt hat.‘ Vielfache andere Beziehungen ergab das eigentliche Arbeitsgebiet Eichendorffs. Reichenspergers energischem und wiederholtem Zureden ist die Veröffentlichung des zweiten Bandes der geistlichen Schauspiele Calderons und der Schrift über die poetische Literatur Deutschlands zu danken. Der Verleger Cotta hatte mit dem ersten Bande des Calderon kein Geschäft gemacht und nahm daher Anstand, den zweiten zu drucken. Reichensperger erwirkte vom Borromäusverein die Subscription auf so viele Exemplare, als Cotta zu seiner Deckung für erforderlich erklärte. Zur Abfassung der Schrift über die poetische Literatur Deutschlands wollte sich Eichendorff nicht herbeilassen, weil das Verhandeln mit den Verlegern ihm widerstrebte. Da nahm Reichensperger diese Sache in die Hand. Er wandte sich an Schöningh in Paderborn, mit welchem sich denn auch eine Einigung ergab[1]. Auch für viele kunstgeschichtliche Arbeiten, wie z. B. für die von Wilmowsky, hat Reichensperger den Verleger gesucht.

Mit ‚dem letzten Ritter der Romantik‘ theilte Reichensperger die Vorliebe für die spanische Literatur. ‚Ohne Lehrer‘, erzählt Dr. Fastenrath, ‚erlernte er das schöne Idiom Castiliens. Sein einziges Hilfsmittel war ein bescheidenes Taschenwörterbuch; aber fast alle vierzehn Tage kam er mit einem mit vielen spanischen Wörtern beschriebenen Zettel zu mir und bat mich, sie ihm zu verdolmetschen. Zu ihm vor allen Deutschen wanderten meine spanischen Schriften, meine Biographien deutscher Berühmtheiten von Armin bis zur Gegenwart: meine „Walhalla y las glorias de Alemania“. Wenn er an diesen Lebensbeschreibungen etwas auszusetzen hatte, so war es: „Mehr Schatten, Freund, mehr Schatten! Nur dann ist das Bild, das Sie entwerfen wollen, auch wahr.“ Das erste, was er von mir in spanischer Sprache las, waren meine „Pasionarias de un alemán-español“, eine Beschreibung

[1] Auf diese Vorkommnisse beziehen sich die vier von Eichendorff im Jahre 1855 bis 1857 an Reichensperger gerichteten Briefe, welche H. Meisner in der Zeitschrift ‚Deutsche Dichtung‘ (III, 2) veröffentlicht hat. Vgl. H. Meisner, Gedichte aus dem Nachlasse des Frhrn. J. v. Eichendorff (Leipzig 1888), und dazu Reichensperger im Lit. Handweiser 1888, S. 150 f.

der Passionsdarstellung von Oberammergau. Calderon und Moreto nahm Reichensperger gründlich durch und ließ die blumenreiche Sprache, die vielen Bilder und Gleichnisse des philosophischen Dichters von „La vida es sueño" als spanische Eigenthümlichkeit gelten. Auch die politischen Blätter Spaniens nahmen seine Theilnahme in Anspruch: er erhielt von mir manche Nummer der Madrider „Época". Aus meiner Hand empfing er die Zeitungen und Zeitschriften, deren Mitarbeiter ich war: die „América" des Asquerino, die „Pluma" des Guillermo R. Calderón in Bucaramanga die Zeitschrift des Deutschen J. F. Jens „La Familia" in Mexico, die Zeitung des Deutschen Karl Rothe in Carácas „El Siglo", die mexicanische Zeitung „El Nacional". Die Madrider „Ilustración española y americana" liebte er als ein glänzendes Zeugniß spanischer Kunstfertigkeit in der Wiedergabe einheimischer Meisterwerke, und durch sie waren ihm die Namen und Bilder eines Pradilla, Benlliure, Villegas, Casado, Carbonero, Gallegos, Barbudo, Jimenez, Salinas, Galofre und vieler anderer vertraut. Die Barceloneser „Ilustración Artística" aber schätzte er als treffliche Vermittlerin internationaler Kunst, und auch der „Correo de París" hatte an ihm einen aufmerksamen Leser. Von dem in Barcelona in vielen Bänden erschienenen Prachtwerk „España, sus monumentos y artes, su naturaleza y historia" sprach er mit größter Bewunderung: „Hätten wir doch ein solches Denkmal der Kunst auch in Deutschland!" Aber von den Rednern in den spanischen Cortes sagte er: „Solche Künste der Rhetorik wären bei uns nüchternen Deutschen undenkbar; ein Castelar, der mit seinen schwülstigen Phrasen immer in den Wolken schwebt, wäre bei uns nicht möglich." Er hielt es sogar für eine eines Hispanophilen würdige Aufgabe, den spanischen Stil zu reformiren, ihn seines übermäßigen Gepränges zu entkleiden und die Spanier vom Gongorismus, Lyrismus und Bombast zur Einfachheit zurückzuführen. Reichensperger konnte nicht begreifen, daß die Spanier einen Garcilaso de la Vega ihren klassischsten Dichter, den Meister der Lyrik des sechzehnten Jahrhunderts nennen, und er konnte es nicht verstehen, daß ein so tapferer Mann wie dieser Held von Toledo so geschraubte Verse schreiben konnte. Für die Bestrebungen der Catalanen, ihre Sprache wieder zu einer literarischen zu machen, hatte unser Reichensperger ein sympathisches Verständniß, und er brachte daher meinem Werke „Catalonische Troubadoure der Gegenwart" ein liebevolles Interesse entgegen. Es war wohl nur ein liebes Freundeswort, wenn er vierzehn Tage vor seinem Tode zu mir sagte: „Gott möge mich doch wieder gesund werden lassen, damit ich, wie ich möchte, Ihren „Christoph Columbus" lesen kann."'

In noch weit höherem Grade als für die spanische interessirte sich Reichensperger für die Literatur der englischen Nation, für welche er eine

solche Vorliebe hatte, daß er sich wiederholt selbst als Anglomanen bezeichnete, ‚England for ever. England ist germanischer als Deutschland; dort fühle ich mich am meisten germanisch angeweht, und dort möchte ich auch zur ewigen Ruhe bestattet werden.‘ ‚In England blühen noch die Bürgertugenden, dort gibt es kein Philisterium wie in Deutschland‘, betonte er oft. In den Engländern sah er das ‚praktischste und unternehmendste Volk der Erde‘. Die Grundzüge des englischen Volkscharakters erblickte er in dem vorzugsweise auf das Praktische gerichteten scharfen Verstande und in einer gesunden Derbheit in Form und Ausdruck. Beides war ihm ungemein sympathisch. Auf dem Gebiete der englischen Literatur besaß er eine ganz ungewöhnliche Belesenheit. In seiner Sturm- und Drangperiode war es hauptsächlich Byron gewesen, dem er das eindringendste Studium widmete [1]. Später aber trat mehr und mehr Shakespeare in den Vordergrund.

Die erste Bekanntschaft mit dem größten englischen Dichter hatte Reichensperger schon in früher Jugend durch die Eschenburgsche Uebersetzung gemacht; später las er die herrlichen Schöpfungen des Mannes, an dem ‚jeder Zoll ein Dichterkönig‘, abwechselnd englisch und in der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung. Mit der Zeit trat er auch der Shakespeare-Literatur näher, insbesondere den Veröffentlichungen deutscher Forscher. Je weiter er auf dem Gebiete dieser Literatur vordrang, ‚desto mehr stieg sein Befremden darüber, daß Shakespeare durch Männer verherrlicht ward, deren Grundanschauungen denen des Dichters direct zu widerstreiten schienen‘. Insbesondere ‚wunderte es ihn, den Dichter als Träger von Bestrebungen dargestellt zu sehen, welche unter der Bezeichnung „moderner Fortschritt“ zusammengefaßt zu werden pflegen und in der sogen. Renaissance, d. h. in der Zeit der Wiedergeburt heidnischer Ideen und Einrichtungen, wurzeln‘. ‚Wie kann‘, so fragte er sich oft, ‚die gleiche Bewunderung auf so grundverschiedener Unterlage ruhen? Wäre es etwa möglich, daß ein so erhabener Geist, wie der unseres Dichterfürsten, zugleich dem Gotte der Christen und den heidnischen Götzen oder gar dem baren Materialismus gedient habe? Oder sind vielleicht diese Gegensätze nur scheinbar, schmelzen sie bei Shakespeare in einer höhern Einheit zusammen? — Diese und verwandte Fragen veranlaßten mich, nochmals mit möglichstem Bedachte und soweit thunlich ohne vorgefaßte Meinung die Werke Shakespeares in der Ursprache zu lesen und dabei deren hervorragendste Erklärer zu Rathe zu ziehen.‘

Die Ergebnisse dieser Studien gab Reichensperger in seiner Schrift: ‚William Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart‘, wieder. Er wählte die populäre

[1] Vgl. oben Bd. I, S. 15. 35. 38. 68.

Form, weil er sich an den allgemeinsten Leserkreis wenden und dazu beitragen wollte, daß ‚die Zahl der Bewunderer dieses unvergleichlichen Genius sich mehre‘, und recht viele zum Eintreten in den Zauberkreis seiner Schöpfungen bewogen werden möchten.

Inmitten der Anstrengungen und Aufregungen des parlamentarischen Lebens im December 1871 gelangte die Arbeit zum Abschluß. ‚Die Schrift‘, gesteht das Tagebuch, ‚ist mir sauer geworden durch das Getreibe um mich her, welches mir immer nur gestattete, kleine Stücke zu concipiren, sozusagen musivische Arbeit zu machen.‘ Trotzdem ist das Ganze vortrefflich gelungen. Zunächst werden die äußern Lebensverhältnisse des Dichters, soweit dieselben mit voller Sicherheit sich feststellen lassen, in raschen Umrissen dem Leser vorgeführt.

Natürlich geht er hier auch auf die so oft und widersprechend behandelte Frage ein, ob Shakespeare Katholik gewesen sei. Im wesentlichen gelangte Reichensperger hier zu demselben Ergebnisse wie Rio und später Raich. Da die eigentlichen Geschichtsangaben sehr spärlich sind, wird der Schwerpunkt der Untersuchung mit Recht in die kritische Untersuchung der Werke des Dichters verlegt. Nur zwei Stellen lassen sich hier anführen, worin sich eine entschiedene Parteinahme Shakespeares für die neue Staatsreligion ausspricht. Von diesen ist die eine ‚von namhaften, ultramontaner Tendenzen durchaus unverdächtigen Kritikern für ein späteres Einschiebsel des Hofschmarotzers Ben Jonson erklärt worden‘, eine Annahme, für welche der Verfasser noch einen neuen, bisher unbeachtet gebliebenen Grund anführt. Auch die andere Stelle ist nicht beweiskräftig. Dagegen liefern Shakespeares Dramen ‚zahlreiche Belege für eine entschiedene Hinneigung des Dichters zur katholischen Kirche‘.

Die Streitfrage über die religiöse Stellung des Dichters noch viel tiefer greifend, als Rio es gethan, weist der Verfasser aus dem allgemeinen Charakter seiner Dramen dessen altgläubige Richtung und Gesinnung nach[1]. Mit diesem Nachweis hängt die Lösung der Frage zusammen, ob Shakespeare, dessen Name einen Wendepunkt in der Geschichte des geistigen Lebens Englands bezeichnet, der Begründer einer neuen Aera der Emancipation des menschlichen Geistes von einer verknöcherten Orthodoxie, ob er, kurz gesagt, der ‚Herold des modernen Fortschrittes‘ sei.

Diese Frage war bisher so gut wie einstimmig von allen, die sich über dieselbe vernehmen ließen, bejaht worden. Reichensperger trat mit sieghaften Gründen den Gegenbeweis an: daß nämlich der englische Dichterfürst ‚nicht

[1] Die nach dem gegenwärtigen Stande der Quellen mit voller Sicherheit nicht zu entscheidende Frage, zu welcher Confession Shakespeare sich äußerlich im Leben gehalten, ließ Reichensperger beiseite; er hielt sich lediglich daran, welches Bekenntniß sein dichterischer Nachlaß ablegt. Ueber Shakespeares Religion vgl. jetzt den Aufsatz von Baumgartner in den Stimmen aus Maria-Laach 1897 II, 487 f.

eine neue Epoche begründet oder eingeleitet hat, sondern daß er den Abschluß der vorhergegangenen bildet; daß, deutlicher gesprochen, die poetische Kraft und Herrlichkeit des Mittelalters in seinen Dichtungen den Gipfelpunkt erreichten, um dann für die Dauer von Jahrhunderten zu verschwinden'. Wir haben demnach in seiner Erscheinung ‚nicht das Schauspiel eines Sonnenaufganges, sondern das in diesem Falle übrigens nicht minder glänzende eines Sonnenunterganges zu bewundern'.

Die Beweisführung Reichenspergers gründet sich hier vor allem auf die Kennzeichnung und Vergleichung der literarischen Perioden, überhaupt der geistigen Strömungen vor und nach dem Hervortreten Shakespeares. Der Charakter seiner Dramen und der dramatische Stil unseres Dichters sind das Ergebniß der historischen Entwicklung des englischen Volkstheaters. Die geistige Bewegung aber, die auf ihn folgte und die in ihm ihren Ausgangspunkt finden soll, wich von seiner Anschauungs- und Schaffensweise ganz augenfällig und entschieden ab, ja in Wirklichkeit schlugen die tonangebenden Geister nach dem Tode Shakespeares und selbst noch bei seinen Lebzeiten eine Richtung ein, welche der seinen schnurstracks entgegenlief. Shakespeare war das gerade Widerspiel der nun aufsteigenden Renaissance und Humanisterei, die in Ben Jonson ihren eigentlichen Repräsentanten in England fand.

In Shakespeare waltete ein ganz anderer Genius vor. Das Urkräftige, Naturwüchsige in seinen Dichtungen stellt denselben so sehr in Gegensatz zu den Werken jener spätern klassisch-akademischen Periode, daß der Hauptvertreter derselben, Voltaire, bekanntlich den Dichter als einen ‚betrunkenen Wilden' der öffentlichen Verachtung oder dem Gelächter überantwortete. ‚Im Gegensatze zu den eigentlichen Renaissance-Poeten lauschte Shakespeare vor allem auf die Echos aus der Vorzeit seines Vaterlandes; die von ihm auf die Bühne gebrachten Trojaner, Griechen und Römer sind im allgemeinen, innerlich wie äußerlich, recht mittelalterliche Erscheinungen; von studirter Theater-Archäologie zeigt sich bei denselben nicht die leiseste Spur. Gleich wenig gibt sich bei ihm irgendwelche Hinneigung zu dem damals um sich greifenden „modernen" Staatswesen zu erkennen; vielmehr hat er die widerchristliche, absolutistische, vor keinem Mittel zurückschreckende Erfolgspolitik an dem Hauptträger derselben, dem Florentiner Machiavelli (in Heinrich VI. Act 3, Scene 2) geradezu gebrandmarkt. Sogar alle seine Absonderlichkeiten, seine oft wahrhaft barocken Verstöße gegen Zeitrechnung, Geschichte und Geographie u. s. w. können nur zum Beweise dafür dienen, wie fremd ihm jede Art von Gelehrtendünkel war, wie wenig er den Sieg des Rechten von der wissenschaftlichen Kritik, dem Stolze der Renaissancisten, erhoffte, oder richtiger gesagt, wie hoch erhaben er sich über jene Schulpedanten fühlte, welche, mit vornehmthuender Selbstgenügsamkeit auf die „mittelalterliche Finsterniß und

Unwissenheit" herabblickend, das Heil der Welt einzig und allein von der „Wissenschaft" erwarten zu müssen glaubten.'

Von einer ‚Vergötterung' Shakespeares hielt sich übrigens Reichensperger fern: ‚Mehr als eine Wolke wirft auf seine Glorie einen Schatten; als Dichtergenie aber wird er gewiß von keiner Größe der Vergangenheit überragt.'

Auch sonst enthält die Arbeit über Shakespeare viel Tiefes und Treffendes. ‚Wer gewohnt ist,' bemerkte ein Kritiker (‚Kölnische Volkszeitung 1872, Nr. 35), ‚mit der Feder in der Hand zu lesen und die Kernstellen einer Schrift anzustreichen, geräth bei vorliegender, wenn er seiner Gewohnheit treu bleiben will, in die große Verlegenheit, so ziemlich alles anstreichen oder sich notiren zu müssen.'

Daß gewisse ‚gelehrte' Kreise in Deutschland die Arbeit ignorirten, nahm Reichensperger nicht wunder. Um so angenehmer überraschte ihn, daß der mecklenburgische Bundesbevollmächtigte v. Bülow, der sich lange mit dem englischen Dramatiker beschäftigt, seiner Arbeit die höchsten Lobsprüche ertheilte; er meinte, es sei das ‚gelungenste Reliefbild des Dichters, das ihm vorgekommen'. Im Jahre 1873 erschien in der Brüsseler ‚Revue générale' eine französische Uebertragung der Reichenspergerschen Arbeit. Später äußerte ein englischer Shakespeareforscher ersten Ranges, der protestantische Professor der englischen Literatur an der Universität Dublin und Vicepräsident des Shakespearevereins, Edward Dowden, sich ihm gegenüber in der freundlichsten Weise. Unter Uebersendung seines neuen Werkes über Shakespeare schrieb Dowden am 24. März 1875 an Reichensperger: ‚Meine gegenwärtigen Ansichten sind nicht dieselben wie die Ihrigen. Ich kann nicht finden, daß bei Shakespeare irgend ein religiöser Glaube klar erkennbar sei, wenn unter religiösem Glauben etwas mehr als der Glaube an eine sittliche Weltordnung verstanden werden soll. Nichtsdestoweniger muß ich anerkennen, daß, wenn Sie und Herr Simpson anders urtheilen, mindestens sehr viel Grund zum Zweifel vorhanden sein muß. Einer meiner Freunde, Herr Aubry de Vere (selbst Dichter und ausgezeichneter Kritiker), welcher katholisch ist, hat mir gesagt, daß seiner Meinung nach, wo immer Shakespeare religiöses Gefühl kundgebe, dieses Gefühl eher eine katholische als eine protestantische Färbung habe.'

Was Reichensperger auf dem Gebiet der Literatur vorzugsweise erstrebte, darüber äußerte er sich einmal in einer Besprechung der Arbeit des von ihm unterstützten Schriftstellers Joseph Lerique, ‚Die Ideale und die christliche Jugenderziehung', folgendermaßen: ‚In höherem Maße vielleicht als jemals früher handelt es sich in unserer Zeit darum, das christliche Ideal einerseits und alles, was dasselbe zu verdunkeln oder zu verdrängen geeignet erscheint, andererseits fest ins Auge zu fassen.' Er begrüßte es deshalb freudig, daß der genannte Schriftsteller denjenigen Trägern des ‚modernen Gedankens'

einen getreuen Spiegel vorhielt, ‚welche, um an dem lebendigen Gott, dem überaus unbequemen Richter über Lebendige und Todte vorbeizukommen, dem sogen. Humanitätsideale huldigen, d. h. die Menschheit, wenn nicht gar jeden einzelnen denkenden Menschen vergöttern oder doch dem Offenbarungsglauben den Rücken zuwenden‘.

Noch mehr als die genannte Schrift nahmen die Arbeiten, in welchen P. Alexander Baumgartner die großen deutschen Klassiker mit Rücksicht auf die christliche Weltanschauung und deren sittliche Forderungen behandelte, Reichenspergers Interesse in Anspruch [1]. Bereits die 1877 erschienene Schrift über ‚Lessings religiösen Entwicklungsgang‘ fesselte ihn ungemein; noch mehr war dies bei Baumgartners ‚Culturstudien‘ über Goethe der Fall. ‚Lassen Sie mich wiederholt sagen,‘ schrieb er am 18. September 1882 dem Verfasser, ‚daß Ihre Art, den Mann und den Stoff zu behandeln, einen ganz besondern Reiz auf mich übt, insbesondere aber mir dazu angethan zu sein scheint, die Goethe-Verehrer zur Verzweiflung zu bringen. Nur durch Ignoriren werden dieselben sich über Wasser zu halten vermögen, auf der Mensur jedenfalls nach wie vor den kürzern ziehen, so meisterhaft wissen Sie zu stoßen und zu pariren, gottlob, als Kämpe für die Sache Gottes, für das Wahre und das wahrhaft Schöne. — Zugleich mit Ihrem Buche war Janssens Auseinandersetzung mit seinen „Kritikern“ mir zugekommen. Es wird Sie nicht unangenehm berühren, wenn ich bemerke, daß meines Erachtens eine ziemlich nahe Verwandtschaft zwischen Ihren Geistesproducten und denen meines obengenannten Freundes besteht. Jedenfalls sind Sie beide ein Schrecken für das gottvergessene höhere Culturpublikum.‘

Es entspann sich bald ein überaus reger Briefwechsel mit Baumgartner, den Reichensperger nach den verschiedensten Seiten hin anregte. Zunächst stand in demselben das Goethe-Leben im Vordergrunde, das Reichensperger wohl etwas zu sehr polemisch, nicht als literarhistorische Arbeit auffaßte. Daß ‚das Heer unserer Freigeister‘ dasselbe todtzuschweigen suchte, wunderte ihn nicht. ‚Ist doch‘, schrieb er, ‚der „gebildete“ Theil unserer Nation durch den Goethe-Genuß vergiftet! Dieses Gift schmeckt eben süß, das von Ihnen gebotene Gegengift den Kranken bitter; die Quacksalber bedroht es mit dem Verlust ihrer Kundschaft. Dennoch aber wird die Arznei im Laufe der Zeit nicht wenigen

[1] Persönlich bekannt wurden Reichensperger und Baumgartner erst im Herbst 1880 durch Münzenberger und Steinle. Später sahen die beiden sich häufig. Im Jahre 1881 kam Reichensperger nach Blijenbeck, 1887 nach Exaeten zu Besuch, wo die Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Beschäftigungen der Patres seine Bewunderung erregte. Besonders interessirte ihn die ‚Zettelbank‘ des Assyriologen P. Straßmaier, der damals aus Tausenden von fragmentarischen Texten sein bahnbrechendes Wörterbuch zusammenstellte.

Heilung bringen, sehr viele jedenfalls vor Ansteckung bewahren. Meiner Ueberzeugung nach haben Sie das Endurtheil über den Goethe-Cultus gesprochen; die Vollstreckung dieses Urtheils kann nur allmählich vor sich gehen.‘

Als später die Arbeit Baumgartners durchdrang, war seine Freude groß. Indem er hierzu dem Verfasser am 2. September 1884 Glück wünschte, fügte er die Mahnung hinzu: ‚Ziehen Sie Ihren Goethe-Schriften doch ja auch nicht einen Stachel aus, mögen auch weichmüthige Gutgesinnte der Göthomanen sich erbarmen. Im Hinblick auf der letztern immer noch nicht gedämpften Uebermuth wäre solches Erbarmen fast Sünde. Nur allzulange haben die glaubenstreuen Katholiken dem dünkelvollen Aufkläricht gegenüber Ambos gespielt. Um jener weichmüthigen Seelen willen wäre es indes vielleicht räthlich, in einem Vorworte den in Rede stehenden Vorwurf sowie sonst Ihnen noch, sei es in guter, sei es in böser Absicht, zu Lasten Gelegtes zu beleuchten[1]. Das Verstummen vor der Kritik hat nur dann Sinn, wenn derselben die Wahrheit zur Seite steht. — Ihre „Reisebilder aus Schottland“ lassen Sie vor allem als einen Landschaftsmaler ersten Ranges vor mir erscheinen — noch ein Talent weiter zu denjenigen, welche ich bereits an Ihnen bewunderte. Ich denke, noch mit allem Bedachte das so inhaltreiche Buch, die Feder in der Hand, zu Ende zu lesen.‘

Auch den übrigen Schriften Baumgartners schenkte Reichensperger die größte Aufmerksamkeit: vortrefflich verstand er es, seine Urtheile mit werthvollen Anregungen zu verknüpfen. Vor allem verlieh er dem Wunsche Ausdruck, daß Baumgartner nicht bloß die dem Christenthum entgegengesetzte, sondern auch die specifisch christliche Literatur behandeln möge. ‚Auf die Gefahr hin, zudringlich zu erscheinen‘, wiederholte er immer wieder, Baumgartner sei ‚berufen, wenn nicht gar verpflichtet, nun auch die dem Christenthum zugekehrte Strömung auf dem Gebiete der Literatur ans Licht zu stellen.‘ ‚Hoffentlich‘, heißt es in einem Briefe vom November 1887, ‚ermuthigt der Erfolg Ihres Buches über die Reise nach Schottland dessen Verleger dazu, auch Ihre mehr nordwärts gerichtete Reise zu einem Buch zu gestalten. An Touristen nach Skandinavien fehlt es ja nicht, welchen ein solcher Bädeker gewiß erwünschter wäre als ein Bädeker ordinären Schlages. Im Hinblick auf Ihre Reiseberichte trage ich Bedenken, mein Ceterum censeo wieder anzustimmen. Wiederholt stieg dasselbe aber während der letzten Wochen beim Lesen der Biographien Clemens Brentanos und Eichendorffs, sowie der Briefe von J. v. Görres auf. Es muß einmal das alles und was damit zusammen-

[1] Baumgartner ist diesem Wunsche knapp und klar in dem Votum nachgekommen, welches zur diesjährigen Goethefeier ‚Das litt. Echo‘ (Berlin, 25. August 1899) I, 1383 veröffentlichte.

hängt, gesichtet, geordnet, beleuchtet, unter dem rechten Gesichtspunkt aufgefaßt in eingehender Weise unserem Publikum sowie der Nachwelt dargeboten werden. Und wer ist dazu berufener als Sie, verehrter Freund?'

‚Was haben Sie nicht alles sehen, sammeln, studiren müssen!' schrieb Reichensperger nach dem Erscheinen des ersten Bandes der ‚Nordischen Fahrten'. ‚Mich hätte schon die bloße Correctur des Druckes zur Verzweiflung gebracht. Dazu noch die Beschaffung der hübschen Bildchen, welche vielen das Buch so recht schmackhaft machen werden. Ich hege die Ueberzeugung, daß dasselbe wie Ihr Goethe-Werk sich als epochemachend erweisen wird, daß auf die Dauer kein für den Gegenstand sich interessirender Gebildeter, wie jesuitenscheu er auch sein mag, sich desselben erwehren kann.'

Nicht zufrieden mit dieser privaten Zustimmung, schrieb Reichensperger alsbald auch eine Besprechung des Werkes. Wie fast alle Recensionen Reichenspergers, so ist auch diese mit jener warmen Begeisterung geschrieben, welche den Schriftsteller alle seine Mühen vergessen läßt und zu neuer Thätigkeit anspornt. Die von manchen Recensenten beliebte Nörgelei war Reichensperger verhaßt; er sah in derselben mit Recht das Kennzeichen kleiner, enger Geister.

Wiederholt kommt Reichensperger in seinen Briefen an Baumgartner auf die ihm in der Kunst wie Literatur verhaßten ‚Renaissancisten' zu sprechen. Bezeichnend für seinen etwas einseitigen Standpunkt ist in dieser Hinsicht ein Schreiben vom 11. April 1882, in welchem es heißt: ‚Aufrichtig gestanden, hat es mich nie gedrängt, Vondels Werke näher kennen zu lernen, von wie manchem auf ihn Bezüglichen ich auch, namentlich durch die „Dietsche Warande", mit Interesse Kenntniß genommen habe. Ich hielt nämlich Vondel als Poeten für einen Vollblut-Renaissancisten, etwa nach Art des Pope, des Garcilaso de la Vega und ähnlicher geschickter Nachahmer griechischer und römischer Dichter. Mir ist nun aber die Renaissance in Kunst und Literatur, weil sie das Volksthümliche, Traditionelle aufgesogen hat, in hohem Grade antipathisch; ja ich leite von der „Renaissance" das meiste Unheil her, an welchem unsere Gegenwart laborirt. Schon die bloße Thatsache indes, daß Sie so viel Zeit und Mühe auf Vondel gewendet haben, würde vielleicht genügen, mir meine oben gedachte Ansicht als grundlos erscheinen zu lassen; der Inhalt Ihres Buches wird dies aber gewiß vollends zuwege bringen. Das schließe ich schon mit ziemlicher Sicherheit aus dem darin Gelesenen.'

Als Reichensperger im Jahre 1888 die nationalliberale Petition für moderne Schulreform unterschrieb, erlaubte sich Baumgartner seiner ‚Verwunderung' Ausdruck zu verleihen, standen doch auf der Liste auch eine Anzahl heftiger Culturkämpfer und Gegner alles positiven Christenthums. ‚Wenn mich nicht alles täuscht,' schrieb er, ‚so werden diese Leute nicht dabei stehen

bleiben, uns die klassische Bildung, diesen ehrwürdigen Schatz so vieler Jahrhunderte, an dem sich die Kirchenväter und die größten katholischen Gelehrten geschult, über den Haufen zu werfen, sie werden auch der „lateinischen" Theologie und dem Katechismus zu Leibe rücken, um alles zu realisiren und zu materialisiren! So wenig ich mich indes mit dieser ganzen Gesellschaft befreunden kann, so wohl begreife ich andererseits, was Sie bewogen hat, sich der Petition anzuschließen. Sie wollen der unnatürlichen Ueberbürdung ein Ende machen, an welcher die moderne Schule krankt — und da kann ich Ihnen nur beistimmen. Sie wünschen einen gesunden, vernünftigen Lehrplan, welcher der Leistungsfähigkeit und den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung trägt: da werden Sie alle Katholiken auf Ihrer Seite haben. Sie wünschen einen Unterricht, welcher das geschichtliche Nationalgefühl, den treuen Sinn für das Mittelalter und für das katholische Volksthum gebührend pflegt: das kann dem religiösen Sinne nur zum Vortheil dienen! Ich begreife sogar Ihren Abscheu gegen die klassischen Studien und gegen den Humanismus, wenn ich denselben auch unmöglich theilen kann, so wenig als unser lieber seliger Steinle denselben getheilt hat. Sie erblicken in den klassischen Studien, im Humanismus, den größten Feind des christlich-deutschen Nationalgeistes, einen Gegner des Deutschthums wie des Christenthums. Auch das ist bis zu einem gewissen Punkte wahr. Es hat Humanisten gegeben, welche ihr Latein und Griechisch über alles stellten, über alles Nationale und über alles Christliche! So haben Fr. Aug. Wolf, Goethe u. a. für das Hellenenthum geschwärmt. Das war aber nie die Richtung eines echt christlichen Humanismus. Sie thun dem hl. Basilius und dem hl. Augustin, den großen Theologen des Mittelalters und der Neuzeit, den Päpsten und unserer Gesellschaft wirklich unrecht, wenn Sie glauben, sie hätten durch die Pflege des Latein und Griechisch, der alten Literatur und Kunst einerseits das Christenthum geschädigt, andererseits die Entwicklung eines gesunden Nationalgeistes durchkreuzt. — Auch die christliche Literatur des deutschen Mittelalters und der gotische Baustil sind weder im Gegensatz zur kirchlich-lateinischen Bildung noch unabhängig von ihr entstanden und groß geworden. Das alte Germanenthum im Norden wie in Mitteleuropa hat wohl wilde Sagen und dazu die Thierfabel aufzuweisen; aber zum Kunstwerk ward das altdeutsche Thierepos erst in lateinischer Fassung — und das Nibelungenlied u. s. w. erhielt seine Kunstform erst von Leuten, welche die christlich-lateinische Bildung besaßen. Auch die Edda ist erst niedergeschrieben worden, als Island schon christlich war, von Männern, die Latein konnten und von der romanischen Welt aus etwas Civilisation erlangt hatten. Ihre besten Freunde und Förderer hat die Gotik an den Bischöfen, Kapiteln, großen Herren und Bürgern gefunden, die in der lateinisch-kirchlichen Bildung der Zeit aufgewachsen waren; sie ist kein demokratisches

Extragewächs, das außerhalb der hierarchischen, mit Rom verbundenen Welt stand. Und so ist es heute noch! Die bedeutendsten Förderer der Gotik in neuerer Zeit waren schließlich samt und sonders klassisch gebildete Leute. Cardinal Geissel! Bischof Müller von Münster! Die Engländer haben zäher als irgend eine andere Nation an der alten Ordnung der klassischen Studien festgehalten und danken ihnen zum guten Theil ihre ernste, solide Richtung in Leben und Kunst. Und die französischen und belgischen Gotiker, sind das nicht lauter klassisch gebildete Herren? Ohne tüchtige lateinische Kenntniß ist es ja nicht möglich, irgendwie das Mittelalter zu studiren und zu verstehen, und ohne Studium des Griechischen wird diese Kenntniß eine lückenhafte bleiben und die älteste christliche Kunstgeschichte einfach ein Räthsel. Solange die heilige Messe lateinisch bleibt und das Kyrie eleison darin griechisch gebetet wird, so lange werden wir auch die deutsch-christliche Bildung von der griechisch-lateinischen nicht loszureißen vermögen. Sie sind mehr als ein Jahrtausend ineinander verwachsen. Man kann sie zusammen verwerfen, wie das die moderne atheistische Naturwissenschaft schon theilweise gethan hat; man kann an die Stelle Gottes die „Natur", an die Stelle der Philosophie die „Naturwissenschaft" und an die Stelle der alten Klassiker moderne Poeten wie Goethe, Byron, Shelley setzen. Aber eine Bildung, die christlich bleiben will, darf das nicht thun — sie wird mit den Ueberlieferungen von achtzehn Jahrhunderten nicht brechen; sie wird die Jugend, wie es unsere Väter im Mittelalter gethan, an Cicero, Virgil, Livius u. s. w. die schöne Form der Rede studiren lassen, ihren Verstand dann an der scholastischen Philosophie bilden, welche weiter nichts als eine wissenschaftliche Systematik des gesunden Menschenverstandes ist — und dann, dann wird sie nach allen Seiten: Geschichte, Physik, Astronomie, Physiologie, Mathematik, neuere Sprachen und Literatur, den freiesten Ausblick gewähren. Die ganze Bildung aber auf Realwissen und deutsche Sprache begründen wollen, heißt so viel als die ganze höhere Bildung in Frage stellen. Für den Kaufmann und Apotheker mag eine solche bloße Realbildung ausreichen — aber nie für den Arzt, den Juristen, den höhern Fachgelehrten und den Priester. — Daß ich frei und freudig in die moderne Welt hinausschaue, das wissen Sie — Sie haben es bei Goethe und jetzt wieder bei Longfellow gesehen. Ich bin nicht engherzig. Ich verehre die weitherzigen Anschauungen, denen Sie huldigen, und bin weit entfernt, mich zu Ihrem Kritiker aufwerfen zu wollen. Aber wenn mein offenes Freundeswort Sie etwas milder für die klassischen Studien stimmen könnte, so würde es mich sehr, sehr freuen.'

Das war denn auch der Fall, wie dies die Antwort Reichenspergers zeigt, welche zugleich ein Beweis dafür ist, wie lange Briefe der Vielbeschäftigte zuweilen schrieb. Diese Erwiderung vom 2. März 1888 lautet: ‚Das Haupt-

thema Ihres Briefes anlangend, kann ich allerdings nicht bestreiten, daß ich unter der quästionirten Eingabe in eine mehr als gemischte Gesellschaft gerathen bin. Als ich um meine Unterschrift ersucht ward, hatten nur anständige Leute gezeichnet, die ich zum Theil persönlich kannte. Wahrscheinlich hätte ich aber auch später meinen Namen hergegeben. Wenn irgendwo, so paßt hier der Spruch: Si duo faciunt idem, non est idem. Die un- oder widerchristlichen Liberalen wissen nicht, was sie thun, indem sie gegen die humanistischen Gymnasien Sturm laufen. In der „Niederrheinischen Zeitung" konnte ich mich nicht ausführlich über meine Motive vernehmen lassen. Eines aber bedauere ich, nicht hervorgehoben zu haben. Weit entfernt davon, ein Gegner des Lateinlernens zu sein, lege ich darauf den größten Nachdruck, wie ich dies denn auch sowohl in der Conferenz von 1873 als wiederholt im Abgeordnetenhause ausgesprochen habe. Die herrschende Methode, insbesondere die Concurrenz des Griechischen hat nun aber dem Latein den größten Abbruch gethan. Als ich das Auscultatorexamen machte, geschah es zum Theil noch in lateinischer Sprache, jetzt nicht mehr so; ja die Doctordissertationen und Disputationen brauchen nicht mehr in dieser Sprache abgemacht zu werden; ich wollte sogar wetten, daß die nicht für Philologie oder Theologie angestellten Universitätsprofessoren stumme Rollen spielen müssen, wenn es sich um Gedankenaustausch in lateinischer Sprache handelt. Aber auf das Lesen und das Reden der Sprache kommt es nur an, nicht auf deren Grammatik, wie sie überhaupt heutzutage den Schülern eingepfropft wird und ihnen die Sprache selbst zum Ekel macht. Grammatik ist das Abstracte der Sprache, deren Anatomie; sie widersteht daher den jugendlichen Magen, die Substantielles verlangen. Ich meinerseits rede und schreibe leidlich französisch und englisch, ohne ein Jota von der bezüglichen Grammatik mir angeeignet zu haben, ebensowenig wie von der deutschen. Das Gleiche gilt für mich betreffs der lateinischen, italienischen und spanischen Grammatik. Das Lateinische sollte meines Erachtens aber auch mehr auf Grund christlicher als heidnischer Autoren betrieben werden. Mir kommt es nämlich mehr auf die Sache als auf die Form an, und der Jugend sollte man doch wahrlich möglichst viel Christliches einimpfen, um sie gegen den von allen Seiten her eindringenden Un- resp. Irrglauben widerstandsfähig zu machen. Nun das Griechische. Sie haben wohl übersehen, daß ich dasselbe keineswegs aus den Gymnasien verbannt wissen will; es soll nur nicht weiter ein obligatorischer Unterrichtsstoff bleiben. Wer das Griechische für seinen künftigen Lebensberuf bedarf, hat dann Gelegenheit, es zu lernen. Diejenigen auf unsern Gymnasien herangebildeten Eltern, welche an sich die so viel gerühmten Ergebnisse des Griechisch-Lernens verspüren, werden ihre Söhne anhalten, ebenwohl den Cursus im Griechischen mitzumachen. So wäre denn also Vorkehr dafür

getroffen, daß das Griechische am Leben bleibt. Ein beträchtlicher Abbruch würde demselben freilich auf den Gymnasien erwachsen — meines Erachtens Nutzbringenderem Platz machend, jedenfalls nicht zum Schaden der dem Griechischen fernbleibenden Gymnasiasten. — Glauben Sie nun aber ja nicht, ich sei ein Verächter des alten Griechenthums. Ich bin nach Pästum gezogen, um mich am Poseidontempel zu erheben; im Britischen Museum habe ich die Elgin-Marbles bewundert; in allen Museen, die ich besuchte, haben griechische Statuen mitunter zu viel Reiz auf mich geübt; ich beklage es, daß ich die Schriften der alten Griechen nicht ebenso lesen wie ihre Bilder beschauen kann. Aber das Griechenthum ist Caviar fürs Volk, das gebildete durchweg nicht ausgenommen; am wenigsten vermag unsere Schuljugend dessen Schönheit zu würdigen, zumal unter der Anleitung von Lehrern vorgedachter Art und im Gedränge verschiedenartigster Pensa, welchen ihr armes Hirn theilweise — ich denke z. B. an die höhere Mathematik — nicht gewachsen ist. So werde denn das Griechische von besonders dazu Veranlagten oder Berufenen gepflegt. Alles, was Sie über die Bedeutung der klassischen Studien, deren Einfluß auf die Kunstübung, die Gotik mit eingeschlossen, sagen, unterschreibe ich. Aber haben denn etwa die Dombaumeister, die großen Kauf- und Rathsherren, die Wortführer des Mittelalters sich mit Griechisch zerplagen müssen, um die Höhe, zu welcher sie gelangt sind, zu ersteigen? Einem der größten Juristen sogar, dem Glossator der Pandekten, Accursius, wird das Graeca nec lego, nec intellego nachgesagt. Es wäre sehr zu wünschen, daß einmal festgestellt würde, welche mittelalterlichen Größen bis zu der Zeit hin, um welche die durch die Türken verjagten, entnervten Byzantiner, denen es, beiläufig bemerkt, an „klassischer Bildung“ gewiß nicht gefehlt hat, nach Florenz flüchteten, das Griechische cultivirt haben. Ich möchte bezweifeln, daß sogar ein Dante den Sophokles, Thukydides u. s. w. in der Ursprache las. Aber selbst nach dem Hereinbrechen der Renaissance leuchteten Sterne ersten Ranges in beträchtlicher Zahl, welchen das Griechische fremd geblieben ist. Von Shakespeare zu schweigen, dem es an jedweder klassischen Bildung fehlte, könnte ich solche Sterne dutzendweise namhaft machen, dessen es Ihnen gegenüber nicht erst bedarf. Ich weiß nicht, ob Calderon, Lope de Vega und Cervantes stark im Griechischen waren; das aber weiß ich, daß die spanischen, in etwa höher stehenden Gesellschaftsklassen die heutzutage unter uns stehenden weit überragten, obgleich während des siebzehnten Jahrhunderts auf den spanischen Gymnasien das Griechische schwerlich ein obligatorischer Unterrichtsgegenstand war. Doch ich muß meiner Feder Einhalt thun. Es sei nur eben noch bemerkt, daß unter der großen Zahl von Gebildeten, welchen ich näher gekommen bin, nur sehr wenige im stande waren, Ihren Longfellow in seiner Sprache zu lesen, fast alle nicht einmal eine Ahnung von der

spanischen Literatur hatten. Da meine ich denn doch, es wäre vernünftiger gewesen, dieselben während ihrer Schulzeit dazu anzuleiten, als sie mit Griechisch zu zerquälen.'

Wie an Baumgartners Werken, so nahm Reichensperger nicht minder lebhaften Antheil an der Thätigkeit des Ordens, welchem sein Freund angehörte. ‚Für jetzt vor allem ein Wunsch,' schrieb er am 31. December 1890, ‚bei dessen Erfüllung auch ich und mit mir Tausende, ja Millionen ebenwohl interessirt sind — der Wunsch, Ihren Orden wieder frei auf deutschem Boden zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschenseelen walten zu sehen. Die Aspecten sind ja, wie mir scheint, günstig, trotz des Tobens und Geiferns der toleranten, humanistisch und akademisch gebildeten Protestantenvereinler und „evangelischen" Bündler. Es wundert mich in etwa, daß die Absicht, die Reichstagsverhandlungen betreffs des Jesuitengesetzes, mit einer Einleitung dazu, zu publiciren, womit einer Ihrer Ordensgenossen beauftragt war, unverwirklicht geblieben ist. Meines Erachtens hätte die katholische Zeitungspresse in dieser Publication ihr dienliche Ausgangs- und Stützpunkte gefunden; doch es wird hoffentlich auch so gehen; jedenfalls haben die glaubenstreuen deutschen Katholiken glänzend bekundet, wie hoch Ihr Orden bei denselben in Ehren steht. Möge nun Gott weiter helfen, und zwar baldigst! — Immer noch beschäftigt mich in angenehmster Weise der zweite Band Ihrer „Nordischen Fahrten", in Concurrenz mit dem zweiten Bande von Pastors „Papstgeschichte", die mich fast das Elend unserer Gegenwart, auf dem kirchenpolitischen Gebiete nicht, bloß vergessen macht. Für Ihre „Fahrten" und Ihren Goethe mache ich, wo es nur immer angeht, mündlich Propaganda — über letztern debattire ich eben brieflich sehr eingehend mit einem frühern Reichstagscollegen, Freiherrn Langwerth v. Simmern. Die „Nordfahrten" werden sich übrigens schon auf eigene Hand den Weg weithin in das große Publikum bahnen — allen Jesuitenfressern zum Trutz.'

Aehnliche Gedanken wiederholte er im Januar 1891. Beim ‚Toben der Jesuitenfresser', meinte er, ‚zeigt sich so recht, was die so viel gepriesene „formale Bildung" durch unsere humanistischen Gymnasien fruchtet, ja welchen Maßes von Brutalität und von geflissentlicher Ignoranz man sich von „akademisch Gebildeten" versehen kann, zu welcher Menschenklasse die Männer des „Evangelischen Bundes" wohl fast ausnahmslos zählen. Ob das Getobe an den maßgebenden Stellen einschüchternd wirkt? Im Grunde neige ich immer mehr dem Pessimismus zu, will aber doch vorläufig die Hoffnung noch nicht fahren lassen, daß der Rechtssinn die Oberhand bekommt, dem Skandal ein Ende gemacht wird.'

Noch größern Antheil als an den Arbeiten Baumgartners nahm Reichensperger an dem großen Geschichtswerke seines alten Freundes Janssen. Daß

in demselben die culturgeschichtliche Seite so bestimmend hervortrat, daran gebührt dem Kölner Appellrath ein wesentliches Verdienst[1]. Welchen Einfluß er auf die Ausarbeitung der einzelnen Theile des epochemachenden Werkes nahm, das näher darzulegen muß der Veröffentlichung des Briefwechsels der beiden Freunde vorbehalten bleiben[2]. Hier muß indessen schon erwähnt werden, wie Reichensperger sich auch dadurch ein Verdienst erwarb, daß er mit aller Macht den allzu großen Arbeitseifer seines Freundes zu zügeln suchte. Auch sonst war er vielfach bemüht, ‚zu bremsen‘, nur daß nicht alle seine Mahnungen so freundlich aufnahmen, wie dies Freund Janssen stets that.

Wenn man den so regen Briefwechsel Reichenspergers mit seinen nächsten Freunden, wie Janssen, Steinle, Baumgartner, überschaut, so sollte man meinen, es sei ihm für sonstige Correspondenz nicht viel Zeit geblieben. Das Gegentheil ist richtig: die Zahl der Freunde und Bekannten, mit welchen er in Verbindung stand, ist eine erstaunlich große; nur die bedeutendern können hier nähere Erwähnung finden, namentlich jene, von welchen die kraftvolle und fruchtreiche Rückbewegung zur Kunst des Mittelalters ausgegangen ist. Den Anfang machen billigerweise die Künstler, und zwar zunächst die Architekten, von welchen hervorgehoben seien Statz, Zwirner, Ungewitter, Friedrich v. Schmidt, Essenwein, Kranner[3], Denzinger, Lange[4], Ferstel, Hase, Kuno, Franz Schütz, Bergau, Steinbrecht, Wiethase, Meckel, Wallot und Ludwig Arntz[5].

Mehr oder minder haben alle Genannten Einfluß auf Reichensperger, der den Umgang und Gedankenaustausch mit ausübenden Künstlern sehr liebte, ausgeübt; andererseits gab er selbst wieder den Künstlern mannigfache Anregungen. Kein Geringerer als der geniale Ungewitter hat es ausgesprochen, daß er durch die Schrift über die christlich-germanische Baukunst ‚zuerst von der Richtigkeit all des modernen Plunders überführt und auf den einzig

---

[1] Vgl. Pastor, Joh. Janssen S. 64.

[2] Einstweilen vgl. Pastor a. a. O. S. 69. 73. 76. 88. 89.

[3] Die Bekanntschaft dieses ‚genialen Architekten‘ machte Reichensperger 1856 zu Prag, wo Kranner ein prächtiges gotisches Monument zu Ehren Kaiser Franz’ I. erbaute.

[4] Der Restaurator der Elisabethenkirche zu Marburg.

[5] Letzterer, bekanntlich Protestant, stand Reichensperger besonders nahe, war er doch durch und durch Gotiker. Aber auch mit Wallot stand Reichensperger trotz der ‚Renaissance‘ in den besten Beziehungen. ‚Nur Ihnen‘, heißt es in einem Briefe an diesen genialen Architekten, ‚kann ich es verzeihen, daß Sie (in Bukarest) über einen Renaissance-Palast den Segen gesprochen haben, und zwar nicht bloß wegen der Liebenswürdigkeit Ihrer Person, sondern weil Ihre Renaissance jedenfalls von der besten, der alleinseligmachenden Gotik nächstverwandten Sorte ist.‘

rechten Weg gebracht worden sei'[1]. Vierzehn Jahre lang standen die beiden in einem überaus lebhaften Briefwechsel; leider sind die Schreiben Reichenspergers verloren, allein auch aus denjenigen Ungewitters kann man erkennen, welchen bestimmenden Einfluß der Kölner Appellrath auf den großen Baumeister ausübte, der in Theorie und Praxis so unermüdlich für die Wiederbelebung der Gotik thätig war. Aehnlich verhielt es sich mit den meisten übrigen Freunden. Reichensperger verstand sich wie wenige auf den Austausch von Anregungen und nahm solche ebenso dankbar an, als er sie reichlich gab. Mit ihrer kernigen Sprache, ihrem ehrlichen, aller Phrase abholden Wesen charakterisiren die Freundesbriefe Reichenspergers den Schreibenden auf das schönste.

Der Verkehr mit Statz verlief vorwiegend mündlich; doch haben sich auch mehrere Briefe erhalten, die meist mit humoristischen Federzeichnungen geschmückt sind[2]. Mit Friedrich v. Schmidt, der seine Laufbahn als Steinmetz in der Kölner Dombauhütte begann und den Dom als ,seinen großen Lehrmeister' betrachtete, schloß Reichensperger bereits in den vierziger Jahren Freundschaft. Mit innigster Theilnahme folgte er dem weitern Entwicklungsgange des großen Künstlers, der von Stufe zu Stufe steigend schließlich Dombaumeister von St. Stephan in Wien wurde. Die Freunde tauschten alle ihre Schmerzen aus, sich gegenseitig zum Beharren im Kampfe für die Gotik ermuthigend[3]. Besonders lebhaft gestaltete sich der Briefwechsel anläßlich des Wiener Rathhausbaues, in welchem Reichensperger ,den Höhepunkt von Schmidts Leben und Schaffen' erblickte. Für den Sieg des ,Erzmeisters' bangte ihm nicht: ,er wird sich schon durchhauen. Im wüsten Marktgedränge muß man sich seiner Ellenbogen bedienen, wie Heine irgendwo sagt', heißt es in einem Briefe an Dr. Crull.

Nicht minder eng waren die freundschaftlichen Beziehungen Reichenspergers zu August v. Essenwein, der ,als Kunstkenner und Kunstschriftsteller sowohl wie als ausübender Künstler hoch hervorragte, als Organisator ganz Ungewöhnliches leistete', so daß er, schrieb Reichensperger nach dem Tode des theuern Freundes, ,in mehrfacher Beziehung, namentlich auf dem Gebiete der monumentalen Kunst, als unersetzlich erscheint'. Der Sinn und die Begeisterung für die Kunst des Mittelalters, der Essenwein in seinen Studien und

[1] Ungewitter S. 19; vgl. S. 89.

[2] Vgl. oben Bd. I, S. 171 f. 504. 516 und Bd. II, S. 241, Anm. 1.

[3] Ueberaus schmerzlich berührte es Reichensperger, daß, obgleich Schmidt als Sieger mit dem ersten Preis bei der Berliner Rathhausconcurrenz hervorging, dennoch nicht die Verwirklichung seines im Motto ausgedrückten Wunsches: ,Berlin zur Pracht — ward es erdacht — mög' es in Stein — vollendet sein!' erlebte. Die Originalzeichnungen zu diesem Bau gehören zu den hervorragendsten künstlerischen Beständen des Berliner Architekturmuseums.

in seinem Schaffen zeitlebens treu geblieben ist, waren durch Reichenspergers Schriften angeregt worden. Im Jahre 1855, als Essenwein nach Köln kam, um die dortigen Baudenkmäler des Mittelalters zu studiren, war er mit Reichensperger bekannt und bald befreundet worden. Im Jahre 1856 arbeitete Essenwein einen Concurrenzentwurf für die in Lille zu erbauende Kathedrale Notre Dame de la Treille aus; die Jury, zu der Reichensperger gehörte, erkannte ihm dafür eine Auszeichnung zu. Im Mai desselben Jahres ging Essenwein nach Oesterreich; Empfehlungen von Reichensperger führten ihn dort bei Führich, Kupelwieser und Kranner ein. In ähnlicher Weise hatte der Kölner Appellrath ihn schon früher mit Statz und Schmidt bekannt gemacht. Der Briefwechsel der beiden Gleichstrebenden ward in der Folgezeit um so reger, als noch manche ‚kleine Unebenheiten der Anschauungen' auszugleichen waren [1].

Die vielen persönlichen Widerwärtigkeiten, zahllosen Schwierigkeiten und Anfechtungen, unter welchen Essenwein schon damals seitens derer zu leiden hatte, die für seinen Feuereifer, seine ernste und erhabene Kunstrichtung kein Verständniß besaßen, drückten den feinfühligen Mann oft gänzlich danieder. Es ist kein geringes Verdienst Reichenspergers, daß er den Freund immer wieder aufrichtete und mit Erfolg dessen pessimistische Anwandlungen bekämpfte. Essenwein selbst betonte wiederholt, daß er stolz auf Reichenspergers Anerkennung sei, wie er demselben denn auch nicht selten Manuscripte zur Begutachtung übersandte. Seit 1864 wirkte Essenwein als Stadtbaumeister zu Graz; hier lernte er die Richtigkeit der Ansicht Reichenspergers bezüglich des unermeßlichen Schadens kennen, welchen der volksthümlichen echten Kunst die Bureaukratie zufügt, die ‚uns — wie es in einem Briefe vom März 1865 heißt — zu Maschinen macht, nicht zu rechten Menschen, zu dressirten Staatsangehörigen, nicht zu selbständigen Menschen, die für das Gute und Edle eintreten. Mit Demokraten, Socialisten werden wir Ultramontane schon fertig, wenn uns nur unser Herrgott die Bureaukratie vom Halse nimmt.'

Das Jahr 1866 brachte Essenweins Ernennung zum Director des Germanischen Museums in Nürnberg. Seine dortige Thätigkeit wie später die großen Aufgaben in Köln (Ausschmückung von St. Maria im Capitol und St. Gereon, Fenster und Bodenbelag des Domes) gereichten Reichensperger zur höchsten Genugthuung. Persönlich sahen sich die Freunde in letzter Zeit nur mehr selten; aber brieflich blieben sie fortwährend in dem alten, freundschaftlichen Verhältniß.

---

[1] Von besonderem Interesse ist in dieser Hinsicht ein Schreiben Essenweins vom Februar 1865, das ich anderweitig veröffentlichen werde.

Auch die Zahl der Maler, zu welchen Reichensperger mehr oder minder rege, aufmunternde und fruchtbare Beziehungen unterhielt, ist nicht klein. Man begegnet hier Namen wie Cornelius, Schadow, Deger, Schraudolph, Ramboux, Lasinsky, F. Baudri, Martin, Salentin, Karl Andreae und Steinle. Wie nah sich das Verhältniß zu letzterem gestaltete, hat die vorhergehende Darstellung gezeigt[1]. Hier sei nur noch betont, wie wichtig es für Steinle und die von ihm vertretene Richtung war, daß ein literarisch so gewandter und schneidiger Vorkämpfer wie Reichensperger für ihn eintrat. Der Verkehr mit Cornelius war eine Frucht der häufigen Anwesenheit Reichenspergers in Berlin[2]. ‚Der Meister ward ihm mit der Zeit ein väterlicher Freund.‘[3] Als später nach dem Tode von Cornelius Bestrebungen hervortraten, den großen Künstler als der Kirche entfremdet hinzustellen, konnte Reichensperger aus persönlichen Erinnerungen das Gegentheil erweisen. ‚Während der letzten Zeit seines Lebens‘, erzählt er, ‚beehrte Cornelius mich mit seinem besondern Wohlwollen; sein Haus und sein Atelier standen für mich zu jeder Zeit offen, und ich darf wohl sagen, daß oftmals seine Gespräche mit mir einen durchaus vertraulichen Charakter an sich trugen. Namentlich in seinem Atelier, angesichts seines künstlerischen Schaffens, kam nicht selten auf Kirchliches die Rede; stets bekundeten seine Aeußerungen, daß sein Standpunkt der eines entschieden römisch-katholisch Gesinnten sei, wie denn überhaupt vagirende Freidenkerei und Phrasenhaftigkeit seiner Geistesrichtung durchaus antipathisch waren. Aber auch nach außen hin, vor aller Welt, bekannte er sich in der Art thatsächlich zu diesem Standpunkte, daß er den kirchlichen Vorschriften betreffs des Besuches der Messe, des Empfanges der heiligen Communion u. s. w., solange sein körperlicher Zustand es nur irgend gestattete, entsprach. Zur Zeit seines Todes war ich in Berlin nicht anwesend; was ich aber demnächst von seinen vertrauten Freunden vernahm, war der vorstehenden Charakterisirung des Hingeschiedenen durchaus entsprechend. Vor mir liegt ein Brief von der Hand eines dieser noch lebenden Freunde, worin es unter anderem

[1] Vgl. oben Bd. I, S. 179 f. 224 f. 244. 527 f.

[2] Als Ergänzung der Mittheilungen in Bd. I, S. 547 f. 556 f. mag hier noch eine Stelle aus einem Briefe Reichenspergers an seine Gemahlin vom Jahre 1862 mitgetheilt werden: ‚Gestern war ich bei Cornelius. Er war sehr zufrieden mit dem Düsseldorfer Empfang und geht mit dem Gedanken um, noch in einem besondern Brief der Malerschaft das Hohe und Heilige ihres Berufes ans Herz zu legen. — Eine seiner Aeußerungen rührte mich tief: „Den Lorbeerkranz, den sie mir in Düsseldorf gegeben, habe ich an das Crucifix geheftet, welches in Rom Zeuge des Todes meiner lieben Frau war.“ Darüber liefen ihm die Thränen über das Gesicht hinweg.‘ Ueber die religiöse Gesinnung von Cornelius vgl. jetzt auch Steinles Briefwechsel II, 134.

[3] So drückte sich Reichensperger in einer Reichstagsrede vom 26. März 1879 aus.

wörtlich heißt: „Als ich gleich nach Spendung der Sterbesacramente bei ihm eintrat, rief Cornelius mich an sein Bett, reichte mir beide Hände und sagte in freudiger Erregung: ‚Freund, wie glücklich bin ich; der Herr hat mich besucht‘.“‘

Ungemein nahe stand Reichensperger der Maler Karl Andreae, früher in Dresden, jetzt in Sinzig am Rhein[1].

Andreae liebte und verehrte Reichensperger von früher Jugend an; schon mit zwanzig Jahren lernte er ihn kennen. Diese Liebe hatte ihren Grund vor allem darin, daß der junge Künstler ‚seine bedeutsamste geistige Nahrung aus dem „Domblatt“ schöpfte‘. ‚Was hatten wir in Düsseldorf unter Schadow für geringe Anregung!‘ heißt es in einem Briefe Andreaes. ‚Von ihm flüchteten wir nach Xanten, vergruben uns ins vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert.‘ Vom Herbste 1844 bis Mai 1845 blieb Andreae in seinem Elternhause in Köln und hatte dort regen Verkehr mit dem kunstsinnigen Appellrath; von 1845 bis 1849 verweilte Andreae in Rom, wo Fiesole sein Liebling war, dann wählte er Berlin zum Aufenthalt, wo er wieder mit Reichensperger zusammentraf. Damals war es, wo Reichensperger einen ‚für Andreaes Zukunft bedeutsamen Auftrag‘ zu stande brachte. Für den Cardinal v. Geissel mußte der Künstler über hundert Compositionen aus dem Alten und Neuen Testamente für ein Handbuch der Biblischen Geschichte liefern. Andreaes Bestreben, fürs Volk zu arbeiten, war Reichensperger ungemein sympathisch; dies Bestreben verband den Künstler bald auch mit Schnorr von Carolsfeld, Ludwig Richter und dem Holzschneider Gaber. Die Folge war die 1857 erfolgende Uebersiedlung nach Dresden, wo Andreae einen Verein für kirchliche Kunst gründete und das Vertrauen König Johanns gewann. Reichensperger verkehrte mündlich und schriftlich gar häufig mit dem Künstler; er erkannte immer mehr, daß sie ‚im Innersten einig waren, wenngleich sie nicht in jeder Beziehung die Dinge von demselben Standpunkt aus betrachteten‘. Im Jahre 1859 bemühte sich Reichensperger für den Verlag von Andreaes ‚Album für mittelalterliche Kunst‘; gleichzeitig suchte er von demselbem Holzschnitte für den Kolpingschen Kalender zu erhalten, ‚der stets nur ultramoderne „Stahlstiche“‘ enthielt, die ihm ‚ein Greuel‘ waren, und die in der That sehr schlecht dem kerngesunden, volksthümlichen Wesen Kolpings entsprachen. Auch später nahm Reichensperger an allen Schöpfungen Andreaes, namentlich an dessen Ausmalung des Domes zu Fünfkirchen, den regsten Antheil; nicht minder interessirte ihn in den letzten Jahren die Ausmalung der protestantischen Christus-

[1] Ueber den Lebensgang dieses Künstlers berichten Müller-Singer, Allg. Künstlerlexikon I (3. Aufl. Frankfurt 1894) 26—27 so kurz, daß obige Ergänzungen, die ich dem Meister selbst verdanke, vielen willkommen sein werden.

kirche in Köln. ‚Dort hat er mich‘, erzählt Andreae, ‚zum erstenmal auf hohem Gerüste arbeiten gesehen. Obschon der Hochbejahrte und kaum von ernster Krankheit Genesene äußerst vorsichtig leben mußte, konnte er es eines Tages nicht lassen und kam herauf zu mir. Was er mir sagte, kann ich nicht wiedersagen; er umarmte und küßte mich, und wie wir wieder unten angekommen waren, sagte er: „Nicht wahr, Sie sagen nicht meiner Frau, daß ich oben gewesen?“‘ Geht man den zahllose Kunstfragen behandelnden Briefwechsel mit Andreae durch, so erfreut besonders die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit Reichenspergers. ‚Je höher ich jemanden schätze,‘ betonte er, ‚desto mehr Aufrichtigkeit glaube ich ihm schuldig zu sein.‘

Mit derselben Offenheit wie Kunstfragen behandelte Reichensperger mit Andreae, welcher dem protestantischen Bekenntnisse angehört, auch religiöse Dinge. ‚Ihr Verhältniß zu der Kirche, welcher ich angehöre,‘ schrieb er 1868 dem Freunde, ‚habe ich meinerseits schon seit Jahren genau so aufgefaßt, wie Sie dasselbe charakterisiren; ja ich habe sogar — um ganz aufrichtig zu reden — Sie für einen eifrigen Propagandisten des lutherischen Glaubensbekenntnisses gehalten, eine Ansicht, welche ich auch zur Zeit noch hegen zu dürfen glaube. Obgleich ich, an meinem Theile vielleicht nur allzusehr, davon ausgehe, einen jeden für das Heil seiner Seele selbst sorgen zu lassen — da ich mit meinem eigenen Seelenheile vollauf zu thun habe —, so hat mich Ihr gedachtes, vermeintliches Bestreben doch eher zu Ihnen hingezogen als von Ihnen entfernt, da ich den religiösen Indifferentismus für das Grundübel der Gegenwart halte, dessen Bekämpfung vor allem noth thut.‘ ‚Jeder von uns‘, heißt es in einem spätern Briefe, ‚geht in confessioneller Beziehung den Weg, welchen er für den sichersten hält, und freut sich, daß der andere in gar vielen andern Dingen mit ihm übereinstimmt, das weitere seinem Gewissen und Gott anheimstellend.‘ ‚Wir Gotiker‘, betonte Reichensperger auch später noch oft, ‚müssen alle möglichst zusammenhalten, ohne Unterschied der Confession, in betreff welcher es jeder mit Gott und seinem Gewissen auszumachen hat. Aber freilich: Wo kein Glaube ist und keine zuversichtliche Hoffnung auf das Jenseits, auf einen allwaltenden, zugleich gerechten und barmherzigen Gott, da gedeiht nichts Ideales und darum auch nicht die hohe Kunst, deren eigentlicher Lebensquell das Ideal ist. Schaffen und streben Sie nur so fort, liebster Freund, unbekümmert um den so oft und leicht wechselnden Wind der öffentlichen Meinung wie um das „Nasenrümpfen“ der Aufgeklärten. Ein besonders gutes Werk aber thun Sie, indem Sie sogar bis zum Throne der Wahrheit Bahn brechen. Ich hoffe, daß Sie keine Gelegenheit ungenutzt lassen, das Augenmerk König Johanns auf die verlassenen oder gefährdeten alten Kunstwerke hinzulenken und die verschiedenen Sorten von modernem Vandalismus zu kennzeichnen.‘

,Unsere Zeit ist zunächst eine Zeit der Gärung; sie tappt nach allen Richtungen, auf allen Gebieten, und zugleich ist sie aber auch eine Zeit der Restaurationen. **Multa** renascentur, quae iam cecidere. Man muß nur consequent dem rechten Princip treu bleiben und aus demselben heraus Neues zu schaffen suchen; das Hohle und Faule geht von selbst unter, das Ungeziefer frißt sich wechselseitig — aber freilich dürfen die Wohlgesinnten dem Proceß nicht mit gekreuzten Armen ruhig zusehen, wenn etwas positiv Gutes erstehen soll, vielmehr müssen sie den Muth und die Rührigkeit der Gegner sich anzueignen suchen.'

Andreae war keineswegs der einzige Protestant unter den nähern Freunden Reichenspergers. Der Kölner Appellrath, eine durchaus irenische Natur[1], unterhielt im Gegentheil von jeher mit hervorragenden Persönlichkeiten des andern Bekenntnisses einen regen Verkehr. Eine derselben, der spätere preußische Minister Moritz August v. Bethmann-Hollweg, schrieb ihm im Juli 1855: ,Als Gewinn einer mehrjährigen, in der Hauptsache erfolglosen parlamentarischen Thätigkeit bleibt mir unter anderem die freundliche Berührung

---

[1] Im Jahre 1853 schrieb Reichensperger Verdächtigungen der katholischen Kirche durch die ,Kreuzzeitung' gegenüber: ,Wie sehr aber auch die Provocationen sich häufen mögen, wir hoffen, daß man katholischerseits sich nie dazu wird verleiten lassen, dem Protestantismus gegenüber Gleiches mit Gleichem zu vergelten, daß man vielmehr nach wie vor den ruhigen, würdevollen Ernst behaupte, welchem selbst Gegner in Bezug auf das Verhalten der katholischen Fraction und der öffentlichen Versammlungen der Katholiken überhaupt die Anerkennung nicht versagt haben.' Anläßlich einer kleinen Fehde mit dem protestantischen Pastor Meurer schrieb Reichensperger am 2. Januar 1868 an Andreae: ,Gleich von vornherein habe ich gesagt, die betreffenden Stellen in Meurers Broschüre bezweckten zweifelsohne hauptsächlich, ihn gegen den Verdacht des Kryptokatholicismus zu schützen. Dennoch aber mußte ich die Stöße mindestens zu pariren suchen. Aus der Tiefe meines Bewußtseins kann ich mir das Zeugniß geben, daß ich kaum jemals auch nur die Versuchung in mir verspürte, einen gläubigen Protestanten als solchen oder nach seinem Glauben aufs Korn zu nehmen, ich erachte solches nicht bloß für überflüssig, sondern den gemeinsamen Interessen zuwiderlaufend. Falls Ihnen Herr Meurer meine Briefe zeigen sollte, so werden Sie meinen Wunsch daraus entnehmen, einen aufrichtigen Frieden nicht bloß, sondern ein Bündniß mit ihm zu schließen, da wir ja dieselben Feinde uns gegenüber haben.' Von der Fehde blieb so wenig Verstimmung zurück, daß Reichensperger am 31. März 1870 gegenüber Andreae dem Wunsche Ausdruck verlieh: ,Gott erhalte Ihnen und unserer Sache den trefflichen Pastor Meurer.' Im Jahre 1891 schrieb Reichensperger an Prof. Paulsen: ,Von Herzen stimme ich Ihrem Wunsche bei, daß die widerwärtigen Katzbalgereien zwischen Wortführern der beiden großen christlichen Confessionen einem friedlichen Zusammenwirken Platz machen mögen. Drängen doch alle Wetterzeichen drohend darauf hin. Das sollte zur Zeit vor allem der „evangelische" (?) Bund bedenken, dessen Hetzereien ins Maßlose gehen.' Auch für die Zeitschrift ,Ut omnes unum' interessirte sich Reichensperger sehr lebhaft.

mit Ihnen, hochgeehrter Herr, und mehreren Ihrer nähern Freunde.' Es entsprach ganz Reichenspergers Sinn, wenn Bethmann-Hollweg fortfuhr: ,Wir werden auch ferner, jeder auf seinem Wege, noch oft voneinander abweichen, ja mißbilligen, was der andere thut und von seinem „Standpunkt" aus thun muß. Aber lassen Sie uns darüber jene gute Frucht einer trüben Zeit nicht übersehen oder gar wieder einbüßen, sondern die gegenseitige Achtung und die Hoffnung festhalten auf den „höhern Standpunkt", von dem aus uns unsere Differenzen zwar nicht unbedeutend erscheinen, aber doch hinter einer sie weit überstrahlenden Einheit zurücktreten werden.' Der kunstsinnige Freiherr erkannte es besonders an, welcher Genuß, welche Belehrung ihm auf dem ,gleichsam neutralen artistischen Gebiete' durch Reichensperger zu theil ward. Ein gleich dankbares Andenken für ähnliche Genüsse bewahrte der Hamburger Großkaufherr Arnold Otto Meyer, einer der feinsinnigsten Sammler unserer Zeit[1], dem Kölner Appellrath. Die gemeinsamen Beziehungen zu Steinle bildeten das Band für diese Freundschaft, die in einem regen Briefwechsel gepflegt ward. Wiederholt war Reichensperger der Gast Meyers in dessen gotischem Landhause; 1884 schrieb er dort dem Freunde in sein Gedenkbuch: ,Glauben und Wissen sind nicht Gegensätze, sie haben sich einander wechselseitig zu stützen und zu ergänzen. Sursum corda!'

Noch engere Freundschaft verband Reichensperger länger als ein Menschenalter mit dem gelehrten Wismarer Kunstforscher Dr. med. Crull. Von den fünfziger Jahren an bis zu seinem Tode stand er mit diesem edeln Protestanten in einem überaus regen Briefwechsel; mehrmals besuchte er Crull in seiner Heimat, einmal hatte er die Freude, den treuen Mitstreiter auch in Köln begrüßen zu können[2]. Dr. Crull nahm den regsten Antheil an den literarischen und künstlerischen Kämpfen und Bestrebungen Reichenspergers; letzterer wußte es besonders zu schätzen, daß sein Wismarer Freund sich mit unermüdlichem Eifer praktisch der alten deutschen Kunst annahm. Den vielen kleinen Arbeiten Crulls über die Localgeschichte und die Kunstdenkmäler seiner Heimat brachte Reichensperger die regste Theilnahme entgegen. ,Ich liebe solche Specialia,' schrieb er ihm einmal, ,und glaube, daß sie zur Förderung eines gründlichen Aufbaues der Kunst- und Culturgeschichte geradezu unentbehrlich sind. Fahren Sie doch ja mit Ihren Local- und Specialstudien in solcher Art fort und halten Sie dabei namentlich nach wie vor eine schützende Hand auch über dem Kleinsten, was vom Unverstande bedroht erscheint. Wie gering auch immer der augenblickliche Erfolg sein mag, man muß mit ausdauerndster

[1] Vgl. über ihn Steinles Briefwechsel I, 127 f.
[2] Siehe oben Bd. I, S. 563.

Zähigkeit festhalten, indem sonst jede Hoffnung aufs Besserwerden schwindet. Wären wir uns doch örtlich so nahe wie geistig!‘

Der gelehrteste und wohl auch der geistvollste von Reichenspergers protestantischen Freunden war unzweifelhaft Professor Paulsen in Berlin, den er im Hause des Hrn. v. Gruner kennen und schätzen gelernt hatte. Wie lebhaft sich der Briefwechsel der beiden gestaltete, mag man daraus entnehmen, daß für die Jahre 1884—1895 nicht weniger als fünfundvierzig theilweise sehr umfangreiche Schreiben Reichenspergers vorliegen. Den Hauptstoff bildete anfangs Paulsens ‚Geschichte des gelehrten Unterrichts‘, welche Reichensperger mit Recht als das Meisterwerk seines Freundes bezeichnet[1]. Was hier ‚den Schulpotentaten und Renaissancisten‘ gesagt wird, war ganz aus seiner Seele gesprochen. Ueberaus lebhaft interessirte er sich für die Anfeindungen Paulsens, bezüglich deren er am 2. Juni 1885 schrieb: ‚Helfen Sie doch ja weiterhin nach Möglichkeit, die vorhumanistische Epoche wieder zur verdienten Ehre zu bringen! Diesem Zwecke wird es jedenfalls dienen, wenn sie nach einem gewissen Zeitverlaufe, ähnlich wie Freund Janssen es durch seine Schrift „An meine Kritiker“ mit so glänzendem Erfolg gethan hat, unter die Ihrigen insgesamt einen tüchtigen Schrotschuß abfeuern. Bis dahin wird deren Geschnatter Sie gewiß nicht um Ihre Nachtruhe bringen. Die aufgeblasenen Schulpedanten verdienen es durchweg nicht, daß Sie dieselben im einzelnen abthun.‘ Im weitern Verlauf der Correspondenz wurden die mannigfaltigsten wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Dinge behandelt — stets zur gegenseitigen Zufriedenheit trotz der Verschiedenart des beiderseitigen Standpunktes. Einmal spricht Reichensperger selbst sein Erstaunen über die gegenseitige Sympathie aus. ‚Sie, ein in Norddeutschland geborener und aufgewachsener „Protestant“, ich, ein fränkischer „Ultramontaner“, dazu die fast einander contrastirende Verschiedenheit unseres ganzen Lebensweges, unserer Studien und Erfahrungen! Vielleicht liegt die Lösung des Räthsels darin, daß wir es ehrlich mit der Wahrheit meinen, und daß wir beide nicht zu den „Strebern“ gehörten und gehören.‘ Reichensperger war sich bewußt, ‚philosophisch nicht veranlagt zu sein‘, trotzdem ging er liebevoll auf die nähern Studien seines Freundes ein; Paulsen hinwieder interessirte sich in gleicher Weise liebevoll für alle Bestrebungen des Kölner Appellraths. Dankerfüllt schrieb letzterer: ‚In Ihnen einen Alliirten für meine Kunst- und sonstigen Bestrebungen zu besitzen, entschädigt mich für gar viele Enttäuschungen und läßt mich hoffen, daß das Ankämpfen gegen die moderne Verwilderung

[1] Aehnlich urtheilte Janssen. ‚Es ist‘, schrieb derselbe, ‚ein wahres Kapitalwerk, ich kenne kein ähnliches zweites in unserer Literatur.‘

einerseits und gegen das „klassische" Zopfthum andererseits sowohl als gegen die bureaukratische Dressur sich als ein nicht ganz erfolgloses erweisen wird.'

Auch die ‚Ethik' Paulsens interessirte Reichensperger ungemein. Zwar mußte er ‚hier auf Grund seines Katechismus den einen oder andern Vorbehalt machen'; allein das hielt ihn nicht ab, ‚die Meisterschaft zu bewundern, mit welcher Paulsen so schwierige, epinöse Materien bewältigt hatte', und nicht minder die ‚umfassende Belesenheit und die weitgreifende Welt- und Menschenkenntniß'. Er studirte das Buch ‚von Zeile zu Zeile, mit der Feder in der Hand'; dann schrieb er einen acht Seiten langen Brief an den Verfasser, in welchem er offen und ehrlich auch seine schweren Bedenken gegen den ‚exclusiven Diesseitsstandpunkt' Paulsens darlegte und bezüglich einzelner Fragen, besonders des Duells, seine abweichende Anschauung begründete. Auf die ‚Liberalität' des Freundes vertrauend, ‚ließ er seiner Feder freien Lauf'; sein Vertrauen täuschte ihn nicht: das Freundschaftsverhältniß blieb, wie es gewesen war, und bald gab Paulsens interessante Schrift über das Realgymnasium zu einem neuen Gedankenaustausch Veranlassung. Später boten Paulsens Artikel in den ‚Münchener Neuesten Nachrichten' über Unterrichtsfragen zu eingehender Correspondenz Gelegenheit, bei welcher Reichensperger gegen das staatliche Unterrichtsmonopol und für freie katholische Unterrichtsanstalten, besonders der von ihm hochgeschätzten Schulbrüder, eintrat. Dabei betonte Reichensperger wiederholt bescheiden: ‚Ihre Zeit ist unvergleichlich kostbarer als die meinige. Erschrecken Sie nicht: durch Gegenwärtiges sollen Sie nicht schon wieder mein Correspondenzschuldner werden. Herzlichsten Dank für Ihren so freundlichen Brief, dessen Inhalt uns einander näher bringt, als ich gehofft hatte, da unsere Standpunkte nun doch einmal verschiedene sind. Mündlich würden wir uns wohl mittelst einer Neutralitätserklärung des in Rede stehenden Gebietes einigen. Sie sagen, solange die katholische Kirche den weltlichen Arm für ihre Zwecke in Anspruch nehme, stehe ihr ein Rechtsanspruch auf unbedingtes Gewährenlassen in unserem Lande nicht zu. Besagter Arm wird nun aber in letzterem zu kirchlichen Zwecken kaum noch, falls überhaupt noch angerufen, außer da, wo der Staat es zu seinem Zwecke förderlich erachtet. Was die Leistungen des Staates in Geld betrifft, so bilden dieselben nur eine winzige Entschädigung für der Kirche widerrechtlich zu staatlichen Zwecken Entzogenes. Mein Ideal sozusagen ist das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, wie es sich in Holland gestaltet hat. Verfassungsmäßig steht da ein für allemal fest, was der Staat finanziell der zur Zeit dieser Fixirung bestanden habenden Religionsgesellschaft zu leisten hat; im übrigen bekümmern sich die Repräsentanten der Kirche und des Staates nicht im mindesten umeinander!'

Ueberaus herzlich gratulirte Reichensperger 1892 dem Freunde zu seiner Wiedervermählung. ‚Wann endlich sehen wir uns einander einmal wieder? Ich fühle ein starkes Verlangen danach. Von der Freude des Beisammenseins Aug' in Aug' abgesehen, findet sich gar vieles in mir angesammelt, worüber ich mich gar gerne mit Ihnen aussprechen möchte, mitunter wohl auf contradictorischem Wege — was sich brieflich gar nicht oder aber doch nur sehr kümmerlich thun läßt.' Der vorletzte Brief (3. October 1894) gratulirt dem Freunde zur Ernennung zum Ordinarius an der Berliner Hochschule. ‚Nach außen hin, namentlich im Verhältniß zum Universitätspersonal, kann man da wohl sagen: Novus oritur rerum ordo. Wozu ich besonders gratulire, ist, daß Sie nicht als „Streber" dieses Ziel erreicht haben, sich selbst stets treu geblieben sind. Ad multos annos noch!'

Manche wird es überraschen, unter den protestantischen Freunden Reichenspergers auch dem Manne zu begegnen, von welchem die erste Anregung zur Gründung des Kösener S. C. ausgegangen ist: Friedrich v. Klinggräff. Wer indessen in den von Freiherrn Langwerth v. Simmern pietätvoll veröffentlichten literarischen Nachlaß [1] dieses geistvollen Mannes eindringt, wird bald finden, wie viel Gemeinsames Klinggräff und Reichensperger hatten. Was sie zusammenführte, war zunächst die Begeisterung für die Gotik, für alles Deutsche. Klinggräff, ein vortrefflicher Zeichner, hatte sich unter Mithilfe von Wiethase auf seinem Gute Pinnow in Mecklenburg-Schwerin ein Haus erbaut, das als Unicum des streng durchgeführten gotischen Stils das Entzücken Reichenspergers bildete: alles bis zu den Messern, Gabeln, ja bis zu den Spucknäpfen war gotisch [2]. Bei der Suche nach einem Meister, der gotische Möbel herstellen konnte, hatte Klinggräff Reichensperger im Jahre 1862 aufgesucht, und beide hatten einen bleibenden Eindruck von dieser Begegnung bewahrt. Reichensperger pflegte zu erzählen, wie ein zufällig damals zu ihrer Unterredung gekommener Dritter gemeint habe, daß er nun einen noch enragirtern Gotiker als Reichensperger gesehen habe [3]. Sympathisch war Reichensperger auch das große Interesse für den Katholicismus bei Klinggräff, der ‚im ganzen auf seiten Janssens in dessen Kampfe mit den protestantischen Geschichtschreibern stand' [4]. In politischer Hinsicht trafen beide zusammen in ihrer Begeisterung für Deutschland, das sie sich ohne Oesterreich

---

[1] Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrich v. Klinggräffs) von Heinrich Frhrn. Langwerth v. Simmern. Berlin 1891. 2 Theile in 3 Bdn.

[2] Vgl. Aus der Mappe I, 1, 74 f.

[3] Siehe Langwerth-Simmern, Aus meinem Leben II (Berlin 1898), 132.

[4] Siehe Friedrich v. Klinggräff. Ein Nachruf von Freundes Hand (von Freiherrn H. v. Langwerth-Simmern. Melsungen [1887]), S. 15; vgl. auch Langwerth-Simmern, Aus meinem Leben II, 133.

nicht denken konnten; als größter Feind des echten deutschen Wesens erschien beiden der ‚welsch-klassische Geist‘, gegen den sie auf dem Gebiete der Kunst wie der Erziehung ankämpften. In mehreren Punkten, z. B. bezüglich Luthers, der Jesuiten, der Unfehlbarkeit, Döllingers, Montalemberts, gingen die Ansichten allerdings weit auseinander, was Reichensperger bei Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten Klinggräffs recht zum Bewußtsein kam. Seine Werthschätzung des ‚hochbegabten, grundehrlichen Denkers‘ litt aber darunter nicht. ‚Solange ich noch lebe,‘ schreibt er am 13. August 1887 an Freiherrn v. Langwerth-Simmern, ‚werde ich sein Andenken in Ehren halten. Sicherlich wird sein so edles Streben im Jenseits gelohnt.‘

In dem Schwager des Verstorbenen, dem Freiherrn Heinrich v. Langwerth-Simmern, verehrte Reichensperger einen gleich urwüchsigen und geistvollen Denker, bei welchem ‚überall die redliche Gesinnung durchleuchtete‘ [1]. Die persönlichen Beziehungen der beiden nahmen ihren Ausgangspunkt von Langwerths Schrift über die Periode von 1806—1866, für welche Reichensperger einen Verleger besorgte [2]. Im Jahre 1880 ward Langwerth College des Kölner Appellraths im Reichstage. Er war freilich hier ‚in gewissem Sinne‘ sein Antipode, da Langwerth gegen das Zusammengehen mit der Regierung und die darauf basirte Gesetzgebung war und sich zum linken Flügel des Centrums hielt. ‚Wenn wir uns trotzdem gefunden,‘ urtheilte Langwerth, ‚so ist mir dies stets ein Beweis für die zwischen uns bestehenden tiefen Vereinigungspunkte gewesen.‘ Diese waren im wesentlichen dieselben wie bei Klinggräff: Gotik und Deutschthum. Der Grundton, worin sich diese edeln Männer begegneten, war der Satz: ‚Das Einzige, was uns Deutsche retten kann, ist der Versuch, den vom Christenthum in jahrhundertelanger Arbeit geschulten, echten deutschen Geist wieder zur Herrschaft zu bringen.‘

Das Jahr 1880 sah die drei Freunde in Klinggräffs gotischem Heim vereint; später war Reichensperger wiederholt der Gast Langwerths in Eltville und Wichtringhausen (Hannover); an dem letztgenannten Orte erprobte er ebenso wie in Pinnow das Unbegründete der Besorgniß mancher, die Gotik sei unvermögend, den ‚Anforderungen des modernen Culturlebens‘ zu genügen. Im Briefwechsel blieben die beiden bis zu Reichenspergers Tode. Besonders rege ward derselbe seit der Publication des Nachlasses von Klinggräff. Bei dieser Gelegenheit traten mannigfache Verschiedenheiten der Ansichten zu Tage. Diese bezogen sich namentlich auf das Corpswesen und auf Goethe. ‚Ich

[1] Schon in dem ersten erhaltenen Briefe vom 28. October 1872 spricht Reichensperger seine Freude aus, ‚einem Manne zu begegnen, welcher nach einem selbständigen Urtheil über Wahrheit und Recht strebt und seiner gewissenhaften Ueberzeugung ungescheut Ausdruck gibt‘.

[2] Reichensperger regte wiederholt die Fortsetzung dieser Arbeit an.

verstehe und würdige Ihre so lebhafte Sympathie für das Corpswesen,' heißt es in einem Briefe vom August 1887; ,dieselbe würde von mir getheilt, wenn die betreffende Studentenschaft Ihrer und Ihres Schwagers idealer Richtung praktisch entspräche. Soweit mein Blick und mein Wissen reicht, ist dem aber nicht so. Der Hörsaal, falls er überhaupt besucht wird, tritt weit, weit hinter die Kneipe und den Fechtboden zurück, von ernstem Studiren ist durchaus keine Rede; schon am Vormittag montirt man sich durch geistige Getränke, deren abends bis tief in die Nacht hinein eine Ueberfülle verschlungen wird. Dazu ein Luxus, der mit der Vermögenslage der Eltern nicht selten in schreiendem Mißverhältnisse steht. Während des letzten Semesters Einpauken zum Examen! So die Regel.'

,Was unser beiderseitiges Fühlen und Denken', äußert sich Reichensperger in einem Briefe vom 9. Mai 1890, ,voneinander unterscheidet, schließt jedenfalls ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß nicht aus und läßt sich nicht allzu schwer überbrücken.' Hierzu wolle er brieflich einen Versuch machen. ,Zunächst also etwas in Bezug auf Goethe, dessen Grundwesen, wenn meine Auffassung desselben die richtige wäre, zu der Ihrigen unmöglich stimmen könnte. Ihrem Rathe folgend, habe ich gelesen, was Vilmar über den Dichterfürsten sagt. Im wesentlichen ist es eine Verklärung seines Schaffens; nach der ethischen Seite hin läßt er dasselbe wie auch die Persönlichkeit des Dichters ungeprüft; er fragt nicht, ob derselbe unserem Volke eine gesunde, dasselbe wahrhaft kräftigende und zugleich erhebende Nahrung darbietet, ob er sein seltenes Genie in den Dienst der christlichen Idee und des echten Deutschthums gestellt hat, ob er beiden förderlich gewesen ist oder nicht. Uebrigens bemerkt auch Vilmar, die Zeit sei noch nicht gekommen, die Urtheile über Goethe in ein einigermaßen genügendes Resultat zusammenzufassen, eine eigentliche Geschichte des Mannes zu schreiben.' Dies sei inzwischen durch Baumgartner geschehen, und dessen Buch empfiehlt Reichensperger dem Freunde. Dann kommt er zur ,Corpsfrage'. ,Allen Respect vor der Tradition und dem corporativen Princip, beide in abstracto betrachtet. Allein erstere kann allmählich verfälscht werden, die Corporation auf Abwege gerathen. Es will mir scheinen, als ob die Universitätszeit doch vor allem zur wissenschaftlichen Ausbildung benutzt werden müsse, da später dazu in der Regel selten Zeit und Gelegenheit geboten ist. Abgesehen von sehr seltenen Ausnahmefällen beschränken sich aber die den sogen. Corps Angehörigen darauf, im letzten Semester sich zum Examen abrichten zu lassen, und wirkt deren Beispiel weiterhin. Von den als Juristen Immatriculirten kann ich dies wenigstens mit Bestimmtheit sagen. So kommt es denn, daß in der Beamtenwelt kaum hie und da einer gefunden wird, der ein Verständniß, ja nur ein Interesse für Literatur, wenigstens für ausländische, und für Kunst zu erkennen gibt. Selbst

dem für die Gotik so begeisterten Klinggräff wird es schwerlich, trotz seines mächtiges Einflusses, gelungen sein, derselben und was damit zusammenhängt, eine nennenswerthe Zahl von Corpsbrüdern zuzuführen. Ich empfinde in dieser Beziehung gar sehr meine Vereinsamung innerhalb der Beamtenwelt. Das Duell anlangend, kann ich nur bei dem Ceterum censeo bleiben, daß dasselbe mit der Wurzel ausgerottet werden muß, inclusive der Wurzelfaser, welche in dem Corpswesen steckt. Demjenigen, was Sie über unser Verhältniß zu Oesterreich sagen, stimme ich im wesentlichen bei. Von jeher war ich „großdeutsch" gesinnt.'

In einem Briefe vom 18. Januar 1891 kommt Reichensperger nochmals auf Goethe zurück, ,wenn auch nicht in der Hoffnung, diesen uns trennenden Standpunkt zu erledigen. Es ist dies schon darum nicht zu erwarten, weil die Thätigkeit des Mannes so vielgestaltig war, er mit seltener Begabung fast alle Saiten anschlug, man ihn ebensowenig schlechthin preisen als schlechthin verurtheilen kann. Mir kommt es auf das Facit an, und geht dasselbe meines Erachtens dahin, daß er unserem Volke ein glänzendes Vorbild im Punkte der Charakterlosigkeit und der Selbstsucht ist'. Er verweist dann nochmals auf das Werk von Baumgartner, ,das noch in keinem Theile widerlegt worden sei'.

Freiherr v. Langwerth-Simmern hat später in den ,Erinnerungen aus seinem Leben' Reichensperger hohe Worte der Anerkennung gezollt. Besonders hebt er hervor, ,mit wie wenig Voreingenommenheit' derselbe ,die Protestanten betrachtete'. ,Er verwarf alles Gezänk der Confessionen und war ein Feind der Proselytenmacherei, die er auch nicht als nützlich für seine Kirche betrachtete, weil die übertretenden Protestanten immer reformiren wollten. Ganz in meinem Sinne wollte er das Zusammengehen der Confessionen. Mit Reichensperger zusammengeführt zu sein, werde ich stets zu den erfreulichsten Dingen betrachten, die mir der Reichstag gebracht hat.'[1]

Zu den Freunden Reichenspergers gehörten ferner die Bildhauer Fuchs und Schorb (Verfertiger der Büsten von Clemens August und Görres), der Goldschmied Wüsten, sowie der Kupferstecher Keller und namentlich der Medailleur Karl Radnitzky in Wien. Letztern hatte Reichensperger im Jahre 1845 bei Steinle kennen gelernt: beide faßten sofort eine tiefe Zuneigung zu einander und blieben sich fünfzig Jahre in treuer Freundschaft verbunden. Im Jahre 1847 war Radnitzky in Trier der Gast Reichenspergers, dessen Bildniß er bei dieser Gelegenheit in Wachs modellirte; 1849 zeigte Radnitzky dem Freunde die Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt Wien. Noch heute erzählt der Wiener Künstler von der Energie und dem Feuereifer des Kölner Appell-

[1] Langwerth-Simmern, Aus meinem Leben II, 134; vgl. S. 125 und 133.

raths; sechs solche Männer, meint er, würden ganz Oesterreich umwälzen. Viele Jahre hindurch lieferte Radnitzky eifrig Beiträge zu der Sammlung mittelalterlicher Siegel, welche Reichensperger angelegt hatte. Segensreich war Radnitzkys Einfluß auf Reichenspergers Beurtheilung der Malerei. Man weiß, wie für ihn das Erste und Dominirende die Baukunst war, der er alle andern Kunstzweige untergeordnet wissen wollte. Infolgedessen war er, so sehr er die monumentale decorative Malerei hochschätzte, anfangs gegenüber der Tafelmalerei einseitig. In dieser Hinsicht nun hatte er — wie er das auch brieflich anerkannte — Radnitzky eine wesentliche Correctur seiner Kunstauffassung zu danken. Mit dem Wiener Freunde begegnete er sich im Kampfe gegen alles Falsche, gegen die Fabrikware und im mannhaften Eintreten für die Rehabilitirung des selbständigen Kunsthandwerks.

Kunstangelegenheiten waren es auch, die Reichensperger in nähere Verbindung mit nicht wenigen Kirchenfürsten brachten, so namentlich mit den Cardinal-Erzbischöfen von Köln: Geissel, Melchers und Krementz. Durch innige Freundschaft war der Kölner Appellrath fast ein halbes Jahrhundert mit dem geistvollen Kirchenfürsten verbunden, der bis vor kurzem den Limburger Bischofsstuhl zierte; im gastlichen Hause Dr. Kleins hat auch Schreiber dieser Zeilen gemeinsam mit Reichensperger und Janssen unvergeßliche Stunden verlebt. In Kunstfragen correspondirte Reichensperger ferner lange Jahre hindurch mit den Bischöfen Martin von Paderborn und Joh. Georg Müller von Münster. Zeitweilig im Briefwechsel stand er mit den Bischöfen Eberhard und Korum von Trier, Ketteler von Mainz, Simar von Paderborn, ferner mit dem Breslauer Fürstbischof Förster und dem Weihbischof Janiscewski. Eine besonders innige Freundschaft bestand zwischen Reichensperger und zwei rheinischen Geistlichen, deren Wirksamkeit er mit Recht sehr hoch schätzte: Kolping und Münzenberger. Bei dem Frankfurter Stadtpfarrer war es die begeisterte Liebe für die mittelalterliche Kunst, bei dem Gesellenvater das Wirken für das Wohl des Volkes, welches das Band der Freundschaft geknüpft hatte. Ganz besonders interessirte sich Reichensperger für die berühmten ‚Rheinischen Volksblätter' des Gesellenvaters. Nur ausnahmsweise durch Artikel im eigentlichen Sinne, sondern mehr durch Anregung und aufklärende Discussion erwies sich der Kölner Appellrath der Wochenschrift in hohem Grade nützlich. Nicht mancher Tag verging, daß Reichensperger nicht Kolping besucht hätte; da wurden dann manche schwierige politische Fragen geklärt und das Urtheil über dieselben berichtigt. Der fast tägliche Umgang mit Reichensperger wirkte nicht allein auf die politischen Anschauungen Kolpings in jeder Hinsicht äußerst vortheilhaft ein. Kolping war öfter stürmisch, wie dies großen Charakteren eigen ist. ‚Der ruhige, praktische Reichensperger war es, der das wallende Blut Kol-

pings zu kühlen verstand. Auch die Liebe zur Kunst, speciell der mittelalterlichen, wurde von Reichensperger in dem Herzen Kolpings entfacht.' [1]

Sehr groß war begreiflicherweise der Kreis der Reichensperger befreundeten Parlamentarier und Staatsmänner. Unter den ältern ragen hervor: Max v. Gagern, Baron Heinrich v. Andlaw, Siegwart-Müller, Moritz Lieber, Staatsrath v. Linde und Minister Johann Hermann Detmold. Mit dem zuletzt erwähnten geistreichen, originellen Verfasser der ,Anleitung zur Kunstkennerschaft' verhandelte er neben der Politik auch eifrig artistische Dinge.

In dem Interesse Reichenspergers für die großdeutsche Sache wurzelten seine freundschaftlichen Beziehungen zu Karl Jürgens und Gustav Anton Freiherr v. Lerchenfeld († 1866). Ersterer, früher protestantischer Pastor, gewann später als Redacteur der ,Hannoverischen Zeitung' Reichensperger als Mitarbeiter für sein Blatt [2]. Von den Mitgliedern der katholischen Partei standen dem Kölner Appellrath am nächsten: Osterrath, Eugen Theodor Thissen [3], Otto, Joseph Lingens, Karl v. Savigny, Jörg, v. Franckenstein, v. Heereman, Leopold Kaufmann, Probst, Julius Bachem [4], Ibach, Fürst Löwenstein und namentlich Mallinckrodt und v. Schorlemer-Alst. Mit den beiden zuletzt Genannten stand er auf ,Du'. Sehr hoch schätzte er auch den Grafen Max August v. Loë († 1879) auf Schloß Wissen, der seine Verehrung für Thimus theilte.

Seit dem Jahre 1848 unterhielt Reichensperger einen sehr lebhaften Briefwechsel mit Ministerialdirector Aulike zu Berlin. Auch mit den Geheimräthen Brüggemann, Ullrich, Krätzig, Linhoff und Stieve stand er in vielfachem Verkehr. In der preußischen Hauptstadt war überhaupt der Kreis seiner Freunde und Bekannten ein ungemein weit verzweigter. Als geistreicher und stets heiterer Gesellschafter war der Kölner Appellrath allenthalben gern gesehen: so namentlich bei Fürst Radziwill, Frau v. Radowitz, Friedrich Karl v. Savigny [5], Professor Lepsius, Professor Zinkeisen, Musikdirector Commer,

---

[1] Schäffer, A. Kolping (Münster 1880) S. 273—274. Vgl. auch oben Bd. I, S. 568. 573.

[2] Auch für Jürgens Werk über das Jahr 1848 lieferte Reichensperger wichtige Beiträge. Ueber Frhrn. v. Lerchenfeld s. oben Bd. I, S. 585.

[3] Vgl. über diesen vortrefflichen Mann: Steinles Briefwechsel II, 99.

[4] ,Unter den Auspicien' Reichenspergers wandte sich Bachem der Journalistik zu, zu deren hervorragendsten Vertretern er gegenwärtig gehört.

[5] In einer Gesellschaft bei dem berühmten Rechtslehrer ereignete sich folgende Scene, zu deren Verständniß zu bemerken ist, daß die Vorstellung der dort Verkehrenden oft eine sehr summarische war. Savigny brachte die Rede auf die Lage der Katholiken und die Haltung des Episkopats. Im Laufe der Unterhaltung wies Reichensperger darauf hin, daß im Gegensatz zu frühern unser Jahrhundert fast nur kirchentreue Bischöfe aufweise: ,wir haben z. B. in Deutschland ja nur einen einzigen Judas gehabt'. Bei diesen Worten schnellte ein alter Herr empor, der neben Reichensperger saß, und

Geh. Rath Schmidt, Hermann Wichmann[1], Amtsgerichtsrath Schütte, Gartendirector Lenné, Hermann Grimm, J. M. Firmenich, v. Wangenheim und Pastor Windel[2].

Von preußischen Staatsmännern, welche Reichensperger zu seinen Freunden zählte, sind neben General v. Radowitz und dem jüngern Savigny zu nennen: Regierungspräsident Heinrich v. Wittgenstein, Bundestagsgesandter v. Sydow, Minister v. Bethmann-Hollweg, Staatssecretär Heinrich v. Thile, Geh. Rath v. Bindewald, Oberpräsident Heinrich v. Achenbach, der Staatssecretär des Reichspostamtes v. Stephan und namentlich Justus v. Gruner, der ebenbürtige Sohn des berühmten gleichnamigen Staatsmannes und Patrioten[3]. Von österreichischen Staatsmännern haben nur Max v. Gagern und Bernhard v. Meyer eine Zeitlang mit Reichensperger correspondirt; sehr rege waren dagegen seine Beziehungen zu den Ministern v. Varnbüler und Bertrab (in Rudolstadt).

Ueberaus groß ist die Zahl der Schriftsteller, mit welchen Reichensperger brieflichen Gedankenaustausch pflog. Begreiflicherweise kommen hier in erster Linie die Kunstschriftsteller in Betracht, von welchen besonders zu nennen sind: Schnaase, Hoffstadt, Waagen, S. Boisserée, Fr. Lange, Puttrich, Alex. Freiherr v. Minutoli, v. Quast, v. Hefner-Alteneck, Fr. Blömer, Kreuser, Dr. Straeter, Wolf (in Kalkar), Nordhoff, Dornbusch, v. Endert, Giefers, Streber, v. Wilmowsky, de Roisin, Kratz (in Hildesheim), Konstantin v. Wurzbach, P. Jungmann (der ihm seine ‚Aesthetik' widmete), P. Beissel, Alwin Schultz, L. Scheibler, Firmenich-Richartz, H. Thode, Julius Lessing, Justi, Schnütgen, Aldenkirchen, und last, not least: F. X. Kraus und Fr. Schneider.

Von deutschen Dichtern standen dem Kölner Appellrath nahe: Nadler, der Verfasser des Heckerliedes[4], Guido Görres[5], Eichendorff[6], Oscar v. Red-

---

entfernte sich schleunigst. Jetzt erst erfuhr Reichensperger, daß derselbe der abgefallene Breslauer Fürstbischof Sedlnitzky war.

[1] Im Salon Wichmanns lernte Reichensperger fast alle musikalischen Celebritäten, unter andern auch Jenny Lind, kennen.

[2] ‚Obgleich ich dem Herrn Windel bei weitem nicht so nahe stand,' heißt es in einem Briefe vom 27. September 1890 an Prof. Paulsen, ‚hat dessen Hinscheiden mich doch ergriffen. In mehrfacher Beziehung war er mir werth und interessant, letzteres um so mehr, als er der einzige „Prediger" gewesen ist, welchem ich im Laufe meines langen Lebens näher gekommen bin.'

[3] Beim Tode Gruners (1885) schrieb die ‚Vossische Zeitung': ‚Die politische Entwicklung seit 1866 flößte ihm schwere Bedenken ein. Besonders erregte ihn, den tapfern Protestanten, der Culturkampf, dessen klägliches Resultat er mit wahrhaft prophetischem Blick voraussah. Hier hat der sonst so schweigsame Mann zum öftern mit herzergreifender Mächtigkeit seine warnende Stimme erhoben.

[4] Siehe I, 17 f. [5] Siehe I, 89. [6] Siehe oben S. 304 f.

witz, der Bopparder Pfarrer Berger und Fr. Wilhelm Weber, der Sänger von ‚Dreizehnlinden'.

Unter den Schriftstellern sind zunächst zwei Historiker hervorzuheben, welche durch ihre großdeutschen Interessen mit Reichensperger in Verbindung gebracht wurden: Döllinger und Wuttke. Sodann Alfred v. Reumont, Dompropst Allioli, die Professoren Clemens in Münster, Dieringer, Walter, Lersch, Braun, Floß, Lörsch und H. Hüffer in Bonn, Heinrich, Moufang, Haffner und Hennes in Mainz, Molitor in Speier, Rath Schlosser, Riedermayer, Münzenberger und Koch in Frankfurt a. M., Eduard Michelis, der einstige Kaplan von Erzbischof Clemens August in Luxemburg, L. Kellner in Trier, v. Buß in Freiburg, Justizrath Reinhard und Archivar Eltester in Koblenz, Ennen in Köln, Bellesheim in Aachen, Kiesel in Düsseldorf, Sepp und A. Huhn in München, Freiherr v. Aufseß, der Gründer des Germanischen Museums zu Nürnberg, Freiherr v. Gruben und Professor Endres zu Regensburg, Professor Junkmann in Berlin, Phillips und Sebastian Brunner in Wien, die Convertiten Volk (L. Clarus)[1] und Freiherr v. Haxthausen, endlich die Localhistoriker Wegeler, Ferber, Lisch, A. F. Kruse, Pieler und Heising. Durch seine Mitarbeiterschaft am ‚Literarischen Handweiser' ergab sich ein reger Verkehr mit Franz Hülskamp in Münster.

‚Mir geht immer aufs neue das Erstaunen an,' schrieb anläßlich des Essenwein betreffenden Aufsatzes Professor Paulsen an Reichensperger, ‚was haben Sie für einen unermeßlichen Kreis persönlicher Freunde, an deren Leben Sie theilnehmen, auf das Sie eingewirkt haben; wie klein ist der Theil Ihrer Wirksamkeit, der in dem, was Sie haben drucken lassen, vorliegt!' Diese Worte mögen es rechtfertigen, daß nun auch die ausländischen Freunde Reichenspergers in Betracht gezogen werden. Auch hier blieb er seinem Grundsatze getreu, ‚alle einmal in die Hand genommenen Fäden weiter fortzuspinnen'.

An der Spitze seiner englischen Freunde stehen die beiden Pugin, welchen sich die Architekten Gilbert Scott, de Street, Burges und Williams anreihen. Die Verdienste von Augustus Welby Northmore Pugin, als des Neubegründers der christlichen Kunst in England, hat Reichensperger in seiner Biographie desselben mit begeisterten Worten gefeiert; auch brieflich und mündlich konnte er den Mann nicht genug preisen, dessen ‚Genie gleichsam die Sonne war, welche die Triebkraft aus langem Winterschlaf erweckte, den alten, verschütteten Wurzelstöcken frisch grünende und rasch erstarkende Schößlinge entsprießen machte'.

So sehr Reichensperger Pugin schätzte, höher stellte er den Baumeister der Hamburger Nicolaikirche, Gilbert Scott. Dieser von ‚reinster Begeiste-

[1] Siehe oben Bd. I, S. 226.

rung für die Kunst' erfüllte Mann, ,der Erztypus eines englischen Gentleman', war ,theoretisch und praktisch einer der kräftigsten Beförderer der von Pugin verfochtenen ästhetischen Ideen; als Baumeister erscheint er Pugin überlegen; denn letzterer war wesentlich Ornamentist'. Gern bekannte es Reichensperger, daß er auf die Freundschaft dieses Künstlers stolz sei. Scott nahm auch an der Erhaltung der deutschen Kunstschätze lebhaften Antheil; bereits im Jahre 1846 brachte Reichensperger im ,Domblatt' solche Anregungen des englischen Kunstkenners zur Kenntniß weiterer Kreise.

Enge Beziehungen verbanden Reichensperger auch mit dem englischen Alterthumsforscher John Henry Parker. Mit dem gespanntesten Interesse verfolgte er die Bemühungen dieses auch um die mittelalterliche Kunst hochverdienten Mannes für die Erforschung und Erhaltung der Alterthümer Roms. Parker veröffentlichte keinen Aufsatz, den er nicht sofort an Reichensperger sandte. Dieser gab dem deutschen Publikum eingehend Kunde von den Forschungen des Engländers. Namentlich 1872, als infolge der Occupation Roms zahlreiche Reste der Vorzeit in der Weltstadt bedroht wurden und Parker eine Gesellschaft zur Erhaltung der in Gefahr gekommenen Denkmäler bildete, machte Reichensperger in Deutschland dafür Propaganda, jedoch mit geringem Erfolge. ,Unsere Träger der Wissenschaft', schrieb er, ,scheinen sich am klassischen Alterthum etwas übernommen zu haben und kräftigende Erfrischung in der Atmosphäre der Feuerstein-Periode und der Pfahlbau-Wässer zu suchen, da das Mittelalter wegen seines starken clericalen Beigeschmackes solche Erfrischung nicht zu gewähren vermag.'

Von sonstigen englischen Freunden Reichenspergers seien noch erwähnt Lord Shrewsbury († 1857), Cardinal Wiseman, welcher die Bekanntschaft mit Lord Acton vermittelte, und Cardinal Vaughan. Am nächsten aber stand dem Kölner Appellrath das ,um die Sache der christlichen Kunst hochverdiente' Parlamentsmitglied A. J. Beresford Hope († 1887). ,Seit längerer Zeit', berichtete Reichensperger am 9. März 1855, ,stehe ich mit Beresford Hope in London in ziemlich lebhafter Correspondenz; aus derselben sowohl als aus anderweiten Beziehungen, welche ich zu den englischen Puseyiten habe, glaube ich entnehmen zu dürfen, daß es dort noch immer in einer für uns Katholiken sehr erfreulichen Weise gärt; wenigstens kenne ich in Deutschland keinen Protestanten, zu welchem ich mich in gleicher Weise hingezogen fühle.'

Beresford Hope war begeisterter Gotiker und leitete die englische Zeitschrift ,The Ecclesiologist', das (leider 1869 eingegangene) Organ jener Bewegung innerhalb der anglikanischen Kirche, welche sich bemüht, in liturgischer und künstlerischer Hinsicht die alten, zufolge der Glaubensspaltung vielfach unterbrochenen Traditionen wieder aufzunehmen. Auf diesem Gebiet

war ein weites Feld für den Gedankenaustausch zwischen Beresford und Reichensperger gegeben. Letzterer betheiligte sich selbst an der genannten Zeitschrift und gab wiederholt deutschen Kreisen Kunde von den ihm so sympathischen Bestrebungen der Engländer, ‚das durch wissenschaftliche Forschung zu Tage Geförderte wieder in das Fleisch und Blut des Volkes übergehen zu machen'. Beresford, der Reichensperger auch in Köln besuchte, erwies sich dankbar, indem er als Präsident des königlichen Instituts britischer Architekten sich die Ehre erbat, Reichensperger zum Ehren- und correspondirenden Mitgliede ernennen zu dürfen. Durch das Organ dieser großartigen, das gesamte Bauwesen umfassenden Organisation ward Reichensperger über alle bedeutendern Vorkommnisse auf diesem Gebiete auf dem Laufenden gehalten. Der Briefwechsel der beiden Freunde gestaltete sich zu einem außerordentlich reichhaltigen und interessanten: mit Klagen über mangelnden Kunstsinn der Staatsmänner wechselten Ausbrüche der Freude über endlich errungene Siege der christlichen Baukunst. Von den gotischen Denkmälern und Neubauten in Oxford, Manchester, Glasgow wird der Leser nicht selten in die politische Arena geführt; denn Beresford vergalt die Berichte Reichenspergers über die deutschen Zustände mit noch reichhaltigern Nachrichten über die politischen Vorkommnisse in England. Durch sein Ansehen, seinen Reichthum und seine verwandtschaftliche Beziehung zu Lord Salisbury stand Beresford, zuletzt auch Mitglied des geheimen Raths der Königin, in engster Fühlung mit den leitenden Kreisen der conservativen Partei: die Ansichten dieser Richtung spiegelten sich in seinen Briefen wieder, die viele interessante Einzelheiten zur neuesten Geschichte Englands enthalten. Der Gerechtigkeitssinn Beresfords gegenüber den Katholiken, den auch Montalembert anerkannte[1], bildete neben den gemeinsamen Kunstinteressen ein festes Freundschaftsband, das erst der Tod löste[2].

Ein anderer Sohn Albions, der Reichensperger als treuer Freund zugethan war, gehört in gewissem Sinne Belgien an, wo Reichensperger auch seine Bekanntschaft machte: es ist dies der 1855 in Brügge zur Kirche zurückgekehrte Sir John Sutton (geb. 1820, gest. 1873). Früh in die Schule der Leiden genommen, richtete dieser ausgezeichnete Mann seine Seele nur auf höhere Ziele. ‚Die Kirche in ihrem gnadenspendenden Leben kennen zu lernen, die reiche Entfaltung ihres Cultus zu erfassen, die Kenntniß aller

[1] Ses préjugés puséites ne l'empêchent pas d'être très sympathique pour les catholiques du Continent, heißt es in einem Briefe Montalemberts an Reichensperger vom 4. Mai 1857.

[2] Vgl. oben Bd. I, S. 210, Anm. 1 die citirte Publication: Some impressions etc. Siehe auch oben Bd. I, S. 529. 589 f. Die Briefe Reichenspergers an Hope waren von der Familie des letztern leider nicht zu erhalten.

Zweige der kirchlichen Kunst immer vollständiger sich anzueignen, war sein ausschließliches Streben. Die beiden großen Werke, welche er mit fürstlicher Freigebigkeit ausstattete, nämlich das Missionsseminar für England zu Brügge und die Choralstiftung zu Kiedrich, betrachtete er recht eigentlich als Aufgaben seines Lebens; in ihnen spiegelt sich seine ganze Denkweise wider.'[1] So oft Reichensperger Sutton besuchte, fühlte er sich heimisch angeweht: ‚Sein Haus wie sein Leben sind durch und durch gotisch'.

In Brügge verkehrte Reichensperger vielfach mit einem andern englischen Convertiten, dem verdienten Kunstforscher J. Weale[2]. Die Zahl seiner sonstigen belgischen Freunde ist um so größer, als er lange Zeit fast alljährlich dieses Land besuchte. Obenan stehen unter denselben zwei Männer, welche sich um die Wiederbelebung der christlichen Kunst unvergängliche Verdienste erworben haben: Baron Bethune und Helbig, der verdiente Redacteur der ‚Revue de l'Art chrétien'. An sie reihen sich die Maler Gouffens und Swerts, Kervyn de Lettenhove, Paul Alberdingk Thijm, Baron Haulleville[3], Schollaert, Laforêt, Ch. Woeste, Emanuel v. Croye († 1885), Fürst de Ligne, Professor Thonissen, der Dominikaner Graf Robiano, Msgr. Cartuyvels, der Cardinalerzbischof von Mecheln Sterckx und Staatsminister Dechamps. Ganz besonders ließ sich Reichensperger die Pflege näherer Beziehungen zu dem stammverwandten Holland angelegen sein. Von den dortigen Freunden seien genannt: die Dichter und Schriftsteller Wap[4] in Utrecht und J. Alberdingk Thijm in Amsterdam[5], der Architekt Cuypers, der politische Führer der holländischen Katholiken Schaepman, der Schriftsteller Leo Tepe (v. Heemstede), Bildhauer Mengelberg[6] und die Herren von der Bernulphusgilde[7], endlich Staatsminister Thorbecke, der langjährige Führer der holländischen

[1] Worte des Todtenzettels für Sutton; vgl. auch P. Weiß, B. Herder S. 149, und Reichenspergers Aufsatz über Sutton in der Köln. Volkszeitung vom 11. Juli 1873.

[2] Vgl. über denselben Niedermayer, Mecheln und Würzburg (Freib. 1865) S. 41.

[3] Baron Haulleville schrieb die Vorrede zu der 1867 in Brüssel erschienenen französischen Uebersetzung von ‚Die christl.-germ. Baukunst', die Camille Nothomb besorgte.

[4] Ueber Dr. Wap vgl. Volkshalle 1851, Nr. 59.

[5] Siehe J. A. Alberdingk Thijm, Lettre sur la ligne sacrée à M. le conseiller A. Reichensperger (Amsterdam 1858); vgl. J. A. Alberdingk Thijm als Mensch, Christen, Kunstenaar geschetst in zijne Brieven door Catharina Alberdingk Thijm (Amsterdam 1895) Bl. 269.

[6] An Mengelberg bewunderte Reichensperger besonders die vollendete Kunst, mit welcher derselbe gotische Formen modernen Bedürfnissen anzupassen verstand.

[7] Ein Verein zur Pflege der christlichen, besonders der gotischen Kunst. ‚Die Beziehung zu dieser Genossenschaft', schrieb Reichensperger am 24. Juli 1886 an Leo Tepe, ‚ist mir um so werthvoller, als deren Wirken, wie mich jüngst wieder der Augenschein gelehrt hat, so treffliche Früchte hervorbringt. Eine besondere Bedeutung messe ich dem Zusammenwirken der Utrechter Künstler bei, welche ich bestens von mir zu

Liberalen. Auch mit Minister P. Eyschen in Luxemburg hat Reichensperger vielfach correspondirt. Von italienischen Forschern sind eigentlich nur zwei zu nennen, mit welchen er einen regelmäßigen Briefwechsel unterhielt: Baron Nicola Taccone Gallucci und Graf Edoardo Mella. Letzterer, einer altpiemontesischen Adelsfamilie angehörend[1], war, wie Reichensperger hervorhebt, ‚ein treuer Sohn seiner Kirche, der seinem angestammten Könige in Turin, nicht aber im Quirinal huldigte. Mella, auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und England und durch Studium, insbesondere das der deutschen Kunstliteratur, gründlich vorbereitet, machte sich die Durchforschung und, wo es noth that, die Herstellung der Baudenkmale seiner Heimat zur Lebensaufgabe. In Vercelli, seinem Hauptsitze, während vieler Jahre an der Spitze des dortigen Kunstinstituts stehend, war er unablässig bemüht, das Interesse sowohl der Behörden als das des Publikums für die künstlerischen Schöpfungen des Mittelalters zu wecken und dieselben für die Gegenwart nutzbar zu machen. Publicationen in großer Zahl aus seiner Feder legen dafür Zeugniß ab.‘ Als eine Mella geistesverwandte Persönlichkeit erscheint Baron Nicola Taccone Gallucci zu Mileto in Calabrien. In philosophischen Schriften suchte derselbe gegen die ‚in seinem Vaterlande besonders mächtige, durch die Renaissance in Gang gebrachte naturalistische Strömung‘ anzukämpfen. Die Schriften beider Gelehrten machte Reichensperger als Erster dem deutschen Publikum bekannt.

Eine noch viel weitgreifendere Thätigkeit als geistiger Vermittler konnte der Kölner Appellrath durch seine bedeutungsvollen Beziehungen zu hervorragenden französischen Gelehrten und Kunstforschern entfalten. Man begegnet hier fast all jenen Männern, von welchen die vor etwa einem halben Jahrhundert in Aufschwung gekommene großartige Bewegung nach der monumentalen Kunst des Mittelalters hin ausgegangen ist: einem Didron, Caumont, Darcel, Verneilh, Lassus, Viollet-le-Duc, Verdier, Rio, Montalembert[2].

---

grüßen bitte.‘ Ebenso große Theilnahme schenkte Reichensperger der Genter Gilde de St. Thomas et de St. Luc; vgl. seinen Brief vom 21. September 1875 im ‚Bien public‘ 1875, Nr. 291. Reichensperger war Ehrenmitglied dieser Gesellschaft wie der Bernulphusgilde.

[1] Geboren 1808, gestorben 1884; vgl. den Nekrolog in der Zeitung ‚La Nuova Vercelli‘ 1884, Nr. 6.

[2] Ueber Reichenspergers Beziehungen zu Failly s. oben I, 78 ff. Die Zahl geistvoller Franzosen, mit welchen der Kölner Appellrath vorübergehend verkehrte, ist so ausgedehnt gewesen, daß ich hier von einer Aufzählung Abstand nehmen muß. Nur einer sei genannt: Augustin Cochin, der mit Montalembert innig befreundete Verfasser der ‚Espérances chrétiennes‘, herausgegeben von H. Cochin, 2e édit. Paris 1884.

Mit den meisten der Genannten hatte Reichensperger schon sehr frühe, namentlich während seines Trierer Aufenthaltes, freundschaftliche Beziehungen angeknüpft, welche er dann eifrig pflegte. Als die alten Freunde, denen nahegetreten zu sein Reichensperger stets als eine besondere Gunst des Himmels pries, dahingegangen, knüpfte er mit den Nachfolgern derselben einen Briefwechsel an, so namentlich mit Robert de la Sizeranne, Albert de Boys und Professor Victor Müller[1].

In Arcisse de Caumont (1802—1873), dem Urheber der archäologischen Congresse, verehrte Reichensperger mit Recht den eigentlichen Bahnbrecher für die Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunst in Frankreich; zeitlebens gedachte er mit besonderer Wärme des Mannes, der sein ganzes Vaterland durcheilte, um zu retten, was von alter Kunst noch zu retten war[2]. Wiederholt traf er mit Caumont persönlich auf den von diesem veranstalteten Congressen zusammen, so zu Nancy, Lille, Trier, Dünkirchen und Metz[3].

Mit Adolphe Napoleon Didron (1806—1867) hatte der Kölner Appellrath schon durch den Umstand besondere Berührungspunkte, daß dieser französische Archäologe gleichfalls von Hause aus Jurist war und bei seinen Kunstbestrebungen vorwiegend praktische Ziele verfolgte, wie sich dies durch die Gründung von Anstalten für kirchliche Glasmalerei und für mittelalterliche Metallarbeiten zeigte. An den von Didron herausgegebenen ‚Archäologischen Annalen' arbeitete Reichensperger längere Zeit mit; er sah in dieser Zeitschrift ‚eines der bedeutungsvollsten Symptome der von Frankreich so hervorragend geförderten rückläufigen Bewegung, welche über die Dämme, die der Classicismus und die Akademie aufgeschüttet, zurück nach der glorreichsten Periode der gesamten Kunstgeschichte strömte'. Nicht einverstanden war Reichensperger damit, daß Didron nur das dreizehnte Jahrhundert als Vorbild gelten lassen wollte. Auch mahnte er mit Recht seinen französischen Freund, ‚die Geißel etwas weniger rücksichtslos zu handhaben oder doch wenigstens nur gegen diejenigen, welche sich als principielle Gegner zu erkennen gäben'. Bei Verdier lobte es Reichensperger vor allem, daß derselbe die Bedürfnisse des Lebens im Auge behielt und sich fernhielt ‚von jener pedantischen Gelehrt-

[1] Vgl. unten Kapitel 12. Wie hoch man in Frankreich Reichensperger schätzte, geht daraus hervor, daß die Regierung auf eine Anregung Montalemberts ihn zum Mitglied des Comité des arts et monuments ernannte. Auch das Institut des provinces de France, das Comité flamand zu Dünkirchen, die Société pour la conservation des monuments des H. de Caumont und die Metzer Akademie erwählten ihn zu ihrem Mitgliede.

[2] Vgl. de Robillard de Beaupaire, M. de Caumont. Sa vie et ses œuvres (Caen 1874) p. 45 ss. Siehe auch Montalembert, Œuvres VI, 326, und Kraus, Geschichte der christl. Kunst I, 23.

[3] Vgl. oben Bd. I, S. 198 f. 519.

thuerei wie von jenem superklugen Kriticismus, womit unsere Classicisten ihre Unfruchtbarkeit zu bemänteln suchen'. Mit einer stattlichen Reihe von französischen Architekten und Kunstfreunden wurde Reichensperger im April 1856 zu Lille bekannt anläßlich der Prüfung der Entwürfe für den Bau der dortigen Liebfrauenkirche (Notre Dame de la Treille). Die Jury bestand aus den Herren de Contencin, de Caumont, Didron aîné, Martin S. J., Reichensperger, Denjoy, Questel, Lemaistre d'Anstaing. Sie ertheilte den ersten Preis an Henri Clutton und William Burges aus London, den zweiten an Georges Edmund Street aus Oxford, den dritten an Jean Baptiste Antoine Lassus zu Paris. Reichensperger fand in Lille gastliche Aufnahme im Hotel des Baron de Courcelles; er schloß dort Freundschaft mit dem Grafen de Caulaincourt, der noch heute in der genannten Stadt eine Haupttriebfeder bei allen bonnes œuvres ist.

Von dem ersten Wiederhersteller der Pariser Notre-Dame-Kathedrale, dem zu früh verstorbenen Lassus (1806—1857), entlehnte Reichensperger einen seiner Lieblingssprüche: L'éclecticisme est la plaie de l'art.

In vielfachen Beziehungen, jedoch keineswegs in einem Freundschaftsverhältnisse stand Reichensperger zu dem bekannten Architekten und Kunstschriftsteller Viollet-le-Duc (1814—1879). So sehr er den Geist und die Thätigkeit dieses außergewöhnlichen Mannes schätzte, so glaubte er doch zu bemerken, daß es Viollet an tiefer Ueberzeugung fehle, daß ihm die Kunst nicht zugleich Herzenssache sei. Um so inniger war seine Verehrung und Liebe zu jenen beiden Wiedererweckern der christlichen Kunst in Frankreich, ,deren Auge vorzugsweise auf das eigentliche Lebensprincip dieser Kunst, die geoffenbarte Religion, und auf die durch den Weltheiland gestiftete Kirche gerichtet war': zu Rio und Montalembert. ,Die glänzende, siegreiche Beredsamkeit Montalemberts und das unermüdliche, alles Detail des Gegenstandes umfassende Studium Rios ergänzten sich,' wie Reichensperger betonte, ,auf das glücklichste.' [1]

Mit Rio, dem feinsinnigen Aesthetiker und geistreichen Diplomaten, hatte Reichensperger bereits 1849 in Frankfurt Freundschaft geschlossen [2]. Das Streben nach Erfassung und Durchdringung des christlichen Kunstideals, dem dieser edle Mann die beste Kraft seines Lebens widmete, mußte ihn innig mit Reichensperger verknüpfen. Als Rio sein großes Werk über die christliche Kunst in Italien, die Frucht dreiunddreißigjähriger Mühen, veröffentlichte, führte der Kölner Appellrath dasselbe durch eine geistvolle Besprechung in Deutschland

[1] Ueber die von Rio und Montalembert in Frankreich eingeleitete Reaction zu Gunsten der christlich-mittelalterlichen Kunst handelt kurz, aber sehr treffend Kraus, Geschichte der christl. Kunst I, 22 f.

[2] Vgl. oben Bd. I, S. 244. 288 f.

ein. Die energische Betonung des christlichen Standpunktes, die scharfe, oft allerdings einseitige Hervorhebung der heidnischen Elemente der Renaissance stimmte ganz zu den Ansichten Reichenspergers, der jedoch die Betonung der maßgebenden Bedeutung der Architektur für das Kunstleben in der Arbeit des Freundes vermißte.

Noch früher als mit Rio war Reichensperger mit Montalembert, dessen Denkart vielfach germanisches Gepräge trug, in Verbindung getreten[1]. ‚Meine Thätigkeit und meine ersten Schriften für den Dombau führten uns zusammen.‘[2] Wie dies bei dem gleichen Streben der beiden Männer und der geistigen Verwandtschaft derselben nicht anders sein konnte, entwickelte sich bald eine innige Freundschaft, die durch einen überaus regen Briefwechsel gepflegt wurde. Nicht weniger als 66 inhaltreiche Schreiben von der Hand des französischen Grafen aus den Jahren 1847—1870 finden sich in Reichenspergers Nachlaß; mehrere derselben sind förmliche kleine Abhandlungen, alle ausgezeichnet durch eine klassische Sprache, durch eine glühende Begeisterung für die Sache der Kirche und der Freiheit. Fast das halbe Leben Montalemberts wird in diesen kostbaren Reliquien beleuchtet.

Wie hoch Reichensperger den genialen und unermüdlichen Vorkämpfer der französischen Katholiken schätzte, hat er noch zu Lebzeiten desselben ausgesprochen: ‚Als politischer Charakter hat der Graf Montalembert die verschiedenste Beurtheilung zu erfahren gehabt. Schon weil er nicht bloß für die politische Freiheit, sondern zugleich für die Freiheit und das Recht der Kirche eintrat, weil er die Freiheit weder durch die Staats- noch durch die Majoritäts-Omnipotenz, sondern wesentlich durch das Princip der Autonomie gesichert erachtete, also zu den sogen. Ultramontanen zählte, wurde er von der unbedingt reactionären Partei als Revolutionär, von der unbedingt fortschrittlichen als Reactionär stigmatisirt. Stets treu dem Wahlspruche: „Die freie Kirche im freien Staate“[3], hat er, der Schrift nicht minder mächtig als der Rede (selbst ein gegnerisches Blatt, das „Journal des Débats“, nannte den Grafen einen „Fürsten der Tribüne“), auf den verschiedensten Gebieten Impulse gegeben, deren Tragweite nicht zu berechnen ist.‘[4]

---

[1] Von seiner Mutter und seiner in England verbrachten Jugend haftete Montalembert etwas Angelsächsisches an; vgl. Vicomte de Meaux, Montalembert. Paris 1897.

[2] Autobiographisches Fragment.

[3] In einem Aufsatz in der ‚Revue générale‘ 1870 II, 582 betonte es Reichensperger nachdrücklich, daß er die obige Formel nur im Sinne Montalemberts, nicht in demjenigen Cavours verstanden wissen wollte.

[4] Für das politische Wirken Montalemberts verwies Reichensperger mit Recht auf die den gesammelten Schriften des Grafen vorangestellte Selbstcharakteristik, in welcher derselbe ‚mit unumwundener Aufrichtigkeit, deren gewöhnliche Geister nicht fähig sind, seinen Lebens- und Ideengang vor aller Welt‘ enthüllt hat. Neben den Reden

Reichensperger hatte die Bedeutung Montalemberts bereits erkannt, als viele in demselben nicht mehr als den Erzähler frommer Legenden, den Schwärmer für gotische Denkmäler und altdeutsche Kunst sahen. Die Kunst hatte das Freundschaftsband geknüpft[1]: in den politischen Kämpfen der Folgezeit ward es für alle Zeiten geschmiedet. Seit dem denkwürdigen Tage, an welchem der junge Graf mit der Unerschrockenheit eines Stephanus vor einer Versammlung von Voltairianern, Gallikanern, Jansenisten und Doctrinären mit ergreifenden Worten sein Programm formulirt hatte, gehörte ihm das ganze Herz Reichenspergers. Unauslöschlich blieben in demselben die herrlichen Worte Montalemberts eingegraben: ‚Wir lieben die Freiheit mehr als jegliches Ding auf Erden und unsere katholische Religion noch mehr als diese Freiheit. Wir wollen nicht Heloten sein inmitten eines freien Volkes. Wir sind die Nachfolger der Martyrer, und wir werden nicht zittern vor den Nachfolgern Julians des Apostaten.‘

Mit welch inniger Theilnahme der große Vorkämpfer für kirchliche und politische Freiheit der analogen Thätigkeit Reichenspergers im preußischen Parlament folgte, hat die vorhergehende Darstellung gezeigt[2].

Reichensperger nahm nicht minder lebhaften Antheil an den Kämpfen, Siegen, Mühen und Enttäuschungen seines edeln Freundes. Man müßte einen großen Theil der Biographie Montalemberts schreiben, um im einzelnen darzulegen, wie sein Kölner Freund auf ihn eingewirkt und seine Bestrebungen gefördert hat[3]. Abgesehen von einzelnen Punkten, wie z. B. der Beurtheilung Oesterreichs und der Polenfrage[4], stand Reichensperger in politischer und kirchlicher Hinsicht im großen und ganzen auf der Seite des französischen Grafen. Das katholisch-freisinnige Programm, welches Montalembert 1852 gegenüber dem Absolutismus, dem Cäsarismus Napoleons in seiner Schrift ‚Die katholischen Interessen im neunzehnten Jahrhundert‘ niederlegte, fand seinen un-

---

Montalemberts empfahl Reichensperger jungen Leuten vor allem die 1874 veröffentlichten Jugendbriefe des Grafen. ‚Sie zeigen uns,‘ schrieb er, ‚wie alle die großen Eigenschaften, welche den Mann zierten, schon in dem Jünglinge lagen, von ihm sorgfältig gehegt und großgezogen wurden. Es spiegelt sich in ihnen neben seltener Reinheit des Herzens feste, treue Hingebung an die katholische Lehre, glühende Liebe zum Vaterland und zu wahrer Freiheit. Wir sehen hier die Blüthen, woraus die Früchte seines spätern Lebens sich entwickelten. Möchten recht viele junge Leute sich in diesem Spiegel beschauen, und wenn auch nicht viele Montalemberts werden können, wenige so edel gearteten Wesens sind, so können sie doch darin einen Sporn finden, wenigstens Männer aus sich zu machen ohne Furcht und Tadel.‘

[1] Vgl. oben Bd. I, S. 226. [2] Vgl. oben Kapitel 7.

[3] Ich beabsichtige, nach dem vollständigen Erscheinen der großen Biographie Montalemberts auf diese Dinge zurückzukommen.

[4] Vgl. oben Bd. I, S. 469 f.

bedingten Beifall. Mit Begeisterung pries er jene Edeln, ‚die mitten in dem Bangen, Flüchten und Rennen unerschüttert mit fester Hand das Banner der Freiheit halten, die unbeirrt durch alle Excesse, welche auf den Namen derselben begangen worden sind, nach wie vor einen Leitstern im Gewirr der Tagespolitik darin erkennen, den sie nicht aus den Augen lassen.‘ ‚An der Spitze dieser Freiheitsphalanx‘, schrieb er Anfang 1853, ‚kämpft der edle Graf von Montalembert. Mit der ganzen Macht seiner hinreißenden Rede sucht er die Zaghaften zu ermuthigen und wiederum um die alte Devise zu sammeln: Die Religion bedarf der Freiheit, die Freiheit bedarf der Religion.‘ Es entsprach durchaus Reichenspergers Anschauung, wenn Montalembert betonte: ‚Die Freiheit ist es, welcher wir die wunderbaren, unerwarteten Erfolge der katholischen Sache zu danken haben. Ueberall ist der Kampf zum Vortheil der Kirche ausgeschlagen, auf den Tribünen von Westminster, des Palais Bourbon (die Deputirtenkammer) und des Luxembourg (die ehemalige Pairskammer) bis zu den Gefängnissen der Erzbischöfe von Köln und Posen: der Kampf aber ist auf die Länge unmöglich ohne Freiheit. Ja, die politische Freiheit war die Schutzwache und das Werkzeug der katholischen Wiedergeburt Europas. Ueberall trat diese Wiedergeburt um so vollständiger und rascher ein, je aufrichtiger und ernster die Freiheit war.‘ Mit dem französischen Grafen schied Reichensperger scharf die wahre und die falsche Freiheit; mit ihm betonte er: ‚Jede Schutzwehr gegen den Absolutismus, gegen die unbeschränkte Gewalt des Menschen über den Menschen, ist ein Fortschritt zum Bessern.‘ Auch darin stimmte er mit Montalembert überein, daß alles aufzubieten sei, damit die in jenen Tagen ‚nothwendige und legitime Reaction gegen die revolutionäre Demokratie nicht in eine Reaction gegen die gesunde, vernünftig geregelte Freiheit ausarte.‘ Da Montalembert sich zunächst über diesen in Frankreich drohenden Rückschlag mit großer Zurückhaltung äußerte, fühlte sich Reichensperger gedrungen, in der ‚Volkshalle‘ ein offenes Wort darüber zu reden und wenigstens auch ‚einmal auf die Kehrseite des Bildes hinzuweisen, welches uns die Panegyristen von der Schule des „Univers“ in so strahlendem Lichte zu zeigen pflegen. Diese Panegyristen,‘ schrieb er zu Anfang des Jahres 1853, ‚denen sich wohl auch, wie gewöhnlich in solchen Fällen, eine Anzahl von Sophisten beigesellt, werden nicht fertig, von den großen und segensreichen Diensten zu reden, welche die gegenwärtige Regierung der katholischen Sache wie dem Heiligen Stuhle geleistet habe und fortwährend leiste. Was hat denn aber, fragen wir, seit dem 2. December 1851 der neue Imperator in Wirklichkeit für die Kirche gethan? Wir sehen uns vergebens nach Thatsachen um. Man wird vielleicht auf die Zurückstellung des Pantheons hinweisen: dieser gewiß sehr rühmliche Act hat aber durchaus keine principielle Bedeutung und war überdies bereits längere Zeit

vor dem Staatsstreich durch den damaligen Cultusminister Giraud eingeleitet, denselben, welcher später das Opfer seiner Gewissenhaftigkeit wurde, indem er gegen die Spoliation der Familie Orleans seine Stimme abgab. Was alles vor dem 2. December im Interesse der Kirche und für den christlichen Unterricht geschehen ist, war vorzugsweise das Werk jener großen conservativen Partei, unter deren Führern der Graf v. Montalembert einer der ersten, wenn nicht der erste war. Diese conservative Majorität war es, die den damaligen Präsidenten der Republik die rechten Wege führte oder ihn doch in denselben hielt, sobald es sich um religiöse Interessen handelte; sie war es, welche die Expedition nach Rom veranlaßte und es hinderte, daß sie nicht in eine Gewaltmaßregel gegen das Oberhaupt der Kirche umschlug, wie sie der bekannte Brief an den Obersten Ney schon in Aussicht stellte; sie war es, welche der Freiheit des Unterrichtes die Bahn brach, welcher Freiheit seitdem das Decret vom 30. März 1852 sich schon wieder als Hemmniß entgegengestellt hat.' [1]

Gegenüber Veuillot, dem ,Univers' und den französischen ,Hofkatholiken' stand Reichensperger unentwegt zu Montalembert und seinem Organ, dem ,Correspondant'. ,Zu allem Glücke', schrieb er am 24. December 1857, als der ,Univers' einen förmlichen Feldzug gegen Montalembert eröffnet hatte, ,stehen Sie viel zu hoch, um von seinen Geschossen erreicht werden zu können; dieselben fallen vielmehr auf Herrn Veuillot zurück. Möge nur Ihre Gesundheit sich wieder vollkommen herstellen, im übrigen bin ich unbesorgt für Sie und vertraue ich auf die Zukunft. Droit et avant!' [2] Auch gegen deutsche Veuillots sprach sich Reichensperger, dem nichts verhaßter als das maßlose Treiben von Heißspornen war, wiederholt aus [3]. Nach wie vor gehörten seine Sympathien jener freisinnigen Richtung innerhalb des französischen Katholicismus, welche neben Montalembert die Mitarbeiter des ,Correspondant', vor allen de Falloux, de Broglie, Lacordaire, Cochin, Foisset, vertraten. Reichensperger charakterisirt einmal diese Richtung als die Gegner des Despotismus, ,welche Maske er auch immer vorhalten mag'. ,Sie gehen von der Ueberzeugung aus, daß alle Arten desselben sich innerlich verwandt sind, daß das Recht keine Garantie mehr hat, sobald die herrschende Gewalt, möge sie nun den Namen Louis XIV. oder Convent oder Graf Cavour führen, keinerlei Grenze mehr anerkennt.' ,Ich kann überhaupt nicht zu oft auf die Versicherung zurückkommen,' heißt es in

[1] Volkshalle 1853, Nr. 3.

[2] Mit Bezug auf das Vorgehen Napoleons III. gegen den ,Correspondant' schrieb Reichensperger am 31. December 1861 an Montalembert: ,Es ist die Stimme des Gewissens der französischen Nation, welche durch dieses Organ zu einem andern Gewissen spricht, das, so verhärtet es auch immerhin sein mag, doch unmöglich die Wucht der Anklagen gänzlich ignoriren kann.' [3] Vgl. oben S. 257 f.

einem Briefe vom 5. Mai 1858, ‚daß dasjenige, was Sie mit Hilfe gleichstrebender Freunde angepflanzt haben, in fremden Landen jetzt Früchte trägt, während in Ihrer Heimat Winterszeit ist. Aber auch letzteres ist zuviel gesagt; man braucht nur den „Correspondant“ im Auge zu behalten, um sich davon zu überzeugen, daß die geistige Bewegung nach dem rechten Ziele hin nicht nachläßt; vielleicht gewinnt sie sogar durch die entgegenstehenden Hemmnisse an Intensität und Elasticität. Jedenfalls kann man den Muth und das Vertrauen in die Zukunft Frankreichs nicht verlieren, wenn man diese Elite von Geistern an sich vorüberziehen sieht, welchen der „Correspondant“ als Foyer dient. Ich hoffe, daß er sich immer mehr Bahn auch in unsere Leserkreise bricht, und verabsäume keine Gelegenheit, um darauf hinzuarbeiten.‘ In einem andern Briefe betont Reichensperger, welchen Werth er auf den ‚Correspondant‘ lege, hinzufügend: ‚Sie haben um dieses Unternehmen eine Art literarischer „katholischer Fraction“ in einem neuen, weit höhern Sinne des Wortes gruppirt, deren Action zu höchst bedeutenden Resultaten führen muß, indem sie die vor allem nothwendige moralische Grundlage zu dem Baue der Zukunft legt.‘

In einem Briefe aus dem Herbste des Jahres 1863 kennzeichnet Reichensperger seine Stellung zu dem französischen Freunde dahin, daß sich seine Grundanschauungen gewissermaßen an denen Montalemberts ‚emporgerankt haben‘. Mit dem edeln Freimuth und der Bescheidenheit, die Reichensperger eigen waren, fährt er dann fort: ‚Da Sie aber gestatten, daß der Schüler den Meister kritisirt, so sei bemerkt, daß ich Ihre Verehrung für den König Leopold und dessen Regierungsmaximen nicht ganz theilen kann, und daß ich allenfalls gewünscht hätte, Sie wären der Demokratie, wie sie einmal leibt und lebt, noch etwas schärfer zu Leibe gegangen, um jedes Mißverständniß unmöglich zu machen. Unsere Demokratie, wenigstens soweit sie auf der politischen Bühne erscheint, ist nichts als ein verlarvter Despotismus[1], der nach der Macht strebt und nach weiter nichts, jedenfalls nicht nach etwas Hohem, Edlem, Christlichem.‘ Diese Bemerkungen bezogen sich auf die Worte, die Montalembert auf dem großen Congresse zu Mecheln gesprochen hatte. In einem Briefe vom 15. October kommt Reichensperger nochmals auf diese Versammlung zurück, der er leider aus Gesundheitsrücksichten hatte fernbleiben müssen. ‚Alle Theilnehmer an dem Congresse, die ich über die Verhandlungen sich habe äußern hören,‘ schreibt er, ‚waren darüber einverstanden, daß Ihre Vorträge die höchsten Glanzpunkte desselben gebildet hätten, selbst diejenigen nicht ausgenommen, deren politische Richtungslinie im allgemeinen nicht mit der Ihrigen zusammenfällt. Sind damit die Meinungsverschiedenheiten im katholischen

[1] Von Montalembert unterstrichen.

Lager auch keineswegs ausgeglichen, so ist dadurch doch jedenfalls das in necessariis unitas zu lebendigem Bewußtsein gekommen, wie es sich denn überhaupt wesentlich unter allen Wohlmeinenden nur noch um die Frage handelt, wie weit das gewiß auch von Ihnen concedirte in dubiis libertas seine Grenzen erstrecken darf. Diese Frage aber kann sich, der Natur der Sache nach, nur sehr allmählich klären, und wir müssen meines Erachtens namentlich auf dem politischen Gebiete bis dahin viel Geduld wechselweise beanspruchen, der eine freilich mehr, der andere weniger, und bis zum Beweise des Gegentheils uns einander die bona voluntas zutrauen.'

Als sich später Montalembert im edelsten Eifer weiter treiben ließ, als es mit katholischen Grundsätzen und Interessen harmonirte, blieb Reichensperger auf der Seite seines alten Freundes. Er war fest davon überzeugt, daß die treue und begeisterte Liebe zur katholischen Kirche, welche die Richtschnur in Montalemberts Leben war, einzig und allein auch seine letzten Kundgebungen eingegeben habe. Indessen hütete er sich, überschwängliche der Mißdeutung fähige Ansichten auszusprechen; sein kälteres Naturell und das Bewußtsein, wie schwierig volle philosophische Klarheit über das Verhältniß von Freiheit und Autorität zu erlangen sei, hielten ihn zurück; infolgedessen gerieth er auch nicht in jene schwierige und kritische Situation, welche die letzte Lebenszeit seines enthusiastischen Freundes so sehr trübte. An allem Leid aber, das sein edler Freund durchzukosten hatte, nahm er denselben innigen Antheil wie früher an den Triumphen desselben. ‚Sie sind der Nachfolger unseres Görres geworden,' heißt es in einem Trostbriefe an den Freund, ‚nur daß Ihre Stimme noch weiter reicht. Auch an schweren Prüfungen fehlt es Ihnen so wenig als ihm. Möge Gott Ihnen die gleiche physische Kraft und Ausdauer verleihen!' Leider sollte dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen; inmitten der Aufregungen, welche das Vaticanische Concil mit sich brachte, verlor er den Freund, dessen ‚Fahne zu folgen' er gewohnt gewesen[1]. ‚Ein tiefer Riß in meinen geistigen Verkehr!' ruft Reichensperger schmerzbewegt in seinem Tagebuch aus. ‚Jetzt wird der Todte mit Lobpreisungen selbst von solchen überhäuft, welche ihn lebend schmähten.'

Als 1872 die ‚liberale' Presse in ihrem Kampfe gegen die Jesuiten die Autorität Montalemberts auszubeuten versuchte, indem sie denselben zu einem heftigen Feind der Jesuiten überhaupt stempelte, glaubte Reichensperger nicht schweigen zu dürfen. Das ihm ‚so überaus theuere Andenken an den Verstorbenen' wie ‚das allgemeine Interesse der Wahrheit' veranlaßten ihn zu

[1] Das letzte Schreiben Montalemberts, datirt ‚Paris, 2. Februar 1870', schließt mit den Worten: Je suis heureux de me sentir d'accord comme toujours avec vous et en me recommandant comme toujours à votre bonne prière Ch. de Montalembert. Montalembert starb am 13. März 1870.

einer nähern Darlegung. Es handelte sich um Stellen aus einer von Montalembert 1869 nur an wenige vertraute Freunde versandten Abhandlung: ‚Spanien und die Freiheit‘, gegen deren Publication zuletzt bei dem Verfasser selbst ernste Bedenken aufgestiegen waren. Ohne jede Ermächtigung hatte ein ungenannter Jesuitenfeind aus dieser Schrift nur jene schneidend scharfe Kritik abgedruckt, in welcher sich Montalembert gegen die Jesuiten der ‚Civiltà cattolica‘ wandte. Reichensperger kennzeichnete die ‚unloyale, um nicht zu sagen perfide Isolirung des publicirten Bruchstückes‘, indem er andere Stellen der betreffenden Abhandlung mittheilte, wozu er von dem Verstorbenen ermächtigt worden war. In denselben spricht sich Montalembert nicht nur sehr warm für die spanischen Jesuiten aus, er betont ausdrücklich, daß er trotz seiner Opposition gegen die ‚Civiltà cattolica‘ ‚der Freund aller Jesuiten als Genossenschaft und vieler einzelner Jesuiten im besondern sei‘.

Man steckte damals ‚die derbe Lection ohne Murren ein‘; aber bereits vier Monate später brachte die ‚Kölnische Zeitung‘ aus der erwähnten, von Montalembert nie der Oeffentlichkeit übergebenen Schrift eine Anzahl von Stellen über die spanische Inquisition und versuchte, die treu katholische Gesinnung des großen Vorkämpfers der französischen Katholiken zu verdächtigen und so etwas wie einen Altkatholiken aus demselben zu machen. Sofort erschien auch jetzt Reichensperger wieder auf der Arena, um für die Ehre des Freundes einzutreten, der sich selbst nicht mehr vertheidigen konnte.

Gegenüber der von der ‚Kölnischen Zeitung‘ beliebten Unterscheidung von Katholicismus, römischer Kirche und Jesuitismus bemerkte er: ‚Wir glauben in dem Manne, der als Jüngling schon in der ersten Reihe der glorreichen Kämpfer für die Freiheit der katholischen Kirche stand, dessen Antheil an der Wiederherstellung des Kirchenstaates (1849) gewiß nicht der kleinste war, der, trotz der kirchlichen Kämpfe, die den Abend dieses reichen Lebens trübten, in seiner Todesstunde den Segen Pius’ IX. erbat und erhielt, der in seiner letzten Schrift die Worte gebraucht: „In den Augen der Wortführer der französischen Demokratie bin ich ein Jesuit und werde es stets bleiben“, wir glauben, in der Seele dieses Mannes hat eine grundsätzliche Unterscheidung jener drei Seiten niemals dauernd Platz gegriffen. Wir wollen auf die Frage, ob Montalembert sich dem „Idole des Vaticans“ unterworfen haben würde oder nicht, keine Antwort geben; gehört sie doch in eine Klasse mit den berühmten Problemen: was Alexander der Große gethan haben würde, wäre er nicht so früh gestorben, oder Hannibal, hätte er nur länger gelebt. Eine solche Frage bildet nur den ersten Schritt auf jener abschüssigen Bahn, an deren Ende man aus Dante und Walther von der Vogelweide das nöthige Licht holt, um das Decret vom 18. Juli 1870, den Kanzelparagraphen oder die Reform der Schulgesetzgebung zu beleuchten.

,Wie Montalembert im Leben dachte? Gegen Anfang der sechziger Jahre nannte er im Hinweis auf seine Unterwerfung unter Gregor XVI. in der Sache des „Avenir" den Heiligen Stuhl le seul pouvoir devant lequel on grandit en s'inclinant: die einzige Macht, vor der sich zu beugen uns erhebt. Und kurz vor seinem Tode, nach Eröffnung des Concils, in der Zeit der größten Aufregung sprach er: „Ich werde nichts zurechtlegen. Ich werde meinen Willen unterwerfen, wie man denselben in Glaubenssachen zu unterwerfen hat."'

Am Schluß betonte Reichensperger: ,So viel ist sicher: von dem Tage an, wo die „Kölnische Zeitung" den „berühmten Aufsatz" ganz zu lesen bekommt, geht sie gewiß nicht mehr mit seinen Fetzen hausiren.'

Wahrscheinlich im Glauben, daß die ersten mißglückten Versuche in Vergessenheit gerathen seien, ließ man 1875 die nicht veröffentlichte Schrift Montalemberts abermals auftauchen. In gerechter Entrüstung schrieb Reichensperger in der ,Kölnischen Volkszeitung': ,Die nicht auf der Höhe der modernen Culturkämpfer stehenden, noch auf Ehrlichkeit und Loyalität in der althergebrachten Bedeutung dieser Worte etwas haltenden Leser werden es kaum glauben können, daß die nämlichen Leute, welche alle ihre Künste aufbieten, um den ruhmreichen Namen des Grafen Montalembert in ihrem Interesse auszubeuten, kein Bedenken tragen, in gröblichster Weise seinen letzten Willen zu verachten, ja sich sogar nicht entblöden, eine von ihm hinterlassene Schrift, auf welche sie nicht das mindeste Recht haben, durch Verstümmelung derselben („mit einigen wenigen Auslassungen" sagt der „Deutsche Merkur", das Centralorgan der Altkatholiken, in seiner Nr. 13) der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es wird dieses Verfahren anderwärts näher beleuchtet und eingehender charakterisirt werden. Hier soll vorläufig nur einiges folgen, was schon für sich allein geeignet sein möchte, den Beweis zu liefern, daß ein Abgrund den edeln Grafen von denjenigen trennte, welche, zur Zeit den Liberalismus im Schilde führend, den nicht bloß gefahrlosen, sondern sehr rentabeln „Kampf gegen Rom" führen.'

Die von Reichensperger mitgetheilten Aussprüche beweisen in der That sonnenklar, daß Montalembert als treuer Sohn der römisch-katholischen Kirche gelebt hat und gestorben ist. Trotzdem gaben die Altkatholiken den Versuch nicht auf, den glänzenden Namen Montalemberts sich anzueignen. Ueber den Urheber dieser Manöver konnte kein Zweifel bestehen. Am 1. Januar 1876 brachte die ,Kölnische Volkszeitung' an der Spitze des Blattes einen von Reichensperger verfaßten Artikel ,An die Adresse des Herrn v. Döllinger'. In den schärfsten Worten wird es hier gebrandmarkt, daß man sich nicht scheute, als angebliches politisches Testament Montalemberts zu verbreiten ,ein Conglomerat von verstümmelten Bruchstücken aus den Correcturbogen einer

Schrift desselben („L'Espagne et la liberté'), von deren Veröffentlichung der Verfasser Abstand genommen hatte. Obgleich die vom Grafen Montalembert bestellten Executoren seines Testamentes in öffentlichen Blättern diese Veröffentlichung als einen schmählichen Vertrauensmißbrauch bezeichnet hatten, erschien doch im Laufe dieses Jahres abermals ohne deren Einwilligung in einer Londoner Zeitschrift eine schon durch gewisse Weglassungen als tendenziös sich kundgebende Uebersetzung jener Schrift, und demnächst brachte der „Deutsche Merkur", das Organ der Altkatholiken, Bruchstücke einer zwischen dem Grafen während seiner letzten Lebensjahre und dem Professor v. Döllinger gepflogenen Correspondenz.'

Zur Beleuchtung der Döllingerschen Publication zog Reichensperger die Erklärung derjenigen heran, welchen Montalembert durch eine formelle Klausel seines Testamentes seine Correspondenzen und seine noch nicht veröffentlichten Papiere anvertraut hatte. Das Verfahren Döllingers wird hier als Vertrauensmißbrauch gekennzeichnet. ‚Daß die schiffbrüchigen Altkatholiken', bemerkte Reichensperger am Schlusse seines Aufsatzes, ‚zu den verzweifeltsten Mitteln greifen, um sich noch möglichst über Wasser zu halten, mag nicht sonderlich befremden; kaum begreiflich und jedenfalls höchst beklagenswerth aber erscheint es, wenn von solcher Seite her, wo man die Anhänger der neuen Secte als servile Handlanger des Staatsabsolutismus zu brandmarken sich bemüht, dem zuvor bezeichneten Treiben derselben Vorschub geleistet wird. In solche Lage hat sich leider unter andern die Redaction des „Univers" begeben, indem sie unter dem 28. October 1875 einen Theil der aus ihrem historischen Zusammenhange gerissenen, mittels Vertrauensmißbrauchs vor das Publikum gebrachten brieflichen Aeußerungen des Grafen Montalembert in weitere Kreise trug. Wir enthalten uns des Eingehens auf den Commentar, womit der „Univers" die dem Organ der Altkatholiken entlehnten Schriftstücke begleitet, in der Ueberzeugung, daß die durch den Glauben an unsere heilige Kirche Verbundenen derselben keinen schlechtern Dienst leisten können als durch wechselseitiges Verdächtigen und Umherzerren, zumal in Zeitungsblättern, welche auf Lehrautorität nicht den geringsten Anspruch haben. Nur allzuoft wird man unwillkürlich an die letzten Tage von Byzanz erinnert, innerhalb dessen Mauern die Christen einander mit theologischen und philosophischen Zänkereien hetzten, während die Mohammedaner vor den Thoren standen. Insbesondere sollte kaum irgend jemand sonst mehr Bedenken tragen, dem altkatholischen Organ in der Verdächtigung der kirchlichen Gesinnung des im Grabe ruhenden Grafen Montalembert zu secundiren, als der Hauptredacteur des „Univers", Louis Veuillot, nachdem derselbe, wie Herr v. Haulleville berichtet, diesem unter dem 12. August 1869 noch die Worte geschrieben: „In dem schönen Kampfe, zu welchem ich nunmehr zurückgekehrt bin, war vor etwa

dreißig Jahren Herr v. Montalembert mein erster Führer, meine erste Bewunderung, meine erste Liebe; ihn sah ich meine Fahne triumphirend auf die Bresche tragen." Es gibt wahrlich erklärte Gottes- und Kirchenfeinde mehr als genug, an welchen er sein mächtiges Talent für Polemik bethätigen kann, so daß er gegenüber den ihm zu freisinnig erscheinenden Katholiken des Spruches eingedenk bleiben sollte: „Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind."'

Das mannhafte Eintreten Reichenspergers für die katholische Ehre seines verstorbenen Freundes ward von der Familie desselben mit höchstem Lob und Dank anerkannt[1]. Er aber wollte von Dank nichts wissen: er habe nur seine Pflicht gethan gegenüber einem Manne, dem er für so lange Freundschaft, so vielfache Aufmunterung, Anregung und Belehrung unendlich verpflichtet sei. Und in der That: nicht bloß auf dem Gebiete der Politik ist Reichensperger von Montalembert wesentlich beeinflußt worden, nicht minder und vielleicht in höherem Grade war dies hinsichtlich seiner Kunstanschauungen der Fall. Mit Begeisterung blickte er zu dem Manne hinauf, welcher in Frankreich ‚die abgestorbene christliche Kunst zu neuem Leben erweckte und ihr die Bahn in der modernen Gesellschaft brach'. Im Geiste Rios und mit dem feinsten Verständniß auch für die germanische Kunst erhob Montalembert seit dem Jahre 1833 seine Stimme gegen den ‚Vandalismus', der durch ‚Mangel an Verständniß, Vernachlässigung, Stilmengerei, falsche Restauration' die herrlichsten Denkmäler mittelalterlicher Kunst mit dem Untergang bedrohte. Von großem Einfluß auf Reichensperger war namentlich die 1833 erschienene ästhetische Erstlingsschrift seines Freundes, in welcher derselbe ‚den innigen Zusammenhang zwischen Religion und Kunst nachwies und den herrschenden Ungeschmack sowie die Zerstörungswuth, welche auch das Heiligthum nicht verschont, auf das unbarmherzigste geißelte'. ‚Seinem reichen Geiste und treffenden Witze', urtheilte Reichensperger bereits im Jahre 1851, ‚darf großentheils der Umschwung zugeschrieben werden, der im Bereiche der christlichen Kunst sich immer bemerklicher macht.' Mit Recht bewunderte er namentlich die von Montalembert in der genannten Arbeit gezogene ‚Parallele zwischen dem Afterclassicismus der falschen Aufklärung und der so lange verachteten Kunst des Mittelalters'.

Bei aller Begeisterung für diese Zeit hielten sich doch die beiden Freunde im allgemeinen von gewissen romantischen Uebertreibungen fern. Beide erklärten sich gegen die ‚übereifrigen Vertheidiger des Mittelalters, die über dem strahlenden Licht desselben seine tiefen Schatten übersehen und kaum noch etwas gelten

---

[1] Zeuge dessen sind die Dankesbriefe der Wittwe Montalemberts. Auch mit deren Tochter, der Gräfin Grünne, und dem Schwiegersohne, dem Vicomte de Meaux, stand Reichensperger lange Zeit im Briefwechsel.

lassen wollten, was nicht seine Ahnenprobe mindestens bis ins 13. Jahrhundert zurückzuführen vermochte, die vergaßen, daß gerade die stete freiheitliche Entwicklung alles Individuellen auf dem Grunde eines großen allgemeinen Gesetzes den hervorstechendsten Charakterzug jener Zeit bildet'. Reichensperger begrüßte es deshalb mit Freude, als es Montalembert in seiner Abhandlung über das wahre und falsche Mittelalter unternahm, Wahrheit und Uebertreibung zu scheiden; er machte diese Abhandlung durch einen interessanten Aufsatz in Deutschland bekannt.

Durch innigste Freundschaft verbunden, stritten so die beiden geistvollen Männer nicht bloß auf dem brennenden Boden des politischen Kampfplatzes für Wahrheit, Freiheit und Recht, sondern auch auf dem friedlichern Gebiete der Kunst und Wissenschaft. In allen Grundfragen waren sie eines Sinnes; vor allem waren sie von derselben glühenden Begeisterung für Kunst und Poesie und demselben gesunden Freiheitssinn beseelt. Die Liebe zur Freiheit war bei beiden Männern derart mit glühendster Begeisterung für die katholische Kirche verschmolzen, daß jene ihnen die beste Waffe zur Vertheidigung der Braut Christi, ja die einzige zu sein schien, welche der moderne Unglaube nicht leicht zu zerbrechen vermöge.

Mit Rücksicht auf diese Geistesverwandtschaft hat man wiederholt Reichensperger den deutschen Montalembert genannt. Es liegt viel Wahres in dieser Bezeichnung, wenngleich sich bei näherer Betrachtung auch manche Verschiedenheiten ergeben, die wohl wesentlich in der Verschiedenheit der Nationalität begründet sind. Wie unendlich viel Reichensperger Montalembert verdankte, hat er zeitlebens betont. Wiederholt kehrt in seinen Briefen an den Grafen der Ausruf wieder: ‚Den Dank, welchen ich Ihrer Belehrung und Aufmunterung schulde, werde ich niemals abtragen können.' So dankbar übrigens Reichensperger den Einfluß des genialen Franzosen und dann denjenigen des Engländers Pugin auf seine Geistesrichtung anerkannte, stets betonte er, daß den entscheidenden und hauptsächlichsten Einfluß auf seine geistige Entwicklung der große Deutsche Görres ausgeübt habe[1].

[1] Vgl. oben Bd. I, S. 359.

XII.

Lebensabend und Tod.

1885—1895.

Jung zu bleiben im Alter ist nur wenigen beschieden. Reichensperger gehörte zu diesen Auserwählten. Bis an sein Lebensende bewahrte er sich eine ganz außerordentliche Frische des Geistes und Körpers; infolgedessen konnte er ganz anders leben als sonst alte Herren, welche sich den Achtzigern nähern. Bisher war er stets mitten im Winter ohne Ueberzieher und mit offenem Gehrock ausgegangen. Es kostete seine sorgliche Gattin keine geringe Mühe, hierin eine Aenderung durchzuführen. Den Freunden gegenüber entschuldigte er sich für diese ‚Weichlichkeit' mit den Worten: ‚Sie hat den Pelzrock befohlen.' Diese schützende Hülle zu schließen, war er aber nur selten zu bewegen. Als sich Schreiber dieses einmal, es war im Januar 1890, eine Bemerkung in dieser Hinsicht erlaubte, erhielt er die Antwort: ‚Ich habe mich niemals in meinem Leben geschont, und ich thue es auch jetzt nicht.' Es war, als ob der Kämpe für das Reine und Echte in der Kunst durch den beständigen geistigen Kampf auch körperlich gestählt worden sei.

Große Mühe kostete es, Reichensperger zu bestimmen, nicht mehr, wie er bisher gewohnt war, im Spätherbst in der kalten Nordsee zu baden. Erst als der Arzt ein Machtwort sprach, fügte er sich. Die kalten Abwaschungen jeden Morgen und den täglichen Spaziergang auch beim schlechtesten Wetter hielt er bis zuletzt bei. Außerordentlich schwer fiel es ihm bei seiner geistigen Regsamkeit, das Bett zeitig aufzusuchen. Er hatte die Achtzig bereits überschritten, als er endlich auf die dringenden Bitten seiner Gemahlin hin versprach, ‚schon um 11 Uhr' zur Ruhe zu gehen. Wenn aber ein interessanter Besuch kam, so durchbrach er trotzdem gern die Ordnung. Mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit sagte er einmal bei einer solchen Gelegenheit zu seiner viel jüngern Gemahlin: ‚Clementine, es ist 11 Uhr, Leute in deinem Alter pflegen sich jetzt zu Bett zu legen.' Von Berlin her war er an das lange Aufbleiben gewohnt, und seine geistigen Interessen waren so ausgedehnt, daß ihm die Tagesstunden nicht ausreichten. An allen politischen wie kirchlichen Vorgängen, ja selbst an den Localangelegenheiten seiner Adoptivvaterstadt Köln nahm er nach wie vor den regsten Antheil; keine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete nicht bloß der Kunst, sondern auch der Geschichte und Literatur entging seiner Aufmerksamkeit, und zu alledem führte er noch einen Briefwechsel von einer solchen Ausdehnung und Regsamkeit, daß dadurch die Kraft jedes andern fast voll-

ständig in Anspruch genommen worden wäre. Sonst nichts weniger als pedantisch, pflegte er den brieflichen Verkehr mit Freunden und Bekannten mit fast peinlicher Genauigkeit. Sein Briefjournal reicht beinahe bis an seinen Todestag heran.

Das Familienleben, welches Reichensperger erst seit seinem Abschied von der parlamentarischen Thätigkeit voll genießen konnte, ward wesentlich verschönert durch die Ende 1885 erfolgte Versetzung seines Schwiegersohnes von Arnsberg nach Koblenz; da auch sein einziger Sohn seit 1882 als Landgerichtsrath in Köln lebte, waren alle Wünsche seines Vaterherzens erfüllt. Gleichsam als Ersatz für alles, was er im Interesse der guten Sache während seiner langjährigen parlamentarischen Wirksamkeit geopfert, ward ihm jetzt inmitten seiner Lieben ein otium cum dignitate zu theil, wie es nur wenigen Sterblichen beschieden ist. In diesem Kreise, an der Seite seiner zärtlich für ihn besorgten Gattin, genoß er das schönste Familienglück. Mit innigster Liebe hing er an den Seinigen, nahm er theil an den Schicksalen seiner Kinder und Enkel; namentlich letztere hatte er in sein Herz geschlossen, überhaupt war er ein warmer Freund der Jugend im weitesten Sinne des Wortes. Das Frische, Ursprüngliche war es, das ihn hier so sehr anzog. Deshalb liebte er auch so sehr die Dialekte, vor allen das Kölner Platt. ‚Nichts gestattet einen tiefern Blick in die Seele des Volkes als seine Mundart, wie es denn schon überhaupt für ein tüchtiges, kerniges Naturell spricht, wenn der Dialekt gegen das Andringen der gefeiltern, glattern, aber darum gewiß nicht schönern, allgemeinen Gesellschafts- und Büchersprache standzuhalten gewußt hat.‘

In ausgedehntester Weise öffnete Reichensperger jungen Leuten sein gastliches Haus, das stets ein Mittelpunkt angeregten geistigen Austausches gewesen war. Einen Abend in der Woche kamen regelmäßig Domkapitular Heuser, Pfarrer Schumacher und Kaplan Franz Kaufmann von St. Gereon, die meist auch gebeten wurden, wenn auswärtige Freunde eintrafen. Dann war Reichensperger der heiterste Gesellschafter, den man sich denken konnte. In der Unterhaltung, die er gern in fast übermächtiger Weise an sich zog, blieb er immer interessant und anregend, nicht selten Schätze des Wissens entfaltend, die Staunen erregten; besonders liebte er es, von den zahlreichen Persönlichkeiten, denen er in seinem Leben nahe getreten, zu erzählen; die Gestalten längst Dahingegangener tauchten dann frisch und charakteristisch geschildert vor den Hörern auf.

Mit bewunderungswürdiger Kunst verstand es der liebenswürdige Greis, mit Leuten von den verschiedensten Richtungen zu verkehren: jedermann fühlte sich in seiner Nähe geistig erfrischt. Manche Dinge wiederholte er mit Absicht unablässig, weil man sie nicht oft genug einprägen könne; so namentlich den Lieblingsspruch: ‚Mehr Können wie Wissen.‘ Die Richtung auf das

Praktische kam auch in der Unterhaltung stets zum Durchbruch: man solle nicht viel reden, aber handeln. Mit zartester Aufmerksamkeit ging er auf die Interessen anderer, besonders jüngerer Männer ein. Ueber Meinungen, die er für falsch und verderblich hielt, namentlich über solche auf künstlerischem Gebiet, pflegte er sich auf das schärfste auszusprechen. So heftig solche Stürme auch zuweilen waren, das heitere, echt rheinische Temperament brach bald wieder durch wie die Sonne durch die Wolken.

Wohl deshalb und weil er so ehrlich und wahr war, hatte Reichensperger keine Feinde. Obgleich er seiner Meinung stets rückhaltlos Ausdruck verlieh, verletzte er doch nie die Form. Sein gesellschaftliches Talent, namentlich auch im Verkehr mit Damen, war ein außerordentliches. Er war stets bereit, alle Fragen zu beantworten und Unverstandenes mit der größten Geduld zu erklären. Wißbegierigen lieh er gern gute Bücher; er drang dabei aber immer auf die Nothwendigkeit, Notizen und Auszüge aus dem Gelesenen zu machen. Auf der einen Seite war er ein Feind der Pedanterie, der ‚Blaustrümpfe', auf der andern hielt er die Damen seines Kreises stets zum Studium an, verlangte aber dabei die Bewahrung der Natürlichkeit[1]. Er war ein abgesagter Feind jeder Uebertreibung, auf welchem Gebiete es auch sei, besonders in der Freundschaft und der Bewunderung. Redensarten, gewisse oft gebrauchte Worte konnte er nicht leiden. So ärgerte er sich über den Ausdruck ‚Geschmack'; denn das sei der Name für etwas, das man nicht begründen könne und man meistens auch nicht verstehe. Verhaßt war ihm das Wort ‚reizend' — ‚O, das ist erschrecklich berlinerisch; was reizt Sie denn eigentlich dabei?' Wie im Ausdruck, so liebte er auch sonst das Echte, Gesunde und haßte alle Unwahrheit, alle Lobhudelei im Leben wie in der Kunst. ‚Die Lebensweisheit', schrieb er 1886 an Frau Dr. Braubach (geb. Kramer), ‚besteht großentheils darin, die Wahrheit vom Scheine und den Kern von der Schale zu unterscheiden und danach zu handeln.' Zur Unterhaltung stets aufgelegt, verstand er es vortrefflich, die Fähigkeiten eines jeden durch Fragen zur Geltung zu bringen. Niemand stand ihm zu tief: ‚Man kann von jedem Menschen etwas lernen.' Er machte gern einen Spaß, konnte ihn aber auch vertragen; witzige Caricaturen, auch wenn sie sich gegen ihn richteten, ergötzten ihn höchlichst. Bei aller Heiterkeit war

[1] Zu den ‚privilegirten Correspondenten' Reichenspergers gehörte auch eine Anzahl Damen, denen er alle seine Aufsätze und Schriften zusandte. Diese Bevorzugten waren Frau Detmold (geb. v. Guaita) in Hannover, Fräulein Ida Tillmann in Wiesbaden, Frau Präsident Eichhorn in Trier, Frau General von Hilgers in Darmstadt und Fräulein Emilie Pastor in Frankfurt a. M. In Berlin hielt Reichensperger eine Zeitlang im engern Kreise bei der Generalin v. Radowitz Vorträge über Kunst.

er frei von jeder Frivolität; er konnte sich oft recht derb und urwüchsig ausdrücken, aber ein unpassendes Wort hat niemand von ihm vernommen [1]. Mit seinem feinen Geiste, seinem ausgedehnten Wissen, seiner echt rheinischen Heiterkeit, seinem siegreichen, aber nie verletzenden Humor, seinem wahren, aus dem Innersten kommenden Wohlwollen bezauberte er jedermann. Ueberaus selbstlos, war er gern zu helfen bereit, wo dies in seiner Macht stand.

Sehr groß war seine Bescheidenheit. Wenn man ihm etwas Anerkennendes über sein Wirken sagte, lautete die Antwort meist: ‚Ach, Sie malen mich allzu rosenfarbig, schlagen mein Verdienst viel zu hoch an. Mein Wirken und dessen Erfolge sind in nicht geringem Maße dem Glück oder dem Zufall beizumessen, insbesondere auch meiner guten Frau, wie kurios dies auch erscheinen mag.‘ Mit gleicher Dankbarkeit gedachte er alles dessen, was seine ‚gute Mutter‘ für ihn gethan hatte. In rührender Weise hielt er deren Andenken hoch. Einmal sah man ihn in der Kirche einer alten, ganz verwahrlosten Frau seinen Platz abtreten; auf das darüber ausgesprochene Befremden erwiderte er: er thue dies stets im Andenken an seine Mutter. Auf der Straße gab er jedem alten, noch so zerlumpten Mann oder Weib ein Almosen. Dagegen schaute er grundsätzlich in keine vorüberfahrende Equipage: die Insassen ‚fühlten‘ sich genug, man brauche sie nicht zu grüßen. Vielfach beschäftigte er sich, wenn er allein promenirte, damit, seine englischen oder spanischen Vocabeln zu wiederholen, zog dann wohl ab und zu das kleine Zettelchen hervor, auf welchem er dieselben notirt hatte. In Gedanken vertieft sah er auch die nächsten Angehörigen zumeist im Vorübergehen nicht, erwiderte sogar den Gruß der Tochter ganz fremd, bis dieselbe ihn ansprach. So mannigfaltig seine Interessen waren, so blieben dieselben doch stets in Harmonie miteinander, erschienen nie losgelöst von dem Kernpunkt seines Lebens [2].

Die Eigenart, vor allem die ungewöhnliche Vielseitigkeit Reichenspergers trat sofort jedem überraschend entgegen, welcher ihn in seinem einfachen Wohnhause Klapperhof Nr. 14 unfern der Gereonkirche besuchte. Fast jedes Stück expräsentirte hier irgend ein sachliches oder persönliches Moment, das für den Hausherrn von Bedeutung war. Man betrat zunächst im ersten Stock ein kleines Zimmer, dessen Wände fast vollständig durch Büchergestelle bedeckt waren; aber auch künstlerischer Schmuck fehlte nicht, so einige

[1] Vgl. Cardauns im Deutschen Hausschatz XXI, 744.

[2] Sehr richtig bemerkte in dieser Hinsicht Helbig in seinem schönen Nekrologe: Le caractère particulier de cette vie si longue et si active c'est l'unité (Revue de l'art chrétien XXXVIII, 374).

Kupferstiche und Holzschnitte von Dürer, Porträt und Todtenmaske von Shakespeare, und Photographien der genialen Zeichnungen Steinles zu den Werken dieses Dichterkönigs (Shylock, ein Verliebter). Auch das Porträt des Erzherzogs Johann von Steinle hatte hier Platz gefunden, während die übrigen zahlreichen Werke des Altmeisters, darunter viele Originale, ein eigenes, benachbartes Zimmer füllten, in welchem Reichensperger außerdem die größern Kunstpublicationen aufbewahrte[1]. Ueber einem alten Schreibtisch mit den zahlreichen Tagebüchern des Unermüdlichen sah man die Porträts von Memling, Raphael, Cornelius, Steinle, Dietz, Brentano und Görres.

Das anstoßende eigentliche Studio war einfach möblirt, aber bedeutungsvoll durch seinen künstlerischen Schmuck. An der Hauptwand ein Sopha, vor demselben ein stets mit Büchern und Papieren bedeckter Arbeitstisch und ein gotischer Sessel nach einer Zeichnung von Scott. An der Hauptwand über dem Sopha eine Nachbildung der Grundsteinlegung des Dombaues im Jahre 1842 von Steinle, Bilder der Kathedralen von Antwerpen und Wien, des Rathhauses zu Münster und der Nikolaikirche zu Hamburg, dann die große, zehn Fuß hohe Abbildung der Rheinfassade des ‚heiligen Köln' nach einem ebenso großartig wie energisch durchgeführten Holzschnitte des Antonius von Worms[2], und unter demselben Abgüsse der Trierer Elfenbeintafel und der Elgin-Marbles, außerdem kleine Porträts von Aulike, Thimus, Graf und Gräfin Grünne (Tochter Montalemberts); in der rechten Ecke eine Büste und die Todtenmaske von Görres. Zwischen den beiden Fenstern ein Steh-

---

[1] Hier hingen außer der oben Bd. I, S. 304 erwähnten Arbeit Steinles unter anderem auch das in einer Nachbildung diesem Bande beigegebene Porträt seiner Gattin, ferner ‚Der gute Hirt, das Schaf aus den Dornen befreiend', Kreidezeichnung von 1854; Zeichnungen für vier ‚Prophetenstatuen an der Mariensäule' (1857); ‚Ein Berliner Handwerkburſch unter dem Wegkreuze', Bleistiftzeichnung (1876); ‚Malvoglio', Kreidezeichnung (1879); ‚Der hl. Augustinus', Aquarell von 1883 u. s. w. In Steinle's Briefwechsel II, 255 ist dieses Zimmer irrig als das Studirzimmer Reichenspergers bezeichnet. Nach dem Tode Steinles stellte sich Reichensperger oft vor diese Bilder und ‚sprach mit dem guten, alten Freund'.

[2] ‚Quantus mutatus ab illo!' schrieb Reichensperger im Jahre 1851 mit Bezug auf dieses Blatt. ‚Die unvergleichlich prachtvolle Thurmkrone, welche damals die „heilige Stadt" schmückte, ist in den Staub gestürzt, die malerischen Häusergruppen sind von eintönigen, formlosen Wirtschaftskasernen verdrängt, die stattlichen Thore sind entweder niedergerissen oder durch die Flickereien (man bediente sich dazu roher Backsteine, während der ursprüngliche Bau von Tuffstein ist!) und Umgestaltungen des preußischen Geniecorps bis zur Unkenntlichkeit verzerrt — kurz alles, was irgend originell, historisch, künstlerisch von Werth war, ist rasirt oder verpfuscht, und nur diejenigen Kirchen, welche entweder durch ihre Massen einen allzu energischen Widerstand leisteten oder zum Pfarrdienste nicht entbehrt werden konnten, sind den Gleich- und Neumachern entgangen.'

schreibtisch mit den Porträts Pius' IX. und Leos XIII. An den Wänden, welche an das Bibliothekzimmer anstießen, zwei Bücherschränke; über dem einen Steinles Zeichnung, wie Thimus Reichensperger in die ägyptischen Geheimnisse einführt, nebst Statz' Entwurf zum Grabmale des Verfassers der ‚Harmonikalen Symbolik'.

Sehr bedeutungsvolle Erinnerungen schmückten die linke Zimmerseite, wo eine Thür zum Schlafzimmer führte. Links die Porträts von Montalembert, Geissel und Radowitz, rechts diejenigen von O'Connell und Melchers, sowie zwei satirische Zeichnungen von Steinle mit Bezug auf die ‚Phrasen' und auf eine Aeußerung Bismarcks. Die Porträts der beiden Kölner Oberhirten waren mit einer längern eigenhändigen Widmung versehen, diejenige von Melchers aus dem Kölner Gefängnisse datirt. ‚Die tiefste Erniedrigung der Kirche', pflegte Reichensperger zu sagen, wenn er diese Bilder zeigte, ‚und daneben ihr höchster Glanz unter dem genialen Geissel und dem edeln Friedrich Wilhelm IV.' Am häufigsten stand Reichensperger sinnend vor der Todtenmaske seines großen Lehrmeisters Görres: ‚Welche Kraft in diesem Kopfe! Thimus hat mir den Abguß geschenkt; man sollte denselben doch einmal publiciren.'

In diesen Räumen, umgeben von solchen Erinnerungen, verbrachte Reichensperger seine Morgenstunden, die regelmäßig dem Studium und der Correspondenz gewidmet waren. An Stoff fehlte es nie, nur zu häufig an Zeit. In unzähligen seiner Briefe kehrt die Klage wieder, daß ihm der Tag zu kurz sei. ‚Obgleich der Parlamentarismus mich nicht mehr in Anspruch nimmt,' heißt es in einem Schreiben vom Anfang des Jahres 1886, ‚komme ich doch nicht zur Ruhe; um mich herum liegen Bücher und Broschüren, die gelesen, theilweise besprochen werden sollen, sowie auf Beantwortung wartende Briefe in großer Anzahl.'

Täglich las Reichensperger wenigstens eine Viertelstunde Poesie — ‚so bleibt mein Herz jung', meinte er —; täglich besuchte er ‚seinen' Dom, in welchem er auch allsonntäglich mitten unter dem Volke um 11 Uhr der heiligen Messe beiwohnte. Oft habe ich ihn dorthin begleitet und mich erbaut, wie der Greis bei der Wandlung niederkniend innig seinen Heiland anbetete. Gleich unvergeßlich sind die Stunden, während welcher er mir die Schönheiten, aber auch die Fehler des großen Baues erklärte. ‚Man sollte meinen, hier müsse jeder an die Religion glauben, die ein solches Werk hervorgebracht.' ‚Die Vollendung des Domes ist eines der großartigsten Werke unseres Jahrhunderts. Ich kenne von Jugend auf sozusagen jeden Stein an diesem Wunderbau.' ‚Ohne meinen Dom hätte ich nicht leben können; deshalb lehnte ich auch die Versetzung nach Berlin ab, ich mochte nicht im Sande der Mark verkümmern.' Der Dom, von welchem er mit berechtigtem Stolze

sagen konnte: Et ego pars fui, war und blieb die angelegentlichste Sorge und die höchste Freude seines Alters: mit dem Eifer der Jugend nahm er nach wie vor an allen Fragen theil, welche die weitere Ausschmückung des Innern betrafen [1].

[1] Ueber diese Arbeiten unterrichtet nachstehende Aufzeichnung, die Reichensperger als Anhang für eine zweite Auflage seiner Schrift über die Geschichte des Dombaues bestimmt hatte. ‚Zunächst sei hiermit der Freude darüber Ausdruck gegeben, daß der vorstehende Königswunsch (gemeint sind die oben S. 274 mitgetheilten Schlußworte) insofern sich verwirklicht hat, als ein friedliches Verhältniß zwischen der Kirche und der Staatsgewalt sich wiederhergestellt findet. Hinsichtlich dessen, was kirchlicherseits mit Recht, namentlich auf dem Gebiete der Volksschule und des Ordenswesens, noch beansprucht wird, steht zu erwarten, daß man staatlicherseits auf die Dauer sich der Erkenntniß nicht verschließt, daß dessen Gewährung im beiderseitigen Interesse liegt. — Wenden wir uns nunmehr, im Anschluß an den Beginn des vorigen Abschnittes, dem Dom zu, so hat eine Abstellung der dort bezeichneten constructiven Anomalie nicht stattgefunden, zum Glücke wird sie nur dem scharf zusehenden Kenner des die Thürme durchwaltenden, besonders strengen Bildungsgesetzes zum Anstoß gereichen. — Dem weiter im gedachten Abschnitte hinsichtlich der Verdachungen der Chorkapellen und der zwischen den Strebepfeilern auf den Langseiten befindlichen Compartimente Geforderten ist entsprochen worden. — Die Thüren zum Dom anlangend, hat ein inmittelst stattgefundener zweiter Wettbewerb dazu geführt, daß Entwürfe des Bildhauers Mengelberg in Utrecht und des Architekten Schneider in Kassel zur Ausführung gekommen sind. Als Mitglied des Preisgerichts erklärte ich wiederholt zu Protokoll, meiner Ueberzeugung nach verdienten reichbeschlagene Thüren aus Holz, nach Art der an der Pariser Kathedrale befindlichen, den Vorzug vor den im Programm seitens der Bauleitung vorgesehenen aus Bronze, und ich stand nicht allein mit dieser Ansicht; die Majorität hielt sich indessen an das Programm gebunden. Die zur Ausführung empfohlenen Entwürfe wurden in der ‚Deutschen Bauzeitung' vom 23. Mai 1889 seitens des Architekten Johann Otzen einer scharfen Kritik unterzogen, welcher der Domkapitular Schnütgen in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für christliche Kunst" (1891, Sp. 334) insoweit beipflichtete, als er, ebenso wie Otzen, die Zusammensetzung der Thüren aus Holzverstrebungen und Bronzetafeln für ungeeignet erachtete, so daß „man sich zu der Frage veranlaßt finde, ob denn nicht Holzthüren mit rauhen Eisenbeschlägen und in polychromer Ausstattung für den Dom passender gewesen wären". Nachdem man einmal, gewiß in bester Absicht, dem kostbarern Material den Vorzug gegeben hatte, war man wohl zu einem Auskunftsmittel der gerügten Art hingedrängt. Wie immer über dasselbe zu urtheilen sein mag, jedenfalls gebührt den genannten mit der Ausführung der Thüren betraut gewesenen Künstlern das denselben in der letztgedachten Zeitschrift gespendete Lob in vollem Maße. — Im Innern des Domes hat eine beim Beginn des letzten Decenniums in der Schwebe befindliche Aufgabe der Fußbodenbeplattung im wesentlichen ihre Erledigung gefunden. Die von den drei hervorragenden Meistern Friedrich v. Schmidt, Essenwein und Denzinger erforderten Gutachten gingen dahin, daß der Dom einen vielfarbigen, figurirten Fußboden erfordere. Dem Vernehmen nach sprachen sich die zwei erstgenannten nebenher auch noch entschieden für eine Polychromirung des ganzen innern Aufbaues aus. Mit der Anfertigung des Beplattungsentwurfes und demnächst mit dessen Ausführung ward Dr. Essenwein beauftragt, und gewiß konnte der Auftrag nicht in geeignetere Hände

Nächst dem Dom, seiner ‚Jugendliebe‘, waren Reichenspergers Gedanken seit Jahren in erster Linie auf die Thätigkeit zweier Freunde gerichtet, welche mit ihm, wie er oft betonte, gleichsam verwachsen waren: Steinle und Janssen. ‚Steinle,‘ heißt es in einem Briefe an Professor Paulsen, ‚meines Dafürhaltens das bedeutendste und nobelste Malergenie unserer Zeit, beunruhigt mich durch seinen Zustand in noch höherem Grade als Janssen. Wie letzterer, so hat auch er seiner Arbeitskraft allzuviel zugemuthet.‘

‚Unser verehrter Freund Steinle‘, berichtete Reichensperger am 10. Juni 1886 dem kunstsinnigen Hamburger Kaufherrn Arnold Otto Meyer, ‚war vor kurzem während einiger Tage unser Gast auf seinem Wege nach Schloß Wissen zur Gräfin v. Loë, in deren Auftrag er prächtige Entwürfe zur Ausmalung des Chores der Schloßkapelle angefertigt hat. Leider hat der letzte Winter ihm arg zugesetzt; ich fand ihn nicht wenig gealtert und körperlich geschwächt. Er versicherte indes, sich wieder auf dem Wege entschiedener Besserung zu befinden. Gebe Gott, daß die gute Jahreszeit ihn wieder vollkommen herstellt! Mit ihm verschwände ein Stern erster Größe vom Kunsthimmel, und ich verlöre in ihm meinen ältesten und liebsten Freund.‘

Da auch die spätern Nachrichten über das Befinden Steinles keineswegs günstig lauteten, begab sich Reichensperger mit seiner Frau in der zweiten Hälfte des August nach Honnef, um in der Nähe des in Königswinter weilenden Freundes zu sein. ‚Bei unserem ersten Besuche war er eben aus der Kirche gekommen, wo er gebeichtet hatte. Seine äußere Erscheinung beunruhigte uns, so daß wir glaubten, nicht lange bei ihm verweilen zu dürfen. Später fanden wir ihn besser aussehend, so daß ich mich der Hoffnung auf eine Wiederherstellung seiner Gesundheit hingab. Ich schlug ihm unter anderem vor, während des Winters das Städelsche Institut jenseits des Mains nicht zu besuchen, sondern zu Hause künstlerisch thätig zu werden, insbesondere Skizzen zu Dramen Shakespeares zu zeichnen, mit welchen er sich längst eingehend beschäftigt hatte[1]. Den Hamlet hatte er nach Königswinter mitgebracht.‘

gelegt werden als in die des um die Sache unserer nationalen Kunst, nach den verschiedensten Richtungen hin, so hochverdienten Neuschöpfers des Germanischen Museums. Dafür legt das zum größten Theil (in Chor und Kapellen) vollendete Werk glänzendes Zeugniß an. Die wärmsten, auf baldige Wiederherstellung seiner Gesundheit gerichteten Wünsche sind dem Meister in die Zurückgezogenheit gefolgt, welche vieljährige Ueberanstrengung seiner seltenen Kraft ihm auferlegt hat.‘ (Ist inzwischen, 17. October 1892, verstorben.)

[1] Ueber die früher unter dem treibenden Einfluß Reichenspergers entstandenen Shakespeare-Compositionen Steinles vgl. Steinle's Briefwechsel I, 69. 119 f. 134 f.; II, 203. 422. Siehe auch unsere Mittheilungen oben Bd. I, S. 605; II. S. 137.

Der Meister sollte keine weitern Schöpfungen mehr hervorbringen. Am 17. September erhielt Reichensperger von Steinles Sohn Alphons aus Frankfurt die Nachricht, das Schlimmste sei zu befürchten; am 19. abends traf die Todesnachricht ein. Am folgenden Tage begab sich Reichensperger nach Frankfurt, wo er angesichts der Leiche des Freundes noch ein Gebet verrichten konnte. ‚Das darauf stattfindende Begräbniß bekundete die allgemeine Theilnahme; es war großartig feierlich.‘ Von den tiefgebeugten Hinterbliebenen vernahm Reichensperger Näheres über die letzten Tage des Freundes. ‚Er war bewußt, in voller Seelenruhe hinübergegangen; beim Empfang der Sterbesacramente hatte er den Eindruck eines Verklärten, um nicht zu sagen, eines Heiligen gemacht. Von den akatholischen Blättern hatte die „Frankfurter Zeitung" durch ihre Haltung sich vortheilhaft ausgezeichnet; bei andern lief meist etwas Hämisches mit unter. Dem „Nazarener" konnte unbedingtes Lob nicht gespendet werden.‘[1]

Mit dem Schmerz über den Verlust Steinles verband sich die Sorge um die schwer erkrankte Tochter Reichenspergers, welche eine Zeitlang sich am Rande des Grabes befand. Infolgedessen beschränkte sich die Erholung des bekümmerten Vaters in diesem Jahre auf einen Ausflug nach Holland, wohin ihn namentlich das von seinem Freunde Cuypers in Amsterdam neu erbaute, an Kunstschätzen so reiche Reichsmuseum zog. ‚Trotz meiner Passion für das Mittelalter‘, gestand er, ‚üben die großen niederländischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts eine besondere Anziehungskraft auf mich aus. Abgesehen von ihrer hohen technischen Meisterschaft, wußten dieselben dem Gewöhnlichsten einen poetischen Reiz zu verleihen und doch stets wahr zu bleiben.‘ In Gesellschaft seiner holländischen Freunde, von welchen Alberdingk Thijm, die Professoren Schaepman und Andreas Jansen sowie Bildhauer Mengelberg hervorgehoben seien, verbrachte Reichensperger schöne Stunden. In Haag machte er durch Schaepman die Bekanntschaft hervorragender Parlamentarier; allenthalben überzeugte er sich in dem interessanten Lande von dem ‚Fortschreiten der gotischen Bewegung‘.

Wie thätig er für letztere in der engern Heimat war, dafür legt beredtes Zeugniß ab die Schrift, in welcher er die neuere Profanarchitektur, namentlich diejenige der Kölner Neustadt, einer scharfen Besprechung unterwirft. Die kleine Arbeit, die erste Frucht der größern Muße, welche Reichensperger durch Niederlegung seines parlamentarischen Mandates geworden, ‚setzt die Studien und Erfahrungen von mehr als vierzig Jahren voraus: es wäre sonst dem Verfasser nicht möglich gewesen, so viel Stoff auf wenige Seiten zu drängen und aus so weit ausschauenden Fragen gerade immer das Treffende hervor-

[1] Aus einem Briefe an A. O. Meyer vom 12. October 1886.

zuheben. Die Kämpfe und Mühen von nahezu einem halben Jahrhundert haben die Begeisterung seiner Jugend, die Schwungkraft und Lebhaftigkeit seines Geistes nicht herabgestimmt, ihn aber mit einem Schatz von Wissen und praktischer Kenntniß bereichert, wie er auf diesem Gebiete kaum einem Zweiten zu Gebote stehen dürfte. Auch wer seine ausschließliche Begeisterung für die Gotik nicht oder wenigstens nicht völlig theilt, wird sich dem Gewicht seiner Autorität und der lichtvollen Begründung seiner Ansichten, Räthe und Vorschläge nicht ganz zu entziehen vermögen.‘ [1]

Mit jugendlicher Energie und frischem Humor unterzieht der altbewährte Kämpe für Wahrheit, Freiheit und Recht auch auf dem Gebiete der Kunst die gesamte moderne Bauthätigkeit im neuen Köln wie anderwärts einer eingehenden Untersuchung. Stil, Construction, Disposition der Räume, Material, Technik, Wohnhaus, Miethkasernen, Villen, Arbeiterwohnungen, Schul- und Kirchenbauten, Ausschmückung der Plätze, Erhaltung und Verwerthung des Alten, Thorburgen, Denkmäler, kurz eine große Zahl auftauchender Fragen findet hier eine ebenso gründliche wie sachgemäße und gerechte Besprechung, die nicht nur den Stadtvätern und den Bauherren, sondern auch dem ganzen Volke gut und nützlich zu lesen ist. Wohin ein alle Stile mengender Eklekticismus führt, wird in schonender Weise nicht an deutschen Leistungen exemplificirt, sondern an einer belgischen, dem ‚architektonischen Ungeheuer‘: Brüsseler Justizpalast.

Die Aufnahme der Schrift seitens der Kritik war eine überraschend günstige; selbst verschiedene Fachblätter, unter anderem die Berliner ‚Deutsche Bauzeitung‘, spendeten großes Lob. Das letztere Organ, mit dem Reichensperger einst so scharf zusammengestoßen war, beklagte bei dieser Gelegenheit ausdrücklich die durch Reichenspergers Ausscheiden aus dem Parlament entstandene Lücke. ‚Unsere Ansicht: es sei besser, daß in der Volksvertretung gelegentlich einmal in einseitiger, aber aufrichtiger Weise über baukünstlerische Fragen gesprochen werde, als daß man sich mit solchen überhaupt nicht beschäftige, dürfte im letzten Jahre wohl als eine sehr begründete erkannt worden sein, und so mancher Architekt, der sich über frühere Aeußerungen des Alten von Köln schwer geärgert hat, würde ihn gewiß gern wieder seinen Platz im Reichstag und Landtag einnehmen sehen. Hat doch keiner der Abgeordneten, die seither einmal versucht haben, über ähnliche Dinge zu reden, die Aufmerksamkeit des Hauses zu fesseln gewußt, während diese den in körniger Polemik sich bewegenden Ausführungen Reichenspergers, der ebenso gern Hiebe austheilte, wie er Gegenhiebe willig in Empfang nahm, niemals versagt wurde.‘

[1] A. Baumgartner in den Stimmen aus Maria-Laach XXXII, 103.

Erscheint auch dem Kritiker der ‚Bauzeitung‘ ‚vieles Einzelne angreifbar‘, so erkennt er doch die ‚Fülle geistvoller und anregender Bemerkungen‘ unumwunden an. ‚Vor allem aber hat uns der durch die gesamten Erörterungen hindurchklingende Grundton bestochen, in welchem die Polemik gegen Andersdenkende vor einer ruhigen, sachlichen Darlegungsweise zurücktritt, während dafür die wahrhaft liebenswürdigen Seiten des Verfassers, die unentwegte Begeisterung desselben für das künstlerische Ideal seines Lebens um so glänzender zur Geltung kommen.‘ [1]

Während die Schrift über die Profanarchitektur gedruckt wurde, war Reichensperger bereits mit einer andern Arbeit beschäftigt, der Zusammenstellung seiner Erinnerungen an Steinle. ‚Ich gehe nun daran,‘ heißt es in einem Briefe an Arnold Otto Meyer, ‚die bis 1842 zurückreichenden Briefe Steinles allmählich durchzulesen, wie melancholisch es mich auch stimmen mag, wenn die Trennung von dem ältesten liebsten Freunde mir so immer aufs neue vor die Seele geführt wird. Möchte Gott in seiner Gnade mich im Jenseits wieder mit ihm vereinen!‘ Im Januar 1887 konnte Reichensperger Professor Paulsen melden: ‚Mit meinen Erinnerungen an Steinle komme ich gottlob in diesen Tagen zur Druckerpresse. Die in einem sehr engen Rahmen zu fassende stoffliche Ueberfülle in Verbindung mit der Nothwendigkeit, Rücksichten anderer Art walten zu lassen, haben mir die Arbeit mitunter zu einer wahrhaft peinlichen gemacht; möge sie des dahingeschiedenen Freundes nicht ganz unwürdig ausgefallen sein!‘ ‚Ich bin der Meinung, daß es diesem Meister gelungen ist, für die Malerkunst eine Brücke aus dem germanischen Mittelalter in unsere Neuzeit zu schlagen, wie Sie eine solche auch auf andern Gebieten, namentlich auf dem der Philosophie, wie mir scheint, mit gutem Grunde erforderlich erachten [2]. Auf dem Gebiete der Architektur sind wir in dieser Hinsicht schon erheblich weiter gekommen.‘

Die Schrift fand mit Recht allgemeinen Beifall. Bewunderungswerth ist vor allem die Kunst, mit welcher Reichensperger aus dem überreichen Material eine Auswahl getroffen hat. Dabei hat er so herrlich disponirt, daß alles an seinem rechten Platze steht, alles sich gegenseitig ergänzt und belebt. Der ganze Steinle ist in der kleinen Schrift: sein Leben, seine Kunstthätigkeit, seine Aesthetik und all seine wesentlichen Beziehungen zur zeitgenössischen Geschichte. Die Schrift ist gewissermaßen so klar und fest gezeichnet, wie der selige Freund seine Bilder schuf.

---

[1] Deutsche Bauzeitung 1886, Nr. 103, S. 613 f.

[2] Prof. Paulsen studirte damals auf Reichenspergers Veranlassung die Summa des hl. Thomas von Aquin.

‚Ein schöneres Denkmal‘, urtheilte Baumgartner[1], ‚hätte dem verewigten Künstler kaum errichtet werden können, als es in dieser kleinen Schrift von einem seiner gründlichsten Kenner und treuesten Freunde geschehen ist. Mag es auch einer ausführlichern Biographie vorbehalten bleiben, noch eine Menge anderer interessanter Lebenszüge und Thatsachen aufzuspeichern, alle Werke des großen Malers bis herab auf seine Skizzen und Entwürfe zu registriren[2], sein Geistesleben und seine Kunstthätigkeit mit Rücksicht auf die gesamte neuere Kunstgeschichte historisch-kritisch und mit allem üblichen Eruditionsapparat ausführlich darzulegen: die wesentlichen Umrisse einer vollständigen Biographie und Charakteristik sind hier schon gegeben, und zwar nicht schematisch, abstract, sondern voll Leben und Farbe, ein wahres, treues, sprechendes Miniaturbild, das einer weitschichtigern Biographie nach allen Richtungen hin als Vorlage dienen kann, jedermann aber, dem es nicht gerade um specialistische Forschung zu thun ist, völlig entsprechende Auskunft bietet. Vierundvierzig Jahre hat Dr. Reichensperger mit Steinle in intim-freundschaftlichem Verkehr gestanden, seine meisten Werke werden und wachsen sehen, in persönlichem Gedankenaustausch, in Hunderten von vertrauten Briefen sein ganzes Geistesleben aus nächster Nähe beobachtet, durch congeniale Geistesrichtung es gleichsam mitgelebt und seine Thätigkeit selbst vielfach unterstützt, angeregt und gehoben. Das sieht und fühlt man auf jeder Seite. Zug um Zug setzt sich das ganze Bild aus lauter lebendigen Erinnerungen zusammen. Bedeutungsvolle Briefstellen aus Steinles Correspondenz verbürgen und ergänzen die Charakteristik, die sein Freund von ihm gibt. Alle seine Hauptwerke sehen wir der Reihe nach vor uns erstehen; seine ästhetischen, literarischen, religiösen und politischen Anschauungen sind durch seine eigenen Aeußerungen treffend charakterisirt; in der individuellen Zeichnung des Lebenslaufs sind auch die Beziehungen desselben zur Zeitgeschichte meisterlich skizzirt. Wir lernen in Steinle nicht nur den stillen, tiefsinnigen Künstler kennen, der mit Cornelius und Overbeck um die Palme rang, beider Vorzüge in nicht geringem Grade verband und von Overbeck selbst als der „genialste Künstler seines Jahrhunderts in der Conception“ bezeichnet wurde, sondern auch einen nicht weniger genialen Denker, der von den Höhen der christlichen Weltanschauung alle Zeitereignisse und Geistesbewegungen mit regem Interesse verfolgte und scharfsinnig beurtheilte, im Verkehr mit der großen Welt und den höchsten Kreisen des Lebens stets seine innere Einheit, Selbständigkeit und Künstlerdemuth behauptete.‘

---

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXII, 467—468.

[2] Dies ist inzwischen durch den Sohn des Meisters, Justizrath Dr. A. v. Steinle, geschehen in der wichtigen Publication: Steinle's Briefwechsel II, 463 f.

Neben dem Urtheil Baumgartners und demjenigen Janssens bereitete Reichensperger ganz besondere Freude dasjenige seines kunstverständigen Freundes Leopold Kaufmann, der ihm am 10. October 1887 von Berlin aus schrieb: ‚Gestern erhielt ich von Bonn aus die lange ersehnten „Erinnerungen an Edward von Steinle“ nachgeschickt; ich habe den gestrigen Abend dazu verwendet, um die hochinteressante Schrift in einem Zuge durchzulesen. Ich habe nur eines auszusetzen, die Schrift ist in einem zu engen Rahmen zusammengedrängt, man möchte gar zu gerne noch mehr erfahren. Dadurch, daß Steinle trotz seiner vornehmen Zurückgezogenheit so lebhaften Antheil an allen wichtigen Bewegungen des geistigen Lebens genommen hat, gewinnen die Erinnerungen einen bedeutungsvollen Hintergrund; sie geben ein Spiegelbild der Zeitereignisse, wie sie der edle, fromme und feine Geist des großen Künstlers erfaßte. Einen doppelten Reiz gewinnt die ganze Darstellung deshalb, weil man auch erfährt, wie Sie die Dinge aufgefaßt, wie Sie sich in dem geistigen Wirrwarr zurecht gefunden haben. Ich glaube sicher, daß alle Leser der „Erinnerungen“ mit mir den Wunsch theilen werden, daß Sie uns noch mehr aus dem reichen Schatze Ihres bewegten Lebens schenken mögen; Sie haben eine so frische und lebendige Art, Selbsterlebtes zu erzählen, daß Ihnen jeder gerne zuhört.‘

Aufforderungen ähnlicher Art gelangten noch öfter an Reichensperger: dem Schreiber dieser Zeilen hat er wiederholt wenigstens die Aufzeichnung seiner Erinnerungen aus dem Jahre 1848 versprochen; er ist aber nicht dazu gekommen, dies auszuführen. Es war zu vielerlei, das ihn in Anspruch nahm. Denn neben Literatur und Kunst interessirte er sich nach wie vor eifrig für alle politischen Fragen; namentlich die veränderte Stellung Bismarcks zum Papste und die Beendigung des Culturkampfes nahmen seit 1886 seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch. Einem protestantischen, aber die Katholiken freundlich beurtheilenden Freunde schrieb er am 23. Juni 1886: ‚Was Sie über das Bedenkliche der neuesten entente zwischen Bismarck und dem Papst, den Geheimräthen und den Bischöfen sagen, ist gewiß sehr beachtenswerth; einstweilen aber vertraue ich auf die Weltklugheit des Papstes und auf die einheitliche Geschlossenheit des Kirchenregiments gegenüber dem so lockern principlosen Walten der Staatsmänner. Für Fürst Bismarck ist es ein haut goût erster Sorte, dadurch der herrschenden öffentlichen Meinung ins Gesicht zu schlagen, daß er, gesättigt von allen seinen Erfolgen auf dem Gebiete der weltlichen Politik, schließlich den Gefangenen im Vatican auf den Leuchter stellt, ihm freundschaftlich die Hand drückt und mit einem päpstlichen Orden Parade macht. Der darin liegende Muth verdient jedenfalls Anerkennung.‘ ‚Dem leidigen Culturkampf‘, urtheilt Reichensperger in einem Briefe vom 24. August an denselben Freund, ‚ist nun wenig-

stens der Giftzahn ausgebrochen; hoffentlich folgen dessen übrige Zähne allmählich nach. Der Muth des Kanzlers verdient alle Anerkennung; gewiß hat ihn sein Zurückweichen und namentlich sein so freundliches Verhalten gegenüber dem Papste hundertmal mehr Feinde als Freunde geschaffen, letztere dazu durchweg sehr zahmer Natur. Mit dem Verhalten unserer katholischen Zeitungen bin ich nicht zufrieden; dieselben beachten zu wenig den alten Spruch, daß man dem im Rückzug begriffenen Feinde goldene Brücken bauen soll.'

Die Septennatsfrage beurtheilte Reichensperger sehr ruhig. ,Ob wohl auch Sie von dem Septennats-Entrüstungsfieber angesteckt sind?' schrieb er am 10. Februar 1887 an Professor Paulsen. ,Ich bezweifle es. Für mich hat die immerhin recht unerquickliche Krisis wenigstens einen erheiternden Beigeschmack. Urplötzlich entpuppen sich als glaubenstreue Katholiken, ja als Eiferer für die Autorität des Papstes gar viele, welche bis dahin in das Feldgeschrei: „Los von Rom!" eingestimmt, bezw. demselben nicht den geringsten Widerspruch entgegengestellt hatten, dem Centrum den unbegründeten Vorwurf gemacht hatten, daß es auch betreffs politischer Fragen sich die Parole von Rom hole. Qualis mutatio rerum! Ich meinestheils wünsche, daß das so gute Einvernehmen zwischen dem Papst und dem Reichskanzler weiter fortdauere und sich immer mehr bethätige; das Centrum wird sich zweifelsohne in die Situation zu finden wissen.'

Näher über das Verhalten ,des durch den Reichskanzler sehr geschickt in eine Zwickmühle gebrachten Centrums' spricht sich ein Brief vom 23. Februar an denselben Freund aus. ,Ich halte das Vorgehen der Fraction für richtig erwogen, wenn nicht gar für geradezu durch die obwaltenden Verhältnisse geboten. Ob Triennat oder Septennat, war an sich betrachtet ziemlich gleichgiltig. Das Centrum aber hatte stets gegen das Septennat gestimmt und in allen seinen Wahlprogrammen versichert, daß es nach Möglichkeit auf eine Herabminderung der Ausgaben für das Heerwesen hinwirken werde. Im Hinblick darauf sowie auf die große Masse seiner Wähler, besonders in Bayern, glaubten nicht wenige Mitglieder des Centrums, selbst für ein Triennat nicht stimmen zu können, und es drohte eine Spaltung, die nicht ohne Mühe ferngehalten ward. Die Befürwortung des Septennats durch den Papst war im Grunde ein Hemmniß mehr. Während des ganzen Verlaufs des Culturkampfes war dem Centrum immer der wahrheitswidrige Vorwurf gemacht worden, es hole sich auch für politische Fragen die Parole in Rom; noch gellt das Geschrei über die Vaterlandslosigkeit, Reichsfeindlichkeit u. s. w. der Centrumsmitglieder in meinen Ohren. Nicht ohne weithin Anklang zu finden, hätte der culturkämpferische Heerbann jenen Vorwurf als betreffs der Vergangenheit und für alle Zukunft begründet ausposaunt, wenn

das Centrum ohne weiteres in schroffem Gegensatz zu seiner frühern Haltung für das Septennat eingetreten wäre. Was den Papst betrifft, so hat derselbe seinerseits mit Rücksicht auf seine Weltstellung weise gehandelt, indem er dem Wunsche Bismarcks gemäß das Septennat empfahl, zugleich ersterem sein unwandelbares Vertrauen kundgebend.'

,Der Ausfall der Wahlen', heißt es in einem Briefe vom 28. Februar 1887 an P. Baumgartner, ,hat jedenfalls das Erfreuliche, daß wir mit einer abermaligen Auflösung des Reichstags nun nicht mehr bedroht sind. Ungleich erfreulicher aber ist, daß das katholische Volk den Culturkämpfern und den plötzlich aufgetauchten Neukatholiken gegenüber so tapfer standgehalten hat. Ich weiß, daß seitens nicht weniger glaubenstreuer Katholiken von Bedeutung dem Papste seine Empfehlung des Septennats verdacht wird. Dieselben vergessen meines Erachtens, daß der Papst eine Weltstellung einnimmt, die ihn geradezu nöthigt, mit dem zur Zeit mächtigsten Manne auf möglichst gutem Fuße zu stehen, da die Machthaber der „katholisch gebliebenen" (!) Nationen fast allerwärts sich in Bedrückung der Kirche überbieten, während in den abgefallenen Ländern (England, Holland, Nordamerika u. s. w.) deren freie Entfaltung kaum noch einem staatlichen Hinderniß begegnet. Erstern steckt eben noch allzuviel Renaissancegift im Leibe.'

,Mir will scheinen,' heißt es in einem Briefe an Dr. Crull vom 8. März 1887, ,als ob die drei Hauptfactoren, der Reichskanzler, der Papst und das Centrum, ein jeder Theil von seinem Standpunkte aus seine Rolle gut gespielt habe: der Kanzler, indem er das Centrum in eine recht unerquickliche Zwickmühle einzwängte, der Papst von seiner Weltstellung aus, indem er dem Kanzler einen Gefallen that, dessen so gewaltigen politischen Einfluß er den andern Mächten, namentlich leider den in den „katholisch gebliebenen" (!?) Ländern herrschenden gegenüber dringend bedarf oder doch bestens verwerthen kann. Das Centrum endlich hätte sich gespalten und bei vielen seiner Wähler den Credit eingebüßt, wenn es in Widerstreit mit seiner Vergangenheit ohne weiteres in das Septennat gesprungen wäre. Ganz insbesondere hätte dadurch das vieljährige wahrheitswidrige Culturkampfgeschrei: „das Centrum nehme sich auch für politische Fragen die Parole in Rom", eine feste Unterlage für die Vergangenheit und die Zukunft bekommen. Der Vorwurf der „Vaterlandslosigkeit" wäre zum Axiom geworden. Das Centrum hat schon schlimmere Tage gesehen und wird auch wohl die dermalige Krisis bestehen.'

Die damalige Beunruhigung wegen eines Weltkrieges nahm Reichensperger sehr ernst; wiederholt ruft er in seinen Briefen aus: ,Möge Gott nur eine Katastrophe von uns fernhalten, die auf unberechenbare Zeit hinaus der Cultur des Schönen, wenn nicht gar aller Cultur ein Ziel setzt! Zwar ist mit dem Abschluß der Wahlen zum Reichstag das Kriegsgeschrei ver-

[illegible] Wird die [illegible] St. Peters- [illegible] Deutsche Reich [illegible] nach [illegible]

[illegible] war [illegible]

[illegible] Brief vom 1? [illegible] 1887 an den [illegible], kann ich [illegible] sagen, daß so [illegible] hauptsächlich [illegible]. Da die Leute glauben, ich hätte nichts zu thun, so werde ich [illegible], als mir lieb ist, von außen her in Anspruch genommen. Demnach konnte ich bis jetzt nicht einmal dazu kommen, die während meines [illegible] Lebens aufgeschichtete Masse von beschriebenen und bedruckten Papieren einigermaßen zu sichten. Mit den auf Steinle bezüglichen habe ich den Anfang gemacht. Die Steinle-Ausstellungen in Frankfurt und Berlin haben dem todten Meister mehr ehrende Anerkennungen eingetragen, als dem lebenden jemals zu theil geworden waren. Ainsi va le monde! — Mein Sommerprogramm ist noch nicht festgestellt. Wahrscheinlich indes werde ich mich mit meiner Frau nach Tirol begeben. Ich empfinde eine wahre Sehnsucht nach See- oder Bergluft; da mir in Anbetracht meines

hohen Alters — zufolge einer Verschwörung meiner Frau mit unserem Hausarzt — das Baden im Meer verboten ist, wird es mit uns wohl bergwärts gehen.'

Schon lange hatte Reichensperger mir seinen Besuch versprochen: Ende Mai kündete er mir denselben an. Die Reise ging über den Bodensee nach Feldkirch, Ragaz und Innsbruck. Es waren unvergeßliche Tage, welche ich hier mit dem theuern Freunde verlebte. Rührend war seine Sorge, mir etwas von meiner Zeit zu nehmen. Um keinen Preis wollte er, daß ich die Morgenstunden preisgebe, und nur mit größter Mühe setzte ich es durch, daß für das Innsbrucker Museum eine Ausnahme gemacht wurde. Noch am Nachmittag desselben Tages ging es nach Schloß Ambras. Am Abend gegen 1/2 12 Uhr setzte mich die Rüstigkeit des Neunundsiebzigjähren in Erstaunen durch den Vorschlag, noch einen Spaziergang zu unternehmen, ,weil wir noch so vieles durchzusprechen hätten'.

Da es in Innsbruck schon recht heiß geworden, begab sich Reichensperger am 8. Juli nach Stams; von dort berichtete er am 10. seinem Freunde P. Baumgartner zunächst über seinen Besuch in Feldkirch. ,Wir wurden mit allen Einzelheiten der großartigen Anstalt bekannt gemacht, insbesondere auch mit der Bühne, auf welcher Sie theoretisch den Grund zu Ihrer Kenntniß des Theaterwesens gelegt haben, schwerlich ahnend, daß Sie einmal in die Lage kommen würden, dieselbe, wie geschehen, zu verwerthen. Auf dem Spielplatz sahen wir die Jugend der drei Divisionen sich herumtummeln — Kopfhänger und Augenverdreher werden da wahrlich nicht herangebildet. Könnte man doch alle Jesuitenfresser zu einer Fahrt nach Feldkirch bringen, gewiß nicht wenige würden von dort bekehrt zurückkehren. Leider wollen bei weitem die meisten nicht belehrt und bekehrt werden. Von Feldkirch machten wir einen Sprung nach Ragaz, wo unser Steinle so gerne weilte und so manchmal Erholung und Heilung gefunden hat. Natürlich begleiteten mich nach allen Richtungen hin Erinnerungen an den unersetzlichen Freund, die Freude an dem so schönen Aufenthalt dämpfend. Durchweg vom Wetter begünstigt, durchzogen wir demnächst das prächtige Arlbergbahnthal, in Bludenz und in Stams einen Halt machend. Innsbruck war das eigentliche Ziel unserer Reise. Durch meinen Freund, den Professor Pastor, ward uns der Aufenthalt in der nicht wenig Interessantes bietenden Stadt doppelt angenehm gemacht. Schloß Ambras hat leider durch eine doppelte Ausplünderung — von München und Wien aus — das Schätzbarste, was es vordem besaß, eingebüßt; die Gotik war dort übrigens niemals in nennenswerther Weise vertreten. Ueberhaupt scheint in Tirol die Renaissance nebst Nachfolgerschaft entschieden geherrscht und gar manches Opfer gefordert zu haben; im Innern aller Kirchen, die ich besuchte, machte sich

Nächst dem Dom, seiner ‚Jugendliebe‘, waren Reichenspergers Gedanken seit Jahren in erster Linie auf die Thätigkeit zweier Freunde gerichtet, welche mit ihm, wie er oft betonte, gleichsam verwachsen waren: Steinle und Janssen. ‚Steinle,‘ heißt es in einem Briefe an Professor Paulsen, ‚meines Dafürhaltens das bedeutendste und nobelste Malergenie unserer Zeit, beunruhigt mich durch seinen Zustand in noch höherem Grade als Janssen. Wie letzterer, so hat auch er seiner Arbeitskraft allzuviel zugemuthet.‘

‚Unser verehrter Freund Steinle‘, berichtete Reichensperger am 10. Juni 1886 dem kunstsinnigen Hamburger Kaufherrn Arnold Otto Meyer, ‚war vor kurzem während einiger Tage unser Gast auf seinem Wege nach Schloß Wissen zur Gräfin v. Loë, in deren Auftrag er prächtige Entwürfe zur Ausmalung des Chores der Schloßkapelle angefertigt hat. Leider hat der letzte Winter ihm arg zugesetzt; ich fand ihn nicht wenig gealtert und körperlich geschwächt. Er versicherte indes, sich wieder auf dem Wege entschiedener Besserung zu befinden. Gebe Gott, daß die gute Jahreszeit ihn wieder vollkommen herstellt! Mit ihm verschwände ein Stern erster Größe vom Kunsthimmel, und ich verlöre in ihm meinen ältesten und liebsten Freund.‘

Da auch die spätern Nachrichten über das Befinden Steinles keineswegs günstig lauteten, begab sich Reichensperger mit seiner Frau in der zweiten Hälfte des August nach Honnef, um in der Nähe des in Königswinter weilenden Freundes zu sein. ‚Bei unserem ersten Besuche war er eben aus der Kirche gekommen, wo er gebeichtet hatte. Seine äußere Erscheinung beunruhigte uns, so daß wir glaubten, nicht lange bei ihm verweilen zu dürfen. Später fanden wir ihn besser aussehend, so daß ich mich der Hoffnung auf eine Wiederherstellung seiner Gesundheit hingab. Ich schlug ihm unter anderem vor, während des Winters das Städelsche Institut jenseits des Mains nicht zu besuchen, sondern zu Hause künstlerisch thätig zu werden, insbesondere Skizzen zu Dramen Shakespeares zu zeichnen, mit welchen er sich längst eingehend beschäftigt hatte[1]. Den Hamlet hatte er nach Königswinter mitgebracht.‘

gelegt werden als in die des um die Sache unserer nationalen Kunst, nach den verschiedensten Richtungen hin, so hochverdienten Neuschöpfers des Germanischen Museums. Dafür legt das zum größten Theil (in Chor und Kapellen) vollendete Werk glänzendes Zeugniß an. Die wärmsten, auf baldige Wiederherstellung seiner Gesundheit gerichteten Wünsche sind dem Meister in die Zurückgezogenheit gefolgt, welche vieljährige Ueberanstrengung seiner seltenen Kraft ihm auferlegt hat.‘ (Ist inzwischen, 17. October 1892, verstorben.)

[1] Ueber die früher unter dem treibenden Einfluß Reichenspergers entstandenen Shakespeare-Compositionen Steinles vgl. Steinle's Briefwechsel I, 69. 119 f. 134 f.; II, 203. 422. Siehe auch unsere Mittheilungen oben Bd. I, S. 605; II, S. 137.

Der Meister sollte keine weitern Schöpfungen mehr hervorbringen. Am 17. September erhielt Reichensperger von Steinles Sohn Alphons aus Frankfurt die Nachricht, das Schlimmste sei zu befürchten; am 19. abends traf die Todesnachricht ein. Am folgenden Tage begab sich Reichensperger nach Frankfurt, wo er angesichts der Leiche des Freundes noch ein Gebet verrichten konnte. ‚Das darauf stattfindende Begräbniß bekundete die allgemeine Theilnahme; es war großartig feierlich.‘ Von den tiefgebeugten Hinterbliebenen vernahm Reichensperger Näheres über die letzten Tage des Freundes. ‚Er war bewußt, in voller Seelenruhe hinübergegangen; beim Empfang der Sterbesacramente hatte er den Eindruck eines Verklärten, um nicht zu sagen, eines Heiligen gemacht. Von den akatholischen Blättern hatte die „Frankfurter Zeitung“ durch ihre Haltung sich vortheilhaft ausgezeichnet; bei andern lief meist etwas Hämisches mit unter. Dem „Nazarener“ konnte unbedingtes Lob nicht gespendet werden.‘[1]

Mit dem Schmerz über den Verlust Steinles verband sich die Sorge um die schwer erkrankte Tochter Reichenspergers, welche eine Zeitlang sich am Rande des Grabes befand. Infolgedessen beschränkte sich die Erholung des bekümmerten Vaters in diesem Jahre auf einen Ausflug nach Holland, wohin ihn namentlich das von seinem Freunde Cuypers in Amsterdam neu erbaute, an Kunstschätzen so reiche Reichsmuseum zog. ‚Trotz meiner Passion für das Mittelalter‘, gestand er, ‚üben die großen niederländischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts eine besondere Anziehungskraft auf mich aus. Abgesehen von ihrer hohen technischen Meisterschaft, wußten dieselben dem Gewöhnlichsten einen poetischen Reiz zu verleihen und doch stets wahr zu bleiben.‘ In Gesellschaft seiner holländischen Freunde, von welchen Alberdingk Thijm, die Professoren Schaepman und Andreas Jansen sowie Bildhauer Mengelberg hervorgehoben seien, verbrachte Reichensperger schöne Stunden. In Haag machte er durch Schaepman die Bekanntschaft hervorragender Parlamentarier; allenthalben überzeugte er sich in dem interessanten Lande von dem ‚Fortschreiten der gotischen Bewegung‘.

Wie thätig er für letztere in der engern Heimat war, dafür legt beredtes Zeugniß ab die Schrift, in welcher er die neuere Profanarchitektur, namentlich diejenige der Kölner Neustadt, einer scharfen Besprechung unterwirft. Die kleine Arbeit, die erste Frucht der größern Muße, welche Reichensperger durch Niederlegung seines parlamentarischen Mandates geworden, ‚setzt die Studien und Erfahrungen von mehr als vierzig Jahren voraus: es wäre sonst dem Verfasser nicht möglich gewesen, so viel Stoff auf wenige Seiten zu drängen und aus so weit ausschauenden Fragen gerade immer das Treffende hervor-

[1] Aus einem Briefe an A. O. Meyer vom 12. October 1886.

zuheben. Die Kämpfe und Mühen von nahezu einem halben Jahrhundert haben die Begeisterung seiner Jugend, die Schwungkraft und Lebhaftigkeit seines Geistes nicht herabgestimmt, ihn aber mit einem Schatz von Wissen und praktischer Kenntniß bereichert, wie er auf diesem Gebiete kaum einem Zweiten zu Gebote stehen dürfte. Auch wer seine ausschließliche Begeisterung für die Gotik nicht oder wenigstens nicht völlig theilt, wird sich dem Gewicht seiner Autorität und der lichtvollen Begründung seiner Ansichten, Räthe und Vorschläge nicht ganz zu entziehen vermögen.‘[1]

Mit jugendlicher Energie und frischem Humor unterzieht der altbewährte Kämpe für Wahrheit, Freiheit und Recht auch auf dem Gebiete der Kunst die gesamte moderne Bauthätigkeit im neuen Köln wie anderwärts einer eingehenden Untersuchung. Stil, Construction, Disposition der Räume, Material, Technik, Wohnhaus, Miethkasernen, Villen, Arbeiterwohnungen, Schul- und Kirchenbauten, Ausschmückung der Plätze, Erhaltung und Verwerthung des Alten, Thorburgen, Denkmäler, kurz eine große Zahl auftauchender Fragen findet hier eine ebenso gründliche wie sachgemäße und gerechte Besprechung, die nicht nur den Stadtvätern und den Bauherren, sondern auch dem ganzen Volke gut und nützlich zu lesen ist. Wohin ein alle Stile mengender Eklekticismus führt, wird in schonender Weise nicht an deutschen Leistungen exemplificirt, sondern an einer belgischen, dem ‚architektonischen Ungeheuer‘: Brüsseler Justizpalast.

Die Aufnahme der Schrift seitens der Kritik war eine überraschend günstige; selbst verschiedene Fachblätter, unter anderem die Berliner ‚Deutsche Bauzeitung‘, spendeten großes Lob. Das letztere Organ, mit dem Reichensperger einst so scharf zusammengestoßen war, beklagte bei dieser Gelegenheit ausdrücklich die durch Reichenspergers Ausscheiden aus dem Parlament entstandene Lücke. ‚Unsere Ansicht: es sei besser, daß in der Volksvertretung gelegentlich einmal in einseitiger, aber aufrichtiger Weise über baukünstlerische Fragen gesprochen werde, als daß man sich mit solchen überhaupt nicht beschäftige, dürfte im letzten Jahre wohl als eine sehr begründete erkannt worden sein, und so mancher Architekt, der sich über frühere Aeußerungen des Alten von Köln schwer geärgert hat, würde ihn gewiß gern wieder seinen Platz im Reichstag und Landtag einnehmen sehen. Hat doch keiner der Abgeordneten, die seither einmal versucht haben, über ähnliche Dinge zu reden, die Aufmerksamkeit des Hauses zu fesseln gewußt, während diese den in körniger Polemik sich bewegenden Ausführungen Reichenspergers, der ebenso gern Hiebe austheilte, wie er Gegenhiebe willig in Empfang nahm, niemals versagt wurde.‘

---

[1] A. Baumgartner in den Stimmen aus Maria-Laach XXXII, 103.

Erscheint auch dem Kritiker der ‚Bauzeitung‘ ‚vieles Einzelne angreifbar‘, so erkennt er doch die ‚Fülle geistvoller und anregender Bemerkungen‘ unumwunden an. ‚Vor allem aber hat uns der durch die gesamten Erörterungen hindurchklingende Grundton bestochen, in welchem die Polemik gegen Andersdenkende vor einer ruhigen, sachlichen Darlegungsweise zurücktritt, während dafür die wahrhaft liebenswürdigen Seiten des Verfassers, die unentwegte Begeisterung desselben für das künstlerische Ideal seines Lebens um so glänzender zur Geltung kommen.‘ [1]

Während die Schrift über die Profanarchitektur gedruckt wurde, war Reichensperger bereits mit einer andern Arbeit beschäftigt, der Zusammenstellung seiner Erinnerungen an Steinle. ‚Ich gehe nun daran,‘ heißt es in einem Briefe an Arnold Otto Meyer, ‚die bis 1842 zurückreichenden Briefe Steinles allmählich durchzulesen, wie melancholisch es mich auch stimmen mag, wenn die Trennung von dem ältesten liebsten Freunde mir so immer aufs neue vor die Seele geführt wird. Möchte Gott in seiner Gnade mich im Jenseits wieder mit ihm vereinen!‘ Im Januar 1887 konnte Reichensperger Professor Paulsen melden: ‚Mit meinen Erinnerungen an Steinle komme ich gottlob in diesen Tagen zur Druckerpresse. Die in einem sehr engen Rahmen zu fassende stoffliche Ueberfülle in Verbindung mit der Nothwendigkeit, Rücksichten anderer Art walten zu lassen, haben mir die Arbeit mitunter zu einer wahrhaft peinlichen gemacht; möge sie des dahingeschiedenen Freundes nicht ganz unwürdig ausgefallen sein!‘ ‚Ich bin der Meinung, daß es diesem Meister gelungen ist, für die Malerkunst eine Brücke aus dem germanischen Mittelalter in unsere Neuzeit zu schlagen, wie Sie eine solche auch auf andern Gebieten, namentlich auf dem der Philosophie, wie mir scheint, mit gutem Grunde erforderlich erachten [2]. Auf dem Gebiete der Architektur sind wir in dieser Hinsicht schon erheblich weiter gekommen.‘

Die Schrift fand mit Recht allgemeinen Beifall. Bewunderungswerth ist vor allem die Kunst, mit welcher Reichensperger aus dem überreichen Material eine Auswahl getroffen hat. Dabei hat er so herrlich disponirt, daß alles an seinem rechten Platze steht, alles sich gegenseitig ergänzt und belebt. Der ganze Steinle ist in der kleinen Schrift: sein Leben, seine Kunstthätigkeit, seine Aesthetik und all seine wesentlichen Beziehungen zur zeitgenössischen Geschichte. Die Schrift ist gewissermaßen so klar und fest gezeichnet, wie der selige Freund seine Bilder schuf.

---

[1] Deutsche Bauzeitung 1886, Nr. 103, S. 613 f.

[2] Prof. Paulsen studirte damals auf Reichenspergers Veranlassung die Summa des hl. Thomas von Aquin.

‚Ein schöneres Denkmal', urtheilte Baumgartner [1], ‚hätte dem verewigten Künstler kaum errichtet werden können, als es in dieser kleinen Schrift von einem seiner gründlichsten Kenner und treuesten Freunde geschehen ist. Mag es auch einer ausführlichern Biographie vorbehalten bleiben, noch eine Menge anderer interessanter Lebenszüge und Thatsachen aufzuspeichern, alle Werke des großen Malers bis herab auf seine Skizzen und Entwürfe zu registriren [2], sein Geistesleben und seine Kunstthätigkeit mit Rücksicht auf die gesamte neuere Kunstgeschichte historisch-kritisch und mit allem üblichen Eruditionsapparat ausführlich darzulegen: die wesentlichen Umrisse einer vollständigen Biographie und Charakteristik sind hier schon gegeben, und zwar nicht schematisch, abstract, sondern voll Leben und Farbe, ein wahres, treues, sprechendes Miniaturbild, das einer weitschichtigern Biographie nach allen Richtungen hin als Vorlage dienen kann, jedermann aber, dem es nicht gerade um specialistische Forschung zu thun ist, völlig entsprechende Auskunft bietet. Vierundvierzig Jahre hat Dr. Reichensperger mit Steinle in intim-freundschaftlichem Verkehr gestanden, seine meisten Werke werden und wachsen sehen, in persönlichem Gedankenaustausch, in Hunderten von vertrauten Briefen sein ganzes Geistesleben aus nächster Nähe beobachtet, durch congeniale Geistesrichtung es gleichsam mitgelebt und seine Thätigkeit selbst vielfach unterstützt, angeregt und gehoben. Das sieht und fühlt man auf jeder Seite. Zug um Zug setzt sich das ganze Bild aus lauter lebendigen Erinnerungen zusammen. Bedeutungsvolle Briefstellen aus Steinles Correspondenz verbürgen und ergänzen die Charakteristik, die sein Freund von ihm gibt. Alle seine Hauptwerke sehen wir der Reihe nach vor uns erstehen; seine ästhetischen, literarischen, religiösen und politischen Anschauungen sind durch seine eigenen Aeußerungen treffend charakterisirt; in der individuellen Zeichnung des Lebenslaufs sind auch die Beziehungen desselben zur Zeitgeschichte meisterlich skizzirt. Wir lernen in Steinle nicht nur den stillen, tiefsinnigen Künstler kennen, der mit Cornelius und Overbeck um die Palme rang, beider Vorzüge in nicht geringem Grade verband und von Overbeck selbst als der „genialste Künstler seines Jahrhunderts in der Conception" bezeichnet wurde, sondern auch einen nicht weniger genialen Denker, der von den Höhen der christlichen Weltanschauung alle Zeitereignisse und Geistesbewegungen mit regem Interesse verfolgte und scharfsinnig beurtheilte, im Verkehr mit der großen Welt und den höchsten Kreisen des Lebens stets seine innere Einheit, Selbständigkeit und Künstlerdemuth behauptete.'

---

[1] Stimmen aus Maria-Laach XXXII, 467—468.

[2] Dies ist inzwischen durch den Sohn des Meisters, Justizrath Dr. A. v. Steinle, geschehen in der wichtigen Publication: Steinle's Briefwechsel II, 463 f.

Neben dem Urtheil Baumgartners und demjenigen Janssens bereitete Reichensperger ganz besondere Freude dasjenige seines kunstverständigen Freundes Leopold Kaufmann, der ihm am 10. October 1887 von Berlin aus schrieb: ‚Gestern erhielt ich von Bonn aus die lange ersehnten „Erinnerungen an Edward von Steinle" nachgeschickt; ich habe den gestrigen Abend dazu verwendet, um die hochinteressante Schrift in einem Zuge durchzulesen. Ich habe nur eines auszusetzen, die Schrift ist in einem zu engen Rahmen zusammengedrängt, man möchte gar zu gerne noch mehr erfahren. Dadurch, daß Steinle trotz seiner vornehmen Zurückgezogenheit so lebhaften Antheil an allen wichtigen Bewegungen des geistigen Lebens genommen hat, gewinnen die Erinnerungen einen bedeutungsvollen Hintergrund; sie geben ein Spiegelbild der Zeitereignisse, wie sie der edle, fromme und feine Geist des großen Künstlers erfaßte. Einen doppelten Reiz gewinnt die ganze Darstellung deshalb, weil man auch erfährt, wie Sie die Dinge aufgefaßt, wie Sie sich in dem geistigen Wirrwarr zurecht gefunden haben. Ich glaube sicher, daß alle Leser der „Erinnerungen" mit mir den Wunsch theilen werden, daß Sie uns noch mehr aus dem reichen Schatze Ihres bewegten Lebens schenken mögen; Sie haben eine so frische und lebendige Art, Selbsterlebtes zu erzählen, daß Ihnen jeder gerne zuhört.'

Aufforderungen ähnlicher Art gelangten noch öfter an Reichensperger: dem Schreiber dieser Zeilen hat er wiederholt wenigstens die Aufzeichnung seiner Erinnerungen aus dem Jahre 1848 versprochen; er ist aber nicht dazu gekommen, dies auszuführen. Es war zu vielerlei, das ihn in Anspruch nahm. Denn neben Literatur und Kunst interessirte er sich nach wie vor eifrig für alle politischen Fragen; namentlich die veränderte Stellung Bismarcks zum Papste und die Beendigung des Culturkampfes nahmen seit 1886 seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch. Einem protestantischen, aber die Katholiken freundlich beurtheilenden Freunde schrieb er am 23. Juni 1886: ‚Was Sie über das Bedenkliche der neuesten entente zwischen Bismarck und dem Papst, den Geheimräthen und den Bischöfen sagen, ist gewiß sehr beachtenswerth; einstweilen aber vertraue ich auf die Weltklugheit des Papstes und auf die einheitliche Geschlossenheit des Kirchenregiments gegenüber dem so lockern principlosen Walten der Staatsmänner. Für Fürst Bismarck ist es ein haut goût erster Sorte, dadurch der herrschenden öffentlichen Meinung ins Gesicht zu schlagen, daß er, gesättigt von allen seinen Erfolgen auf dem Gebiete der weltlichen Politik, schließlich den Gefangenen im Vatican auf den Leuchter stellt, ihm freundschaftlich die Hand drückt und mit einem päpstlichen Orden Parade macht. Der darin liegende Muth verdient jedenfalls Anerkennung.' ‚Dem leidigen Culturkampf', urtheilt Reichensperger in einem Briefe vom 24. August an denselben Freund, ‚ist nun wenig-

stens der Giftzahn ausgebrochen; hoffentlich folgen dessen übrige Zähne allmählich nach. Der Muth des Kanzlers verdient alle Anerkennung; gewiß hat ihn sein Zurückweichen und namentlich sein so freundliches Verhalten gegenüber dem Papste hundertmal mehr Feinde als Freunde geschaffen, letztere dazu durchweg sehr zahmer Natur. Mit dem Verhalten unserer katholischen Zeitungen bin ich nicht zufrieden; dieselben beachten zu wenig den alten Spruch, daß man dem im Rückzug begriffenen Feinde goldene Brücken bauen soll.'

Die Septennatsfrage beurtheilte Reichensperger sehr ruhig. ‚Ob wohl auch Sie von dem Septennats-Entrüstungsfieber angesteckt sind?' schrieb er am 10. Februar 1887 an Professor Paulsen. ‚Ich bezweifle es. Für mich hat die immerhin recht unerquickliche Krisis wenigstens einen erheiternden Beigeschmack. Urplötzlich entpuppen sich als glaubenstreue Katholiken, ja als Eiferer für die Autorität des Papstes gar viele, welche bis dahin in das Feldgeschrei: „Los von Rom!" eingestimmt, bezw. demselben nicht den geringsten Widerspruch entgegengestellt hatten, dem Centrum den unbegründeten Vorwurf gemacht hatten, daß es auch betreffs politischer Fragen sich die Parole von Rom hole. Qualis mutatio rerum! Ich meinestheils wünsche, daß das so gute Einvernehmen zwischen dem Papst und dem Reichskanzler weiter fortdauere und sich immer mehr bethätige; das Centrum wird sich zweifelsohne in die Situation zu finden wissen.'

Näher über das Verhalten ‚des durch den Reichskanzler sehr geschickt in eine Zwickmühle gebrachten Centrums' spricht sich ein Brief vom 23. Februar an denselben Freund aus. ‚Ich halte das Vorgehen der Fraction für richtig erwogen, wenn nicht gar für geradezu durch die obwaltenden Verhältnisse geboten. Ob Triennat oder Septennat, war an sich betrachtet ziemlich gleichgiltig. Das Centrum aber hatte stets gegen das Septennat gestimmt und in allen seinen Wahlprogrammen versichert, daß es nach Möglichkeit auf eine Herabminderung der Ausgaben für das Heerwesen hinwirken werde. Im Hinblick darauf sowie auf die große Masse seiner Wähler, besonders in Bayern, glaubten nicht wenige Mitglieder des Centrums, selbst für ein Triennat nicht stimmen zu können, und es drohte eine Spaltung, die nicht ohne Mühe ferngehalten ward. Die Befürwortung des Septennats durch den Papst war im Grunde ein Hemmniß mehr. Während des ganzen Verlaufs des Culturkampfes war dem Centrum immer der wahrheitswidrige Vorwurf gemacht worden, es hole sich auch für politische Fragen die Parole in Rom; noch gellt das Geschrei über die Vaterlandslosigkeit, Reichsfeindlichkeit u. s. w. der Centrumsmitglieder in meinen Ohren. Nicht ohne weithin Anklang zu finden, hätte der culturkämpferische Heerbann jenen Vorwurf als betreffs der Vergangenheit und für alle Zukunft begründet ausposaunt, wenn

das Centrum ohne weiteres in schroffem Gegensatz zu seiner frühern Haltung für das Septennat eingetreten wäre. Was den Papst betrifft, so hat derselbe seinerseits mit Rücksicht auf seine Weltstellung weise gehandelt, indem er dem Wunsche Bismarcks gemäß das Septennat empfahl, zugleich ersterem sein unwandelbares Vertrauen kundgebend.‘

‚Der Ausfall der Wahlen‘, heißt es in einem Briefe vom 28. Februar 1887 an P. Baumgartner, ‚hat jedenfalls das Erfreuliche, daß wir mit einer abermaligen Auflösung des Reichstags nun nicht mehr bedroht sind. Ungleich erfreulicher aber ist, daß das katholische Volk den Culturkämpfern und den plötzlich aufgetauchten Neukatholiken gegenüber so tapfer standgehalten hat. Ich weiß, daß seitens nicht weniger glaubenstreuer Katholiken von Bedeutung dem Papste seine Empfehlung des Septennats verdacht wird. Dieselben vergessen meines Erachtens, daß der Papst eine Weltstellung einnimmt, die ihn geradezu nöthigt, mit dem zur Zeit mächtigsten Manne auf möglichst gutem Fuße zu stehen, da die Machthaber der „katholisch gebliebenen“ (!) Nationen fast allerwärts sich in Bedrückung der Kirche überbieten, während in den abgefallenen Ländern (England, Holland, Nordamerika u. s. w.) deren freie Entfaltung kaum noch einem staatlichen Hinderniß begegnet. Erstern steckt eben noch allzuviel Renaissancegift im Leibe.‘

‚Mir will scheinen,‘ heißt es in einem Briefe an Dr. Crull vom 8. März 1887, ‚als ob die drei Hauptfactoren, der Reichskanzler, der Papst und das Centrum, ein jeder Theil von seinem Standpunkte aus seine Rolle gut gespielt habe: der Kanzler, indem er das Centrum in eine recht unerquickliche Zwickmühle einzwängte, der Papst von seiner Weltstellung aus, indem er dem Kanzler einen Gefallen that, dessen so gewaltigen politischen Einfluß er den andern Mächten, namentlich leider den in den „katholisch gebliebenen“ (!?) Ländern herrschenden gegenüber dringend bedarf oder doch bestens verwerthen kann. Das Centrum endlich hätte sich gespalten und bei vielen seiner Wähler den Credit eingebüßt, wenn es in Widerstreit mit seiner Vergangenheit ohne weiteres in das Septennat gesprungen wäre. Ganz insbesondere hätte dadurch das vieljährige wahrheitswidrige Culturkampfgeschrei: „das Centrum nehme sich auch für politische Fragen die Parole in Rom“, eine feste Unterlage für die Vergangenheit und die Zukunft bekommen. Der Vorwurf der „Vaterlandslosigkeit“ wäre zum Axiom geworden. Das Centrum hat schon schlimmere Tage gesehen und wird auch wohl die dermalige Krisis bestehen.‘

Die damalige Beunruhigung wegen eines Weltkrieges nahm Reichensperger sehr ernst; wiederholt ruft er in seinen Briefen aus: ‚Möge Gott nur eine Katastrophe von uns fernhalten, die auf unberechenbare Zeit hinaus der Cultur des Schönen, wenn nicht gar aller Cultur ein Ziel setzt! Zwar ist mit dem Abschluß der Wahlen zum Reichstag das Kriegsgeschrei ver-

stummt, aber die Atmosphäre bleibt doch immer noch gewitterschwül. Wird die Kriegsfurie losgelassen, so geschieht es meines Dafürachtens von St. Petersburg aus und geht der erste Stoß auf Oesterreich, welches das Deutsche Reich um seiner selbst willen nicht im Stiche lassen darf; dann aber erscheint auch Frankreich auf dem Kampfplatz — was dann?'

Abweichend von Windthorst und andern Centrumsführern beurtheilte Reichensperger die kirchenpolitische Vorlage vom Frühjahr 1887; er war hoch erfreut, daß der Papst der sich mehr und mehr erhitzenden Discussion ein Ende machte, indem er dem Centrum die Annahme der Vorlage empfahl, betonend, es liege in den Regeln der praktischen Klugheit, ‚ein gegenwärtiges und sicheres Gut der zweifelhaften und unsichern Erwartung eines größern Gutes vorzuziehen'.

‚Von Rom aus', schrieb Reichensperger am 15. April 1887 an Dr. Crull, ‚scheinen nun gottlob dem Centrum betreffs der kirchlichen Vorlage bestimmte Weisungen gegeben zu sein, die jeder glaubenstreue Katholik respectiren muß, da es sich um kirchliche Anordnungen handelt. Wahrscheinlich hat der Papst in seiner Weltstellung mehr Rücksicht genommen, als unsere meist intransigenten Zeitungsmacher belieben. Ich meinestheils war stets der Ansicht, daß man nehmen solle, was man kriegen könne, ohne auf weiteres zu verzichten.' Auf ‚die Principienreiter mit der Devise „Alles oder nichts"' war er damals schlecht zu sprechen. ‚Diese Herren', heißt es in einem Briefe an Professor Paulsen, ‚verstehen sich natürlich besser als der Papst darauf, wie die katholische Weltregierung zu führen ist. Die gegnerischen Blätter, die officiösen keineswegs ausgenommen, gießen übrigens Oel ins Feuer; sie stehen noch unter dem Niveau der unsrigen, welchen im wesentlichen nur Exceß der Nothwehr vorzuwerfen ist.'

‚In Bezug auf mich und die Meinigen', heißt es in einem Brief vom 12. Mai 1887 an den Maler Andreae, ‚kann ich gottlob sagen, daß so ziemlich alles im normalen Geleise weiter geht; woran es mir hauptsächlich fehlt, ist — Zeit. Da die Leute glauben, ich hätte nichts zu thun, so werde ich weit mehr, als mir lieb ist, von außen her in Anspruch genommen. Demnach konnte ich bis jetzt nicht einmal dazu kommen, die während meines parlamentarischen Lebens aufgeschichtete Masse von beschriebenen und bedruckten Papieren einigermaßen zu sichten. Mit den auf Steinle bezüglichen habe ich den Anfang gemacht. Die Steinle-Ausstellungen in Frankfurt und Berlin haben dem todten Meister mehr ehrende Anerkennungen eingetragen, als dem lebenden jemals zu theil geworden waren. Ainsi va le monde! — Mein Sommerprogramm ist noch nicht festgestellt. Wahrscheinlich indes werde ich mich mit meiner Frau nach Tirol begeben. Ich empfinde eine wahre Sehnsucht nach See- oder Bergluft; da mir in Anbetracht meines

hohen Alters — zufolge einer Verschwörung meiner Frau mit unserem Hausarzt — das Baden im Meer verboten ist, wird es mit uns wohl bergwärts gehen.'

Schon lange hatte Reichensperger mir seinen Besuch versprochen: Ende Mai kündete er mir denselben an. Die Reise ging über den Bodensee nach Feldkirch, Ragaz und Innsbruck. Es waren unvergeßliche Tage, welche ich hier mit dem theuern Freunde verlebte. Rührend war seine Sorge, mir etwas von meiner Zeit zu nehmen. Um keinen Preis wollte er, daß ich die Morgenstunden preisgebe, und nur mit größter Mühe setzte ich es durch, daß für das Innsbrucker Museum eine Ausnahme gemacht wurde. Noch am Nachmittag desselben Tages ging es nach Schloß Ambras. Am Abend gegen $^1/_2$12 Uhr setzte mich die Rüstigkeit des Neunundsiebzigjähren in Erstaunen durch den Vorschlag, noch einen Spaziergang zu unternehmen, ‚weil wir noch so vieles durchzusprechen hätten'.

Da es in Innsbruck schon recht heiß geworden, begab sich Reichensperger am 8. Juli nach Stams; von dort berichtete er am 10. seinem Freunde P. Baumgartner zunächst über seinen Besuch in Feldkirch. ‚Wir wurden mit allen Einzelheiten der großartigen Anstalt bekannt gemacht, insbesondere auch mit der Bühne, auf welcher Sie theoretisch den Grund zu Ihrer Kenntniß des Theaterwesens gelegt haben, schwerlich ahnend, daß Sie einmal in die Lage kommen würden, dieselbe, wie geschehen, zu verwerthen. Auf dem Spielplatz sahen wir die Jugend der drei Divisionen sich herumtummeln — Kopfhänger und Augenverdreher werden da wahrlich nicht herangebildet. Könnte man doch alle Jesuitenfresser zu einer Fahrt nach Feldkirch bringen, gewiß nicht wenige würden von dort bekehrt zurückkehren. Leider wollen bei weitem die meisten nicht belehrt und bekehrt werden. Von Feldkirch machten wir einen Sprung nach Ragaz, wo unser Steinle so gerne weilte und so manchmal Erholung und Heilung gefunden hat. Natürlich begleiteten mich nach allen Richtungen hin Erinnerungen an den unersetzlichen Freund, die Freude an dem so schönen Aufenthalt dämpfend. Durchweg vom Wetter begünstigt, durchzogen wir demnächst das prächtige Arlbergbahnthal, in Bludenz und in Stams einen Halt machend. Innsbruck war das eigentliche Ziel unserer Reise. Durch meinen Freund, den Professor Pastor, ward uns der Aufenthalt in der nicht wenig Interessantes bietenden Stadt doppelt angenehm gemacht. Schloß Ambras hat leider durch eine doppelte Ausplünderung — von München und Wien aus — das Schätzbarste, was es vordem besaß, eingebüßt; die Gotik war dort übrigens niemals in nennenswerther Weise vertreten. Ueberhaupt scheint in Tirol die Renaissance nebst Nachfolgerschaft entschieden geherrscht und gar manches Opfer gefordert zu haben; im Innern aller Kirchen, die ich besuchte, machte sich

hohler Theaterprunk breit, mitunter bewundernswerth durch die aufgewendete Technik. Den zur Zeit herrschenden Geist anlangend, kann ich, soweit ich mich zu orientiren vermochte, Erfreuliches nicht berichten: in den Massen Schlendrian, in den höhern Schichten mit Frivolität versetzter, abgestandener Liberalismus.'

Auf der Rückreise ward Halt in Ulm, Stuttgart, Heidelberg und Mainz gemacht. Nach Ulm zog Reichensperger vor allem das Münster; hatte er doch an der Vollendung des Thurmes, eines Prachtstückes der Spätgotik, seit Jahren den regsten Antheil genommen[1]; nun fand er denselben ‚freudig aufwachsend'. ‚Wir leben doch', heißt es in einem Briefe an Janssen, ‚in einer merkwürdigen Zeit. Einerseits grundstürzende, ins Nebelhafte gerichtete Wühlerei, andererseits ein Untertauchen in die Geschichte der Vorfahren, Wiederbelebung von längst Todtgeglaubten, Verwirklichung des Horazischen Multa renascentur, quae iam cecidere. Wenn nicht etwa durch einen Generalkrach alles zu einem Brei gestampft wird, so kann es in Zukunft noch „jut jehn", mit Freund Thissen zu reden, dessen übertriebener Optimismus sich jedenfalls mehr empfiehlt als sauertöpfischer Pessimismus.'

Bei dem Aufenthalt in Ulm erfuhr Reichensperger zu seiner ‚nicht geringen Verwunderung', daß man wegen der protestantischen Bevölkerung Bedenken trage, dem Thurme des Münsters die nach dem ursprünglichen Plane vorgesehene Krönung durch ein Marienstandbild zu verleihen. Nach seiner Heimkehr brachte er diese Angelegenheit in ganz ruhiger und sachlicher Weise in der ‚Niederrheinischen Volkszeitung' zur Sprache. ‚Es ist kaum zu glauben,' heißt es hier, ‚daß solche Besorgniß an maßgebender Stelle gehegt wird. Was den ersten Christen heilig war, wird den heutigen, welcher Confession immer, doch wohl nicht zum Anstoß gereichen können. Am wenigsten, sollte man meinen, könnte dies betreffs der Gottesmutter in Ulm der Fall sein, wo immer noch das Münster als St. Marien-Pfarrkirche bezeichnet wird. Wie die Betheiligung an der zum Zweck des in Rede stehenden Baues von Reichs wegen gewährten Prämiencollecte dargethan hat, interessirt man sich in den weitesten Kreisen innerhalb Deutschlands für das Unternehmen. Um so mehr steht zu erwarten, daß in Ulm die Pietät gegen die Vorfahren, welche den Prachtbau gegründet und der Vollendung nahe gebracht haben, sowie gegen den großen Meister, aus dessen Geist der

[1] Ueber den Thurm schrieb er am 30. Juli 1894 an Dr. Crull: ‚Fast möchte ich demselben den Vorzug vor unsern Kölner Domthürmen zuerkennen, eben wegen seines die Phantasie anregenden „Spielens" in der Formgebung, ohne darum doch die Herrschaft des Zirkels zu verläugnen. Ueberhaupt bekenne ich mich zu einer gewissen Zärtlichkeit für die Spätgotik.'

Plan entsprungen ist, in Bezug auf die Krönung des Thurmes den Ausschlag geben wird.'

Dieser Artikel rührte gewaltigen Staub auf. Man wollte nicht leiden, daß eine katholische Stimme hier mit hineinrede, und ignorirte geflissentlich, daß diese katholische Stimme nur daran gemahnte, beim ursprünglichen Plane zu bleiben. Ein Artikel hob geradezu folgendermaßen an: ,Man ist in unsern Tagen gewöhnt, von ultramontaner Seite die weitgehendsten Zumuthungen an die Geduld der evangelischen Majorität der deutschen Bevölkerung gestellt zu sehen. So dreist und alles Maß überschreitend aber, so sehr dem confessionellen Frieden ins Gesicht schlagend, ist uns seit langer Zeit nichts vorgekommen, als was der bekannte Ultramontane August Reichensperger bezüglich des Hauptthurmes des Ulmer Münsters veröffentlicht hat.' In einem andern Artikel hieß es: ,Was in aller Welt geht Herrn Reichensperger der Thurm des Ulmer Münsters an?'; der Aufsatz sei ,ein Beweis ultramontaner Unverfrorenheit und Ungebühr, wie sie in dieser Weise wohl selten versucht worden' sei[1].

Reichensperger war ganz verwundert über die Wirkung seines Aufsatzes. Aus seiner Entgegnung in der ,Niederrheinischen Volkszeitung' interessiren besonders folgende zwei Mittheilungen über einschlagende protestantische Auffassungen. Aus der ersten Zeit des Protestantismus führt er als Beispiel an, daß das Titelblatt eines 1547 in dem damals schon ganz protestantischen Nürnberg erschienenen Buches des protestantischen Mathematikers Walther Rivius einen fünfschiffigen Dom eigener Erfindung enthält, dessen Kuppelthurm mit dem Standbilde der Jungfrau Maria gekrönt ist. Was aber die Gegenwart betrifft, so hatte sich Reichensperger aus Anlaß der gegen ihn gerichteten heftigen Angriffe an einen im nördlichsten Deutschland inmitten einer durchaus protestantischen Bevölkerung lebenden und selbst der protestantischen Confession angehörenden Geschichts- und Kunstkenner von hervorragender Bedeutung mit der Bitte gewendet, ihn in vollster Aufrichtigkeit wissen zu lassen, ob er durch Veröffentlichung seines Wunsches, daß der Thurm des Ulmer Münsters, wie ursprünglich projectirt, durch eine Madonnenstatue gekrönt werde, das Gefühl gläubiger Protestanten verletzt habe. Darauf ging eine Antwort ein, welche die andere in protestantischen Kreisen vorhandene Anschauung über die Verehrung der Gottesmutter Maria vertritt. Dieselbe hat folgenden wesentlichen Inhalt: ,Wollen Sie verzeihen, wenn ich erst heute Ihre Frage beantworte, ob auf protestantischer Seite ein ernster, stichhaltiger Grund vorliege, um die Krönung des Thurmes einer Marienkirche mit einer Marienstatue zu verhindern. Leider ist diese Frage

[1] Leipziger Evangel.-lutherisches Gemeindeblatt 1887, Nr. 50.

so allgemein nicht zu beantworten, da, wie Sie ja wissen, ein Theil der Protestanten überall keine Bilder zuläßt, ein anderer aber mindestens sehr ungleich in dieser Hinsicht denkt, und nicht bloß in den verschiedenen Landeskirchen, sondern auch unter den einzelnen Angehörigen derselben verschiedene Ansichten obwalten. Ein angesehener akademischer Lehrer sagte, es sei Luthers Grundsatz gewesen, „kein Stück des kirchlichen Erbes, wenn es nur mit Gottes Wort nicht in Widerspruch, fallen zu lassen". Somit sind in unserer lutherischen Kirche auch die Tage Mariä Reinigung, Mariä Verkündigung und Mariä Heimsuchung bis weit in das vorige Jahrhundert hinein ebenso wie die Aposteltage kirchlich gefeiert worden, und erst der Rationalismus hat dieselben abgeschafft. Ebensowenig sind aus unsern Kirchen die von den Vorfahren überkommenen Bilder fortgeschafft, und wenn man die alten Altartafeln beseitigte, so geschah das nicht aus confessionellen Gründen, sondern weil man etwas vermeintlich Schöneres an deren Stelle setzen wollte. Auch heute noch werden überall Kanzeln und Altäre mit den Bildern der Apostel geschmückt, und wenn man diesen solche Ehre erzeigt, so scheint mir kein Grund, die Mutter Gottes, durch die das ewige Wort Fleisch wurde, von solcher auszuschließen. In der Praxis geschieht das allerdings: an den Kanzeln werden die Evangelisten dargestellt, auf den Altären die Apostel; daß aber die Darstellung der Jungfrau Maria an sich nicht gegen Gottes Wort oder die Augsburgische Confession ist, bezeugt jener Ausspruch Luthers, nach welchem nur die Aufrichtung eines Bildes verwerflich ist, „dafür man sich fürchtet oder einen Glauben darauf setzet", oder „daß man die Kniee dafür beuget" und „einen Gottesdienst daraus macht"; andernfalls sei es nur „ein Bild, das du behaltest, und das ist recht und gut". Somit vermag ich nicht einzusehen, wie eine Marienstatue auf der Spitze des Helmes einer Marienkirche für einen lutherischen Christen anstößig sein sollte, und könnte dafür höchstens eine Berechtigung nur dann finden, wenn das Bild mit einer Glorie umgeben würde.'

Als das Stuttgarter ‚Deutsche Volksblatt' die Entgegnung Reichenspergers brachte, ‚ging der Tanz von neuem los'. ‚Von ihrem Bismarck, welchen sie nicht anzugreifen wagen, im Stich gelassen,' schrieb er an Dr. Crull, ‚sind die Culturkämpfer uns Ultramontanen gegenüber von einer krankhaften Reizbarkeit.' Aehnlich heißt es in einem Briefe an Janssen: ‚Der Spektakel um die Muttergottesstatue zum Ulmer Münsterthurm wird dich hoffentlich ein bißchen amüsiren. Die krankhafte protestantische Reizbarkeit erklärt sich meinerseits dadurch, daß man seinem Aerger über die Beilegung des Culturkampfes und über die Papstfreundlichkeit Bismarcks diesem gegenüber nicht Luft zu machen wagen darf.'

Bei der Rückkehr nach Köln im August fand Reichensperger eine Einladung des Cultusministers v. Goßler um Begutachtung eines Planes zu einer

‚Organisation betreffend die Erhaltung und Pflege der Kunstdenkmäler‘. Außerdem ward er sehr stark in Anspruch genommen durch die Begutachtung von Janssens sechstem Bande, in welchem denn auch seine Kunstansichten zum Theil in allzu schroffer Weise zum Ausdruck gekommen sind [1]. Daneben gelangten noch manche andere Anforderungen an ihn, so daß in seinen Briefen oft die Klage wiederkehrt: ‚Die Leute vergessen, daß ich im achtzigsten Lebensjahre stehe.‘‘

Trotz alledem ließ er es sich nicht nehmen, Ende August in Trier zur Katholikenversammlung zu erscheinen. Gleich zu Beginn derselben stellte der Präsident Graf Ballestrem an Reichensperger, ‚unsern hochbewährten Veteranen, der uns ein Vorbild ist als katholischer Parlamentarier und ein Muster in der katholischen Pflichterfüllung‘, die Anfrage, ob er den Versammelten ‚die Freude und Ehre erweisen wolle, als Ehrenpräsident zu fungiren‘. Reichensperger, bei seinem Auftreten mit großem Jubel begrüßt, erwiderte: ‚Die so glänzende Auszeichnung, welche Sie im Begriff stehen, mir zu erzeigen, bekundet den katholischen Respect vor der Tradition. Sie haben ja gehört, daß ich bereits 1865 die Ehre hatte, bei der damaligen Generalversammlung im Präsidium zu sitzen. Damals war von mir noch etwas zu hoffen; jetzt ist es damit vorbei. (Allseitiger Widerspruch.) Ihrem allseitigen „Nein“ gegenüber kann ich nur auf meine neunundsiebzig Jahre hinweisen.‘ Unter ‚stürmischem Jubel‘ nahm er dann am Präsidententische Platz. Eine weitere Ovation ward ihm bei dem Festmahl nach Schluß der Versammlung zu theil, bei welchem sein Spruch der ‚uralten, heiligen Stadt Trier‘ galt. Rechtsanwalt Müller feierte bei dieser Gelegenheit die beiden Ehrenpräsidenten Reichensperger und Moufang ‚als Zierden ihres Standes, ergraut im heiligen Kampfe‘. Um ihre Verdienste zu würdigen, müsse man vierzig Jahre zurückblicken. ‚Mit Macht und Wucht‘ sei Reichensperger eingestanden, ‚um die Freiheiten des deutschen Volkes in die Verfassung hineinzubringen‘. Daß dies gelungen, sei hauptsächlich sein Verdienst. ‚Als dann diese Verfassungsartikel angegriffen wurden, trat er mit seinem ebenso bedeutenden Bruder auf und trat ein für die Rechte des Volkes, für die Freiheiten, die ihm geraubt werden sollten. Beim Ausbruch des Culturkampfes, da konnten sich diese Männer darauf berufen, wie sich die kirchliche Freiheit niemals trennen lasse von der politischen und bürgerlichen Freiheit; sie konnten sich berufen auf dasjenige, was in den Jahren 1848 bis 1850 von allen wirklich freisinnigen und namentlich auch von conservativen Männern anerkannt worden war. Und so waren sie freiheitsliebend, weil sie in durchaus conservativen Grund-

[1] Vgl. Pastor, Joh. Janssen S. 133. Die unhaltbaren Ansichten sind in der von mir besorgten 13. und 14. Auflage (Freiburg 1893) weggelassen worden; überhaupt ist die ganze Darstellung einer so gründlichen Revision unterzogen worden, daß die in der ersten Ausgabe enthaltenen Irrthümer jetzt beseitigt sind.

sätzen sich bewegt haben und heute noch bewegen. Kein Wunder also, daß vor beiläufig zwanzig Jahren schon Freiherr v. Andlaw erklärte: Wo Reichensperger erscheine, da gebühre ihm der Vorsitz. So haben diese Männer gewirkt, und man kann und muß behaupten: auf ihren Schultern stehen wir, und wenn sie nicht gewesen wären und mit ihnen einige andere Männer, dann wäre eine, Katholikenversammlung wie die heurige ein Ding der Unmöglichkeit geblieben.'[1]

Auch zu dem großen Commers der katholischen Studentenvereine erschien Reichensperger. Es war nicht seine Absicht, zu sprechen; allein Windthorst zwang ihn dazu. Die Studenten zu ernster Arbeit mahnend, bemerkte die kleine Excellenz: ‚Unser fleißigster Student und Muster war alleweil mein Gegenüber, Herr August Reichensperger, allerdings auch sehr leichtsinnig, und deshalb ist er heute hier. (Ungeheure Heiterkeit.) Aber dem ernsten Studium dieses unseres verehrten Seniors, der seine Nebenstunden auf die Kunst verwendete, sollt ihr jungen Leute nach Kräften nachahmen. — Die Lection wegen des Frühschoppens überlasse ich meinem Freund Reichensperger und commandire einen Salamander auf die katholischen Studentenvereine Deutschlands!'

Auf diese starke Herausforderung ergriff Reichensperger das Wort zur ‚Berichtigung'. ‚Ich hatte geglaubt, daß hier nur junge Leute zu sprechen hätten, natürlich mit Ausnahme meines Gegenüber, der stets wie ein Phönix in neuer Jugend ersteht. Von Herzen schließe ich mich seinem Spruche an: Hilf dir selbst! und da darf ich sagen, daß ich zuerst auf die Mißstände an den Universitäten hingewiesen habe. Aber aufs wärmste erkenne ich an, daß Ihre Kreise Bestrebungen Raum geschafft haben, die zu unserer Zeit noch nicht denkbar waren. Aber laßt den Frühschoppen bleiben! Morgens Hochamt und dann Frühschoppen, das gefällt mir nicht. Geht auch in dieser Beziehung, wie bei dem elenden Duell, mit gutem Beispiel voran! Folget dem Wort meines Gönners Windthorst, den ich jetzt noch einmal privatim hochleben lasse.'[2]

Nach der Generalversammlung schrieb Reichensperger an Janssen: ‚Es ist ein halbes Wunder, daß ich sain et sauf aus Trier heimgekehrt bin. Während fünf Tagen von morgens 7 bis nachts 1 Uhr fast keine Ruhestunde, fortdauernder Austausch von Begrüßungen u. s. w. Im ganzen ist die Versammlung gottlob gut verlaufen[3]; die Heißsporne blieben im Hintergrund;

---

[1] Verhandl. der 34. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands (Trier 1887) S. 294—295.

[2] Köln. Volkszeitung 1887, Nr. 240.

[3] Aehnlich berichtete Reichensperger an Prof. Paulsen, noch hinzufügend: ‚Von confessioneller Polemik keine Spur, obgleich der „Evangelische Bund" und sonstige

die Führung des Präsidiums durch Graf Ballestrem war über alles Lob erhaben. Windthorst wird auch dir gegenüber kein Hehl betreffs seiner Verstimmung darüber gemacht haben, daß ihm in etwas brüsker Weise der Oberbefehl entzogen worden ist. Obgleich stets bejubelt, blieb er innerlich malcontent, nahm sich aber äußerlich zusammen; von einigen Excentricitäten abgesehen, spielte er seine Rolle gut. Er ist stark verwöhnt; ich erlaubte mir, ihn an das Nil ab omni parte beatum und daran zu erinnern, daß wir „Clericale" nicht berufen sind, um hienieden unausgesetzt Lorbeeren zu ernten, daß wir da sind, um zu dienen, namentlich dermalen dem Papste, dessen Weltstellung ihm nun einmal nicht gestattet, uns preußischen Ultramontanen in allem und jedem den Willen zu thun. In der That genügt meines Erachtens schon ein Blick auf die „katholisch gebliebenen" (!) Länder, insbesondere auf Frankreich und Italien, um den Werth zu begreifen, welchen der Papst auf das gute Einvernehmen mit Bismarck legt. Dieser seinerseits, erkennend, daß der Papst auf dem moralischen Gebiete noch weiterhin herrscht, wie er auf dem politischen, glaubt ihn zu seinen Zwecken benutzen zu können, und ehrt zugleich in ihm mehr seinen Pair als in den weltlichen Machthabern. Zufolge all der ihm gewordenen Huldigungen blasirt, ist für ihn der Gefangene im Vatican ein haut goût, dessen Orden ihm mehr Spaß macht als alle die grands cordons, womit die Fürsten ihn behängt haben. In Summa geht meine Ansicht dahin, daß unser Heiliger Vater das volle Vertrauen seiner Söhne verdient. Lumen de coelo!'

Die in den Briefen Reichenspergers zum Ausdruck kommende starke Antheilnahme an den kirchlichen und politischen Zeitereignissen veranlaßte ihn wiederholt zur Veröffentlichung ‚Politischer Randglossen', welche meist in der ‚Niederrheinischen Volkszeitung' zum Abdruck kamen. Zuweilen waren dieselben recht scharf; beispielsweise beginnt eine dieser Randglossen vom 14. October 1887 also: ‚Der Hammersteinsche Antrag wird schließlich einfach darauf hinauslaufen, daß man vom Staate mehr Geld für protestantische Zwecke, insbesondere für Kirchenbauten fordert, und zwar schon um der ausgleichenden Gerechtigkeit willen, da bekanntlich zur Zeit der Reformation die katholisch Gebliebenen den protestantisch Gewordenen so viele Gotteshäuser entzogen haben. Die Katholiken können froh sein, wenn ihnen nicht verboten wird, aus den eigenen Taschen Kirchen und Klöster zu bauen. — Die Bedeutung und die Folgen des Crispi-Besuches in Friedrichsruhe anlangend, läßt sich mit Sicherheit voraussagen, daß schließlich die italienischen Machthaber sich auf die Seite des Meistbietenden schlagen werden. Die Herrschaft über die

---

verbissene Culturkämpfer vorher an Aufregung der glaubenstreuen Katholiken es wahrlich nicht hatten fehlen lassen.'

Stadt Rom gebührt ihnen von Rechts wegen, da Rom in Italien belegen ist und der Papst die Stadt gewaltsam dem Volksmann Garibaldi abgenommen hat. Die katholische Welt hat keinen Anspruch darauf, — sie mag sehen, wo sich für ihren Papst ein dessen Wünschen entsprechendes Unterkommen findet. Gegen eine so stichhaltige Begründung werden die katholischen Blätter ebenwohl vergebens ankämpfen. Auch auf die Tümmel-Vorgänge sollten deren Redactionen weitere Druckerschwärze nicht verwenden, da der Mann und seine Gesinnungsgenossen nach wie vor als ihr gutes Recht in Anspruch nehmen werden, kraft ihres Bekenntnisses auf die Katholiken, namentlich auf deren Priester, zu schimpfen, und zwar zur Zeit um so mehr, als der Culturkampf nachläßt und es bedenklich ist, darüber seinen Unmuth an dem Fürsten Bismarck auszulassen. — Weiter glaube ich alles Klagen der Zeitungen über die stete Zunahme des Steuerdruckes als reine Papierverschwendung bezeichnen zu dürfen. Trotz des Septennats wird von Jahr zu Jahr den Abgeordneten sonnenklar gemacht werden, daß für das Heerwesen noch viel mehr, als bisheran geschehen, aufgewendet werden muß, falls wir ruhig schlafen wollen, daß es an der Bewaffnung gebricht, den Offizieren am standesgemäßen Auskommen. Auch für sonstige Staatsaufgaben, für Nützlichkeits- und Bildungszwecke — die „Proletarier der Bildung" sind immer noch nicht zahlreich genug — oder für die Hebung des Glanzes der Hauptstadt brauchen die betreffenden Minister immer mehr Geld, und auf die Dauer wenigstens wird ihnen nichts abgeschlagen. Wenn ein Theil der Volksvertretung für irgend ein Eisenbahnproject sich nicht interessirt, so wird er dafür durch einen Kanal, den man ihm bietet, gewonnen und umgekehrt; für Schulen aller Art, Museen u. dgl. fehlt es nie an einer Majorität, weil ja „Bildung" das Höchste ist; für die Erhöhung des Glanzes der Hauptstadt endlich muß jeder stimmen, der nicht gerade ebenso zum „Reichsfeind" gestempelt werden will, wie ein Abgeordneter, welcher nicht sofort alles für die Armee Geforderte bewilligt. Betreffs der Herabminderung der Staatssteuern gilt sonach das Dantesche: Lasciate ogni speranza, zu deutsch: „Laßt alle Hoffnung fahren!" So ziemlich das Gleiche gilt hinsichtlich der Gemeindeabgaben. Die zumeist liberalen Stadtväter wollen zeigen, daß auch sie auf der Höhe der Zeit stehen, und kostet es sie ja nur einen Ruck der in ihrer Hand befindlichen Steuerschraube, um dies sofort zu bethätigen. Den nichts weniger als angenehmen Nachgeschmack, welchen das viele Steuerzahlen zurückläßt, dürfen die davon Betroffenen durch Besuch von Congressen, Liedertafeln, Ausstellungen, Kirmessen, Rennen, Kriegerfesten, und was derartiges mehr ist, vertreiben, von welcher Erlaubniß denn auch reichlich Gebrauch gemacht wird, während Philanthropen über Mittel zur Hebung des Volkswohlstandes sich die Köpfe zerbrechen.'

Noch mehr nahmen im folgenden Jahre die Zeitereignisse Reichenspergers Interesse in Anspruch. ‚Ein wunderbares Weltdrama‘, schrieb er mir am 9. Januar 1888, ‚spielt in Rom. Fast könnte man darauf die Hoffnung gründen, daß eine neue Aera im Anzug begriffen sei. Das Haupt des Papstes bedeckt von einer Mitra aus der Hand des protestantischen deutschen Kaisers beim Einzug in die Peterskirche und Gratulationen seitens fast aller Potentaten (den italienischen ausgenommen) des Erdenrundes! Und weder die Logen noch die Akatholiken aller Farben wagen es, der Bewegung offen, mit Heeresmacht entgegenzutreten! Man sieht so recht, wie kurzsichtig unsere Tagespolitiker waren, als sie die versöhnliche Weltpolitik des Papstes als verfehlt ansahen, stellenweise sogar zwischen den Zeilen anfochten.‘

‚Die in Berlin sich abspielende Tragödie ist wahrhaft erschütternd — Stoff für einen Shakespeare. Wie erst werden die folgenden Acte sich gestalten? Hartgesottene Welfen gedenken zweifelsohne der antiken Nemesis. Zum Glück fehlt dieselbe im christlichen Kalender.‘

Seinem Freunde Professor Paulsen gegenüber übersandte Reichensperger ähnliche Betrachtungen über das ‚phänomenale‘ Ereigniß zu Rom. ‚Auch der verbissenste Skeptiker wird diesen Vorgängen gegenüber nicht bestreiten können, daß die Macht der Idee und der Tradition noch eine lebendige ist, mit welcher gerechnet werden muß. Hoffentlich sehen nun auch unsere katholischen Heißsporne, welche, bis hinauf zu Bischöfen, dem Papste wegen seines Verhaltens Bismarck gegenüber gram waren, einigermaßen ein, daß dessen versöhnliche Weltpolitik für die Interessen der Kirche förderlicher ist, als das mitunter starre Non possumus Pius' IX., dessen hohe geschichtliche Bedeutung ich übrigens keineswegs verkenne.‘

Der einundachtzigste Geburtstag, den Reichensperger ‚möglichst secretirt‘ hatte, brachte trotzdem eine solche Zahl freundlicher Wünsche, daß er fast daran ‚verzweifelte, nach allen Seiten hin seine Dankesschuld erfüllen zu können‘. ‚Mein Geburtstag‘, schrieb er am 3. April an Janssen, ‚hat mir nahezu den Schreibkrampf eingetragen; auf mehr als hundert Telegramme, Briefe und Karten waren Danksagungen zu erlassen. Jede einzelne Gratulation hat mich recht gefreut, die Masse mich niedergedrückt und beschämt. Am meisten überraschte mich ein sehr freundlicher Brief des Ministers v. Goßler. Dankend erwiderte ich ihm unter anderem, daß Gott ihn „erleuchten“ möge. Natürlich hütete ich mich, den Segen über sein bisheriges Wirken zu sprechen, obgleich ich glaube, daß leicht ein viel Schlimmerer die Stelle bekleiden könnte; er ist eben gläubiger Protestant, und so wird es ihm denn bei aller sonstigen Ehrlichkeit sehr sauer, irgendwie unserer Kirche die Wege ebnen zu helfen. — Die Auspicien für unsere, nach starken Geburtswehen allernächstens ans Licht tretende „Zeitschrift für christliche Kunst“ sind günstig.‘ Dieser von Schnütgen

redigirten Zeitschrift widmete Reichensperger bis an sein Lebensende die größte Theilnahme; gleich für den ersten Jahrgang lieferte er eine Anzahl von werthvollen Beiträgen.

Wie er für all das Zeit fand, erschien seinen Freunden räthselhaft. Nur zu wohl begreift man die oft in seinen Briefen wiederkehrenden Klagen: ‚Mir wachsen die Allotria immer mehr über den Kopf; für mein Alter und meine Kraft interessirt mich zu Vielerlei.‘ Und noch immer kam Neues hinzu, dem er sich nicht entziehen konnte, so noch 1888 die Theilnahme an einer Commission zur Entwerfung eines Planes für eine Kunsttopographie des Rheinlandes[1].

Im Sommer machte Reichensperger mit seiner Frau eine Reise nach Süddeutschland, deren Endziel Bad Kreuth in Oberbayern war. Natürlich nahm er auf der Hin- und auf der Rückreise ‚nicht wenig künstlerisch Bemerkenswerthes in Augenschein‘. Als ausgesprochenster Gegner des Eklekticismus hatte er nichts weniger als eine Vorliebe für München; dieses Mal stattete er indessen der ‚Hauptstadt des Eklekticismus‘ doch einen Besuch ab. Allein die dortige Ausstellung zog ihm, wie er an Janssen berichtete, ‚eine Sehkrankheit zu, die fast in eine Seekrankheit übergegangen wäre. Augsburg interessirte mich sehr, desgleichen eine spätgotische Kirche in Nördlingen; Fulda ekelte mich geradezu an; solchergestalt hat dort das Rococo alles weggespült, was an dessen größte Vergangenheit erinnern könnte, ein uraltes, auch ziemlich verrestaurirtes Kirchlein ausgenommen. In Limburg empfing und bewirtete uns der Herr Bischof auf das freundlichste; ich legte demselben dringend ans Herz, dem überbürdeten Münzenberger und seinen Kaplänen Hilfskräfte zugehen zu lassen.‘

Reichensperger schätzte Münzenberger um so mehr, weil er vielfach beim Clerus so wenig Kunstbegeisterung fand. ‚Was wird nicht alles‘, heißt es in einem Briefe an P. Beissel, ‚unter Mitschuld des Clerus gebaut, gemeißelt, gemalt — geschmiert und geknetet! Da muß eingeschritten, geholfen werden, was allerdings nur allmählich geschehen kann, unter Schonung gewisser Hühneraugen.‘ Letztere Mahnung hätte Reichensperger allerdings selbst manchmal beherzigen können, wenn ihn sein gotischer Eifer ergriff.

Gewaltige Anstrengung für den Einundachtzigjährigen brachte die am 14. October 1888 in Köln abgehaltene imposante Versammlung der rheinischen Centrumspartei mit sich, zu welcher auch Windthorst erschienen war. Gleich der zweite Redner, Dr. Ursey aus Krefeld, gedachte mit ehrenden Worten

---

[1] In der Jahresversammlung der ‚Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde‘ vom 14. März 1896 beklagte die Commission für die Denkmälerstatistik den Tod ihres ältesten, um ihre Arbeiten hochverdienten Mitgliedes Reichensperger.

Reichenspergers, ‚der uns als leuchtendes Vorbild vor Augen steht'. Windthorst, hierin ganz in Uebereinstimmung mit Reichensperger, ‚schnitt das Kapitel der Parität an'. Bei dem gemeinsamen Essen im Piusbau saß Reichensperger an der Seite der kleinen Excellenz, und bald entwickelte sich zwischen den beiden eines jener ‚von Witz und Geist sprühenden Zwiegespräche', bei welchen die ‚Kleinkunst' der Rede sich im hellsten Glanze zeigte[1].

Der Parteitag trug Reichensperger eine starke Heiserkeit ein. ‚Ich mußte alles mitmachen,' berichtete er Janssen, ‚aus einem Schwitzkasten in den andern wandern, mit Leuten ohne Zahl plaudern, anstoßen und wenigstens nippen. Windthorst ist eine Kautschuknatur — in seinen Reden aber nicht mehr der alte.'

Kaum genesen, nahm der unermüdliche Greis lebhaften Antheil an der Vorbereitung der Landtagswahlen. In der Wählerversammlung vom 28. October hielt er sogar eine längere Rede, in welcher er die Rückberufung der Orden verlangte und den Windthorstschen Schulantrag vertheidigte. Er schloß mit den Worten: ‚Ob Culturkampf besteht oder nicht, immer gilt es, die kirchliche Freiheit zu wahren; das ist die Aufgabe des Centrums, die Aufgabe aller Katholiken. Jeder muß in diesem Sinne bei der Wahl seine Pflicht erfüllen.'[2]

‚Die letzten Tage', heißt es in einem Briefe vom 30. October 1888 an Dr. Crull, ‚waren der Wahlwühlerei gewidmet; auch ich ward in den Strudel hineingezogen. Das Ergebniß in der Rheinprovinz ist erwünschter Art, die Ehre der Centrumsfahne gewahrt. Nächstens werde ich einen Ausflug nach Trier machen. Das dortige Domkapitel hat mich nämlich ersucht, über die projectirte Restauration seines Domes eine gutachtliche Aeußerung abzugeben. Nebenher werde ich jedenfalls darauf bedacht sein, den Berliner Einfluß möglichst fernzuhalten; bei unserem hiesigen Dombau ist derselbe allmählich zur Alleinherrschaft erwachsen. Mit dem Befinden der Meinigen geht es gottlob normal; zum Singen eignet sich mein bezügliches Organ noch nicht; das Sprechen aber hat wenigstens keine Beschwerden im Gefolge; am vorigen Sonntag konnte ich sogar schon wieder eine öffentliche, freilich etwas krächzende Rede zu Wahlzwecken halten. Im übrigen bin ich arg bedrängt, jedoch nur durch Mangel an Zeit.'

Letztere Klage erscheint nur zu begreiflich, wenn man an die Correspondenz Reichenspergers denkt. Ein jener Zeit angehörender Brief an Professor Paulsen umfaßt nicht weniger als neun Seiten. In demselben verbreitet sich der

---

[1] Näheres vgl. in Köln. Volkszeitung 1888, Nr. 286.

[2] Ausführlich wiedergegeben ist die Rede in den Köln. Volkszeitung 1888, Nr. 300.

Schreiber unter anderem über die römische Frage. ‚Ihre Vermuthung, daß alle die Proteste gegen die Usurpation Roms darauf abzielten, die „begründete Beschwerde nicht einschlafen zu lassen“, erscheint mir als zutreffend. Auf irgend ein „Compensationsobject“ ist es dabei, meines Dafürhaltens, nicht abgesehen; vielmehr können wir römisch-katholische Christen auf Rom nicht verzichten, ganz abgesehen von der an das Unmögliche grenzenden Schwierigkeit, einen Punkt ausfindig zu machen, von welchem aus der Papst als Souverän sein Weltregiment führen könnte. Dazu die an Rom sich knüpfenden Erinnerungen, die dort gehäuften kirchlichen und sonstigen zum Papstthum in nächster Beziehung stehenden Schätze, die dem Kirchenregimente dienenden Congregationen und Institute 2c. Aber die Lösung des Conflictes? Im allgemeinen erwarten die Katholiken dieselben von der göttlichen Vorsehung, welche das Papstthum schon weit schwerere Krisen hat überwinden lassen. Und was alles steht nicht heutzutage vor Fragezeichen! Sind wir nicht von mehr als einer Seite her von einer Katastrophe bedroht, deren Ergebnisse im tiefsten Dunkel liegen? Wird beispielsweise der in Paris arbeitende Vulcan in sich zusammenstürzen oder wieder die Nachbarländer mit Lava und Schlamm überfluthen? Nach Nordost hin der Expansionsdrang Rußlands mit seinen zu einer Art Völkerwanderung bereit stehenden Horden[1]. Ob bei einem Zusammenstoß größern Stils das von Napoleons III. Gnaden erwachsene Königreich Italien sich standhaft erweist, kann wohl auch bezweifelt werden. Schon allein durch ein Verschwinden Bismarcks von der Bildfläche könnten die drohenden Wetter zum Ausbruch kommen — und was dann? Freilich sind das sehr bedenkliche Beruhigungsgründe für uns Päpstliche; allein dieselben ersparen uns wenigstens das Kopfzerbrechen. Viam fata invenient, würde der Heide sagen; wir unsererseits setzen den lebendigen Gott, der seine Kirche zu schützen versprochen hat, an die Stelle des blinden Fatums. Vielleicht ließe sich im gewöhnlichen Laufe der Dinge in folgender Art einigermaßen helfen: unter der Garantie der Gesamtmächte wäre dem Papste die Herrschaft über die leoninische Stadt auf dem rechten Tiberufer und der ungehinderte Verkehr nach außen hin zuzuerkennen, und wäre besagter Stadttheil durch die Flagge jener Mächte zu schützen, von welchen die katholischen durch ihre Gesandten daselbst zu residiren hätten.‘

Das Jahr 1889 sollte sich zu einem der schwersten und traurigsten gestalten, das Reichensperger bisher erlebt hatte. Zunächst starben zwei Schwestern seiner Frau; am 16. März ward sein Schwiegersohn Jakob

---

[1] ‚Ich weiß nicht‘, heißt es in einem andern Briefe an Prof. Paulsen vom Jahre 1888, ‚ob man als Christ wünschen darf, daß eine innere Explosion das Czarenreich auseinander sprengt; mir fällt es sehr schwer, diesen Wunsch zu unterdrücken.‘

Le Hanne vor seinen Augen zu Koblenz bei einem Leichenbegängnisse plötzlich vom Tode ereilt. Gewissermaßen aus heiterem Himmel traf die Familie der ,so schwere Schlag. Die ihn begleitenden Umstände verschärften noch das Leid. Mit einer ans Wunderbare grenzenden Gottergebung nahm meine Tochter die Schreckensnachricht hin, und auch bis jetzt noch bleibt sie gefaßt. Möge Gott weiteres Unheil von uns fernhalten!' [1]

,Zufolge des schweren Schlages, welcher uns getroffen hat,' heißt es in einem Briefe an Janssen vom 7. Mai, ,findet sich unsere Lebensordnung wesentlich geändert. Meine Frau leistet fortwährend unserer armen, ins Bett gebannten Tochter Gesellschaft, und auch für mich ist Koblenz Hauptquartier geworden. So wird es noch längere Zeit fortgehen. Wie schön es auch hier in Koblenz ist, namentlich jetzt, nachdem der Frühling seinen Prachteinzug gehalten hat, so bin ich doch nichts weniger als freudigen Muthes. Ein irgend nachhaltiges Arbeiten ist mir nicht möglich; sogar das Lesen und Schreiben kostet mich gewissermaßen Ueberwindung. Von dir gilt hoffentlich das Gegentheil, so daß du deinen Arbeitsdrang fest am Zügel halten mußt.'

Bis in den Sommer hinein dauerte noch die Spannung wegen des Zustandes seiner Tochter. Aber auch die Hoffnung auf ein Enkelkind sollte zu nichte werden!

,Ihre so theilnehmenden, herzlichen Worte', schrieb Reichensperger am 11. Juli an Maler Andreae, ,haben meine Frau und mich tief gerührt. Unserer Tochter durfte der Inhalt des Briefes noch nicht mitgetheilt werden, nur diese bedeutungsvolle Stelle: „So denken wir, Gott hat es anders gewollt, und wir glauben, daß sein heiliger Wille der allein heilige und richtige ist", machte eine Ausnahme. Es hält aber mir wenigstens schwer, auf die Frage nach dem Warum zu verzichten. Auch Sie also sind durch unerwartete Schickungen in Mitleidenschaft gezogen worden! Der plötzliche Tod des jungen und lieben Mädchens in Linz weckte in mir eine schmerzliche Erinnerung an meine in blühendster Jugendfrische ins Jenseits abberufene Tochter. Gott lasse uns die jüngst so überaus schwer Heimgesuchte! Meine Frau hält sich in fast wunderbarer Weise aufrecht. Von mir kann ich dies nicht sagen. Namentlich laborire ich an Schlaflosigkeit, zufolge der so vielen, so starken Erregungen. Wie Sie sehen, fängt auch meine Schreibhand an, den Dienst zu versagen; seit längerer Zeit war dieselbe übermäßig in Anspruch genommen.

Auch in einem Briefe an P. Baumgartner vom 14. Juli wiederholt Reichensperger: ,Mir ist es mitunter sehr schwer geworden, das Warum

---

[1] Brief an Maler Andreae vom 29. März 1889.

niederzuhalten. Wäre ich poetisch begabt, so würde ich mich an einem Gedicht, mit diesem Worte als Refrain, versuchen. Wie viele Fragen beschließt dasselbe nicht, welche vom humanistischen Standpunkt aus unmöglich beantwortet werden können! Vom Theologen abgesehen, kann nur der gottbegeisterte Poet, nicht der speculirende Philosoph mit dem Worte sich einigermaßen abfinden.'

Die einzige Erholung, welche sich Reichensperger in diesem Jahre gönnte, war ein Aufenthalt in Homburg und Frankfurt, wohin ihn sein Freund Janssen zog. Die düstern Schatten, welche so lange über ihm und den Seinigen geruht hatten, schwanden nun allmählich, so daß er im Herbst zu seiner ‚frühern Lebens- und Arbeitsweise zurückkehren konnte'[1]. Wie Janssens sechstem Bande, widmete er damals auch andern literarischen Erscheinungen die größte Aufmerksamkeit.

Die traurigen Ereignisse in seiner Familie hatten Reichensperger verhindert, im Mai bei der Feier, welche anläßlich der Beendigung der Wiederherstellungsarbeiten der Katharinenkirche zu Oppenheim veranstaltet wurde, anwesend zu sein. Man hatte aber dort seine rege Theilnahme an diesem Werke nicht vergessen und ehrte ihn durch seine Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt. Auf meine Gratulation erhielt ich folgende Antwort: ‚Werther Freund! Der Ehrenbürger von Oppenheim dankt zunächst und gratulirt dann seinerseits dem Ehrendoctor von Löwen. Ihnen konnte der Löwener Doctorhut, welcher mich zu Ihrem unwürdigen[2] Collegen macht, nicht solche Ueberraschung gewähren, wie mir das Oppenheimer Bürgerdiplom; zum Glück sind beides Ueberraschungen angenehmer Art, und wollen wir uns miteinander darüber freuen.'

Trotz aller Aufregungen des zu Ende gehenden Jahres war Reichenspergers Befinden ein vortreffliches: ‚Schlaflosigkeit war eigentlich das einzige physische Uebel seines Alters.' Rührend ist die Treue, mit welcher er nach wie vor der guten Sache diente. Selbst an den Kölner Stadtverordnetenwahlen nahm er thatkräftigen Antheil; am 10. November 1887 erschien er auf der Wahlversammlung im Piusbau. In seiner Rede gedachte er zunächst seines dahingeschiedenen Freundes Justizrath Schilling. ‚Sie alle wissen, was er im Kampfe für Recht und Gerechtigkeit gethan hat. Sein Andenken können wir nicht besser ehren, als indem wir ihn zu ersetzen suchen. Ganz ersetzen können wir ihn nicht, aber jeder von uns möge sein möglichstes dazu thun; hierfür bieten die bevorstehenden Wahlen die beste Gelegenheit. Sie

[1] Brief an de la Sizeranne vom 18. October 1889.

[2] Selbstverständlich protestirte ich gegen diesen Ausdruck, der bezeichnend ist für Reichenspergers Bescheidenheit.

erinnern sich, daß bei einer frühern Gelegenheit unser Centrumsführer, Herr Windthorst, hier gesagt hat, der gefährlichste Feind für unsere gute Sache sei von nun an, da der Culturkampf seine Schärfe verloren habe, der Marasmus. Das Wort klingt etwas fremd, aber ich denke, wir haben auch eine gute deutsche Bezeichnung hierfür, nämlich das Wort Schlendrian. Und so wiederhole ich, der größte Feind für unsere hehre Sache war, ist und wird in Zukunft bleiben der Schlendrian, welcher wie der Rost auf jede Thatkraft zersetzend wirkt. Gegen diesen Schlendrian kämpfen Sie an, ein jeder nach seinen Kräften. Jetzt gilt es zu schmieden, und die Schmieden sind die Wahllocale.'[1]

Auch das Jahr 1890 ließ sich recht trüb an, indem zu Beginn desselben Reichenspergers Gemahlin an Influenza erkrankte. Erst im April trat eine entschiedene Besserung ein, so daß Reichensperger einen Ausflug nach Limburg zu seinem Freunde, dem Bischof Klein, machen konnte. Er traf dort mit Janssen und dem Schreiber dieser Zeilen zusammen. Den Hauptgesprächsstoff bildete der Abgang Bismarcks. Abweichend von der Mehrzahl der Centrumsleute bedauerte Reichensperger den unfreiwilligen Rücktritt Bismarcks auf das lebhafteste. Von jeher war er der Meinung gewesen, daß der Kanzler nicht aus eigentlichem Haß gegen die Kirche, sondern nur aus politischen Gründen den ‚Culturkampf' begonnen habe. Seine Unterredung mit Bismarck im Jahre 1872[2], bei welcher er die gewaltige Macht der Persönlichkeit Bismarcks in vollem Maße erfuhr, erschien ihm als ein wichtiger Beleg dafür, daß der Fürst ‚nicht aus Kirchenfeindschaft oder gar Christushaß den Culturkampf inscenirte, wie er denn überhaupt von den Freimaurerhäuptlingen à la Gambetta, Crispi, Tisza rc. streng zu unterscheiden ist, was unsere Presse zu sehr außer acht läßt. Insbesondere sollte dieselbe nie vergessen, daß er den Papst zum Schiedsrichter in einer internationalen Frage auserwählt und seinem Ausspruch Folge gegeben hat'[3]. ‚Mir persönlich', betonte er oft, ‚hat sich Bismarck immer wohlwollend erwiesen.' Daß Bismarck den Muth gehabt hatte, in dem Culturkampf den Rückzug anzutreten, rechnete er demselben überaus hoch an; er war deshalb nicht mit jenen katholischen Blättern einverstanden, welche an die frühern Thaten des Kanzlers erinnerten. ‚Man soll den Gewaltigen nicht reizen', meinte er, ‚Lorbeerkränze braucht man ihm darum ja nicht zu flechten'; letzteres war er um so weniger gewillt, als er es niemals vergessen konnte, daß ‚der Gründer des neudeutschen

[1] Vgl. Köln. Volkszeitung 1889, Nr. 310.

[2] Vgl. oben S. 63 ff.

[3] So schrieb er mir wörtlich am 4. Juli 1894 bei Uebersendung seines von Poschinger veröffentlichten Zwiegespräches mit dem Kanzler.

Reiches acht Millionen Deutsche ausgeschlossen und dem Ansturm des Slaventhums preisgegeben hatte'. ‚Ich glaube,' schrieb er mir am 23. November 1888, ‚unsere katholischen Zeitungen thun nicht gut daran, immer an Bismarck herumzunörgeln, ihm seine alten Sünden vorzuhalten. Unsere Zeitungsschreiber sollten ihr Müthchen anderswo kühlen als an dem nach Canossa gegangenen Kanzler.'

Reichensperger war der Ueberzeugung, daß gerade die Autorität und Bedeutung eines Staatsmannes wie Bismarck nach Erkenntniß des Irrthums am sichersten die Bedenken und Schwierigkeiten überwinden werde, welche mit jeder Umkehr von falschen Wegen verbunden sind. Er hoffte von Bismarck noch weitere Maßregeln zur Beilegung des Culturkampfes — ‚er allein würde den Muth haben, die Jesuiten zurückzuberufen, wenn auch nur um Herrn Stöcker und Genossen zu ärgern' —; sodann schien ihm das Verbleiben desselben im Amte für die innere und äußere Politik absolut nothwendig. ‚Nichts weniger als beruhigt sehe ich in die Zukunft,' schrieb er am 19. Februar 1890 an Frau General v. Hilgers. ‚Ich fürchte, daß, sobald der Fürst Bismarck von der Bildfläche verschwindet, verheerende Stürme entfesselt werden — auch im Innern Deutschlands. Welcher Arm wird dann kräftig genug sein, um das Steuer zu führen, welches Auge scharfblickend genug, um den rechten Weg zum rechten Ziele hin zu erschauen? An gutem Willen scheint es unserem Kaiser-König nicht zu fehlen. . . . Unverkennbar ist seine edle Absicht gegenüber der socialen Frage. Es erscheint mir aber sehr zweifelhaft, ob dem schon so stark gewordenen, so weit greifenden Anlauf der Arbeitermassen und des Proletariats anders Halt geboten werden kann als durch offene Gewalt oder etwa durch Deportation der revolutionären Wühler in einen andern Welttheil. Was jetzt und weiter für die Arbeiter geschieht, wird dieselben schwerlich befriedigen und überdies von den Socialdemokraten als Erfolg ihres Treibens beansprucht werden. Auch nach dem über der „römischen Frage" liegenden Dunkel kann man ernstlich besorgt hinblicken. Was soll werden, wenn einmal der mit so viel Weisheit und Klugheit die katholische Welt überwaltende Leo XIII. die Augen fürs Diesseits schließt und dann etwa gar die Kriegsfurie losgelassen sein sollte? An Anlaß fehlt es jedenfalls nicht, zu Gott um seine Gnade zu beten. Dazu eignet sich ja in besonderem Maße die heute beginnende Fastenzeit. Däß ich während der letzten Tage mich nicht mit der großen Masse der Kölner in einer carnevalistischen Stimmung befand, brauche ich nach allem Vorstehenden nicht erst zu sagen.'

‚Ueber Politik schweige ich,' heißt es in einem Briefe vom 4. April 1890 an Dr. Crull, ‚weil ich zu viel sagen müßte. Nur die Bemerkung, daß mir die Situation recht unheimlich vorkommt. Das Inland betreffend

fährt man mit der Stange im Nebel herum, im Ausland wird den Machthabern der Kamm schwellen ob des Rückzuges Bismarcks, der wie eine Sphinx vor denselben lag. Mit weißer, philanthropischer Salbe ist der um sich fressenden Socialdemokratie nicht beizukommen.'

Auch gegenüber Professor Paulsen beklagt Reichensperger wiederholt die Beseitigung Bismarcks, namentlich ,im Hinblick auf unser Verhältniß zum Ausland'. ,Im Innern Deutschlands', fährt er fort, ,Confusion. Einestheils Aufforderungen zur Sparsamkeit nach unten hin, anderntheils Forderung von immer mehr Millionen zu Luxuszwecken!' [1]

Auf der Rückreise von Limburg machte Reichensperger Halt in Eltville. Nicht bloß sein alter Freund Freiherr v. Langwerth-Simmern zog ihn dorthin, sondern auch ,ein prächtiger gotischer Thurm, auf dessen Restauration und Vollendung er ausging'. Den Hochsommer brachte Reichensperger mit seiner Gemahlin zu Oberstorf im Allgäu zu. Nach wie vor blickte er mit Besorgniß in die Zukunft. ,Was die Zustände in meinem Vaterlande betrifft,' heißt es in einem Briefe vom 7. Juli 1890 an Robert de la Sizeranne, ,so kann ich leider dieselben nicht für glückverheißend erachten. Eine gewisse Phantasterei ist an die Stelle kühler Besonnenheit getreten; man fährt mit der Stange im Nebel herum und thut zugleich so, als ob die Millionen nicht zu erschöpfen seien. Das schlimmste aber ist, daß der Weltfriede ernstlich bedroht zu sein scheint, und zwar von Rußland her, welchem Frankreich secundiren würde. Auf der Balkanhalbinsel werden die Pulverfässer bereit gehalten; irgend eine Unbesonnenheit könnte dieselben zum Explodiren bringen. Dazu die internationale socialdemokratische Verschwörung mit Arbeitermassen in ihrem Gefolge! Gott wolle es zu der drohenden Katastrophe in seiner Gnade nicht kommen lassen!'

Reichenspergers Briefwechsel mit dem genannten französischen Kunstforscher bot ihm in vieler Hinsicht einen Ersatz für den Verkehr mit den verstorbenen Freunden jenseits der Vogesen. Oft kehrt in den Briefen die Erinnerung an die alten Kampfgenossen wieder. ,Indem ich Ihre Schriften las,' heißt es in einem Briefe an de la Sizeranne vom 21. Januar 1889, ,lebte so recht das Andenken an jene Zeit in mir auf, in welcher Ihre zumeist hingeschiedenen Freunde durch Schrift und Rede eine neue hoffnungsreiche Aera für Frankreich in Aussicht stellten. Wie ganz anders ist es leider gekommen! Allem Anscheine nach hat Ihr von Gott so reich ausgestattetes Vaterland noch schwere Prüfungen zu bestehen. Hoffentlich gewinnen die gesund gebliebenen, auf christlicher Grundlage ruhenden Elemente das Uebergewicht, ohne daß es zu einer blutigen Katastrophe oder zu einem Kriege

[1] Brief vom 6. Juni 1890.

kommt. — Mit Spannung sehe ich stets dem Erscheinen des „Correspondant“ entgegen, welcher mich auf dem Laufenden betreffs der Vorgänge in Ihrem Lande erhält. Gebe Gott, daß die Berichte immer freudiger, hoffnungsreicher lauten!‘

Mit der künstlerischen Entwicklung des modernen Frankreich war Reichensperger nicht zufrieden. Wiederholt gab er gegenüber de la Sizeranne seinem Bedauern Ausdruck, ‚daß die Malerei immer mehr die Architektur zurückdrängt, obgleich letztere doch den Ausgangspunkt und den Mittelpunkt aller bildenden Künste darstellt oder doch darstellen sollte, wie es in allen großen Kunstperioden der Fall war. Während meiner Jugendzeit waren die Montalembert, Darcel, Verneilh, Lassus, Viollet-le-Duc und noch gar manche andere bemüht, dieser Erkenntniß Bahn in das Volk zu brechen und praktisch Geltung zu verschaffen. Als gemeinsames Organ dienten denselben Didrons „Annalen“. Frankreich stand damals an der Spitze der rückläufigen Bewegung zum Mittelalter hin, England wetteiferte mit Frankreich, und wir Deutsche folgten dem Impuls. So fand denn in der That eine Wiederbelebung der mittelalterlichen Baukunst statt, deren Grundprincipien über jedem Wechsel der Mode erhaben stehen. Soweit ich zu blicken vermag, hat Frankreich die Führerrolle nach dieser Richtung hin aufgegeben und sich dem Eklekticismus, charakterloser Stilmengerei überliefert. Leider hat dazu die auf dem Montmartre mehr in türkischem als in christlichem Stil errichtete Votivkirche ein Hauptsignal gegeben.‘ ‚Wie ist es möglich,‘ ruft Reichensperger mit Bezug auf die genannte Kirche in einem andern Briefe aus, ‚daß ein Erzbischof von Paris den Ruhm ignorirt hat, in welchem die mittelalterlichen Kathedralen Frankreichs strahlen, daß er angesichts des Notre-Dame-Domes und der Sainte-Chapelle eine solche Mißgeburt aufrichten lassen konnte!‘

Gleich scharfe Urtheile über die Pariser Votivkirche kehren wieder in den Briefen an einen andern geistvollen französischen Freund, den Pariser Professor Victor Müller [1]. Diese hauptsächlich den letzten Lebensjahren Reichenspergers angehörenden Schreiben zeigen in wahrhaft überraschender Weise die außerordentliche Beweglichkeit und Vielseitigkeit seines Geistes. An allen wichtigern Vorkommnissen des Nachbarlandes nahm er den lebhaftesten Antheil. Durch Müller ward Reichensperger auch mit dem jungen und jüngsten Frankreich näher bekannt. Die literarische Thätigkeit von Männern wie Goyau und Brunetière interessirte Reichensperger in hohem Grade. Goyau suchte ihn auch

[1] Auch gegenüber Helbig sprach sich Reichensperger scharf über die Votivkirche wie über die in Anlehnung an S. Marco geplante Londoner katholische Kathedrale aus, s. Revue de l'art chrétien XXXVIII, 378 s.

in Köln auf. ‚Seine Aeußerungen und sein anspruchsloses, bescheidenes Wesen nahmen mich für ihn ein; durch den „Correspondant“ hatte ich bereits eine Vorstellung von seiner Bedeutung erhalten. Auf seine Berichte bin ich gespannt.‘ Nicht minder interessirten Reichensperger ‚die so hochbegabten Kämpfer der Sillons-Phalanx‘ [1]. Diese Schar wie andere Anzeichen befestigten in ihm die Ueberzeugung, ‚daß in Frankreich eine entschiedene Wendung zum Bessern eingetreten sei‘. ‚Hoffentlich‘, heißt es in einem Schreiben vom 5. October 1894, ‚verstärkt sich die Schar der „Jeunes“ immer mehr, mit deren Bestrebungen Sie mich durch das Heft des „Sillon“ und die Dichtungen von Trolliet etwas näher bekannt gemacht haben. — Möchte nur bei Ihnen der Zwiespalt unter den glaubenstreuen Katholiken den großen Fragen der Gegenwart gegenüber immer mehr schwinden! [2] Auch wir Deutsche werden durch diese Fragen stark in Anspruch genommen, und unsere Regierung weiß noch nicht, nach welcher Richtung sie denselben zunächst begegnen soll. Möge Gott über dem auf fast allen Ländern ruhenden Dunkel seine Gnadensonne leuchten lassen!‘

Unter den Dichtungen Trolliets gab Reichensperger den ‚Méditations‘ bei weitem den Vorzug vor den lyrischen. ‚Für mein Alter‘, meinte er, ‚spielen in letztern die baisers eine zu große Rolle; das Weichliche, Sentimentale entspricht weniger meinem durch Shakespeare, Lord Byron und die altspanischen Dichter an Kräftiges gewöhnten Gaumen.‘

Selbstverständlich kommt auch die Politik in dem Briefwechsel mit Müller nicht zu kurz. Immer wieder kehrt hier der sehnsüchtige Wunsch nach Erhaltung des Weltfriedens um jeden Preis. Ueber das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland heißt es einmal: ‚Ich meine, die beiden großen Nachbarvölker sollten vor allem darauf ausgehen, im friedlichen Wettstreit ihr Inneres gesund zu machen, den Geist des Umsturzes niederzuhalten, der wahren Freiheit auf dem kirchlichen und politischen Gebiete zum Siege zu verhelfen. Das thut bei Ihnen in Frankreich vielleicht noch mehr noth als bei uns zu Lande.‘

Der Aufenthalt in Oberstorf hatte nicht nur Reichensperger gekräftigt, sondern auch seine Gemahlin die Nachwehen einer fünfmonatlichen Influenza

---

[1] Gemeint ist die Zeitschrift ‚Le Sillon. Revue mensuelle‘.

[2] Schon früher (28. April 1888) hatte Reichensperger an de la Sizeranne geschrieben: Avant tout je désire que les Français bien intentionnés ne se déchirent pas entre eux, qu'ils s'en souviennent toujours qu'ils sont les fils d'une même mère, notre sainte église, qu'ils doivent *combattre* en rangs serrés, pas se fier seulement de la Providence ou spéculer en pessimisme. C'est avec douleur que je me souviens du duel entre mon vénéré ami Montalembert et Louis Veuillot, si désastreux pour la cause catholique.

gänzlich überwinden lassen. Die Rückreise nahm er über Freiburg, wo er seinen Freund, den Erzbischof Roos, besuchte. Gleich nach seiner Heimkehr gerieth er in den ‚Wirbel des Koblenzer Katholikentages‘. Es war eine überaus glänzende Versammlung, bei welcher Reichensperger noch einmal alle die alten Mitstreiter für Wahrheit, Freiheit und Recht begrüßen konnte. Gleich zu Anfang ehrte man ihn als ‚Nestor der katholischen Sache‘ durch Wahl zum Ehrenpräsidenten. ‚Wir schlagen Ihnen einen Mann vor,‘ sagte Rechtsanwalt Müller, ‚ausgezeichnet durch eine seltene persönliche Liebenswürdigkeit, ausgezeichnet noch mehr durch unerschütterliche Charakterfestigkeit und Ueberzeugungstreue und durch eine reiche, fast vierzigjährige parlamentarische Thätigkeit, die ganz dem Dienst der guten Sache, der Sache Gottes, des Vaterlandes und der Kirche gewidmet war.‘

Bescheiden erwiderte Reichensperger: ‚Von Herzen danke ich nach allen Seiten hin für die mich allzusehr ehrende Rücksicht auf mein hohes Lebensalter und auf die allerdings zahlreichen Dienstjahre, die ich in den Reihen des Centrums zugebracht habe. Ich muß gestehen, daß das, was ich soeben aus dem Munde des geehrten Herrn Präsidenten des Localcomités vernommen habe, mich in hohem Maße beschämt hat. Ich sehe daraus, daß der Herr die Dienstjahre, welche ich als Parlamentarier durchgemacht habe, nicht zugleich mit mir als mein College erlebt hat; denn sonst hätte er unmöglich durch ein solches Vergrößerungsglas alles das ansehen können, was er soeben gesagt hat. Ich kann nur mit warmem Danke das mir angetragene Amt annehmen. Das Ehrenamt, welches Sie mir zugewiesen haben, erfordert Pflichten der Art, wie ich sie in meinem Alter noch erfüllen kann. Deswegen, verehrte Herren, brauche ich auch nicht erst um Ihre Geduld, um Ihre Nachsicht zu bitten. Für mich ist das allerdings eine Gewissensberuhigung, andererseits aber auch eine Beschämung, und so schließe ich denn, meine verehrten Herren, mit abermaligem Dank nach allen Seiten hin für die Ehre, die Sie meinem hohen Lebensalter haben zu theil werden lassen.‘ [1]

Ueberaus warme Worte der Anerkennung wurden Reichensperger bei dem Commerse der katholischen Studenten durch Windthorst gespendet. ‚Mein Freund Reichensperger‘, sagte die kleine Excellenz, ‚ist ein Sohn dieser Stadt, und ich habe ihn dieser Tage mit herzlicher Freude gesehen; das hat mir wohlgethan. Er ist ein Muster für uns alle, und wir verdanken ihm und seinem Bruder, der leider nicht hier ist und neulich seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat, ungeheuer viel, mehr als heute noch ganz zum Bewußtsein ge-

---

[1] Verhandl. der 37. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands (Koblenz 1890) S. 102—103.

kommen ist. Denn zu der Zeit, als in Koblenz die katholische Fahne aufgepflanzt wurde, gehörte auch Muth dazu, und zwar sehr großer Muth. Und wir andern stehen eigentlich nur auf den Schultern jener Männer und können vielleicht noch etwas länger erscheinen, weil wir auf den Schultern stehen; sie aber sind das Fundament, und als solches werden wir sie ehren und lieben bis ins Grab.'

An diese Worte anknüpfend, bemerkte Rechtsanwalt Müller bei dem Festessen, er könne dieselben aus eigener Erfahrung bestätigen. ,Es war in den fünfziger Jahren im Parlamente, als eines Tages der Abgeordnete August Reichensperger einen Abgeordneten der liberalen Partei, der gemeint hatte, es sei ja doch nichts, bei politischen Dingen auf die Religion irgendwie Rücksicht zu nehmen, mit den Worten abführte: „Meinen die Herren vielleicht, daß wir, wenn wir hier in den Saal eintreten, unsere religiösen Grundsätze wie Paletot und Regenschirm draußen ablegen?“ Diese Worte, meine Herren, haben damals in meinem jugendlichen Herzen einen so mächtigen Eindruck hervorgerufen, daß sie mir bis heute unvergeßlich geblieben sind, und das nicht nur, sondern — daß ich das sage — der Antrieb und der Sporn gewesen sind, durch mein ganzes bisheriges Leben dahin zu wirken und dafür einzutreten, daß auch im öffentlichen Leben diese Grundsätze der Religion ihre Stelle haben. Wie mir, meine Herren, wird's Hunderten und Tausenden anderer deutscher Jünglinge ergangen sein, und so können Sie ermessen, welche Verdienste unser hochverehrter Ehrenpräsident sich in seinem reichen parlamentarischen Leben erworben hat.' [1]

In seiner Erwiderung gab Reichensperger zunächst dem Gefühl der Beschämung Ausdruck, daß man ihn mit einem Manne wie Dombecan Heinrich ,gewissermaßen auf eine Linie gestellt habe', denn seine Verdienste seien nicht groß. ,Wenn einmal — und es wird vielleicht oder höchst wahrscheinlich gar nicht mehr lange währen — ich im Jenseits Rechenschaft zu geben habe über das, was von mir verschuldet worden ist — ich schrecke davor zurück —, und das andere, das bißchen Verdienst, in die Wagschale gelegt wird, das ich hienieden zu ernten vielleicht Gelegenheit gehabt hatte, dann verschwindet diese zweite Wagschale gänzlich in der Luft, weil mir für das bißchen, das ich verdient habe, viel zu viel Lob zu theil geworden ist, namentlich aber jetzt an diesem Orte, bei dieser Gelegenheit. (Rufe: Nein, nein!) Meine verehrten Herren! Heute früh hat Ihnen Herr Dombecan Heinrich gesagt, er gehöre zu den Antiquitäten. Ja, meine Herren, ich bin, wenn ich nicht irre, noch um einige Jahre ihm voraus; also gehöre ich erst recht zu den Antiquitäten,

---

[1] Verhandlungen der 37. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands S. 400.

und ich bin vielleicht auf dem Wege, eine Art Curiosum zu werden. (Große Heiterkeit.) Meine Herren! Zugleich thue ich mir allerdings in parlamentarischer Beziehung, auf die Gefahr hin, der Ruhmredigkeit geziehen zu werden, etwas zu gute, und da heute Vormittag der Herr Dombecan Heinrich Ihnen eine seiner Reminiscenzen vorgetragen hat, so werden Sie mir erlauben, meinerseits in möglichst kurzen Worten auch eine Reminiscenz mitzutheilen, die mir sehr werth ist, die möglicherweise vergessen wird und von der ich glaube, daß sie wohl verdient, in weitern Kreisen am Leben erhalten zu werden. Die Reminiscenz besteht darin, daß ich das Glück hatte, im Frankfurter Parlament an der Wiege der Centrumspartei zu stehen (Bravo!), daß mir das besondere Glück zu theil geworden durch besondere Umstände, das Kind, das damals in die Wiege gelegt ward, besonders zu pflegen. Ich bemerke noch nebenbei — und das darf auch nicht vergessen werden —, daß zu jener Parteibildung der hochwürdigste Herr Fürstbischof Diepenbrock von Breslau den ersten Anstoß gegeben hat; das kann ich als lebendiger Zeuge bekunden. Die Partei wurde damals geschaffen, um bei dem Entwurf der vielbesprochenen deutschen Grundrechte das Verhältniß von Staat und Kirche und das Verhältniß der Schule zu Staat und Kirche zu regeln im Geiste der kirchlichen Freiheit, der kirchlichen Rechte. Sie wissen, was aus dem Frankfurter Parlament und den Grundrechten geworden ist; aber Sie wissen wahrscheinlich auch, daß aus demjenigen, was damals durch die Frankfurter katholische Parteibildung zu stande gebracht worden ist, die Artikel der preußischen Verfassung, welche die Freiheit der Kirche garantirten, erwachsen sind. (Bravo!) Und deswegen, meine Herren, glaube ich, daß diese Reminiscenz hier nicht ganz am unrechten Orte ist. Meine Herren, das Kind, das damals gepflegt wurde, ist unterdessen schnell gewachsen, sehr schnell, und die Centrumsfractionen sind daraus emporgestiegen. Meine Herren, diese Centrumsfractionen sind schnell wehrhaft geworden, und ich denke, sie werden wehrhaft bleiben bis dahin, daß der Zielpunkt, den wir schon in Frankfurt im Auge hatten, erreicht ist: die Freiheit der Kirche und die christliche Schule. (Bravo!) Meine Herren, damit das so komme, müssen die Centrumsfractionen wehrhaft bleiben. Leider liegt es in der Schwäche meines Körpers wie jedes Menschen, wenn er alt wird, daß ich körperlich nicht mehr bei diesen Centrumsfractionen mitwirken kann; aber im Geiste und in meinem Herzen bin ich immer dabei geblieben, und alles, was sie thun, lebt in meinem Geiste fort. (Bravo!) So, meine Herren, werden Sie es mir nicht verdenken, und namentlich hoffe ich von dem Herrn Präsidenten des Localcomités, daß er mich nicht nachher vor einen Disciplinargerichtshof stellt, wenn ich nicht einen officiellen Toast ausbringe. Die beiden Centren des Reichstages und des Abgeordnetenhauses

in Preußen sowie jene in den andern deutschen Staaten mögen wachsen und gedeihen bis dahin, daß sie die großen Ziele, die sie sich gesteckt, erreicht haben!' [1]

Besonders sympathisch berührte es Reichensperger, daß eine ganze Reihe von Rednern mit begeisterten Worten des Mannes gedachten, dem er vor allen andern seine Richtung verdankte: Josephs v. Görres, ‚des größten Sohnes seines Jahrhunderts, des Sternes der Rheinlande'. ‚Die Versammlung', schrieb Reichensperger am 11. September an Frau General v. Hilgers, ‚war nicht bloß nach außen hin glänzend, sie wird sich auch fruchtbringend erweisen, insbesondere insofern, als manche innere Spaltung durch dieselbe ausgeglichen worden ist.'

Literarisch war Reichensperger inzwischen mannigfach thätig gewesen, namentlich nahm ihn eine Polemik mit dem Grazer Kunstforscher Graus über den Charakter der Renaissance stark in Anspruch. Kann man ihm hier nicht in allem beipflichten [2], so um so mehr der Kritik, welche er im folgenden Jahre Lübke angedeihen ließ. Diese theilweise der Vertheidigung Janssens gewidmete Abhandlung zeigte wieder einmal, wie alle seine Geisteskräfte noch in jugendlicher Frische blühten: die Sicherheit des treffenden Arguments, die Feinheit der Behandlung des Gegners, die Urbanität der Polemik und doch zugleich auch die Freude am fröhlichen Kampf.

Als Reichensperger im Spätherbst sein Kölner ‚Winterquartier' bezog, harrte seiner eine eigenartige Ueberraschung. Lange Jahre hindurch hatte er sich in seiner Bescheidenheit gegen den lebhaften Wunsch seiner Familie gesträubt, sich malen zu lassen. ‚Mein Bild steht zur Genüge im „Kladderadatsch"', pflegte er zu sagen, wenn dieses Thema angeschlagen wurde. Man wußte aber Rath. Als er im Frühjahr 1890 bei einer befreundeten Familie in Düsseldorf weilte, ward Professor H. Lauenstein zu Tisch geladen. Der Künstler beobachtete Reichensperger auf das genaueste; hiernach und nach einer Photographie fertigte er ein Oelbild, ohne daß Reichensperger die geringste Ahnung davon hatte. Als ihm das Bild zugeschickt wurde, war er nicht wenig erfreut. In der That ist dasselbe überaus gelungen: es gibt den berühmten Parlamentarier in geradezu frappanter Aehnlichkeit und sehr charakteristischer Auffassung wieder. ‚In seinem zweiundachtzigsten Lebensjahre', besagt die Inschrift. Man sieht dies aber dem frisch und lebendig ausschauenden

---

[1] Verhandl. der 37. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands S. 400 bis 402.

[2] Vgl. oben S. 275 f. 279 ff. unsere allgemeinen Bemerkungen. Näher auf diesen Streit einzugehen, erscheint jetzt um so überflüssiger, als mittlerweile Graus (Kirchenschmuck 1898, S. 65) in nobelster Weise seinen Frieden mit dem dahingeschiedenen Gegner gemacht und dessen Treue und Ehrenhaftigkeit ausdrücklich anerkannt hat.

Kopf mit den ausdrucksvollen, geistreichen und energischen Zügen und den freundlichen Augen nicht an: man möchte ihn für einen Sechziger halten. Die Aehnlichkeit ist aber nicht nur eine äußerliche, auch das geistige Wesen, der ganze Mann, wie er leibte und lebte, wird dem Beschauer vor Augen geführt [1].

Tief getroffen ward Reichensperger Ende 1890 durch den Tod seines Freundes Münzenberger. Das folgende Jahr sollte noch viele empfindliche Verluste bringen. Am 23. Januar 1891 ward Friedrich v. Schmidt, am 14. März Windthorst, am 4. April Domkapitular Anton Heuser aus diesem Leben abberufen. Von den Genannten hatte Heuser [2], ein Mann von feiner, vielseitiger Bildung, dabei ein musterhafter Priester und ein auf dem Gebiete des canonischen Rechts wie dem der kirchlichen Kunst und der Geschichte bewanderter Gelehrter, auch der Familie Reichenspergers viele Jahre hindurch nahe gestanden.

Seine Empfindungen bei dem Tode v. Schmidts faßte Reichensperger in folgendem Schreiben an den Maler Andreae zusammen: ‚Während nahezu eines halben Jahrhunderts stand ich in Beziehungen zu ihm, und zwar in stets zunehmend freundlichern. Für die mir so sehr am Herzen liegende Sache unserer vaterländischen monumentalen Kunst ist sein Hinscheiden ein überaus schwerer Verlust, wenngleich er meines Erachtens mitunter zu ungehörigen Zugeständnissen sich herbeiließ. Er hat es zu großen Ehren gebracht; möge Gott, zu dessen Ehre er so viel schuf, seiner Seele gnädig sein!‘

Bei der Nachricht vom Tode Windthorsts eröffnete Reichensperger sofort seiner Gemahlin, daß er zum Leichenbegängnisse nach Hannover fahren werde. Weder Bitten noch Thränen waren im stande, ihn von diesem Entschlusse abzubringen. ‚In Hannover durfte und konnte ich nicht fehlen‘, heißt es in einem Briefe vom 30. März an Janssen. ‚Das Begräbniß war ein Triumphzug für die Sache, welcher Windthorst so erfolgreich gedient hat. Gewiß wird er mit Recht in der ganzen katholischen Welt verherrlicht; aber man sollte doch nicht, wie es geschieht, vergessen, daß das Centrum eigentlich schon 1848 in Frankfurt gegründet ward und demnach während fast zwanzig Jahren in Berlin einen Culturkampf bestanden und sich ritterlich gepaukt hat. Von dir darf ich erwarten, daß du in dieser Bemerkung nicht einen Ausfluß von Mißgunst erblickst. Aus Hannover heimkehrend, machte ich Halt in Minden, wo ich beim schlechtesten Wetter drei mittelalterliche Kirchen und sonstige Curiosa

---

[1] Eine Nachbildung dieses Porträts befindet sich zu Beginn dieses Bandes.

[2] Geboren zu Düsseldorf am 6. Januar 1822, hat Heuser zweiundzwanzig Jahre lang dem Kölner Domkapitel angehört und während überaus schwieriger Verhältnisse in verantwortungsvoller Stellung eine sehr einflußreiche Thätigkeit entfaltet; vgl. über sein Leben das Feuilleton der Köln. Volkszeitung vom 5. April 1891.

in Augenschein nahm. Eine schwere Erkältung, die mich während einer Woche ins Haus bannte, lohnte meinen Kunsteifer; seit gestern erst haben der Doctor und meine Frau insoweit mir die Freiheit wiedergegeben, daß ich dem Gottesdienst beiwohnen konnte. Solche Presthaftigkeit verstimmt mich um so mehr, als es etwas ganz Ungewohntes für mich ist.‘

In der That fand ich bei einem Besuche am 22. März Reichensperger körperlich sehr angegriffen, aber geistig so lebendig wie früher: alle Augenblicke eilte er ins Nebenzimmer, um neue Publicationen zu holen, über die er dann geistreich sprach. Als ich mir die Bemerkung erlaubte, er dürfe ein zweites Mal eine solche Reise nicht machen, es möge sterben, wer immer wolle, erwiderte er: ‚Bei einem thue ich es doch, bei Schorlemer, der ebensoviel Verdienste wie Windthorst hat.‘ Die Unterhaltung drehte sich bald ganz um Windthorst, den er in höchst interessanter Weise charakterisirte. ‚Der Hingeschiedene ist zu beneiden, daß er über den irdischen Kämpfen und Nöthen erhaben ist. Er starb zur rechten Zeit: noch höher hätte sein Ruhm kaum steigen können.‘ ‚Windthorst‘, fuhr Reichensperger fort, ‚muß als ein parlamentarisches Wunder bezeichnet werden. Er war weder ein Orator noch ein Gelehrter, sondern ein eminenter Debatter, wie es die Engländer nennen: schlagfertig, kaltblütig, umsichtig und überaus klug[1]. Er allein war einem Bismarck gewachsen: er beherrschte stets die Situation, er hatte das feinste Gefühlsorgan für alle politischen Dinge und verstand mit wunderbarer Kunst zu manövriren. Bewunderungswürdig war, wie er sich in jeden, auch den ihm am fernsten liegenden Gegenstand hineinzuarbeiten verstand: er konnte, wenn man ihm mit wenigen Worten eine Sache dargelegt hatte, sofort eine ausgezeichnete Rede darüber halten. Unvergleichlich war seine kaltblütige Ruhe: in dem größten Tumult ging er ganz ruhig zur Tribüne — mir wäre das unmöglich gewesen — und beschwor den Sturm. Er war ein parlamentarischer Advocat im höchsten Sinne des Wortes, aber kein eigentlicher Staatsmann, obgleich er sich dafür hielt und als solcher erscheinen wollte. Er war der Mann des Moments, aber die Weitsichtigkeit fehlte ihm zuweilen, wie sich dies z. B. bei der Beilegung des „Culturkampfes“ zeigte, wo er wegen der Anzeigepflicht alles zu Grunde gehen lassen wollte. Mit dem Verhalten Windthorsts und des Centrums in den letzten Jahren war ich überhaupt vielfach gar nicht einverstanden.‘ ‚Eine große Schattenseite Windthorsts‘, betonte Reichensperger

[1] Knopp (Windthorst. Dresden 1898) erzählt S. 65, daß Georg v. Vincke einst ‚zu einem Abgeordneten‘ gesagt habe, die drei gescheitesten Leute in Preußen seien drei annectirte Hannoveraner: ‚Erstens Bennigsen, der ist sehr gescheit; zweitens Miquel, der ist noch gescheiter als der erste; drittens Windthorst, der ist gescheiter als beide zusammen.‘ Der von Knopp nicht genannte Abgeordnete ist August Reichensperger.

weiter, ‚war, daß er niemand neben sich ertragen konnte und alles an sich riß. Wenn ein Antrag gestellt wurde, so mußte er seinen Namen tragen; sobald ein Gegner auftrat, meldete er sich zum Wort, damit ihm ja niemand zuvorkomme. Wie anders v. Franckenstein, der nach meiner Ansicht alle Eigenschaften hatte, um Fractionsführer zu sein! Gegenüber v. Schorlemer hat sich Windthorst nicht richtig verhalten. Aber trotzdem war die „kleine Excellenz" für uns unentbehrlich: es gab Situationen, welchen er allein gewachsen war; gegenüber Bismarcks heftigsten Angriffen bewahrte er seine volle Ruhe. Dazu kam die Unermüdlichkeit, mit welcher er sich den parlamentarischen Angelegenheiten widmete. Freilich kam ihm auch mancherlei zu gute, was wir andern nicht hatten: sein Excellenztitel, seine Orden, seine Vergangenheit als Minister, endlich auch seine Häßlichkeit. Wäre er ein schöner Mann gewesen, so hätte er nicht so sehr das allgemeine Interesse auf sich gelenkt. Wenn man Windthorst vorgeworfen hat, die katholischen Angelegenheiten seien ihm nicht Herzenssache gewesen, er habe den Katholicismus nur als Aushängeschild benutzt, so ist das eine große Ungerechtigkeit. Auf Grund langjähriger Bekanntschaft — schon 1855 stand ich mit ihm in Verbindung — kann ich feststellen, daß er stets ein gläubiger Katholik gewesen ist. Er war ein unermüdlicher Vorkämpfer unserer Sache; als vollständig kann leider der Sieg noch nicht gelten; sein Gebet wird nun hoffentlich statt seiner Beredsamkeit das Fehlende ergänzen.'

Beim Abschiede sprach Reichensperger, der sonst höchst ungern auch nur an sein Alter erinnert wurde, zum erstenmal vom Sterben. Er habe den Seinigen gesagt, daß alle seine Papiere nach seinem Tode mir übergeben werden sollten; zugleich schenkte er mir seine Janssen-Briefe mit dem charakteristischen Zusatze: ‚Sagen Sie das aber Ihrer Frau, damit ich, im Falle Sie früher sterben, die Schreiben zurückerhalte.' Als ich erwiderte: ‚Das soll geschehen, denn nach dem Alter Ihrer Mutter können Sie mich leicht überleben und hundert Jahre alt werden', entgegnete er scherzend: ‚Ja, hundert Jahre will ich auch alt werden, sonst müßte ich ja viel frömmer sein.' Die in diesen Worten zum Ausdruck kommende Lebenslust war keine Täuschung. Schon im April konnte er seine völlige Wiedergenesung melden. ‚Im Grunde habe ich nur über zunehmenden Schlafmangel und Abnahme meiner Arbeitskraft zu klagen.' So kam es auch, daß der von dem Schreiber dieser Zeilen wiederholt angeregte Plan, Lebenserinnerungen abzufassen, unausgeführt blieb[1].

[1] Auch Professor Paulsen suchte Reichensperger zur Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen zu veranlassen. ‚Ihre Mahnung', antwortete Reichensperger, ‚ist recht schmeichelhaft für mich; ob ich der Verlockung nachgeben werde, erscheint mir indes höchst zweifelhaft.' Er begründete dies mit den schlechten Erfahrungen, die er mit manchen Verlegern gemacht. ‚Ueberdies schreckt mich nahezu Neunundsiebzigjährigen die Masse des mir vorliegenden Materials zurück: neben einer ziemlichen Reihe von

‚Meine Biographie', pflegte er wohl scherzend zu sagen, ‚steht zur Genüge im „Kladderadatsch" und in sonstigen Witzblättern. Sehen Sie, da habe ich seit dem Jahre 1848 in zwei starken Bänden eine vollständige Sammlung von Caricaturen, deren Durchblättern mir stets Freude macht: es steckt ein gutes Stück Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts darin.' ‚Längst drängt es mich,' heißt es in einem Briefe aus dieser Zeit, ‚meine Vergangenheit einmal etwas näher mit Hilfe des um mich herum aufgeschichteten Materiales an Geschriebenem, Gedrucktem und Bildlichem zu recapituliren; allein kaum kann ich mich von Tag zu Tag durcharbeiten, so vieles verschiedenster Art nimmt mich in Anspruch, wobei freilich in Betracht kommt, daß ich kein Frühaufsteher bin.' Die ‚Abnahme der Arbeitskraft' hinderte den Unermüdlichen nicht, noch im Laufe des Jahres 1891 neben der Streitschrift gegen Lübke zwei andere Arbeiten zum Abschluß zu bringen.

Zunächst besorgte er eine neue Ausgabe seiner vor einem Vierteljahrhundert erschienenen Schrift ‚Die Kunst jedermanns Sache'. Allgemein war die Freude, daß der dreiundachtzigjährige Kämpe für die Gotik noch über eine Geistesfrische verfügte, welche ihm ermöglichte, ‚nicht bloß an die alte Schrift die bessernde und ergänzende Hand zu legen, sondern derselben auch eine umfangreiche, höchst beachtenswerthe Vorrede beizugeben, in welcher er die neuesten kunstliterarischen Erscheinungen mit kritischem Blicke prüft und über moderne Kunstthätigkeit seine hier anerkennende, dort tadelnde Stimme erhebt, zu Nutz und Frommen der erstrebten Besserung unserer künstlerischen Verhältnisse. Eingehend beschäftigt sich der Verfasser in dieser Vorrede mit der Stilfrage, die ja in neuester Zeit von den verschiedensten Seiten wieder angeschnitten wurde. Es gereicht ihm zur Befriedigung, daß die einst so verketzerte Gotik allgemach doch mehr und mehr zu Ehren kommt, und mit guten Gründen tritt er dem Vorurtheil entgegen, als ob dieselbe für den Profanbau irgend welchem modernen Culturbedürfniß nicht gewachsen sei, sowie dem andern, als ob hinsichtlich praktischer Verwendbarkeit und Billigkeit der Ausführung dem romanischen der Vorrang vor dem gotischen Stile gebühre. Man wird hier', urtheilt Aldenkirchen weiterhin, ‚dem erfahrungsreichen Verfasser um so lieber beipflichten, wenn man sieht, was allerorts heutzutage als Kirchenbau „im romanischen Stil" neu in die Erscheinung tritt.' [1]

Tagebüchern eine Unzahl von Briefen bedeutender Personen verschiedenster Art . . . dazu die in meinem Kopfe aufgespeicherten Erinnerungen! Endlich, daß ich fast Tag für Tag durch Laufendes in Anspruch genommen werde. Zu eigentlicher Selbstbestimmung komme ich nicht, nicht viel zum Ordnen des angehäuften Materials der in Rede stehenden Art. Vielleicht befaßt sich nach meinem Tode einmal jemand damit.'

[1] Lit. Handweiser 1891, S. 199. Eine sehr anerkennende Besprechung brachte auch der Deutsche Reichsanzeiger 1891, Nr. 173, Beil. 1.

Die zweite Arbeit, mit welcher Reichensperger im Jahre 1891 seine Freunde erfreute, betraf Friedrich v. Schmidt. Man hatte versucht, den Dombaumeister von St. Stephan als einen Mann hinzustellen, welcher dem gotischen Stile untreu geworden sei. Demgegenüber suchte Reichensperger aus seinem Briefwechsel mit Schmidt zu beweisen, daß derselbe stets ein begeisterter Verehrer und Vertreter der Gotik gewesen sei. Die Arbeit erschien zunächst in der ‚Zeitschrift für christliche Kunst', dann mit Erweiterungen und einem interessanten Anhange biographischer Notizen als eigene Schrift[1].

Ein festlicher Tag für Reichensperger war der 4. und 5. Mai 1891, an welchem Kaiser Wilhelm II. Köln besuchte. Freudig stimmte er in die Begeisterung und den Jubel seiner Mitbürger ein, welche dem Kaiser bezeugten, wie sehr die freigesinnten Rheinländer ihn verehren und wie dankbar sie für seine Friedensbemühungen sind. Reichensperger nahm an dem von der Stadt gegebenen Festmahle auf dem Gürzenich theil, bei welchem ihm ein Ehrenplatz an der Kaisertafel angewiesen ward. Der Glanzpunkt des Tages war nicht bloß in seinen Augen die Beleuchtung des Domes. Es war ein unvergleichliches Schauspiel, als der steinerne Wunderbau im purpurnen Lichte aufflammte und wie ein von innen durchglühter Krystallpalast in die Nacht hinausstrahlte, weithin verkündend, wie das katholische Rheinland seinen Kaiser zu ehren weiß[2].

Im Juni nahm Reichensperger an den Berathungen betreffend die Errichtung eines Kaiserin-Augusta-Denkmals in Koblenz theil; in der Wahlversammlung des Central-Dombauvereins regte er den Gedanken an, daß die nun gewissermaßen am Abschlusse ihrer Wirksamkeit stehende Vereinigung noch einmal selbständig an die Oeffentlichkeit treten möge, was am besten durch eine neue Ausgabe des leider eingegangenen Dombaublattes geschehe.

Reichenspergers Befinden im Sommer war ein vorzügliches. Mit berechtigtem Stolze konnte er einem Freunde schreiben: ‚Einer Badekur bedarf ich trotz meiner mehr als 82 Jahre gottlob ebensowenig wie meine Frau.' Auch ‚die alte Reiselust lebte in ihm noch fort'. So waren denn auch für dieses Jahr ein abermaliger Besuch von Innsbruck und eine Fahrt zum Gardasee in Aussicht genommen. Allein infolge des schlechten Wetters kam der Plan nicht zur Ausführung — es blieb bei kleinern Ausflügen und Besuchen von benachbarten Freunden.

---

[1] Auf die sich an die Schrift über Schmidt knüpfende Controverse zwischen J. Graus und Reichensperger kann hier nicht näher eingegangen werden; nur das sei bemerkt, daß auch Fr. Schneider Schmidt zu seiner Zeit als ‚unsern ersten und genialsten Gotiker' bezeichnete, s. Schneiders Aufsatz über die Katharinenkirche zu Oppenheim im Frankf. ‚Museum' 1876, Nr. 119.

[2] Vgl. Köln. Volkszeitung 1891, Nr. 126, Bl. 1.

Ueber einen solchen berichtete er am 30. Juli 1891 an Frau General v. Hilgers: „Ich komme eben von einer Expedition zurück, die einen besondern Reiz für mich hatte und in meiner Erinnerung sich bewahren wird. Zugleich mit meinem Freunde Janssen und dem Jesuitenpater Baumgartner war ich während vier Tagen Gast des Bischofs Klein von Limburg. Sollten Sie den Ort noch nicht kennen, so möchte ich zu einer Wanderschaft dorthin rathen. Schon der mächtige, auf einem senkrecht in die Lahn fallenden Felsen thronende, fünfthürmige Dom allein würde dieselbe lohnen. Daß in dem gastlichen Bischofshof das Gegentheil von Langeweile herrschte, brauche ich wohl nicht erst zu versichern, da Sie Freund Janssen persönlich und den P. Baumgartner aus seinen Schriften kennen. Auch im persönlichen Verkehr tritt des letztern so umfassendes Wissen sowie seine poetische Veranlagung und sein frischer Humor zu Tage. Täglich machten wir Ausflüge in die so schönen Umgebungen Limburgs, unter welchen lahnaufwärts Dietkirchen mit seiner alten, ebenwohl auf einem hohen Felsen belegenen Basilika hervorragt. Mit meinem Bruder und meiner Frau werde ich demnächst über acht Tage bei Fräulein Weckbecker auf den Landsitz Rymburg bei Herzogenrath zubringen. Darüber, was weiter aus uns wird, schwebt noch ein starkes Fragezeichen; nur so viel steht ziemlich fest, daß ich zu Anfang September einer Puricellischen Einladung nach ihrer Villa bei Lieser an der Mosel entspreche. Ob ich von dort aus mit meiner Frau eine Pilgerfahrt zum heiligen Rock unternehmen werde, ist sehr zweifelhaft. Im Jahre 1844 waren wir in Trier Zeuge der sechswöchigen Strömung zum Dome hin in Gestalt von weither kommenden Processionen; diesmal werden mit denselben das Gemüth wenig ansprechende Eisenbahnzüge stark concurriren und den uns von früher gebliebenen Eindruck eher abschwächen als erneuern. Indessen bleibt es doch immer möglich, daß die Strömung uns ergreift und mit den vielen Hunderttausenden nach dem Heiligthum hinzieht.‘ So war es denn auch der Fall. Allen Augenzeugen ist die Andacht, welche die beiden greisen Brüder Reichensperger bei der Feier bezeigten, unvergeßlich. Voll befriedigt schrieb August nach seiner Rückkehr: ‚Einen besonders tiefen Eindruck hat Trier in mir zuwege gebracht und zurückgelassen. Die dortige Manifestation leuchtet am stärksten unter den wenigen lichten Punkten, welche zur Zeit den schwarzen, unheildrohenden gegenüberstehen. Ohne mich auf das Gebiet der Politik begeben zu wollen, bemerke ich nur, daß meines Erachtens ein besonders schwarzer Punkt über dem Vatican schwebt. Fast kommt es mir so vor, als ob das Räthsel, wie die Souveränität des Papstes sichergestellt werden kann, nur zufolge einer großen, allgemeinen Katastrophe eine Lösung finden könnte. Möge solche Vermuthung sich als irrig erweisen, Gott auf anderem Wege die freie Thätigkeit des Hauptes seiner Kirche sicherstellen!‘

Im September besichtigte Reichensperger eingehend die von Fr. Schneider eingeleitete Restauration der Münsterkirche zu Bonn, die er für musterhaft erklärte; mit jugendlicher Rüstigkeit stieg er bis auf das höchste Gerüst hinauf. Sein Führer war Oberbürgermeister Leopold Kaufmann, der sich um die Wiederherstellung der genannten Kirche so viele Verdienste erworben hat. Für Ende des genannten Monats hatte Reichensperger mit dem Schreiber dieser Zeilen einen Ausflug zum Laacher See und in die Eifel verabredet, als eine nicht unbedenkliche Erkrankung dazwischentrat. Glücklicherweise überstand er dieselbe sehr gut, und schon Mitte October konnte er mir wieder seine völlige Herstellung melden, freilich nicht ohne über Schlafmangel zu klagen. Dieses Leiden wurde nicht wenig vermehrt durch die plötzliche schwere Erkrankung Janssens, die Reichensperger wochenlang voll Angst und Sorge nach Frankfurt blicken ließ. Die bis zuletzt festgehaltene Hoffnung, das theure Leben werde erhalten bleiben, ward am 24. December 1891 zu nichte. Die Größe von Reichenspergers Schmerz spiegelt sich in seinen Briefen wider. ‚Die gestern von Steinle und demnächst von Ihnen in so schonender Weise mir mitgetheilte Nachricht vom Tode unseres Freundes‘, schrieb er am 25. December an P. Baumgartner, ‚hat mich um so tiefer ergriffen, als meine Hoffnung auf dessen Wiedergenesung immer lebendiger geworden war. Wie es in meinem Innersten aussieht, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen; es fehlen mir aber auch die rechten Worte dazu. Möge ich nicht allzu unwürdig befunden werden, den Hingeschiedenen im Jenseits wiederzusehen! Ich empfehle mich in Ihr Gebet. Nur allzusehr bedarf ich solches. Wie trostreich war für den Kranken, daß Sie ihm Beistand leisten konnten. Aber auch für Sie ist es ein überaus wohlthuendes, ja erhebendes Bewußtsein, ihm diesen Trost gewährt, die Augen für das Diesseits geschlossen zu haben, auf daß im Jenseits das ewige Licht ihm leuchte.‘

‚Sie haben sich‘, schrieb Reichensperger mir am 2. Januar 1892, ‚in hingebendster Weise als treuer Freund unseres Dahingeschiedenen bethätigt, während ich nur im Geiste mich an sein Bett und an sein Grab begeben konnte. Daß der Verlust mich nicht weniger tief schmerzt, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung während so langer Zeit hat mich derart angegriffen, daß ich dem Drängen der Meinigen, nicht nach Frankfurt zu reisen, nachgeben zu müssen glaubte. Immer noch kann ich den Gedanken kaum fassen, den mit mir gewissermaßen verwachsenen Freund im Diesseits nicht wieder zu sehen. Möge Gottes unendliche Barmherzigkeit gewähren, daß es dereinst im Jenseits geschieht, wo ihm gewiß das ewige Licht leuchtet! Sie hatten das Glück, aus dem Munde des Scheidenden den Wunsch zu vernehmen, daß seine Geistesarbeit von Ihnen weitergeführt werde. Sicherlich ist auch niemand sonst als Sie berufen, über sein Leben und Wirken der Welt zu berichten.‘

,Ihnen so wenig wie mir', beginnt ein vom 20. Januar datirter Brief Reichenspergers an den Schreiber dieser Zeilen, ,geht der Verlust Janssens aus dem Sinn; Sie bethätigen es durch Arbeiten an einem ihm zugedachten Denkmal, gewiß dem würdigsten, was ihm errichtet werden kann. Daß Sie mich zugleich mit Hülskamp auf dem ersten Blatt paradiren zu lassen gedenken, ist sehr freundlich von Ihnen. Statt mich dagegen zu sträuben, was vielleicht sich schickte, danke ich Ihnen hiermit bestens für das Vorhaben.'

Im Februar 1892 ward Reichenspergers Gemahlin wiederum durch die Influenza auf das Krankenlager geworfen; er selbst hielt sich bewunderungswürdig: in voller Frische des Geistes und Körpers konnte er am 14. Februar 1892 an dem Feste des fünfzigjährigen Bestehens des Central-Dombauvereins theilnehmen. Es war zugleich für Reichensperger selbst ein Jubelfest; war er doch das einzige noch lebende von den Mitgliedern des ersten Vorstandes, dem er mit Ausnahme der wenigen in Trier verlebten Jahre ununterbrochen angehört hatte. Naturgemäß ward der Mann, der in seiner Person gewissermaßen die ganze Geschichte des Vereins verkörperte, auch der Mittelpunkt des eigentlichen Erinnerungsfestes vom 14. Februar 1892. Mit den ehrendsten Worten gedachte zunächst der Präsident Consul Schmitz der Verdienste des Jubilars: ,Im Laufe der fünfzig Jahre wird kaum eines der vielen Gebiete unserer Vereinsthätigkeit zu nennen sein, welches durch Ihre gereifte Erfahrung, durch Ihre unermüdliche, stets von der gleichmäßigen Pflichterfüllung getragene Thätigkeit nicht Anregung und Förderung gefunden hätte. Solches an Ihrem heutigen Ehrentage ausdrücklich zu bekunden, ist unser lebhaftes Bedürfniß, und wir gestatten uns, Ihnen ein kleines Andenken an diese Stunde zu überreichen. Wir verbinden damit den herzlichsten Wunsch, daß es Ihnen vergönnt sein möge, noch lange in gleicher Kraft und Frische und in gleich hervorragender Weise an unsern Arbeiten sich zu betheiligen, zum Besten unseres Domes und zum Wohle unserer Vaterstadt Köln.' Das Erinnerungszeichen bestand in der eisernen Vereinsmedaille, welche von Hofgoldschmied Gabriel Hermeling mit einer zierlichen gotischen Einfassung versehen worden war. Die Widmung lautet: ,Dem Senior Dr. August Reichensperger von seinen Collegen. 1842—1892.' Nachdem Robert Heuser das Erinnerungszeichen mit einem poetischen Gruß überreicht hatte, erhob sich Oberpräsident Nasse, um die Mittheilung zu machen, daß Se. Majestät dem ältesten Vorstandsmitgliede den Rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife verliehen habe. Reichensperger dankte bewegt für die unverdienten Beweise der Anerkennung, durch welche er thatsächlich überrascht worden sei, und theilte alsdann einige interessante Einzelheiten aus der Gründungszeit des Vereins mit [1].

[1] Vgl. Domblatt Nr. 331, S. 21 f. und Köln. Volkszeitung 1892, Nr. 90, Bl. 1.

Auch von seiten der auswärtigen Freunde trafen zahlreiche Gratulationen zu dem Jubelfeste ein. Die schönste, aus der Feder eines edeln Protestanten, mag hier eine Stelle finden. ‚Die Gründung des kölnischen Dombauvereins hat nicht allein das herrlichste Bauwerk Deutschlands, dasjenige, welches den christlich-germanischen Charakter in höchster Vollkommenheit zeigt, zur Vollendung geführt, sondern es ist durch jenen Vorgang auch einerseits denen, die sehen können und wollen, zum Bewußtsein gebracht, welche Schätze uns trotz allem aus schönern, reichern Tagen geblieben sind, und andererseits weithin Lust und Eifer erweckt, das Verletzte von den überkommenen Erbstücken wieder zu Ehren zu bringen, das Unfertige zu vollenden, ja den Wegen der alten Meister nachzugehen. Sie sind, hochverehrter Freund, nach einer Notiz der „Germania“, der einzige jener Männer, welcher an diesem Tage, wo fünfzig Jahre seit der Stiftung des gedachten Vereins verflossen sind, noch übrig und überdies ungeschwächt kräftig ist. Ein wunderbares Ereigniß fürwahr, daß derjenige, welcher wie keiner in Wort und Schrift, in der Literatur wie in öffentlichen Versammlungen und gutachtlichen Aeußerungen gesprochen, geschrieben, gewirkt hat für die Wiederbelebung der alten volksthümlichen und christlichen Kunst, daß Sie allein in ungebrochener körperlicher und geistiger Kraft aufrecht dastehen, in ungebrochener körperlicher wie geistiger Frische der Vollendung des vor einem halben Säculum begonnenen Werkes sich freuen können, während Ihre Genossen alle bereits den letzten Weg gegangen sind. Es muß Ihnen eine unendliche Freude sein, wenn Sie zurückblicken auf das, was in den letzten fünfzig Jahren aus Anregung des Dombauvereins, also durch Sie, mit Ihnen oder doch unter Ihren Augen, für die alte Kunst geschehen ist, und Sie werden, aller Hemmnisse und Widersacher vergessend, Gott danken, welcher Sie die Frucht Ihrer langen Mühen hat sehen lassen. Auch ich, der ich vierzig Jahre Ihres Wohlwollens mich erfreue und noch länger auf Sie als einen Führer geschaut habe, danke Gott, daß er Sie diesen Tag erleben ließ, und bitte ihn, daß Sie selbigen noch recht oft feiern mögen; hat, wie ich heute lese, seine Gnade dem v. Bockum-Dolffs neunzig Jahre in Frische beschert, wie viel eher, sollte man meinen, müßte er sie Ihnen zu theil werden lassen! In Gedanken bin ich bei Ihnen und drücke Ihnen die Hand.‘

In seinen Briefen aus jener Zeit kam Reichensperger stets darauf zurück, wie sehr ihm der Tod Janssens, ‚des gewissermaßen mit ihm verwachsenen Freundes, nahe gehe‘. ‚Dieser Verlust‘, betonte er wiederholt, ‚wird niemals von mir verschmerzt werden.‘

Der Briefwechsel mit dem Schreiber dieser Zeilen, der schon seit Jahren zu ‚seinen privilegirten Correspondenten‘ gehört hatte, wurde jetzt noch reger. Es war oft recht schwer, unter der Last der mir gewordenen neuen, gewaltigen

Aufgaben mit dem Schreibeifer Reichenspergers auch nur einigermaßen gleichen Schritt zu halten. Es bleibt ein Räthsel, woher er die Zeit nahm, um auch noch fortwährend neue Correspondenzen anzuknüpfen. Gerade damals war dies wieder der Fall. Vier edelgesinnte Wiener Studenten, drei Juristen (Guido Hößlinger, Victor Kienböck und Rudolf Huber) und ein Mediciner, Armin Tschermak, hatten ihm, als ihrem ‚Führer in das Reich der wahren Schönheit und Kunst', in einer schwungvollen Adresse Glückwünsche zum fünfundachtzigsten Geburtstage dargebracht[1].

Reichensperger stattete gleich am 23. März seinen Dank ab. ‚Dem Abschluß meines Wirkens und Strebens jedenfalls sehr nahe,' schrieb er an A. Tschermak, ‚kann es mir nur zu besonderer Freude gereichen, jugendkräftige Männer Ihrer Stellung mir nachfolgen zu sehen. Um was es sich im Grunde, namentlich auf dem Kunstgebiete, handelt, ist von Ihnen treffend bezeichnet; Sie haben mir gewissermaßen aus der Seele gesprochen. Ich hege das Vertrauen, daß Sie auf Ihrem weitern Lebensweg sich treu bleiben, Ihre Ueberzeugungen nach Möglichkeit bethätigen, wie manches Hemmniß, wie manche Enttäuschung sich auch ergeben mag. Immer werden Sie voraussichtlich gegen den Strom, gegen die herrschende Meinung mehr oder weniger angehen müssen. Es gilt, um die Sache der Wahrheit, nicht um des alsbaldigen Sieges derselben willen, zu kämpfen, unbekümmert darum, wann der Trostspruch: Magna est veritas et praevalebit! Verwirklichung finden wird.'

Es entspann sich nun ein reger Briefwechsel mit dem jungen Mediciner, in welchem die verschiedensten Dinge, namentlich ästhetische Fragen, sowie die österreichischen politischen Verhältnisse, die christlich-sociale Bewegung, aber auch ganz andere Angelegenheiten eingehend besprochen wurden. Zweimal war Dr. Tschermak auch zu Besuch bei Reichensperger: da wurde nicht bloß über Politik und Kunst gesprochen, sondern auch medicinische und naturwissenschaftliche Fragen wurden berührt; besonders interessirte sich der alte Herr für bedeutsame biologische Probleme[2].

Auch mit den drei andern Wiener Studenten wechselte Reichensperger Briefe. Als charakteristisch für die Art seines Verkehrs mit der Jugend mag hier sein erstes Schreiben vom 19. April 1892 an Studiosus Kienböck Platz finden: ‚Empfangen Sie meinen Dank für Ihre Bemühungen behufs Auffindung von Anzeigen resp. Besprechungen meiner Schrift über F. v. Schmidt in Wiener Blättern. Auf das Ergebniß derselben war ich gefaßt; indes ist es mir doch erwünscht, desselben nunmehr versichert zu sein. Das Citat aus

---

[1] Derselben folgte im nächsten Jahre eine weitere, zugleich mit den Unterschriften einer größern Zahl junger Wiener Künstler.

[2] Als Abgeordneter war er früher warm für die Unterstützung der zoologischen Station des Professors Dohrn in Neapel eingetreten.

der „Bauindustrie-Zeitung“ [1] und mehr noch das aus der Bauschule des Oesterreichischen Museums mir Berichtete [2] amüsirt mich einestheils und läßt anderntheils tief in die, trotz Schmidt, auf dem Kunstgebiet in Wien immer noch herrschende Misere blicken — leider wohl nicht allein auf dem Gebiete der Kunst. Wiederholt gebe ich meiner Freude darüber Ausdruck, daß Sie mit Ihren Freunden fest entschlossen sind, gegen diese Misere anzugehen. Um so mehr freut es mich, als alles, was öffentlich über die Wiener Universität laut geworden resp. zu meiner Kenntniß gekommen ist, Sie als gar seltene Ausnahmen erscheinen läßt. Mögen Ihre so löblichen Grund- und Vorsätze baldthunlichst sich verkörpern, indem Sie durch Wort und That dafür Propaganda machen, sie zur praktischen Geltung bringen. Seien Sie des Spruches eingedenk, daß das Beste der Feind des Guten ist. Nach Ihren Briefen, werther Herr Kienböck, zu urtheilen, können Sie kühn öffentlich mittelst der Feder an dem Kampf um das Wahre und Schöne sich betheiligen, mindestens in irgend einem periodischen Preßorgan, wenn auch etwa nur in einem Localblatte. Il faut faire flèche de tout bois, d. h. man soll keine Gelegenheit zu solcher Bethätigung unbenutzt lassen. Sobald einer von Ihnen auf den Kampfplatz getreten sein wird, bitte ich, mir davon Kenntniß zu geben. Trotz meiner vierundachtzig Lebensjahre hoffe ich, solchergestalt weiteres von Ihnen und Ihren Freunden zu vernehmen. Begibt sich innerhalb Ihres Gesichtskreises etwas, wovon Sie annehmen, daß es mich in besonderem Maße interessirt, so wäre es mir erwünscht, darauf aufmerksam gemacht zu werden.‘

Noch im Laufe des Sommers 1892 machte Kienböck seinem greisen Gönner einen Besuch. Der junge Wiener war besonders überrascht von der erstaunlichen Rüstigkeit des Vierundachtzigjährigen. ‚Seine Haltung war noch ganz aufrecht. Wir machten noch am Vormittag einen zweistündigen Spaziergang, ohne daß Reichensperger im geringsten ermüdet schien, trotzdem das Gespräch auch nicht eine Minute stockte. Seine Gesichtszüge waren markig, eher hart als weich, aber einnehmend, sein Blick offen und herzlich, Stimme und Ausdruck der Rede bestimmt und nachdrücklich, ohne feierlich zu klingen. Seine Worte waren immer gewürzt, ohne spöttisch zu sein, ganz wie seine Schreibweise. Im gesamten Aeußern Reichenspergers drückte sich vollständig der Politiker, überhaupt der Mann der That aus, der er ja war; das Haften

[1] Das Citat lautete: Schmidts Stil ist ‚weder Gotik noch Renaissance, er bildet aber wohl einen Compromiß mit den freien, unbestimmten mittelalterlichen Formengebungen‘ (!!). (Bauindustrie-Zeitung vom 29. Januar 1891.)

[2] Bezieht sich auf den von einem ‚Professor‘ gethanen Ausspruch: ‚An der Kanzel werden meist die vier Evangelisten angebracht, der hl. Petrus und Paulus und noch zwei, die mir aber nicht gleich einfallen.‘

am Detail, das man häufig an Kunstfreunden wahrnehmen kann, war ihm völlig fremd. Ein weiter Gesichtskreis blieb seinem Geiste stets geöffnet. Ich möchte noch hinzufügen, daß die Geschwätzigkeit des Alters ihm trotz seiner Jahre fernblieb. Er sprach zwar gern, aber nicht zur eigenen Befriedigung und nicht ermüdend, wie es Greise meist thun, sondern mit jener bestimmten Absicht auf den Stoff des Gespräches und den Kreis der Zuhörer, in der sich die Spannkraft des Geistes zeigt. Die Themen der Gespräche, die im Laufe dieses für mich unvergeßlichen Tages berührt wurden, waren äußerst mannigfaltig und wechselnd. Aus dem Kunstgebiete kam das Verhältniß Friedrich v. Schmidts zur Gotik zur Sprache. Von da kamen wir auf die italienische Gotik zu sprechen. Das Aufkommen des romanischen Baustils bei neuern Kirchenbauten beurtheilte Reichensperger damals nicht scharf; er meinte, es sei eben eine Mode, nicht gerade die schlimmste, aber doch auch keine der Entwicklung förderliche. Von andern Gegenständen kam die Rede auf das Vereinswesen, namentlich den Borromäusverein zur Verbreitung guter Bücher, auf spanische Literatur, dann auf die damalige Politik des deutschen Centrums, die ihn fortwährend beschäftigte, und manches andere. Besonders interessant war Reichenspergers Beurtheilung einer Frage, welche zufällig im Gespräche berührt wurde: die der Prügelstrafe in und außer der Schule. Es lief damals gerade durch die Zeitungen eine Prügelgeschichte aus einem Convict. Die meisten unserer Gesellschaft fanden das Prügeln bei unbändigen Jungen entweder zweckmäßig oder doch mindestens nicht unrecht. Reichensperger wollte das aber absolut nicht zugeben, er fand das Prügeln immer entehrend, daher vollständig verwerflich. „Wenn ich einmal geprügelt worden wäre, was allerdings nie geschehen ist, ich würde mein ganzes Leben unter dem Gedanken gelitten haben. Ich finde eine solche Behandlung geradezu unmenschlich." Diese Aeußerungen dürften als Zeichen seiner milden, menschenfreundlichen Gesinnung charakteristisch sein. Besonders wohlthuend war für mich als Oesterreicher das rege Interesse, welches Reichensperger für mein Vaterland an den Tag legte. Er kannte Oesterreich nicht bloß von seinen Reisen her, sondern zählte auch eine größere Zahl von Wienern zu seinen Freunden, mit denen er in dauernden Beziehungen blieb'.

Während der Tod vielen der bedeutungsvollen Beziehungen, die Reichensperger mit den hervorragendsten Männern Deutschlands und der Nachbarländer unterhielt, ein Ende machte, verstand er es, auf diese Weise stets wieder neue Freunde zu erwerben. Durch diese seltene Gabe und Kunst bewahrte er den Contact mit der nachwachsenden Generation; wie kein zweiter verstand er es, die Jugend anzuregen und durch sein gereiftes Urtheil, seine reiche Erfahrung zu berathen und zu leiten; er selbst aber hielt sich auf diese Weise über die modernen Verhältnisse und Geistesrichtungen auf dem Laufenden. In diesen



Klementine Reichensperger
gez. von Edward von Steinle 1847.

von Reichensperger lebhaft gepflegten Wechselbeziehungen liegt wohl ein Hauptgrund dafür, daß er geistig nie alt und isolirt wurde.

In Köln verkehrte Reichensperger wie früher in Berlin vielfach auch mit Vertretern eines gerade entgegengesetzten Standpunktes. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist sein freundliches Verhältniß zum Director des Kölner Museums, Hofrath C. Aldenhoven. ‚Wir sind ja in allem, in Politik, Religion und Aesthetik conträr,' sagte er demselben, ‚aber ich hab' Sie doch mal gerne.' Als Aldenhoven nach Köln kam, war Reichensperger trotz der erwähnten Gegensätze der einzige, welcher dem Neuordner des Museums mit stets gleicher Theilnahme entgegenkam und über mancherlei böse Erfahrung zu trösten suchte. ‚Ich habe manchen langen Spaziergang mit ihm gemacht', erzählt Aldenhoven, ‚immer im eifrigsten Gespräch. Er war ein äußerst lebhafter Debatter und hatte seine Freude an pointirten Paradoxen. Natürlich ging ich gern auf diese Weise ein, und nicht selten endete das Gespräch mit einer so ganz unmöglichen Behauptung, daß wir lachend die weitere Beweisführung aufgaben. In ästhetischen Fragen verständigten wir uns sehr gut; denn der angebliche Fanatiker war gerade auf diesem Gebiete in Wahrheit sehr weitherzig. Sein Haß gegen Renaissance und Moderne galt eigentlich nur dem Philisterhaften, Gekünstelten und Verbildeten. Ein merkwürdiges Beispiel seiner offenherzigen Empfänglichkeit für alles Schöne, zugleich seiner wundervollen Geistesfrische erlebte ich wenige Monate vor seinem Tode. Ich wollte im Museum zwei kleine Räume pompejanisch decoriren, um bemalte Gipse nach Antiken darin aufzustellen, und hatte mir dazu den Niccolini kommen lassen, den er noch nicht kannte. Da hat der Siebenundachtzigjährige eine Zeitlang jeden Tag auf meinem Zimmer im Museum gesessen und mit wahrer Begeisterung die antiken Wanddecorationen studirt.'

Auf das Dombaujubiläum folgte am 3. Mai 1892 das Fest der Goldenen Hochzeit. Die kirchliche Feier, bei welcher der hochw. Herr Erzbischof Krementz persönlich die sogen. Wiedertrauung vornahm, fand um 9 Uhr in der mit Pflanzen und Vereinsfahnen prächtig geschmückten St. Gereonskirche statt. In seiner Ansprache gedachte der Herr Erzbischof auch der unermüdlichen und selbstlosen Thätigkeit der Jubilarin zum Wohle der Armen und zum Besten mittelloser Gotteshäuser. Kaiser Wilhelm ließ die Ehejubiläumsmedaille durch den Herrn Erzbischof überreichen, eine ehrende Abweichung vom gewöhnlichen Gange der Dinge. Papst Leo XIII. sandte das Großkreuz des Gregoriusordens, die Geburtsstadt Koblenz das Ehrenbürgerdiplom. In das Tedeum am Schlusse der Feier stimmte die Menge, welche die Kirche füllte, begeistert ein.

Im Hause des Jubelpaares fanden sich dann die nähern Freunde und Verwandten ein; die Empfangsräume waren bald mit Blumenspenden angefüllt,

Im September besichtigte Reichensperger eingehend die von Fr. Schneider eingeleitete Restauration der Münsterkirche zu Bonn, die er für musterhaft erklärte; mit jugendlicher Rüstigkeit stieg er bis auf das höchste Gerüst hinauf. Sein Führer war Oberbürgermeister Leopold Kaufmann, der sich um die Wiederherstellung der genannten Kirche so viele Verdienste erworben hat. Für Ende des genannten Monats hatte Reichensperger mit dem Schreiber dieser Zeilen einen Ausflug zum Laacher See und in die Eifel verabredet, als eine nicht unbedenkliche Erkrankung dazwischentrat. Glücklicherweise überstand er dieselbe sehr gut, und schon Mitte October konnte er mir wieder seine völlige Herstellung melden, freilich nicht ohne über Schlafmangel zu klagen. Dieses Leiden wurde nicht wenig vermehrt durch die plötzliche schwere Erkrankung Janssens, die Reichensperger wochenlang voll Angst und Sorge nach Frankfurt blicken ließ. Die bis zuletzt festgehaltene Hoffnung, das theure Leben werde erhalten bleiben, ward am 24. December 1891 zu nichte. Die Größe von Reichenspergers Schmerz spiegelt sich in seinen Briefen wider. ‚Die gestern von Steinle und demnächst von Ihnen in so schonender Weise mir mitgetheilte Nachricht vom Tode unseres Freundes', schrieb er am 25. December an P. Baumgartner, ‚hat mich um so tiefer ergriffen, als meine Hoffnung auf dessen Wiedergenesung immer lebendiger geworden war. Wie es in meinem Innersten aussieht, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen; es fehlen mir aber auch die rechten Worte dazu. Möge ich nicht allzu unwürdig befunden werden, den Hingeschiedenen im Jenseits wiederzusehen! Ich empfehle mich in Ihr Gebet. Nur allzusehr bedarf ich solches. Wie trostreich war für den Kranken, daß Sie ihm Beistand leisten konnten. Aber auch für Sie ist es ein überaus wohlthuendes, ja erhebendes Bewußtsein, ihm diesen Trost gewährt, die Augen für das Diesseits geschlossen zu haben, auf daß im Jenseits das ewige Licht ihm leuchte.'

‚Sie haben sich', schrieb Reichensperger mir am 2. Januar 1892, ‚in hingebendster Weise als treuer Freund unseres Dahingeschiedenen bethätigt, während ich nur im Geiste mich an sein Bett und an sein Grab begeben konnte. Daß der Verlust mich nicht weniger tief schmerzt, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung während so langer Zeit hat mich derart angegriffen, daß ich dem Drängen der Meinigen, nicht nach Frankfurt zu reisen, nachgeben zu müssen glaubte. Immer noch kann ich den Gedanken kaum fassen, den mit mir gewissermaßen verwachsenen Freund im Diesseits nicht wieder zu sehen. Möge Gottes unendliche Barmherzigkeit gewähren, daß es dereinst im Jenseits geschieht, wo ihm gewiß das ewige Licht leuchtet! Sie hatten das Glück, aus dem Munde des Scheidenden den Wunsch zu vernehmen, daß seine Geistesarbeit von Ihnen weitergeführt werde. Sicherlich ist auch niemand sonst als Sie berufen, über sein Leben und Wirken der Welt zu berichten.'

‚Ihnen so wenig wie mir', beginnt ein vom 20. Januar datirter Brief Reichenspergers an den Schreiber dieser Zeilen, ‚geht der Verlust Janssens aus dem Sinn; Sie bethätigen es durch Arbeiten an einem ihm zugedachten Denkmal, gewiß dem würdigsten, was ihm errichtet werden kann. Daß Sie mich zugleich mit Hülskamp auf dem ersten Blatt paradiren zu lassen gedenken, ist sehr freundlich von Ihnen. Statt mich dagegen zu sträuben, was vielleicht sich schickte, danke ich Ihnen hiermit bestens für das Vorhaben.'

Im Februar 1892 ward Reichenspergers Gemahlin wiederum durch die Influenza auf das Krankenlager geworfen; er selbst hielt sich bewunderungswürdig: in voller Frische des Geistes und Körpers konnte er am 14. Februar 1892 an dem Feste des fünfzigjährigen Bestehens des Central-Dombauvereins theilnehmen. Es war zugleich für Reichensperger selbst ein Jubelfest; war er doch das einzige noch lebende von den Mitgliedern des ersten Vorstandes, dem er mit Ausnahme der wenigen in Trier verlebten Jahre ununterbrochen angehört hatte. Naturgemäß ward der Mann, der in seiner Person gewissermaßen die ganze Geschichte des Vereins verkörperte, auch der Mittelpunkt des eigentlichen Erinnerungsfestes vom 14. Februar 1892. Mit den ehrendsten Worten gedachte zunächst der Präsident Consul Schmitz der Verdienste des Jubilars: ‚Im Laufe der fünfzig Jahre wird kaum eines der vielen Gebiete unserer Vereinsthätigkeit zu nennen sein, welches durch Ihre gereifte Erfahrung, durch Ihre unermüdliche, stets von der gleichmäßigen Pflichterfüllung getragene Thätigkeit nicht Anregung und Förderung gefunden hätte. Solches an Ihrem heutigen Ehrentage ausdrücklich zu bekunden, ist unser lebhaftes Bedürfniß, und wir gestatten uns, Ihnen ein kleines Andenken an diese Stunde zu überreichen. Wir verbinden damit den herzlichsten Wunsch, daß es Ihnen vergönnt sein möge, noch lange in gleicher Kraft und Frische und in gleich hervorragender Weise an unsern Arbeiten sich zu betheiligen, zum Besten unseres Domes und zum Wohle unserer Vaterstadt Köln.' Das Erinnerungszeichen bestand in der eisernen Vereinsmedaille, welche von Hofgoldschmied Gabriel Hermeling mit einer zierlichen gotischen Einfassung versehen worden war. Die Widmung lautet: ‚Dem Senior Dr. August Reichensperger von seinen Collegen. 1842—1892.' Nachdem Robert Heuser das Erinnerungszeichen mit einem poetischen Gruß überreicht hatte, erhob sich Oberpräsident Nasse, um die Mittheilung zu machen, daß Se. Majestät dem ältesten Vorstandsmitgliede den Rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife verliehen habe. Reichensperger dankte bewegt für die unverdienten Beweise der Anerkennung, durch welche er thatsächlich überrascht worden sei, und theilte alsdann einige interessante Einzelheiten aus der Gründungszeit des Vereins mit[1].

[1] Vgl. Domblatt Nr. 331, S. 21 f. und Köln. Volkszeitung 1892, Nr. 90, Bl. 1.

Auch von seiten der auswärtigen Freunde trafen zahlreiche Gratulationen zu dem Jubelfeste ein. Die schönste, aus der Feder eines edeln Protestanten, mag hier eine Stelle finden. ‚Die Gründung des kölnischen Dombauvereins hat nicht allein das herrlichste Bauwerk Deutschlands, dasjenige, welches den christlich-germanischen Charakter in höchster Vollkommenheit zeigt, zur Vollendung geführt, sondern es ist durch jenen Vorgang auch einerseits denen, die sehen können und wollen, zum Bewußtsein gebracht, welche Schätze uns trotz allem aus schönern, reichern Tagen geblieben sind, und andererseits weithin Lust und Eifer erweckt, das Verletzte von den überkommenen Erbstücken wieder zu Ehren zu bringen, das Unfertige zu vollenden, ja den Wegen der alten Meister nachzugehen. Sie sind, hochverehrter Freund, nach einer Notiz der „Germania", der einzige jener Männer, welcher an diesem Tage, wo fünfzig Jahre seit der Stiftung des gedachten Vereins verflossen sind, noch übrig und überdies ungeschwächt kräftig ist. Ein wunderbares Ereigniß fürwahr, daß derjenige, welcher wie keiner in Wort und Schrift, in der Literatur wie in öffentlichen Versammlungen und gutachtlichen Aeußerungen gesprochen, geschrieben, gewirkt hat für die Wiederbelebung der alten volksthümlichen und christlichen Kunst, daß Sie allein in ungebrochener körperlicher und geistiger Kraft aufrecht dastehen, in ungebrochener körperlicher wie geistiger Frische der Vollendung des vor einem halben Säculum begonnenen Werkes sich freuen können, während Ihre Genossen alle bereits den letzten Weg gegangen sind. Es muß Ihnen eine unendliche Freude sein, wenn Sie zurückblicken auf das, was in den letzten fünfzig Jahren aus Anregung des Dombauvereins, also durch Sie, mit Ihnen oder doch unter Ihren Augen, für die alte Kunst geschehen ist, und Sie werden, aller Hemmnisse und Widersacher vergessend, Gott danken, welcher Sie die Frucht Ihrer langen Mühen hat sehen lassen. Auch ich, der ich vierzig Jahre Ihres Wohlwollens mich erfreue und noch länger auf Sie als einen Führer geschaut habe, danke Gott, daß er Sie diesen Tag erleben ließ, und bitte ihn, daß Sie selbigen noch recht oft feiern mögen; hat, wie ich heute lese, seine Gnade dem v. Bockum-Dolffs neunzig Jahre in Frische beschert, wie viel eher, sollte man meinen, müßte er sie Ihnen zu theil werden lassen! In Gedanken bin ich bei Ihnen und drücke Ihnen die Hand.'

In seinen Briefen aus jener Zeit kam Reichensperger stets darauf zurück, wie sehr ihm der Tod Janssens, ‚des gewissermaßen mit ihm verwachsenen Freundes, nahe gehe'. ‚Dieser Verlust', betonte er wiederholt, ‚wird niemals von mir verschmerzt werden.'

Der Briefwechsel mit dem Schreiber dieser Zeilen, der schon seit Jahren zu ‚seinen privilegirten Correspondenten' gehört hatte, wurde jetzt noch reger. Es war oft recht schwer, unter der Last der mir gewordenen neuen, gewaltigen

Aufgaben mit dem Schreibeifer Reichenspergers auch nur einigermaßen gleichen Schritt zu halten. Es bleibt ein Räthsel, woher er die Zeit nahm, um auch noch fortwährend neue Correspondenzen anzuknüpfen. Gerade damals war dies wieder der Fall. Vier edelgesinnte Wiener Studenten, drei Juristen (Guido Hößlinger, Victor Kienböck und Rudolf Huber) und ein Mediciner, Armin Tschermak, hatten ihm, als ihrem ‚Führer in das Reich der wahren Schönheit und Kunst', in einer schwungvollen Adresse Glückwünsche zum fünfundachtzigsten Geburtstage dargebracht[1].

Reichensperger stattete gleich am 23. März seinen Dank ab. ‚Dem Abschluß meines Wirkens und Strebens jedenfalls sehr nahe,' schrieb er an A. Tschermak, ‚kann es mir nur zu besonderer Freude gereichen, jugendkräftige Männer Ihrer Stellung mir nachfolgen zu sehen. Um was es sich im Grunde, namentlich auf dem Kunstgebiete, handelt, ist von Ihnen treffend bezeichnet; Sie haben mir gewissermaßen aus der Seele gesprochen. Ich hege das Vertrauen, daß Sie auf Ihrem weitern Lebensweg sich treu bleiben, Ihre Ueberzeugungen nach Möglichkeit bethätigen, wie manches Hemmniß, wie manche Enttäuschung sich auch ergeben mag. Immer werden Sie voraussichtlich gegen den Strom, gegen die herrschende Meinung mehr oder weniger angehen müssen. Es gilt, um die Sache der Wahrheit, nicht um des alsbaldigen Sieges derselben willen, zu kämpfen, unbekümmert darum, wann der Trostspruch: Magna est veritas et praevalebit! Verwirklichung finden wird.'

Es entspann sich nun ein reger Briefwechsel mit dem jungen Mediciner, in welchem die verschiedensten Dinge, namentlich ästhetische Fragen, sowie die österreichischen politischen Verhältnisse, die christlich-sociale Bewegung, aber auch ganz andere Angelegenheiten eingehend besprochen wurden. Zweimal war Dr. Tschermak auch zu Besuch bei Reichensperger: da wurde nicht bloß über Politik und Kunst gesprochen, sondern auch medicinische und naturwissenschaftliche Fragen wurden berührt; besonders interessirte sich der alte Herr für bedeutsame biologische Probleme[2].

Auch mit den drei andern Wiener Studenten wechselte Reichensperger Briefe. Als charakteristisch für die Art seines Verkehrs mit der Jugend mag hier sein erstes Schreiben vom 19. April 1892 an Studiosus Kienböck Platz finden: ‚Empfangen Sie meinen Dank für Ihre Bemühungen behufs Auffindung von Anzeigen resp. Besprechungen meiner Schrift über F. v. Schmidt in Wiener Blättern. Auf das Ergebniß derselben war ich gefaßt; indes ist es mir doch erwünscht, desselben nunmehr versichert zu sein. Das Citat aus

[1] Derselben folgte im nächsten Jahre eine weitere, zugleich mit den Unterschriften einer größern Zahl junger Wiener Künstler.

[2] Als Abgeordneter war er früher warm für die Unterstützung der zoologischen Station des Professors Dohrn in Neapel eingetreten.

der „Bauindustrie-Zeitung“ [1] und mehr noch das aus der Bauschule des Oesterreichischen Museums mir Berichtete [2] amüsirt mich einestheils und läßt anderntheils tief in die, trotz Schmidt, auf dem Kunstgebiet in Wien immer noch herrschende Misere blicken — leider wohl nicht allein auf dem Gebiete der Kunst. Wiederholt gebe ich meiner Freude darüber Ausdruck, daß Sie mit Ihren Freunden fest entschlossen sind, gegen diese Misere anzugehen. Um so mehr freut es mich, als alles, was öffentlich über die Wiener Universität laut geworden resp. zu meiner Kenntniß gekommen ist, Sie als gar seltene Ausnahmen erscheinen läßt. Mögen Ihre so löblichen Grund- und Vorsätze baldthunlichst sich verkörpern, indem Sie durch Wort und That dafür Propaganda machen, sie zur praktischen Geltung bringen. Seien Sie des Spruches eingedenk, daß das Beste der Feind des Guten ist. Nach Ihren Briefen, werther Herr Kienböck, zu urtheilen, können Sie kühn öffentlich mittelst der Feder an dem Kampf um das Wahre und Schöne sich betheiligen, mindestens in irgend einem periodischen Preßorgan, wenn auch etwa nur in einem Localblatte. Il faut faire flèche de tout bois, d. h. man soll keine Gelegenheit zu solcher Bethätigung unbenutzt lassen. Sobald einer von Ihnen auf den Kampfplatz getreten sein wird, bitte ich, mir davon Kenntniß zu geben. Trotz meiner vierundachtzig Lebensjahre hoffe ich, solchergestalt weiteres von Ihnen und Ihren Freunden zu vernehmen. Begibt sich innerhalb Ihres Gesichtskreises etwas, wovon Sie annehmen, daß es mich in besonderem Maße interessirt, so wäre es mir erwünscht, darauf aufmerksam gemacht zu werden.‘

Noch im Laufe des Sommers 1892 machte Kienböck seinem greisen Gönner einen Besuch. Der junge Wiener war besonders überrascht von der erstaunlichen Rüstigkeit des Vierundachtzigjährigen. ‚Seine Haltung war noch ganz aufrecht. Wir machten noch am Vormittag einen zweistündigen Spaziergang, ohne daß Reichensperger im geringsten ermüdet schien, trotzdem das Gespräch auch nicht eine Minute stockte. Seine Gesichtszüge waren markig, eher hart als weich, aber einnehmend, sein Blick offen und herzlich, Stimme und Ausdruck der Rede bestimmt und nachdrücklich, ohne feierlich zu klingen. Seine Worte waren immer gewürzt, ohne spöttisch zu sein, ganz wie seine Schreibweise. Im gesamten Aeußern Reichenspergers drückte sich vollständig der Politiker, überhaupt der Mann der That aus, der er ja war; das Haften

[1] Das Citat lautete: Schmidts Stil ist ‚weder Gotik noch Renaissance, er bildet aber wohl einen Compromiß mit den freien, unbestimmten mittelalterlichen Formengebungen‘ (!!). (Bauindustrie-Zeitung vom 29. Januar 1891.)

[2] Bezieht sich auf den von einem ‚Professor‘ gethanen Ausspruch: ‚An der Kanzel werden meist die vier Evangelisten angebracht, der hl. Petrus und Paulus und noch zwei, die mir aber nicht gleich einfallen.‘

am Detail, das man häufig an Kunstfreunden wahrnehmen kann, war ihm völlig fremd. Ein weiter Gesichtskreis blieb seinem Geiste stets geöffnet. Ich möchte noch hinzufügen, daß die Geschwätzigkeit des Alters ihm trotz seiner Jahre fernblieb. Er sprach zwar gern, aber nicht zur eigenen Befriedigung und nicht ermüdend, wie es Greise meist thun, sondern mit jener bestimmten Absicht auf den Stoff des Gespräches und den Kreis der Zuhörer, in der sich die Spannkraft des Geistes zeigt. Die Themen der Gespräche, die im Laufe dieses für mich unvergeßlichen Tages berührt wurden, waren äußerst mannigfaltig und wechselnd. Aus dem Kunstgebiete kam das Verhältniß Friedrich v. Schmidts zur Gotik zur Sprache. Von da kamen wir auf die italienische Gotik zu sprechen. Das Aufkommen des romanischen Baustils bei neuern Kirchenbauten beurtheilte Reichensperger damals nicht scharf; er meinte, es sei eben eine Mode, nicht gerade die schlimmste, aber doch auch keine der Entwicklung förderliche. Von andern Gegenständen kam die Rede auf das Vereinswesen, namentlich den Borromäusverein zur Verbreitung guter Bücher, auf spanische Literatur, dann auf die damalige Politik des deutschen Centrums, die ihn fortwährend beschäftigte, und manches andere. Besonders interessant war Reichenspergers Beurtheilung einer Frage, welche zufällig im Gespräche berührt wurde: die der Prügelstrafe in und außer der Schule. Es lief damals gerade durch die Zeitungen eine Prügelgeschichte aus einem Convict. Die meisten unserer Gesellschaft fanden das Prügeln bei unbändigen Jungen entweder zweckmäßig oder doch mindestens nicht unrecht. Reichensperger wollte das aber absolut nicht zugeben, er fand das Prügeln immer entehrend, daher vollständig verwerflich. „Wenn ich einmal geprügelt worden wäre, was allerdings nie geschehen ist, ich würde mein ganzes Leben unter dem Gedanken gelitten haben. Ich finde eine solche Behandlung geradezu unmenschlich.“ Diese Aeußerungen dürften als Zeichen seiner milden, menschenfreundlichen Gesinnung charakteristisch sein. Besonders wohlthuend war für mich als Oesterreicher das rege Interesse, welches Reichensperger für mein Vaterland an den Tag legte. Er kannte Oesterreich nicht bloß von seinen Reisen her, sondern zählte auch eine größere Zahl von Wienern zu seinen Freunden, mit denen er in dauernden Beziehungen blieb‘.

Während der Tod vielen der bedeutungsvollen Beziehungen, die Reichensperger mit den hervorragendsten Männern Deutschlands und der Nachbarländer unterhielt, ein Ende machte, verstand er es, auf diese Weise stets wieder neue Freunde zu erwerben. Durch diese seltene Gabe und Kunst bewahrte er den Contact mit der nachwachsenden Generation; wie kein zweiter verstand er es, die Jugend anzuregen und durch sein gereiftes Urtheil, seine reiche Erfahrung zu berathen und zu leiten; er selbst aber hielt sich auf diese Weise über die modernen Verhältnisse und Geistesrichtungen auf dem Laufenden. In diesen

von Reichensperger lebhaft gepflegten Wechselbeziehungen liegt wohl ein Hauptgrund dafür, daß er geistig nie alt und isolirt wurde.

In Köln verkehrte Reichensperger wie früher in Berlin vielfach auch mit Vertretern eines gerade entgegengesetzten Standpunktes. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist sein freundliches Verhältniß zum Director des Kölner Museums, Hofrath C. Aldenhoven. ‚Wir sind ja in allem, in Politik, Religion und Aesthetik conträr,‘ sagte er demselben, ‚aber ich hab' Sie doch mal gerne.‘ Als Aldenhoven nach Köln kam, war Reichensperger trotz der erwähnten Gegensätze der einzige, welcher dem Neuordner des Museums mit stets gleicher Theilnahme entgegenkam und über mancherlei böse Erfahrung zu trösten suchte. ‚Ich habe manchen langen Spaziergang mit ihm gemacht‘, erzählt Aldenhoven, ‚immer im eifrigsten Gespräch. Er war ein äußerst lebhafter Debatter und hatte seine Freude an pointirten Paradoxen. Natürlich ging ich gern auf diese Weise ein, und nicht selten endete das Gespräch mit einer so ganz unmöglichen Behauptung, daß wir lachend die weitere Beweisführung aufgaben. In ästhetischen Fragen verständigten wir uns sehr gut; denn der angebliche Fanatiker war gerade auf diesem Gebiete in Wahrheit sehr weitherzig. Sein Haß gegen Renaissance und Moderne galt eigentlich nur dem Philisterhaften, Gekünstelten und Verbildeten. Ein merkwürdiges Beispiel seiner offenherzigen Empfänglichkeit für alles Schöne, zugleich seiner wundervollen Geistesfrische erlebte ich wenige Monate vor seinem Tode. Ich wollte im Museum zwei kleine Räume pompejanisch decoriren, um bemalte Gipse nach Antiken darin aufzustellen, und hatte mir dazu den Niccolini kommen lassen, den er noch nicht kannte. Da hat der Siebenundachtzigjährige eine Zeitlang jeden Tag auf meinem Zimmer im Museum gesessen und mit wahrer Begeisterung die antiken Wanddecorationen studirt.‘

Auf das Dombaujubiläum folgte am 3. Mai 1892 das Fest der Goldenen Hochzeit. Die kirchliche Feier, bei welcher der hochw. Herr Erzbischof Krementz persönlich die sogen. Wiedertrauung vornahm, fand um 9 Uhr in der mit Pflanzen und Vereinsfahnen prächtig geschmückten St. Gereonskirche statt. In seiner Ansprache gedachte der Herr Erzbischof auch der unermüdlichen und selbstlosen Thätigkeit der Jubilarin zum Wohle der Armen und zum Besten mittelloser Gotteshäuser. Kaiser Wilhelm ließ die Ehejubiläumsmedaille durch den Herrn Erzbischof überreichen, eine ehrende Abweichung vom gewöhnlichen Gange der Dinge. Papst Leo XIII. sandte das Großkreuz des Gregoriusordens, die Geburtsstadt Koblenz das Ehrenbürgerdiplom. In das Tedeum am Schlusse der Feier stimmte die Menge, welche die Kirche füllte, begeistert ein.

Im Hause des Jubelpaares fanden sich dann die nähern Freunde und Verwandten ein; die Empfangsräume waren bald mit Blumenspenden angefüllt,



Klementine Reichensperger
gez. von Edward von Steinle 1847.

Adressen wurden überreicht sowie Ehrengeschenke der verschiedensten Art. Von auswärts liefen in Poesie und Prosa aus allen Theilen Deutschlands Gratulationen ein; die Zahl der Telegramme und Briefe stieg auf sechshundert, darunter Glückwünsche von den Cardinälen Rampolla und Gruscha, den Erzbischöfen Stablewski von Gnesen und Roos von Freiburg, den Bischöfen Klein von Limburg, Korum von Trier, Simar von Paderborn, Dingelstad von Münster. Kunst- und Wahlvereine, allen voran der Central-Dombauverein, Studentenvereine, der katholische Adel wie die katholischen Parlamentarier waren selbstverständlich auch nicht zurückgeblieben. Die Centrumsfractionen des Reichs- und Landtags hatten prachtvolle, künstlerisch ausgestattete Adressen geschickt. Aber auch von Vertretern derjenigen politischen Parteien im Reichstage und Abgeordnetenhause, welche von jeher entschiedene Gegner der politischen Richtung des Gefeierten gewesen waren, trafen Gratulationen ein. Die Abgeordneten v. Gneist, Virchow, v. Benda, Hobrecht, v. Kardorff, Richter sowie der frühere Abgeordnete Director der Staatsarchive v. Sybel und viele andere begrüßten in einem sehr herzlich gehaltenen Gesamttelegramm den ‚verehrten und liebenswürdigen Altcollegen'. Bei dem Familienessen im Hause des Sohnes, der am Tage zuvor zum Landgerichtsdirector in Köln ernannt worden war, wünschte der hochw. Herr Erzbischof nochmals dem Jubelpaare Gottes reichsten Segen. Der Jubilar sprach in herzlichen Worten seinen Dank und seine Freude aus und wies darauf hin, daß Gottes Schutz ihn ersichtlich begleitet, wenn auch in den verflossenen fünfzig Jahren manche schwere Prüfung, manch herber Verlust nächster Angehörigen ihm nicht erspart geblieben sei. Der Neffe Reichenspergers, Geheimrath Lörsch, brachte die Wünsche des durch seinen leidenden Zustand in Berlin zurückgehaltenen Bruders des Gefeierten. Pfarrer Schumacher gedachte der beiden Kinder des Jubelpaares. Ernste und heitere Lieder reihten sich an die Toaste, so daß die Versammelten erst am Abend sich trennten.

Von den poetischen Glückwünschen sagte Reichensperger weit am meisten derjenige des Architekten Arntz zu. Derselbe hat folgenden Wortlaut:

In meines Klosters enger Hut
Saß ich, der Schreiber, wohlgemuth,
Hört' auf der Amsel Morgenlied
Und sah, wie rings der Lenz erblüht.

Zum Thurme auf ein Falke schweifte,
Der fast des Helmes Krone streifte, —
Ein lichtes Kreuz auf dunklem Grund,
Der Knauf am blauen Himmel stund! —

Und — wie ich mich wandte, da schwebte herein
Eine Frauengestalt von himmlischem Schein;

In mächtigen Falten floß das Gewand,
Mit gewirkten Blüthen auf säumenden Rand.

Am breiten Gürtel, von Steinen roth,
Trug Richtmaß sie und Wage und Loth;
Die Stirne kränzte demantene Zier,
Draus sproßten silberne Lilien herfür;

Und unter dem Schleier, mit Sternen bestreut,
Erstrahlten zween Augen in sel'ger Freud'!
Die ruhten auf einem Kranze von Gold,
Gehalten von ihren Händen hold. —

Mir aber, mir wurden die Augen wund —
Und es regte sich gar der minnige Mund:
„Was verträumst du die Zeit hier? Weißt wohl nicht,
Was heute für ein Gedenktag ist? —

Du starrst mich an, was stehst du so da?
Du kennst wohl nicht die Ars Gotica? —
So benannte mich einst ein gelehrter Wicht
Mit rümpfender Nase und erzschlauem Gesicht. —

Wer wieder mich brachte zu meinen Ehren,
Darüber will ich dich kurz belehren:
Heute werden es gerade fünfzig Jahr',
Daß Hochzeit machte ein seltenes Paar:

Es war mein Anwalt, der treu und echt
Mir hat verholfen zu meinem Recht,
Der unermüdet mit scharfem Schwert
Für mich gefochten als Ritter werth,

Der manchen aufgeblasenen Fant
Vom Rößlein streckte in den Sand,
Und manchem trüben Philisterkopf
Hat heimgeleuchtet mit brennendem Zopf —

Ihm bring' ich diesen goldenen Kranz
Und seiner Gattin — sie theilte ganz
Die Arbeit treulich zu jeder Zeit
Und küßte ihm von der Stirne das Leid. —

Was beide errungen an irdischem Lohne,
Ist eine doppelte Ehrenkrone,
Die steinern auf gen Himmel ragt
Am deutschen Rheine — ja, es tagt! —

Der Väter Werk ward neu verstanden,
Die Kunst erwehrt sich ihrer Banden —
Du stehst nun wieder geachtet da! —
Man liebt dich wieder, Ars Gotica!"

Sie rief's, und aus der Augen Glanz
Fiel eine Thräne in den Kranz —
Die gab so innig-warmen Schein,
Weit schöner als der Demantstein. —

‚Du aber merke dir mein Wort!
Folg jenem Paar! — ich muß nun fort' —
Ich wollte reden — doch sie bot mir Schweigen —
Und schwand dahin mit ihren goldnen Zweigen. —

Wie brannte da Stirne und Wange mir heiß —
Hab' niedergeschrieben, was ich noch weiß;
Sollt' mir aber doch nicht gelingen,
Weil 's Herz noch immer wollte springen.

Dichterisch am höchsten steht unzweifelhaft die nachstehende Gabe Baumgartners:

So flicht sich heut die lange Zahl der Jahre
Zum goldnen Kranz, und jugendfroh und traut,
Voll Jubel ziehst du wieder zum Altare,
Am Arm die liebe, treubewährte Braut,
Vom Sturme nicht gebeugt, ihm nicht erlegen,
Der oft so mächtig um dich her getost,
Das Auge hell, das Haupt gekrönt mit Segen,
Das Herz erfüllt mit süßem Himmelstrost.

Als Zeuge noch von jenen Lenzestagen,
Die Clemens August duldend uns errang,
Zum Ritter schon in jener Zeit geschlagen
Durch Görres' Freundschaft, eignen Herzensdrang,
Bewährt im Weltorkan, der alle Reiche
Erschütternd riß in wildem Taumel fort,
Stehst du vor uns, noch immerdar der gleiche,
Des Rechtes und der Freiheit treuer Hort.

Wie ist seitdem die Welt so alt geworden,
Matt, kalt, verzweifelt, in enttäuschtem Spiel, —
Herzlos im Bau'n, Zerstören, Schaffen, Morden, —
Von Gott getrennt, drum ohne sichres Ziel! —
Die Jugend selbst siecht ohne Hoffnungsblüthe
Altklug, frühwelk in wirrem Traum dahin. —
Doch du hegst noch im freudigen Gemüthe
Dein Jugendziel mit ungebeugtem Sinn!

Hoch ragen heut des Kölner Domes Thürme;
Auch ihm hat dich ein Herzensbund vermählt
Ein halb Jahrhundert, und durch manche Stürme
Ward deine Jugendliebe fest gestählt.

Der hehre Bau wird noch der Nachwelt sagen,
Was du geglaubt, gehofft, muthvoll erstrebt,
Was du gekämpft und duldend hast getragen,
Was deinem Geist hat leuchtend vorgeschwebt:

Ein christlich Deutschland, nach des Kreuzes Plane
Gegründet und gegliedert wie der Dom,
Zum Himmel strebend, nicht in stolzem Wahne,
Getragen von des Glaubens mächt'gem Strom,
Gefestigt bis zur Spitze nach den Normen
Der ew'gen Schönheit und Gerechtigkeit,
Verklärt, geheiligt durch die Lebensformen,
Die Christus selbst für immerbar geweiht.

Ein freies Deutschland, durch der Liebe Bande
Geeint in allen Gliedern bis zum Thron,
Licht, Luft und Leben spendend jedem Stande,
Frei von des Mammons feilem Sklavenlohn,
Dem Schwachen sich in Huld und Güte neigend,
Den Starken zügelnd ohne Haß und Zorn,
Des Forschers Geist die höchsten Bahnen zeigend,
Des Künstlers Aug' der Schönheit ew'gen Born.

Ein deutsches Deutschland, frei von welschen Moden,
Von fremden Göttern, Zöpfen und Geschwatz,
Zufrieden mit dem eignen Grund und Boden,
Des eignen Volkes unerschöpftem Schatz,
Begeistert für der Vorzeit hehres Walten,
Für Frauenwürde, Rittertreu und Muth,
Der alten Kunst erhabene Gestalten,
Des alten Sanges helle, volle Gluth.

Ein fröhlich Deutschland! Ja, das Mittelalter,
Es war so jugendfrisch, so herzensgut.
Auf Blumen wiegt sich wie der schönste Falter
Sein Freudensang, sein kräft'ger Lebensmuth.
Wie in des Domes Hallen, hat im Leben
Dem Kreuz sich zugesellt der Rose Pracht,
Und ew'ger Freude Jubelklänge schweben
Versöhnend in der Erde Kampf und Nacht.

Das hast du uns so oft, so schön verkündet —
Und nicht umsonst. Dein Wort ist nicht verhallt.
Aus allen Gauen Deutschlands treu verbündet
Ein Herzensglückwunsch freudig zu dir schallt:
Gott segne dich und lasse lange, lange
Dich uns noch Führer und Stammhalter sein!
Nicht ist uns vor der dunkeln Zukunft bange,
Solange du noch kämpfst in unsern Reihn!

Reichensperger war stets im besten Sinne des Wortes ein Volksmann gewesen: das rheinische Volk wollte das Familienfest des Jubilars nicht durch eine öffentliche Veranstaltung stören; aber nachdem der weihevolle Tag vorüber, glaubten die, ‚denen er durch Ueberzeugung und Lebensgang am nächsten gestanden, die katholischen Rheinländer‘, ihm ‚eine ganz ausnahmsweise herzliche und freudige Theilnahme zu seinem Ehrentage‘ bezeigen zu sollen. Deshalb veranstaltete die Kölner Centrumspartei am Sonntag den 8. Mai, vormittags 11 Uhr, einen Festact im großen Saale des Gürzenich, der sich zu einer großartigen Huldigung für das Jubelpaar und zu einer Feier gestaltete, wie sie nur in einem solchen Festsaale und in einer Stadt wie Köln möglich ist. Von nah und fern waren alle jene herbeigeströmt, welche in dem Jubilar den hervorragenden Parlamentarier, den feinsinnigen Kunstkenner, den liebenswürdigen Gesellschafter, den trefflichen rheinischen Landsmann verehrten. Die zahlreichen elektrischen Lampen ergossen ihr Licht über mehrere tausend Festtheilnehmer, unter ihnen auch den Oberbürgermeister Becker. Vor der Tribüne breitete sich zu beiden Seiten des Rednerpultes ein stattlicher Pflanzenhain aus, welcher die Büsten des Papstes und des Kaisers umrahmte; eine lebende Wand um die Pfeiler bildeten die Träger und Begleiter der Fahnen des Dombauvereins, der Innungen und der katholischen Vereine. Justizrath Sieger als Leiter des Festausschusses führte unter den Klängen von Mendelssohns Hochzeitsmarsch das Jubelpaar und dessen Familienangehörige an den Ehrenplatz.

Die Reihe der Festreden eröffnete Fabrikbesitzer Wiese aus Werden, der von Reichensperger persönlich vor fünfunddreißig Jahren in das politische Leben eingeführt worden war. ‚Wir sind geboren und erzogen am freien Rheinstrom als freie Söhne freier Ahnen, und diese unsere Freiheit hat stets in der Kirche ihre Zügelung und Veredelung erfahren. Unsere Vorfahren haben es stets verstanden, die religiöse Begeisterung mit irdischem Streben in wohlabgewogener Weise zu vereinigen. Unsere großen Dome sind Zeugen hierfür. Und wie in dieser, so ist auch in einer andern Hinsicht Dr. August Reichensperger der Träger rheinischer Eigenart. Ich meine seinen glücklichen Humor, der den schroffen principiellen Standpunkt in der Form zu mildern versteht. Als Reichensperger die Reichstagscandidatur für Krefeld annahm und dieser Kreis zum erstenmal für das Centrum erobert wurde, da war dies nur möglich durch den Zauber seiner Persönlichkeit. (Lebhaftes Bravo.) Er ist geboren zur Zeit der Höhe des französischen Usurpators, wo der deutsche Michel schlief und auch auf kirchlichem Gebiete die traurigsten Zustände herrschten. Indifferentismus und Aufklärung wurden gefördert durch staatskirchliche Maßregeln, und alles ging nach preußischer Staatsraison. Da wurde im Jahre 1837 Clemens August ins Gefängniß abgeführt. Wie eine

Bombe fiel diese Nachricht auf die katholischen Gewissen und weckte sie aus langem Schlafe. Aber der Erfolg war auf die Dauer unbefriedigend. Die Katholiken hatten noch keine politische Vertretung, keine Presse und kein Vereinsleben. Ich zweifle nicht, daß diese Zeitereignisse auch unserem Jubilar ans Ohr geschlagen sind und seine Begeisterung geweckt haben für die wahre Freiheit der Kirche und die politische. Dann kam der Völkerfrühling von 1848, über den der Bruder des Jubilars in einem seiner Werke schreibt, man habe selten gefunden, daß ein anscheinend fest begründeter Thron so leicht ins Wanken gebracht worden und andererseits eine solch große Volksbewegung so schnell und spurlos verlaufen sei. Das katholische Volk verstand die Zeichen der Zeit. Es scharte sich zusammen in Vereinen, es kam der erste Katholikentag, die deutschen Bischöfe kamen in Würzburg zusammen. Der Aufruhr ging durch das Land; im November wurden die Steuern verweigert, aber schon ein paar Tage nachher kam das bekannte Wort des Fürstbischofs von Breslau, welches sogar in den Amtsblättern abgedruckt wurde. Die Gebrüder Reichensperger haben hervorragenden Antheil an dieser Bewegung genommen. Als freie Söhne eines freien Landes waren auch sie von dem Freiheitsdrange ergriffen, der aber bei ihnen regulirt wurde durch ihre religiöse Ueberzeugung. Wenn man die Brüder Reichensperger auf ihr damaliges Programm prüfen wollte, so dürften sie die Prüfung gut bestehen. Ich weiß nicht, ob mancher andere politische Mann es gern sähe, wenn man eine solche Gewissenserforschung mit ihm anstellen wollte. (Großer Beifall.) Auch Fürst Bismarck hat am 10. März 1873 erklärt, daß überall in den Wahlkreisen mit überwiegend katholischer Bevölkerung Männer der Ordnung gewählt worden seien. Ich möchte bitten, daß man dies ehrende Zeugniß nicht so leicht vergäße, wie es leider geschieht. (Sehr richtig!)

‚In Frankfurt pulsirte das regste politische Leben, dort sollte das Reich zur Auferstehung gerufen werden. Damals schlossen die katholischen Mitglieder der Versammlung eine freie Vereinigung und stellten als Programm auf: Freiheit der Kirche und Freiheit der Schule. In der Vertretung dieses Programms hat Reichensperger stets im Vordertreffen gestanden, und wenn unser Jubilar sonst keine Verdienste hätte, so würde dies allein genügen, um in den Herzen der deutschen Katholiken sich ein unauslöschliches Dankesdenkmal zu setzen. Man hatte die Freiheit gegeben, aber nur ungern, und die Bureaukratie war bemüht, auf dem Wege der Verwaltung einzuziehen, was das Gesetz gegeben hatte. Arglos waren die Katholiken in die Nationalversammlung eingetreten; aber als die Ministerialerlasse kamen, antwortete das katholische Volk sofort mit der Entsendung von dreiundsechzig katholischen Abgeordneten in das preußische Abgeordnetenhaus, natürlich unter Führung der Brüder Reichensperger. Als damals der Kampf im Landtage entbrannte, habe ich die Be-

richte geradezu verschlungen, die da Zeugniß abgaben von unerschrockenem Bekenntnisse. Die Früchte zeigten sich bald in dem Aufschwung des kirchlichen Lebens, besonders der Charitas.' Der Redner betonte dann das Eintreten der von den beiden Reichensperger geführten Fraction für die bürgerliche Freiheit. ,Der Abgeordnete Waldeck mußte im Jahre 1861 im Abgeordnetenhause anerkennen, es sei der unvergängliche Ruhm der Fraction des Centrums, daß sie mit mannhaftem Muthe die gegen die Verfassung, das Palladium der Freiheit, gerichteten Kämpfe bestanden und siegreich zurückgeschlagen habe. Als man später auch von anderer Seite anfing, die „Freiheit" zu vertheidigen, um die Kirche zu treffen, setzte man an dem empfindlichsten Punkte ein: es war die Freundschaft für Italien. Auf die gelegentliche Anzweifelung des Patriotismus des Centrums hat damals schon Reichensperger erwidert: Ich könnte mich darüber aufregen, wenn ich nicht wüßte, daß es noch unklar ist, was Patriotismus ist, und wer der Richter darüber ist. (Bravo!)

,Der Conflict begann aufs neue, als der Fortschritt zurückging und die nationalliberale Partei 1866 entstand. Die Centrumspartei war von der Bildfläche verschwunden, sie war manchem zu gemäßigt geworden; denn wer damals am Budget am meisten streichen konnte, war der Mann des Tages. Wenn damals das Centrum geblieben wäre mit einer Macht von hundert Stimmen, wer weiß, ob der Culturkampf überhaupt gekommen wäre. (Sehr richtig!) Als dieser ausbrach, war auch Reichensperger wieder da, und er, der sich schon vom öffentlichen Leben zurückgezogen, hat als Greis mit einem jugendlichen Herzen wacker mitgekämpft in den ersten Reihen. Nun wurde das Centrum stets angefeindet, weil es die Religion in die Politik hineintrage. Man hätte entgegnen können, warum jahrzehntelang im Parlament geradezu Kirchenversammlungen stattgefunden, wo Nichtkatholiken zu Gericht gesessen haben über Glaubenssätze und die Disciplin der Kirche. Man warf dem Centrum vor, daß es das Kirchenthum bevorzuge. Aber das Centrum hat nie für sein Kirchenthum allein Bevorzugung verlangt, vielmehr für jedes andere Kirchenthum dasselbe gefordert. Ist nicht die Gleichberechtigung der Juden und Dissidenten in hervorragender Weise der politischen Thätigkeit des Herrn Peter Reichensperger zu danken? Wenn man doch endlich aufhören wollte, bei uns überall Befangenheit und versteckte Absicht zu suchen. Bei den Umsturzbestrebungen der gegenwärtigen Zeit thut es wahrlich noth, hervorzukehren, was uns eint, nicht aber in den Vordergrund zu stellen, was uns trennt. Wenn das Volk seinen Patriotismus anstatt auf den Culturkampf auf sociale Arbeit gerichtet hätte, würde das rothe Gespenst wohl nicht so sehr drohen wie jetzt. (Sehr richtig!) Ferner sagt man, das Centrum verfolge Sonderinteressen. Demgegenüber hat schon Windthorst gesagt, wer dem Centrum beitrete, möge nur jede Hoffnung auf Be-

förderung fahren lassen. Und ist nicht die Person Reichenspergers ein Beleg für die imparitätische Behandlung der preußischen Katholiken? Wäre August Reichensperger nicht die schönste Zierde für einen Ministerstuhl für den Cultus gewesen? (Heiterkeit. Stürmischer Beifall.) Aber freilich würde man den Untergang des Staates befürchtet haben, wenn ein Ultramontaner in das Ministerium gekommen wäre. Den Grundsatz der do ut des-Politik meine ich gerade aus dem Munde von Liberalen gehört zu haben, und es wäre leicht nachzuweisen, wie gut andere Leute auf das Wort des Tacitus sich verstanden haben: Omnia liberaliter pro dominatione. Das ist ein unauslöschlicher Ruhm, daß noch kein einziger Centrumsabgeordneter nicht mit reinen Händen ins Parlament ging und nicht mit ebensolchen aus demselben zurückgekommen ist. Wenn eine solche Partei nicht bestände, müßte sie noch gebildet werden, und ich würde dann heute Herrn Dr. Reichensperger bitten, uns darin zu helfen.

‚Wenn ich nur wenig von August Reichensperger selbst gesprochen, so hat er doch in all den geschilderten Actionen in erster Reihe gestanden, und mit Recht kann er von sich sagen: Ich habe zumeist einen großen Antheil an der Arbeit gehabt. Darum gebührt ihm auch ein großer Antheil des Ruhmes. Wenn Reichensperger alle Verdienste hätte, wäre aber nicht der Charakter, der er ist, wir hätten ihn heute nicht gefeiert. Er war eine irenische Natur. Auch manche Gegner verehren in ihm den liebenswürdigen Freund, eine Liebenswürdigkeit, die bei der stärksten Betonung des principiellen Standpunktes abstoßende Worte verhindert. Mit Shakespeare können wir von August Reichensperger sagen: „Er ist ein Mann; nehmt alles nur in allem.“ Den zweiten Theil des Satzes („Wir werden nimmer seinesgleichen sehn“) möchte ich nicht hinzufügen, denn unsere Dankbarkeit soll nicht aufhören an den Grenzen dieses Festsaales; sein Vorbild soll uns anspornen und begeistern zu gleichen Thaten, jeder kann in seinem Wirkungskreise in treuer Pflichterfüllung seinem Gott, seiner Kirche und seinem Vaterlande dienen. Wer das will, der rufe mit mir: Herr Dr. August Reichensperger lebe hoch!‘

Nachdem hierauf der mit mehreren hundert Stimmen verstärkte Domchor aus Mendelssohns ‚Paulus‘: ‚O welch eine Tiefe des Reichthums, der Wahrheit und der Erkenntniß Gottes!‘ gesungen hatte, überbrachte Dr. Urfey die Versicherung unverlöschlicher Dankbarkeit des Wahlkreises Krefeld, welchen der Name Reichensperger, ‚wie ein Zauberwort die Gemüther der Wähler entflammend‘, dem Centrum erobert habe. Hierauf machte Dr. Cardauns in einer von liebenswürdigstem Humor durchsetzten Rede den Dolmetsch der Glückwünsche der Kölner Bevölkerung. Nicht den Politiker, führte dieser feinsinnige Redner aus, wolle er feiern, ‚sondern den Mitbürger, der so lange unter uns gewohnt, uns ein so schönes Beispiel christlicher und bürgerlicher

Tugend gegeben hat'. Da ihm die Anwesenheit des Jubilars und der ausdrückliche Wunsch desselben, daß man seine Person möglichst zurücktreten lasse, Zurückhaltung auferlege, beschränke er sich darauf, ‚von jenen zu sprechen, welche Herrn Reichensperger die Liebsten sind, zunächst von seiner hochverehrten Gemahlin, von der er selbst so manchmal gesagt, daß sie Stütze und Schmuck, Stern und Krone seines Lebens war, und der beste Antrag, den er je gestellt, der vor einem halben Jahrhundert von Fräulein Simon angenommene gewesen sei. (Große Heiterkeit.) Wenig bekannt ist der Antheil, den diese ausgezeichnete Frau an seiner parlamentarischen Thätigkeit genommen. Sie hat ihm ja erst die Erlaubniß zu seinen Reisen nach Frankfurt, Erfurt und Berlin geben müssen, und die ist ihr wahrlich nicht leicht geworden. Im politischen Leben ist so viel vom Mann die Rede, der auf der Tribüne steht, der vor den Augen der Welt redet und arbeitet und kämpft und siegt, und so wenig von der Frau, die still und bescheiden zu Hause sitzt, so viel von der großen, edeln That, so wenig von dem großmüthigen, aber verborgenen Opfer, von der einsamen Frau, auf der die Last der häuslichen Sorge liegt, die Erziehung der Kinder, die ihre sparsamen freien Stunden ausfüllt mit Arbeiten für die Zierde des Hauses Gottes und das leibliche und geistige Wohl des Nächsten, die mit kunstgeübter Hand die Wandteppiche für unsern Dom stickt, die Armen besucht und im großen Krieg die Verwundeten pflegt, von der Frau, deren Gebete ihn begleiten auf die Reise, die ihn tröstet und aufrichtet, wenn der Mißmuth über den Gang der politischen Dinge ihn zu überwältigen droht, von der frommen Hüterin des häuslichen Herdes, an dessen heiligem Feuer er sich wieder erwärmen und stärken kann, wenn er müde und durchkältet vom Hauch der Welt zu kurzer Rast heimkehrt in sein Haus. Die goldene Hochzeit ist auch ein hochpolitisches Ereigniß: denn hätte Herr Reichensperger seine Gemahlin nicht, so hätte er es politisch gar nicht so lange ausgehalten; er wäre nicht so jung geblieben, wie er noch immer ist, und er ist der letzte, der bestreiten wird, daß von seinen politischen Erfolgen ein gut Theil seiner Frau zukommt, vielleicht sogar die bessere Hälfte. Es ist ein politisches Ehepaar, das wir heute feiern, und wenn sie, wie vor einigen Jahren das Ehepaar Windthorst, ihre goldene Hochzeit feiern dürfen, dann denke ich mir: das ist ein Stück der Belohnung, die unser Herrgott ihnen für ihre gemeinsamen Verdienste um Kirche und Vaterland schuldet. (Stürmischer Beifall.)

‚Daneben aber hat Herr Reichensperger noch eine andere Liebe gehabt: jene zu der guten alten Stadt Köln, mit ihrem Humor und ihrer Gemüthlichkeit, mit ihren mächtigen Denkmälern, aus denen er seine besten künstlerischen Anregungen empfing. In Koblenz geboren, ist er schon in

ganz jugendlichem Alter und dann immer wieder zu uns gekommen, um schließlich ganz bei uns zu bleiben. Concentrirt aber hat sich diese Liebe auf ein ganz bestimmtes Kölner Object, den Dom, und schon in der Seele des Knaben mag eine Ahnung des schönen Gedankens aufgedämmert sein, den später der Mann mit voller Kraft verwirklichen half. Das Jahr 1842 ist in doppelter Hinsicht das wichtigste Jahr seines Lebens. Damals gründete der junge Landgerichtsrath sein eigenes Haus, und im selben Jahre half er den Grundstein legen zum Fortbau des herrlichsten Gotteshauses auf deutscher Erde. Am Kölner Dom hat er mitgebaut, durch das geschriebene Wort, durch zündende Rede, durch geduldige Arbeit als Secretär und Ausschußmitglied des Dombauvereins, und noch heute, vierundachtzigjährig, geht er bei der Dombaucollecte von Haus zu Haus, um zu betteln für seine Jugendliebe. Er hat es verdient, den Traum seiner Jugend erfüllt zu sehen, zu schauen, wie der alte Krahn verschwand, wie die Chormauer fiel, wie sich erhoben die schönsten Thore der ganzen Welt, wie endlich die Kreuzblume die Thürme schmückte, und wenn auch auf die Vollendungsfeier der Schatten einer traurigen Zeit fiel — sie ist besser geworden, und so oft er am Dom vorbeigeht, darf er sich sagen: Et ego pars fui, auch ich habe mitgebaut. Vor fünfzig Jahren hat er ein doppeltes Gelöbniß abgelegt: am Altare das eine, das andere neben dem Grundstein auf dem Domhof; er hat beide erfüllt in fester Treue, in Eintracht und Ausdauer, und deshalb trägt er heute, nach fünfzig Jahren, in vollen Ehren den doppelten goldenen Kranz.

‚Festgenossen! Erheben Sie sich, um Ehre zu erweisen, denen Ehre gebührt, ihm, dem Bekenner und Vertheidiger seines Glaubens, dem guten deutschen Manne, dem großen Parlamentarier, dem beredten Verkündiger des Lobes deutscher Kunst, und ihr, der treuen Gefährtin seines langen, reichen Lebens. Koblenz, seine Vaterstadt, hat ihm jüngst den Ehrenbürgerbrief ausgestellt; in Köln, seiner Adoptivvaterstadt, deren erster Beamter in unserer Mitte weilt, braucht sein Ehrenbürgerrecht nicht verbrieft zu werden, es ist eingeschrieben in den Herzen der Tausende, die hier um mich stehen. Das Jubelpaar, Herr Rath Reichensperger, seine ganze Familie, seine Gemahlin besonders, leben hoch!‘

Passend schloß sich an diese Rede Pfarrius' Dombaulied vom Jahr 1842 an. Zur Freude aller Anwesenden trat dann Reichensperger an das Rednerpult und wurde stürmisch begrüßt. Augenscheinlich tief bewegt dankte er für die vielen Beweise der Liebe und Verehrung etwa in folgenden Worten: ‚Hochgeehrte Versammlung! Wenn ich auch nicht vierundachtzig Jahre alt wäre, so wäre es mir dennoch unmöglich, nach alledem, was ich in den drei Reden gehört, mit einer entsprechenden Ansprache zu antworten. Erwarten Sie dies

nicht von mir; nur ein paar Worte zum Schluß. Empf...
im Namen meiner lieben, mich glücklich machenden Frau h...
Ihr Erscheinen. Dieser Dank gilt auch nach außen hin für alle, welche Auszeichnungen und Freundlichkeiten in Ueberfülle mir haben zu theil werden lassen. Dieselben zeigen mir so recht den gewaltigen Abstand, welcher zwischen diesen Auszeichnungen und meinem wirklichen Verdienste besteht. Die Redner haben meine Person, was immerhin für Verdienste ich haben mag, in bengalischer Beleuchtung gezeigt, und diejenigen, welche mich bei Tageslicht gesehen haben und mich näher kennen, werden sehr vieles von dem Lobe herunterstreichen. (Oho!) Nichtsdestoweniger danke ich herzlich für die glänzende Veranstaltung, weil ich überzeugt bin, daß sie ernst gemeint und diesem Saale angepaßt, nur etwas sehr stark übertrieben ist. (Widerspruch.) Ich danke besonders denjenigen, die von außen hierher gekommen sind, um meine Frau und mich zu begrüßen. Ich bitte Sie, meine Herren, wenn Sie zurückkommen, alle Gesinnungsgenossen von mir zu grüßen. Ganz speciell habe ich den Vertretern der Stadt Krefeld zu danken für die Art, wie sie sich hier herangedrängt haben. Meine erste Wahl für Krefeld bedeutete allerdings einen Wendepunkt in meinem Leben. Als ich fest entschlossen war, nur meinem Amte, meiner Familie und nähern Umgebung zu leben, in dem Bewußtsein, daß mittlerweile andere Kämpfer herangewachsen sind, fielen die Krefelder über mich her und brachten mich wieder auf den Kampfplatz. Und meine Erinnerung an diese lange Periode ist eng mit der Stadt Krefeld verknüpft. Ich habe nicht immer mit den Krefeldern übereingestimmt, ja sogar wiederholt gegen ihre Anschauung gestimmt; aber wir sind doch gute Freunde geblieben. Krefeld hat mir auch schon mein Leben recht sauer gemacht, indem es mich nöthigte, mit der Seidenbranche mich zu befassen. In jener Zeit mußte ich nämlich während des Zollkrieges die Verpflichtung übernehmen, über die verschiedensten Sorten Seide als Experte zu sprechen (Heiterkeit), wie überhaupt ein Parlamentarier manchmal über Dinge spricht, von denen er sehr wenig Verstand hat. (Große Heiterkeit.) Aber, wie gesagt, wir sind gut Freund geblieben, und das glänzendste Andenken ist für mich, wenn die Krefelder ihr Wohlwollen gegen mich bewahren wollen. Dasselbe möchte ich mir auch von den andern Städten erbitten, welche ich vertreten habe oder die sich durch mich vertreten lassen wollten.

‚Ein Hauptmoment in meinem vielbewegten Leben bildet allerdings der Kölner Dom, und in dieser Beziehung streiche ich nicht so viel an der Rede meines lieben Freundes Dr. Cardauns als der andern Herren, die mit ihrem Lobe es wirklich zu toll gemacht haben. (Heiterkeit.) Der Dom ist allerdings meine Schwäche gewesen, er war meine sehr starke Jugendliebe.‘ Indem der Redner dies näher ausführte, betonte er, daß ein solches welthisto-

risches Denkmal nur durch treues Zusammenwirken zur Vollendung gebracht werden konnte.

‚Aehnlich geht es auch im parlamentarischen Leben. Es ist so viel von meiner Mitarbeit in den Kammern von Frankfurt an geredet worden. Ich habe aber das Gefühl, als ob alles dasjenige, was meine Freunde erstrebt und erzielt haben, großentheils aus Anlaß dieses Festes auf meine Rechnung gesetzt werden soll. Nein, ich war nur einer von denjenigen, die gekämpft und errungen haben, was sie konnten. Und wir in Berlin wären nichts gewesen, wenn nicht hinter uns die Gesinnungsgenossen in so großer Zahl gestanden hätten, die an Hingebung und Opferwilligkeit weit übertroffen haben, was wir in den Kammern geleistet haben. Wir waren nur die schwachen Organe, die den Gedanken Ausdruck gaben, welche in den Köpfen der hinter uns Stehenden aufkeimten. Wenn ich ein Verdienst haben sollte, so lassen Sie mich nicht hienieden den Lohn dafür bekommen, namentlich nicht so glänzend, sonst bleibt mir für das Jenseits nichts mehr übrig als die Strafe für die Sünden, deren ich so gut verbrochen habe wie jeder andere.

‚Auf meine politische Laufbahn gehe ich hier nicht näher ein; denn es ist ja keine eigentlich politische Versammlung. Ein bißchen indirect möchte ich allerdings wünschen, sie wäre es, insofern als Sie durch dieselbe angetrieben würden, den Spuren zu folgen, welche von den Vorrednern so glänzend geschildert worden sind. Sie kennen ja unser Programm. Im wesentlichen stand seit langer Zeit auf demselben: geordnete staatliche Freiheit auf christlicher Grundlage, Freiheit der Kirche mit allen zugehörigen Organen und confessionelle, echt christliche Volksschule. Hierfür haben wir gekämpft, zum Theil mit Erfolg, und da wir in der Minorität sind, so haben wir zum guten Theil den Erfolg der Mithilfe solcher zu verdanken, die nicht unsere Glaubensgenossen sind. Diesen statte ich hierfür meinen Dank ab. (Bravo!) Es fehlt noch einiges; vielleicht erringen wir auch dies, wenn wir zusammenhalten. Was errungen ist, schätzt man auf die Dauer immer weniger, und ich möchte darum gar nicht wünschen, daß alles, was wir erstreben, uns sogleich gewährt werde. Der Kampf ist auch nicht so übel; er lehrt zusammenhalten. Hoffentlich wird man aber schließlich doch einsehen, daß es im eminentesten staatlichen Interesse liegt, daß diese Punkte gewährt werden, daß unsere Wünsche allmählich verwirklicht werden. Wir alle wollen eintreten und kämpfen um der Wahrheit willen, nicht des Sieges willen; denn im großen und ganzen bleibt der Spruch wahr: Groß ist die Macht der Wahrheit, und sie wird siegen!

‚Ich schließe nochmals mit dem allerherzlichsten Danke namens meiner lieben, guten Frau für alle Freundlichkeiten, die uns von Ihnen zu teil

geworden und draußen aus der Welt mir zugekommen sind. Bewahren Sie uns ein freundliches Andenken, namentlich für die Jahre, die wir noch zu leben haben. Und wenn diese vorüber sind, dann bitte ich, gewähren Sie uns ein Memento mit der Bitte nach oben, daß Gott unserer Seele gnädig sein möge.'

Die von den herzlichen Worten des liebenswürdigen greisen Redners tiefergriffene Versammlung brach jetzt in anhaltende brausende Hochrufe auf das Jubelpaar aus, in denen die noch folgenden wenigen Worte des Gefeierten untergingen. Als der Jubel sich gelegt, setzte die Orgel mit allen Registern ein, und aus den Kehlen der Hunderte von Sängerinnen und Sängern erklang hehr und feierlich das den Festact schließende Hallelujah aus Händels ‚Messias'.

‚Die festlichen Tage sind nun vorüber', schrieb Reichensperger. ‚Je mehr man mich ehrte, desto mehr fühlte ich mich gedemüthigt, daß es so weit über mein Verdienst geht; man beleuchtet mich gleichsam bengalisch.' ‚Für meine Frau war ich ernstlich besorgt, da sie, an den Nachwehen der Influenza laborirend, vor dem 3. Mai kaum ins Freie sich begeben, geschweige denn eine Kirche hatte besuchen dürfen. Gottlob hat sie den Ansturm glücklich bestanden. Meine alte Schreibhand findet sich auf eine sehr harte Probe gestellt. Ueber sechshundert Zusendungen sind von außen her an mich gekommen, von welchen ein großer Theil brieflich von mir beantwortet werden muß! Unsere Hochzeitsreise liegt noch in nebelhafter Ferne; vor allem muß ich nach Möglichkeit meine Dankespflichten erfüllen. Zunächst begebe ich mich dann nach Koblenz, wo ich mich als neugebackener Ehrenbürger zu installiren habe. Diese Auszeichnung seitens der Vertretung meiner Geburtsstadt hat mich ganz besonders erfreut.'[1] Gar sehr erfreute Reichensperger eine Rede Zallingers im Wiener Reichsrathe, welcher ganz in seinem Sinne das Thema der Kirchenrestaurationen behandelte.

Im August erhielt August Reichensperger den Besuch seines Bruders Peter. Sonst war dieses alljährlich sich wiederholende Zusammensein der beiden eine Zeit der Freude; diesmal gestaltete es sich überaus traurig, denn Peter war mit einem hoffnungslosen Leiden behaftet. ‚Gestern Abend', schrieb August am 30. August 1892 in sein Tagebuch, ‚brachte ich meinen armen Bruder zur Bahn, nach sechzehntägigem Aufenthalte in unserem Hause. Allem Anschein nach verabschiedete ich mich von ihm für immer im Diesseits. Er leidet nach Angabe seines Berliner Arztes an einem Krebsübel im Unterleibe. Während seines Aufenthaltes bei mir erschien, nament-

[1] Obiges aus zwei Briefen Reichenspergers vom 15. und 19. Mai, von welchen der erste an mich, der zweite an seine Schwester Elisabeth gerichtet ist.

lich zufolge der länger dauernden tropischen Hitze, die Möglichkeit seiner Rückkehr nach Berlin ausgeschlossen. In welcher Stimmung und Spannung ich mich befand und noch befinde, brauche ich nicht erst zu sagen. Clementine überbot sich an Sorgsamkeit; mein Bruder ertrug sein Leiden, dessen Gefährlichkeit er übrigens nicht zu erkennen scheint, mit großer Geduld. Gott stärke ihn! Ein Wendepunkt in meinem Leben!‘

Am 4. September 1892 wohnte Reichensperger dem Hochamt und der öffentlichen Sitzung des Dombauvereins-Vorstandes zur Erinnerung an die Grundsteinlegung am 4. September 1842 bei. Sein Sohn ward bei dieser Gelegenheit als Vorstandsmitglied eingeführt. ‚Ich danke Gott von Herzen,‘ schrieb er, ‚daß er mich mit Clementine, Karl und Marie diesen Tag erleben ließ. Große Sorgen macht mir die Krankheit von Julius Bachem und Cardauns. Ihre Erhaltung ist eine Existenzfrage für die Bedeutung der „Kölnischen Volkszeitung“. Morgen reise ich mit Clementine nach Koblenz, von dort zugleich mit Marie zunächst, falls das Wetter nicht entgegensteht, nach dem Rochusberg-Hôtel, von dort wahrscheinlich nach Baden-Baden. Doch meine Devise lautet: Immer trifft der Unerwartete ein!‘

‚Unsere Hochzeitsreise‘, berichtete Reichensperger, ‚ist bei schönem Wetter bestens verlaufen, abgesehen davon, daß es mit meinem Schlafmangel nicht besser ging, der einzige Tribut, welchen ich dem hohen Alter zu entrichten habe, wofür Gott gedankt sei. Wir machten längere Halte auf dem Rochusberg, in Heidelberg, Baden-Baden und Frankfurt.‘ An letzterem Orte besuchte Reichensperger die Gräber Janssens und Münzenbergers, deren Tod er gar nicht verschmerzen konnte. Noch im October hatte er durch das Hinscheiden Essenweins abermals den Verlust eines langjährigen Freundes zu beklagen. Reichensperger widmete dem außergewöhnlichen Mann alsbald einen warmen Nekrolog, der auf Grund der Briefe des Verstorbenen namentlich über die Zeit seines frühesten Kunstschaffens Licht verbreitete; die zahlreichen andern Lebensbilder Essenweins, welche diese Periode kaum berührten, wurden hierdurch wesentlich ergänzt.

Zu Weihnachten 1892 ward mir abermals die Freude, den theuern Freund wiederholt in Köln und Bonn zu sehen. Bis spät abends legte er eine bewunderungswürdige geistige Beweglichkeit und Frische an den Tag[1]; auch sein körperliches Befinden ließ nichts zu wünschen, abgesehen vom Schlafmangel. Leider stand er unter dem schweren Druck der von Tag zu Tag immer schlimmer lautenden Nachrichten über das Befinden seines Bruders. Obgleich seit Monaten auf

[1] Beispielsweise sei erwähnt, daß er mir eines Abends drei Stunden lang über seine Freunde erzählte; er nannte gegen fünfzig Namen und wußte fast bei jedem etwas Charakteristisches hinzuzufügen.

das Schlimmste gefaßt, erschütterte ihn die Todesnachricht dennoch aufs tiefste. ‚Ihnen brauche ich nicht erst zu sagen,‘ schrieb er mir, ‚welche Bedeutung für mich und weiterhin mein lieber Bruder hatte. Mein Trost beruht darin, daß im Jenseits die Palme ihm zu theil wird, welche das Hauptziel seines Lebens und Strebens gewesen ist. Möge Gottes Barmherzigkeit mich ihn dereinst doch wiedersehen lassen. Die Stunden des Zusammenseins mit Ihnen und den Ihrigen in Bonn waren mir werthvoll. Leider waren es bloß Stunden. Hoffentlich binnen nicht allzu langer Frist mehr, und zwar vielleicht schon im April. Ich plane vorläufig gleich nach den Osterferien mit meiner Frau und unserer Tochter die Expedition zum Gardasee anzutreten.‘

Da Reichenspergers Gemahlin im Winter abermals an Influenza erkrankte und sich von den Folgen derselben gar nicht erholen konnte, gedachte er später die Reise nach Süden bereits im März 1893 anzutreten, um ‚Sonne zu genießen‘ und auch seinerseits ‚etwas der Ruhe zu pflegen‘. ‚Ruhe‘, schrieb er mir am 2. Februar, ‚thut mir besonders noth. Ich — freilich ein fast Vierundachtziger — bin durch das innere und äußere Getriebe während der letzten Monate nahezu aufgerieben.‘

Das Gardasee-Project kam leider nicht zu stande. Ein heftige Erkältung, welche sich Reichensperger im März[1] zuzog, ließ eine weitere Reise nicht zu. Sein Geist wie seine Schreibfeder ruhten auch während dieser Zeit nicht. ‚Da mein Befinden mich arbeitsunfähig machte,‘ schrieb er mir, ‚sogar das Schreiben mir schwer fiel, so nahm ich zur Lectüre meine Zuflucht, und zwar zu mich besonders interessirender rückläufiger. Dazu gehört in erster Linie die neue Auflage Ihrer „Geschichte der Päpste“. Noch befinde ich mich inmitten des dritten Buches (Nikolaus V.), welches sich wie ein spannender Roman (Sie mißverstehen den Ausdruck nicht!) liest, mir so recht zeigt, wie Sie die complicirtesten Verhältnisse zu beherrschen, den Zusammenhang klarzustellen, alles zu beleben wissen, ohne es doch darum an Gründlichkeit, an Beweiskraft fehlen zu lassen. Gewiß werden Sie auch die besonders klippenvolle Periode Julius' II. und Leos X. glücklich durchschiffen. Schonen Sie nur zu diesem Zwecke Ihre Kraft. Zwischendurch nahm ich auch einmal wieder die Familienbriefe des alten Görres zur Hand, und zwar den ersten 1858 erschienenen Band. Ich glaube Ihnen schon wiederholt gesagt zu haben, wie sehr ich es bedauere, daß der Görresverein nicht darauf bedacht ist, aus den Schriften des gewaltigen Genies ins Publikum zu bringen, was geeignet ist, der gegen-

---

[1] Am 16. März hatte er noch dem von Rom heimkehrenden Cardinal-Erzbischof Krementz die Huldigung der Laien Kölns dargebracht. Seine Ansprache und die Antwort Sr. Eminenz s. in der Köln. Volkszeitung 1893, Nr. 152.

wärtigen und der kommenden Generation als Nahrung zu dienen, sie zu erheben und zu stärken, namentlich ersterer den Mann wieder näherzubringen. Für die allerdings nicht leichte Aufgabe wäre eine Commission zu bestellen. Wird etwas derartiges nicht vorgekehrt, so versinkt der immense Schatz immer tiefer in die Erde; nur sehr wenige werden sich noch eine Vorstellung davon zu machen vermögen, was Görres war, was alles er geleistet oder angeregt hat. Eine bloße, wenn auch noch so eingehende Biographie kann eine solche Vorstellung nicht gewähren.' Das lange Schreiben, in welchem auch von Janssens siebentem Band eingehend die Rede ist, schließt mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen im Mai ‚auf Tiroler Boden'. Doch heißt es am Schlusse: ‚Ich scheue im Grund vor allem Planmachen zurück, da bei mir sich durchweg das Unerwartete begibt.' So kam es denn auch wirklich. Eine neuerliche schwere Erkrankung seiner Gemahlin an Influenza machte zunächst jede Reise unmöglich. Erst im Juli konnte er wieder aufathmen und einen Sommeraufenthalt in Homburg und auf dem Rochusberg nehmen.

Anfang September ward ihm die Ehre zu theil, der deutschen Kaiserin die Merkwürdigkeiten der St. Gereonskirche zu erläutern; dann begab er sich nach Koblenz. Hier, in dem Heim seiner Tochter, war es mir vergönnt, den lieben Freund, der einen wahrhaft väterlichen Antheil an meiner schweren Erkrankung genommen hatte, wiederzusehen. Am Morgen besuchten wir die Castorkirche und alle die Stellen, die in seiner Jugendgeschichte eine Rolle gespielt hatten. Nachmittags machten wir einen langen Spaziergang rheinaufwärts. Als ich die Gegend bewunderte, sagte er: ‚Ja, das ist eine Landschaft, auf die man jemand einladen kann.' Die Gegenstände der Unterhaltung waren äußerst mannigfaltig; in erster Linie natürlich Kunst und wieder Kunst, aber auch die Politik kam nicht zu kurz; Bismarck, Gladstone, Leo XIII. charakterisirte er ganz vorzüglich. Mit großer Entschiedenheit sprach er sich jetzt, wie schon öfters in den letzten Jahren, gegen jeden Absolutismus, Cäsarismus und Byzantinismus aus, die ihm an manchen Orten bedenklich zuzunehmen schienen. Mit vielen Erscheinungen in Deutschland, auch mit manchen Vorgängen innerhalb des Centrums war er nicht zufrieden. Mit großer Energie sprach er sich gegen jeden Fractionszwang, ‚politische Parteischablone' und gegen imperative Mandate aus. Wie sehr er auch auf anscheinende Kleinigkeiten achtete, zeigte unter anderem der Eifer, mit welchem er sich gegen die seiner Zeit vom Minister Puttkamer eingeführte Orthographie aussprach. ‚Weder das freiheitlich gesinnte englische Volk noch irgend eine andere Nation', meinte er, ‚würde sich seine Orthographie durch einen ministeriellen Ukas vorschreiben lassen. Mich indignirt das, ganz abgesehen davon, daß ich Traditionalist

bin.'[1] Beim Abschied war er ungewöhnlich bewegt. ,Ich habe nach der Heiligen Schrift kein Recht mehr auf das Leben, nachdem die Siebzig längst überschritten sind. Mit Lamartine wünsche ich mir nur einen ruhigen Sonnenuntergang. Mein Hauptwunsch ist einmal, mit meiner Frau zu sterben: ich kann mir nicht denken, daß ich leben kann ohne sie.'

Am 25. September nahm Reichensperger zu Köln an den Berathungen einer Anzahl von rheinischen Centrumsführern theil. Es handelte sich um die Beseitigung tiefgreifender Differenzen und Einigung der Partei für die bevorstehenden Landtagswahlen. Reichenspergers Vermittlertalent bewährte sich glänzend. Man einigte sich in allen Hauptpunkten und nahezu in allen Einzelheiten. Die Berathungen hatten von $^1/_2 4$—$^1/_2 8$ Uhr gedauert, ohne daß Reichensperger irgend welche Ermüdung verspürt hätte. Trotzdem war er mit seinem Befinden nicht ganz zufrieden. ,Bei mir', schrieb er am 6. October 1893, ,geht es zufolge Schlafmangels und Alters sichtlich bergab. Hoffentlich während längerer Zeit noch.' Dessenungeachtet war er auch jetzt noch literarisch thätig. Den harten Winter 1893/94 überstand er gut. Unsere sehr rege Correspondenz betraf hauptsächlich den siebenten und achten Band des Janssenschen Werkes und die Vorbereitung des dritten Bandes meiner ,Geschichte der Päpste'. ,Was Sie über Savonarola sagen', heißt es in einem Briefe vom 3. Februar 1894, ,und weiter gedruckt sagen werden, interessirt mich auf das lebhafteste. Er wäre mein Lieblingsheld, der Drachentödter der falschen Renaissance geworden, hätte der Hochmuth ihn nicht gebrochen. Mit wie vielen, zu Hohem berufenen Genies (Lamennais, Victor Hugo, Goethe u. s. w.) hat sich das Gleiche begeben! Ueber unsere öffentlichen Zustände nur die Bemerkung, daß ich mehr und mehr einer gewissen Theilnahmslosigkeit verfalle. Mag es drunter und drüber gehen, der Steuerdruck stetig wachsen — wenn Gott nur die Kriegsfurie gefesselt hält! — Bei uns zu Lande sieht es immer noch wahrhaft goldig aus im Vergleich mit den romanischen, „katholisch-gebliebenen" (!) Nationen, Italien am wenigsten ausgenommen. Ueber die Gründe dieses Niederganges müßte ein Buch à la Janssen geschrieben werden. Das Salz ist

[1] ,Ich habe wahrgenommen,' heißt es in einem Briefe an Armin Tschermak, ,daß auch Sie sich an der Hetze gegen das arme „h" betheiligen und das stumme „e" protegiren, z. B. den mir staatlich verliehenen Titel „Rath" in „Rat" verwandeln. Schwerlich zwar thun Sie so aus Gehorsam gegen den Puttkamerschen Ukas; dennoch aber komme ich mit der Bitte, mir gegenüber es bei der altmodischen Orthographie zu belassen, mögen Sie darin auch ein Symptom von Altersschwäche erblicken. Huber läßt zwar meinem Rathstitel noch das „h", scheint aber im übrigen ebenfalls dem Buchstaben abhold zu sein. Wer hat wohl in Oesterreich diese moderne Orthographie cursiren gemacht? Oder ist dieselbe dort etwa althergebracht?'

eben faul geworden[1]. Ueber die Versöhnung mit Bismarck habe ich mich gefreut; dieselbe macht dem Herzen Sr. Majestät Ehre. Ich glaube nicht, daß der Kopf resp. die Politik den Hauptimpuls gegeben hat. — Im Stillen hatte ich projectirt, während des April über Innsbruck zum Gardasee zu reisen. Ob etwas daraus wird, ist mir doppelt fraglich. Seit Anfang December ist meine Frau prophylaktisch zu Hausarrest ärztlich verurtheilt, was ihr sehr gut bekommt. Ich meinestheils bin seit etwa acht Tagen mit einem Anflug von Influenza behaftet, der mich aber nicht ans Haus fesselt, sondern nur verstimmt, da Schlaf und Appetit darunter litten.'

Ein zweiter Anfall der Seuche im März 1894 war bedenklicher: er ward bettlägerig, vor allem belästigte ihn eine fast vollständige Taubheit, die sich im Verlaufe der Krankheit ganz plötzlich einstellte. Es war eine harte Prüfung für den Lebhaften, daß er nun auch den Trost einer ungehinderten Conversation entbehren mußte. Sein Geist blieb frisch, wenn er auch jetzt die meisten Briefe seiner Tochter dictiren mußte. ‚Zum Glück interessirt mich noch alles', heißt es in einem Briefe an Armin Tschermak. ‚Ihr Brief aus Florenz', beginnt ein Schreiben Reichenspergers an mich vom 21. März 1894, ‚würde mich tief beschämen, wenn nicht schon die von meiner Tochter geführte Feder zeigte, daß es mit der Activität der meinigen schlecht bestellt ist. Schon seit acht Tagen bin ich infolge eines Influenzaanfalles bettlägerig. Es geht jetzt aber besser. Vor allem nun besten Dank für Ihre beiderseitige so freundliche Gratulation zu meinem Geburtstage, die mich um so mehr überraschte, als der Geburtstag bei mir und den Meinigen nicht in den Vordergrund tritt. Daß der Aufenthalt in der Arnostadt schon so wohlthätig auf Ihre Frau einwirkt, freut mich und die Meinigen sehr. Sie Ihrerseits sind doch ein wahres Glückskind, alsbald über ein so werthvolles Manuscript gestolpert zu sein. Auf Ihren Savonarola bin ich sehr gespannt. Strengen Sie sich nicht auch noch in Florenz zu sehr an. Die Vorliebe Ihrer Frau für den Palazzo Bargello theile ich durchaus. Von den Kirchen ist mir der italienisch-gotische Prachtbau Or San Michele mit den so meisterhaften stilvollen Statuen Donatellos am liebsten. Aus dem Gardasee-Project wird, allem Anschein nach, nichts, wie durchweg aus allen so lange Zeit gehegten Projecten. Natürlich bedauere ich es meinerseits nicht wenig.'

Leider verschlimmerte sich in der Folgezeit das Befinden des theuern Freundes sehr bedeutend: es stellten sich Fieber und ein hochgradiger Schwächezustand ein, und zeitweise mußte man die Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens aufgeben. Ueber die Krankheit berichtete Marie Le Hanne am

[1] Ich konnte nicht umhin, hierauf zu erwidern, daß auch viele andere Gründe bei jenem Niedergang mitgewirkt haben.

20. April 1894: ‚Mein guter Vater versichert immer wieder, es auch geduldig hinnehmen zu wollen, wenn das Gehör nicht zurückkäme. Er rührt uns überhaupt durch seine Geduld. In der ersten angstvollen Zeit seiner Krankheit waren die Phantasien, zumal während den Nächten, so kraß, dazwischen trat eine rührende Frömmigkeit und Anspruchslosigkeit zu Tage. Er charakterisirte sich laut selbst, ich glaube, unbewußt, jedenfalls meinte er, ungehört. Er war überzeugt, sterben zu müssen, sagte dann immer wieder: „Es geht zu Ende mit mir, Herr, sei mir gnädig und barmherzig" — oder: „Auch die Todten werden leben". — In Betreff seiner Taubheit wiederholte er oft: Here is a heart for every fate. — Der schlimmen Phantasien war er sich nachher bewußt, rief abends oft laut: „Herr, bewahre mich diese Nacht vor Geistesschwindel", oder klagte am Morgen: There are thougths we cannot banish. Mein guter Vater war ein beschämend dankbarer Kranker, jede kleine Dienstleistung rührte ihn, und oft bedankte er sich laut beim lieben Gott, so verwöhnt zu werden. Sein reger Geist machte ihm gar viel zu schaffen und seine vielseitigen Interessen, Gotik, Politik, Kirchenmusik, Parlamentsverhandlungen, seine Freunde und vielseitigen Beziehungen, alles besprach er in seinen Phantasien, die man oft kaum als solche bezeichnen konnte. Als die Zeitungen von ihm als einem hochberühmten Mann sprachen, sagte er: „Ich bin von jeher ein Feind aller Uebertreibungen gewesen; man soll bei der Wahrheit bleiben. Ich war nie und auf keinem Gebiete etwas Außergewöhnliches; ich habe nur eine gewisse Fähigkeit, mich anzuschmiegen, und vom Glücke begünstigt, lernte ich große Geister, hervorragende Künstler kennen, trat in freundschaftliche Beziehungen zu ihnen, weil ich das Wesen ihres Genies richtig erkannte."‘

Erst mit Eintritt der bessern Jahreszeit trat eine günstige Wendung im Befinden des Kranken ein, der allmählich auch die fast vollständige Taubheit zu überwinden begann. Geistig war er so frisch wie früher, und seine Tochter war sehr angestrengt, um die Correspondenz zu bewältigen, die auch jetzt nicht ruhte. In einem dieser dictirten Briefe, datirt ‚Köln, 10. Mai 1894‘, an Robert de la Sizeranne vertheidigt Reichensperger lebhaft seinen seligen Freund Steinle. ‚Der Ausspruch des englischen Kritikers über ihn und seine Richtung beruht durchaus auf Irrthum; ja sogar das gerade Gegentheil ist das Richtige. An Vielseitigkeit wird Steinle schwerlich von irgend einem andern Maler übertroffen worden sein. Während des Frankfurter Parlamentes zeichnete er z. B. geistreiche Caricaturen auf die damaligen Vorgänge, welche auch veröffentlicht wurden, während er in seiner spätern Lebenszeit im Straßburger Münsterchore Heiligenfiguren in strengem hieratischen Stil darstellte. Zwischen diesen beiden Extremen liegt eine große Zahl von Bildern und Zeichnungen verschiedenster Gattung und Richtung, namentlich spielen darunter

Illustrationen zu Shakespeare, insbesondere zu den Lustspielen Shakespeares, eine hervorragende Rolle. In feinerer Weise hätte der Humor Shakespeares nicht wohl dargestellt werden können. Ein derartiges großes Hauptblatt brachte zehn Scenen aus dem „Kaufmann von Venedig“ in Aquarell. Das Bild ward auf der Wiener Ausstellung von einem Londoner für 12 000 Gulden gekauft. Dasselbe würde allein schon genügen, um den Ausspruch des englischen Kritikers als falsch zu kennzeichnen. Der starke Irrthum des englischen Kritikers rührt wahrscheinlich daher, weil Steinle mit Overbeck innig befreundet war und dieselbe religiöse Richtung hatte. Auf Overbeck paßt so ziemlich die Charakteristik, welche der Kritiker von Steinle gibt. — Meine Krankheit besteht jetzt hauptsächlich in mangelndem Gehör und großer Schwäche. Wie lange beides noch dauert, weiß nur Gott. Sehr lieb wäre es mir, einen Besuch von Ihnen zu erhalten. Sie werden dann schon durch eine große Anzahl von Zeichnungen und Bildern Steinles, welche ich besitze, sich von seiner fast wunderbaren Vielseitigkeit überzeugen können.‘

Im Juni war Reichensperger schon wieder im stande, den größten Theil seiner Briefe selbst zu schreiben. Die Vereitelung seines Reiseplanes hatte er auch jetzt noch nicht verschmerzt. ‚Der Gardasee war ein schöner Traum‘, schrieb er dem Maler Andreae. ‚Mit meinem Gehör steht es noch immer schlecht. Man gibt dem Wetter die Schuld; ich meinestheils fürchte, der Grund sitzt tiefer und ist bleibend bis an mein Lebensende. Wie Gott will!‘ Recht resignirt lauten auch die Worte eines Briefes vom 10. Juni an mich. ‚Bei mir stellt sich die Wiedergenesung in eine noch nebelhafte Ferne. Zwar hat mein Gehör sich so weit gebessert, daß ich die Meinigen mühsam verstehe, und ich darf mich bei schönem Wetter auch etwas ins Freie begeben; allein es läßt sich nicht einmal sagen, wann ungefähr wir nach Koblenz zu unserer Tochter übersiedeln können. Das Schlimmste ist mein so hohes Alter, dem es an Reproductionskraft gebricht. Das von mir Ihnen zugehende Gedruckte ist zwar meiner Tochter vom Bett aus dictirt, hat mich aber doch zu sehr angestrengt, so daß meine zwei Aerzte, ohne deren Vorwissen ich die That verübte, mir nun strengste Abstinenz von jeglicher Anstrengung, namentlich mittelst der Feder, geboten haben. Meine freie Zeit wende ich Ihrem siebenten Janssen-Bande zu, um den mir freundlichst in Aussicht gestellten achten nicht warten lassen zu müssen.‘[1] Das ‚Gedruckte‘ bestand in einem mehr als drei große Spalten füllenden Aufsatz für die ‚Kölnische Volkszeitung‘: ‚Der neue Kölner Hauptbahnhof in künstlerischer Beziehung‘. Daß diese Arbeit von einem sechsundachtzigjährigen, ans Krankenbett gefesselten Greise stammt, erscheint

---

[1] ‚Je mehr ich mich in den siebenten Band Janssen vertiefe,‘ heißt es in Reichenspergers Tagebuch, ‚desto höher steigt meine Bewunderung.‘

fast unglaublich, so lebendig, frisch, klar und bestimmt ist das Ganze. Die Auseinandersetzung tönt aus in eine ‚ernste Klage‘ darüber, daß die Abneigung der Akademie des Bauwesens gegen die Gotik es verhinderte, daß Köln ‚eine in ihrer Großartigkeit vielleicht unerreichte, harmonische Baugruppe gotischer Art erhielt‘. Daß die von Reichensperger an dem neuen Bahnhof, den er übrigens in sonstiger Hinsicht als eine wahre Großthat der Ingenieurkunst voll anerkennt, geübte künstlerische Kritik berechtigt ist, sieht auch das Auge eines Laien.

Im Juli gestattete der Arzt die Uebersiedlung Reichenspergers nach Koblenz, wo er in der schön gelegenen Wohnung (Neustadt 3) seiner Tochter fast eine Art von Landaufenthalt genießen konnte. ‚Hoffentlich bessert sich dort mein Gehör in rascherem Tempo,‘ — schrieb er mir am 4. Juli —, ‚als es hierorts der Fall war; höchstens zu einem Viertel ist es mir zurückgegeben.‘ Für die Regsamkeit seines geistigen Interesses ist das genannte Schreiben ein sprechender Beleg; näher verbreitete er sich in demselben über Bismarck [1], über die Wiener christlich-sociale Bewegung, über Janssens achten Band (dessen Druckbogen er sich von mir erbat), über den ihn ganz besonders interessirenden dritten Band meiner ‚Geschichte der Päpste‘. Gleichzeitig nahm er — wie mehrere Briefe an Armin Tschermak zeigen — den regsten Antheil an dem Wiedererwachen christlichen Lebens in Wien. ‚Die Zukunft‘, schrieb er dem Genannten, ‚wird der streitbaren, auf festem Grunde stehenden Männer für die gute Sache noch gar sehr bedürfen. Unsere Gegenwart hat schon viel erreicht, daß die Stagnation durch sie gebrochen ward. Besonders gilt dies für Ihr Oesterreich, hoffentlich sogar für Ungarn, wie bedenklich es dort auch aussieht.‘

Ende Juli ward ich schon wieder durch einen sechs Seiten langen Brief des Unermüdlichen erfreut. ‚Die hiesige Rheinthalluft hat mich‘, heißt es in demselben, ‚noch keineswegs vollständig kurirt. Immer noch läßt mein Gehör viel zu wünschen übrig; auch die frühere Lebenskraft ist noch nicht zurückgekehrt trotz der sorgsamsten Pflege. In etwas mag es der so ungewöhnlichen Hitze, die wir zu bestehen hatten, beizumessen sein. Mögen Sie mich nach dem 10. August auch noch nicht vollkommen combattant finden, die Freude des Wiedersehens wird darum nicht geringer sein.‘

‚Ich hege die feste Absicht,‘ so schrieb Reichensperger am 16. August an Armin Tschermak, ‚der „Reichspost“ irgend ein Elaborat aus meiner Feder zugehen zu lassen; wann es geschehen kann, hängt von meinem körperlichen Befinden ab. — Mir verschreibt der Arzt ein längeres Far niente — eine Unmöglichkeit für mich, solange ich noch athme.‘

---

[1] Siehe oben S. 387.

‚Nicht ohne Besorgniß' für seine Gesundheit sah Reichensperger der Ende August nach Köln anberaumten Katholikenversammlung entgegen, bei welcher er ‚nicht fehlen durfte'. Freilich war es ihm von vornherein klar, daß er bei derselben ‚nur acte de présence machen' könne; aber fehlen wollte er schon deshalb nicht, weil er großen Werth auf die Versammlung legte, von der er hoffte, daß sie sich ‚als einigend erweisen werde' [1].

Bei der Begrüßungsfeier am 26. August erinnerte der Vorsitzende des Localcomités, Justizrath Custodis, an denjenigen, welcher 1858 die Kölner Generalversammlung geleitet hatte. ‚Es war der Mann, von dem Windthorst 1890 in Koblenz gesagt hat, er sei der Veteran unserer Phalanx: es war unser Mitbürger Dr. August Reichensperger. (Lebhaftes Bravo.) In dankbarer Verehrung dieses Mannes hat das Localcomité ihn neben dem Herrn Weihbischof Schmitz zum Ehrenpräsidenten des Localcomités ernannt. (Lebhafter Beifall.) An der Vorbereitung hat er regen Antheil genommen und mit seinem sehr willkommenen Rathe nicht hintangehalten. Leider hat Krankheit ihn an der Fortsetzung der Theilnahme gehindert. Aber wie bange wir auch eine Zeitlang um seine Gesundheit waren, um so freudiger sind wir heute, weil wir wissen, daß er morgen in unserer Generalversammlung erscheinen wird. Möge Gott ihm seine bis dahin unverwüstliche Gesundheit wieder verleihen!'

In der ersten geschlossenen Generalversammlung am 27. August, in welcher Reichensperger unter dem jubelnden Beifall der Anwesenden das Ehrenpräsidium übernahm, sprach er in herzlichen Worten seinen Dank für die ihm gewordene Auszeichnung aus: ‚Nicht meinem persönlichen Verdienst', so führte er aus, ‚gilt die Ehre, sondern meinem so hohen Dienstalter als Centrumssoldat. Nur wenige allerdings sind noch vorhanden, die bei der Gründung des Centrums und bei der ersten Generalversammlung der deutschen Katholiken in Mainz mitgewirkt haben. Seitdem ist nahezu ein halbes Jahrhundert vergangen, und verheerende Stürme haben inzwischen unser Vaterland durchtobt. Der Geist, der in unsern Generalversammlungen und in den mit denselben geistesverwandten, geradezu verwachsenen parlamentarischen Centren lebt, ist aber trotz allem Wechsel der Zeit im wesentlichen immer derselbe geblieben. An Angriffen verschiedenster Art auf beide hat es nicht gefehlt. Die Generalversammlungen wie auch die Centren haben sich immer auf Abwehr beschränkt, staatlichen Bedrückungen gegenüber auf passiven Widerstand. Beide haben sie treu festgehalten an der Devise: Für Wahrheit, Freiheit und Recht — christliche Wahrheit, kirchliche und bürgerliche Freiheit, Recht für alle! Für den praktischen Gebrauch aber sind sie stets des alten Spruches

[1] Brief an Armin Tschermak vom 25. August 1894.

eingedenk geblieben: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas! Auf das „In allem die Liebe" lege ich ein ganz besonderes Gewicht. (Lebhafte Zustimmung.) Einem jeden gegenüber soll man immer fragen, ob er guten Willens sei. Wenn er guten Willens ist, dann soll man des weitern Spruches gedenken: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind." Und so möge denn die gegenwärtige Generalversammlung unter Gottes Beistand sich würdig anreihen an die vergangenen und wie sie fruchtbringend wirken, besonders dahin, daß sie die Einigkeit unter allen glaubenstreuen Katholiken mehr und mehr fördere und befestige! (Bravo!) Darauf beruht ja, wie Sie so vielfach gehört haben und wie ich nicht erst zu bestätigen brauche, vor allem unsere Stärke: in der Einigkeit der glaubenstreuen Katholiken — ut omnes unum!'[1] Stürmischer, lang anhaltender Beifall und Hochrufe begrüßten diese Worte — die letzten, welche Reichensperger in öffentlicher Versammlung zu sprechen vergönnt war.

An den Berathungen der Kunstsection nahm Reichensperger Antheil; allen größern Festlichkeiten mußte er jedoch fernbleiben. So war er auch gezwungen, die Einladung zum Festcommers der katholischen Studenten abzulehnen. Er benutzte diese Gelegenheit, um schriftlich ein ernstes Mahnwort an die katholischen Studentenvereine Deutschlands zu richten. Zunächst gab er in diesem ‚Köln, den 4. September' datirten Briefe seiner Freude Ausdruck über das stetige Wachsen und Gedeihen der Vereine. ‚Es ist ein glückverheißendes Zeichen für die Zukunft, daß ein so erheblicher Theil der Studentenschaft, unter die Kreuzesfahne gereiht, offen ihr Glaubensbekenntniß ablegt — ein höchst bedeutsamer Fortschritt im Vergleich mit meiner Studienzeit. Seiner Natur nach ist das Universitätsstudium hauptsächlich eine Vorbereitung zu dem darauf folgenden Lebensberuf. Ob die katholischen Studentenvereine ihre Aufgabe von diesem Standpunkte aus in jeder Beziehung im Auge behalten und derselben entsprechend handeln, scheint mir nicht zweifellos, eine Mahnung daran vielmehr angezeigt zu sein. Wenn ich nachfolgend eine solche ergehen lasse, so erachte ich mich dazu schon als Ehrenmitglied zweier Vereine, wohl den Lebensjahren nach das älteste aller Ehrenmitglieder, legitimirt, wenn nicht gar aufgefordert[2]. Vorangestellt sei ein Ausspruch, welchen ein altes Vereinsmitglied, Dr. Görtz aus Trier, als Redner über die Paritätsfrage in der zweiten öffentlichen Versammlung gethan hat. Derselbe ging

---

[1] Verhandl. der 41. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands S. 123 bis 124.

[2] Reichensperger, der sich seiner Zeit um die Gründung des ersten Vereins des Verbandes, des ‚Lesevereins' in Berlin, sehr verdient gemacht hatte, war wohl berechtigt, also zu mahnen; seine Worte fielen nicht auf einen unfruchtbaren Boden; vgl. Hoeber in den Akad. Monatsblättern 1895, Nr. 9.

dahin, daß diejenigen katholischen Studenten, welche sich dem Staatsdienst zu widmen dächten, „mit dreifachem Fleiß und besondern Kenntnissen sich ausrüsten müßten, um das den Katholiken entgegenstehende Vorurtheil zu besiegen". Zu solchem Zwecke bedarf es nicht bloß ernstlichen Fachstudiums, sondern zugleich einer weitern Ausbildung, wozu ja auch auf den Universitäten nach den verschiedensten Richtungen hin sich Gelegenheit dargeboten findet. Ohne mehr als gewöhnliche Selbstbeherrschung läßt sich das aber nicht erreichen. Demzufolge hätten die Vereinsvorstände diese Selbstbeherrschung erschwerende Verlockungen möglichst fernzuhalten. Als Hauptherd für solche tritt die „Kneipe" immer mehr in den Vordergrund. Die Corps haben daraus bereits ein förmliches, möglichst wohnliches Heim gemacht; dem Vernehmen nach eifern die katholischen Vereine denselben nach, so daß die Abende durchweg in der Kneipe verbracht werden. Als Erheiterung soll denn da das Zu- und Wetttrinken, überhaupt Einübung im Trinken, wenigstens der Regel nach, die Hauptrolle spielen. Mehrmals habe ich vormals, von der Tribüne des Abgeordnetenhauses herab sowie in Vereinsversammlungen, vor dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke gewarnt; das Gleiche that unser unvergeßlicher Windthorst. Ganz besonders galt unser Warnen dem in neuerer Zeit erst zur Gewohnheit gewordenen Vormittagstrinken, dem „Frühschoppen", welches erfahrungsmäßig demnächst als Bedürfniß ins weitere Leben vielfach übergeht. Die Erfolglosigkeit dieser Mahnungen wird wohl nicht bestritten werden; auch daraus erhellt dieselbe, daß auf den Einladungskarten zu jeder Vereinsfestlichkeit der Frühschoppen an zweiter Stelle figurirt. An bewußten Trotz gegenüber der Autorität des Centrumsführers ist da nicht zu denken. In jugendlicher Leichtlebigkeit glaubt man, mit den Mahnungen es nicht so ganz ernst nehmen zu müssen, wie ja denn auch die dieselben motivirenden Schädlichkeiten sich nur ganz allmählich einstellen und bemerkbar machen. Weiter meint man wohl, dem Zuvieltrinken als einer angeerbten, germanischen Eigenthümlichkeit eine gewisse Schonung angedeihen, in scherzender Weise sich darüber ergehen lassen zu dürfen. Demzufolge erachte ich es für angezeigt, die zuvor gedachte Autorität durch eine weitere zu verstärken, welcher so leicht nicht entgegengetreten werden kann. Ich meine die medicinische, in Gestalt einer entschiedenen Verurtheilung des Frühschoppens durch sechs der hervorragendsten, zum Theil weithin rühmlichst bekannten Aerzte der Stadt Köln. Anbei das betreffende Schriftstück mit dem Ersuchen an die Redaction beziehungsweise die Verlagsstelle, jedem für die Sache sich näher Interessirenden Einsicht davon zu gewähren. Die Aussteller desselben wollen nämlich mit ihren Namen keineswegs zurückhalten. Sollte wider Verhoffen auch sogar die ärztliche Autorität als zu leicht befunden werden, so ergeht hiermit noch der Wunsch, daß der Frühschoppen wenigstens den officiellen Einladungskarten

fernbleiben möge. Ganz gewiß wird es nämlich in den Augen gar vieler unserer studirenden Jugend zu nichts weniger als zur Zierde gereichen, daß sie frühmorgens schon zu geistigen Getränken ihre Zuflucht nehmen zu müssen glaubt, um sich in die erforderliche Feststimmung zu versetzen. In ganz besonderem Maße aber gilt dieser Wunsch dem „Katerfrühschoppen" oder „Katerfrühstück", welches den Schluß mehrtägiger Festlichkeiten auf den Einladungskarten zu bezeichnen pflegt. Unter die Rubrik „Humor" läßt sich solches Eingeständniß, im Trinken sich übernommen zu haben, nicht bringen.' [1]

Die geistige Frische Reichenspergers ließ auch nach den Anstrengungen, welche die Theilnahme an der Generalversammlung und das Wiedersehen so vieler Freunde mit sich brachten, nichts zu wünschen übrig. Er entzog sich keiner Strapaze. An einem Tage wohnte er einem großen Diner und einer stundenlangen politischen Conferenz bei, dazwischen besuchte er noch den Festgottesdienst. Beim Dunkel bot ein freundlicher Pfarrer ihm sein Geleit an, aber da kam er schön an: ‚Meinen Sie, ich wäre betrunken? Ich kann allein gehen.' Der Pfarrer lachte, und der Sechsundachtzigjährige ging stolz von dannen, ließ sich aber die Begleitung gefallen, natürlich bloß zur Unterhaltung [2]. Es war aber doch zu viel gewesen. Bei einem wiederholten Besuche im September fand ich eine unerwartete Veränderung des bisher Unverwüstlichen: er war auch weicher und nachgiebiger geworden, suchte sich aber mit aller Gewalt möglichst im alten Geleise zu bewegen. Auch in der Folgezeit wollte es noch immer nicht ‚bergauf' gehen. ‚Ich hoffte,' schrieb er mir am 2. October, ‚dem hiesigen Kunstcongreß beiwohnen zu können. Mein Befinden gestattet es nun aber doch nicht. Auch bei mir zeigt sich die Influenza als hartnäckig, wenn auch nicht mehr als bedenklich. Ich danke Gott und Ihnen, daß dieselbe doch unser wiederholtes Wiedersehen gestattet hat. Um die Weihnachtszeit hoffentlich abermals.' Zugleich übersandte er mir einen in der ‚Wiener Reichspost' veröffentlichten Aufsatz: ‚Zur Stilfrage auf dem Gebiete der Architektur.'

‚Von meiner Person', heißt es in einem Schreiben an Armin Tschermak vom 20. October, ‚kann ich leider nicht berichten, daß meine Wiedergenesung im Fortschreiten begriffen sei, namentlich betreffs meines Gehörs. Es fällt mir schwer, mich auf dem laufenden zu erhalten. Nicht wenig zu Lesendes und zu Erledigendes wartet auf mich. An meinem Thun und Lassen hängt nicht

[1] Dr. Wilh. Bode, Vorsitzender des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, sprach Reichensperger im Namen des Vereins den Dank für seine Mahnung gegen den Frühschoppen aus. Reichensperger trat darauf dem genannten Vereine bei, in dessen Zeitschrift (Mittheilungen 1894, S. 184 f.) die erwähnte Mahnung wieder abgedruckt wurde.

[2] So erzählt Dr. Cardauns im Hausschatz XXI, 734.

besonders viel, anders bei solchen, die, noch inmitten des Lebens stehend, Berufspflichten zu erfüllen haben. In besonderem Maße gilt dies von der trefflichen, unersetzbaren Frau Professor Pastor. Freund Pastor hat ebenwohl eine schwere Prüfung zu bestehen. — Ihre Berichte über die Vorkommnisse in Oesterreich und in Ungarn interessiren mich lebhaft. Insofern wenigstens sind dieselben erfreulich, als der Liberalismus vulgivagus bei Ihnen zu Lande, wie fast allerwärts, im Niedergang begriffen ist, die eigentlichen Gegensätze immer klarer hervortreten und zu allgemeinerem Bewußtsein kommen. Vor allem gilt es, die Trägen aufzurütteln, auf den Kampfplatz zu nöthigen und zu discipliniren. Zu wünschen wäre es, daß — wie es nunmehr in Belgien der Fall ist — das Wählen zu den Kammern obligatorisch gemacht würde. — Hoffentlich gewinnt die „Reichspost“ immer mehr Abonnenten. Es wäre ein sehr bedenkliches Symptom, wenn dieselbe sich nicht als lebensfähig erweisen sollte.‘

Wenn die Genesung auch ‚im Schneckenschritt‘ weiterging, so machte sie doch Fortschritte dank seiner seltenen Natur und der sorgsamen Pflege der Seinigen. Im December fühlte er sich trotz seiner sechsundachtzig Jahre fast wieder so frisch wie vor der Krankheit, nur eine gewisse Harthörigkeit war zurückgeblieben. Seine Briefe erzählen von dem Eifer, mit welchem er sich in Janssens achten Band vertiefte, seinen Beiträgen zur ‚Kölnischen Volkszeitung‘, zur ‚Zeitschrift für christliche Kunst‘; selbst ein politischer Artikel für die ‚Rheinische Volksstimme‘ entstand noch. Es ist bezeichnend, daß dieses letzte politische Wort des alten Parlamentariers gerichtet ist ‚Gegen den Absentismus‘. Er machte hier den Vorschlag, die einzelnen Fractionen sollten wöchentlich eine Absenzliste ihrer nicht entschuldigten Mitglieder veröffentlichen. ‚Die Frage des Absentismus‘, so schloß der Artikel, ‚ist eine Lebensfrage unseres Verfassungslebens; stets sollte die Tagespresse dieselbe im Auge behalten und ohne Ansehen der Person rücksichtslos Kritik üben.‘

Zu Ende des Jahres brachte Reichensperger die für das fünfzigjährige Jubiläum des Borromäusvereins gewünschten Aufzeichnungen über die Gründung dieses so segensvollen Institutes zum Abschluß — es sollte seine letzte Arbeit sein. Damals ahnten er sowohl wie seine Freunde dies nicht; denn sein Befinden war verhältnißmäßig gut. Er hoffte sogar, wie er mir zu Neujahr schrieb, ‚daß das Jahr 1895 Ersatz für das 1894 Bestandene bringen werde‘ — fügte indessen hinzu: ‚Meinestheils muß ich im Hinblick auf mein so hohes Alter im Grunde Gott schon für jeden weitern Lebenstag danken, möge auch eine große Presthaftigkeit, namentlich Schwerhörigkeit ernster Art, nicht mehr weichen. Ihre so freundliche Mahnung zur Vorsicht soll nicht unbefolgt bleiben, soweit meine Scheu vor Verwöhnung oder Verhätschelung es gestattet. Zu Unterkleidern kann ich mich wenigstens während des laufenden

Winters, noch nicht verstehen, auch nicht zur Haushockerei wegen Wetterscheu. Meine gute Frau spielt übrigens eine Gendarmenrolle, die mich vor gröbern Excessen jedenfalls wahrt.‘ Das Schreiben verbreitete sich dann eingehend über den ‚Skandal‘ des Abbruches von Alt-Peter durch Bramante, eine Frage, bezüglich deren meine Nachforschungen Reichensperger auch in den spätern Monaten auf das lebhafteste interessirten. Dann fährt er fort: ‚Obgleich der achte Band der „Geschichte des deutschen Volkes“ stets vor mir lag, bin ich doch während der letzten acht Tage nicht zum Lesen in demselben gekommen, so sehr ward ich von Neujahrszusendungen und Besuchen überfluthet. Unter anderem ward ich durch einen Brief Paulsens erfreut, der unsere öffentlichen Zustände für sehr bedrohlich hält. Mich lassen die Purzelbäume ziemlich kalt im Vertrauen auf den Spruch: Germania regitur confusione hominum et providentia Dei! Möge Gott uns nur den Weltfrieden erhalten! In dieser Beziehung ist es ein Glück, daß die Franzosen in Madagaskar und besonders in ihren Vorbereitungen zur Ausstellung Zeitvertreib für die nächsten Jahre finden.‘

‚Ob nun wohl‘, heißt es in einem Briefe an P. Baumgartner vom 27. Januar 1895, ‚der Bundesrath den Muth haben wird, dem giftigen Jesuitenhaß resp. der kindischen Jesuitenangst eines Theiles des „Volkes der Denker“ die Stirne zu bieten? Hätte Bismarck die Zügel in der Hand gehalten, so wäre meines Erachtens längst schon dem Skandal eine Ende gemacht worden; wie die Dinge in den höchsten Regionen zur Zeit noch stehen, möchte ich nicht für die Bejahung jener Frage wetten. Stärkere Mahnungen, als ein Reichstagsbeschluß darstellt, müssen erst noch dahin ergehen.‘

‚Mit uns‘, berichtete mir Reichensperger am 21. Februar, ‚steht es trotz der so starken Kälte wenigstens leidlich. Meine Frau ist so weit wieder hergestellt, und meinestheils halte ich mich auf den Beinen, mußte aber auf Abendgesellschaften u. dgl. verzichten. Mein so hohes Alter macht sich doch immer bemerklicher, und zwar nicht bloß in körperlicher Beziehung. Doch ich darf und will nicht klagen. Ihr achter Band hat mich fortwährend seines Verfassers und Vollenders eingedenk erhalten. Ich konnte ihn nur immer absatzweise lesen, namentlich die zweite Hälfte von Seite 442 ab. Sie ersehen daraus, wie es um mein Nervensystem bestellt ist. Je abstoßender der Stoff ist, um so verdienstlicher war es von unserem Freunde, mit unsäglicher Mühe den Wust angesammelt zu haben, der geschichtlichen Wahrheit zu Ehren, zu Nutz und Frommen der nachkommenden Generationen. — Ueber die Umsturzvorlage habe ich mich mit Paulsen auseinanderzusetzen gehabt, welcher in der Monatsschrift „Die Zukunft“ dagegen angegangen ist. Ich erwiderte ihm im wesentlichen, daß meines Erachtens frivole und gehässige Angriffe auf die Religion in den Bereich der Strafgesetzgebung fielen, ein Anrufen derselben seitens der Katholiken aber schwerlich erfolgt wäre, wenn

ihrer Kirche die ganze und volle Freiheit gewährt worden sei — etwa wie in Holland — und wenn nicht der Unglaube auf den Hochschulen förmlich gezüchtet, den glaubenstreuen, entschiedenen Katholiken auf denselben die Concurrenz nahezu unmöglich gemacht würde.' Im weitern Verlaufe des Schreibens kommt die Freude über das Erwachen der Katholiken Oesterreichs zum Ausdruck, aber auch der Schmerz, daß dieselben sich ‚leider schon betreffs der politischen Rechtgläubigkeit zu befehden beginnen — wahrlich nicht zum Vortheil der katholischen Sache. Mutatis mutandis spielt das Stück noch weiter fort in Frankreich. Nach welcher Richtung man überhaupt in die große Außenwelt blickt, bietet sich kein wahrhaft erfreuliches Bild dar; es geht da alles durcheinander wie „Mäusedreck und Koriander", um mit „Altmeister" Goethe zu reden. Berlin macht in dieser Beziehung keine Ausnahme, auch nicht in ästhetischer Hinsicht, trotz der allerhöchsten Zuwendung von nicht weniger als sechzig Standbildern an die Siegesallee im Thiergarten! In Nr. 19 der „Zukunft" wird schrecklich Gericht über den großartigen Plan gehalten.'

Da am 23. März eine Vorstandssitzung der Görresgesellschaft in Köln stattfand, hatte mich Reichensperger zu sich eingeladen. Kurz vor jener Versammlung erhielt ich indessen folgende, vom 17. März datirte Zuschrift: ‚Si tu vales, bene est; ego non valeo; laborire seit vierzehn Tagen an einem Influenza-Anfall, dictire daher meiner mich pflegenden Tochter, besonders mit Rücksicht auf die Schwäche meiner Schreibhand. Dies mindert nicht meine Freude auf das nahe bevorstehende Wiedersehen mit Ihnen. Mit Bestimmtheit prophezeit der Arzt, daß ich am 23. im stande sein werde, während längerer Zeit mit Ihnen mich zu unterhalten. Da es schwerlich jedoch bis in die Nacht hinein geschehen kann, auch unser Fremdenzimmer durch meine Tochter besetzt ist, so bitte ich, nicht bloß mit unserem Abendessen vorlieb zu nehmen, sondern womöglich auch unser Mittagsgast zu sein. Auch mir fehlt es nicht an Unterhaltungs-, namentlich an Fragestoff. Wie Sie, werther Freund, behalte ich indes alles zum Wiedersehen mit Ihnen vor.'

Leider trat wieder einmal das Unerwartete ein. Wenige Tage später machte sich — nach Ansicht des Arztes infolge der schmerzlichen Erregung über den Tod v. Schorlemers — plötzlich eine Verschlimmerung in dem Befinden des Patienten bemerkbar: der Arzt verbot jeden Besuch, aber Reichensperger bestand darauf, mich zu sehen. Ich wußte es so einzurichten, daß der Besuch möglichst kurz währte und er doch befriedigt wurde. Die geistige Frische hatte nicht gelitten: er sprach über Spanien, Raphael, die Peterskirche und Pflege des Andenkens an Görres durch die nach ihm benannte Gesellschaft[1] — sogar

[1] In dieser Hinsicht hatte Reichensperger am 15. Februar 1895 an P. Baumgartner geschrieben: ‚Beiläufig sei meinem lebhaften Bedauern Ausdruck gegeben, daß

einige Bücher hatte er an seinem Bett für mich bereit gelegt; allein körperlich war er doch in einem sehr bedenklichen Zustande. Obwohl der Arzt noch Hoffnung gab, war es mir doch recht weh ums Herz, als ich ihn zum Abschied umarmte und küßte. Die stille Hoffnung, daß Reichenspergers seltene Natur doch noch siegen werde, gab ich indessen noch nicht auf. In der That trafen Mitte April Nachrichten über eine Besserung seines Befindens ein. Am 26. dictirte er schon wieder einen Brief an mich, in welchem es heißt: ‚Wenn auch immer noch keine Wiedergenesung eingetreten ist, so glaube ich doch sagen zu können, daß ich mich auf dem Wege zu solcher nunmehr befinde. Viel Geduld wird mir und den Meinigen noch erforderlich sein.‘

Eine besondere Freude ward dem in der Wiedergenesung Begriffenen durch seine Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Köln zu theil. Es war eine verdiente Auszeichnung schon deshalb, weil Reichensperger seit vielen Jahren, auch nach seinem Ausscheiden aus dem Parlament, allen, selbst kleinen Localangelegenheiten der Stadt das regste Interesse entgegengebracht hatte.

‚Für die so freundlichen Worte Ihrer verehrten Frau zunächst auch hiermit meinen herzlichsten Dank — sehr ausnahmsweise eigenhändig‘, beginnt ein Brief an mich vom 7. Mai 1895. ‚Ihnen beiden sodann gleichen Dank für die Gratulation zu der mir gewordenen Auszeichnung, die mich recht freut, wie eindringlich meine Krankheit mich auch mahnt, dem Diesseits möglichst abzusagen[1]. Den Gratulationssturm hat Marie möglichst bestanden, auch ich mußte hart mitthun. Noch einen dritten Dank für Ihre Auskunft betreffend Bramante. Mein Befinden kann ich nicht loben, abwechselnd up and down.‘ Auch in der Folgezeit blieb es so. ‚Vor einigen Tagen‘, schrieb mir Reichensperger am 15. Mai, ‚hoffte ich zuversichtlich, Ihnen, werther Freund, eine entschiedene Besserung meines Befindens melden zu können. Leider hat eine starke

von seiten des Görresvereins so gut wie nichts geschieht, um der gegenwärtigen Generation in Erinnerung zu bringen, was in den Schriften von Görres für dieselbe werthvoll und ansprechend geblieben ist. Eine Reihe von Bänden könnte daraus erwachsen, so vieles von noch actueller Bedeutung bei aller Originalität bieten seine Schriften, von der ersten („Resultate meiner Sendung nach Paris“) angefangen bis zur letzten hin, dar. Das Mark sollte man wenigstens ausziehen, dessen die heranwachsende Generation — die katholischen Studentenvereine inbegriffen — gar sehr bedarf. Soweit aus mir etwas Consistentes geworden ist, habe ich es hauptsächlich Görres zu danken. Auch ganze Schriften von Görres wären neu aufzulegen und anzupreisen. Wie sehr wird nicht das Publikum mit unendlich minderwerthigern „Klassikern“ verschiedbstenen Kalibers überschwemmt!‘

[1] ‚Ich betrachte‘, heißt es in einem am 16. Mai für Dr. Crull dictirten Briefe, ‚die drei mir gewordenen Ehrenbürgerdiplome zunächst als Atteste meiner Verträglichkeit mit den verschiedenen Confessionen und Parteien, obgleich ich niemals meine besondere Farbe verläugnet habe.‘

ihrer Kirche die ganze und volle Freiheit gewährt worden sei — etwa wie in Holland — und wenn nicht der Unglaube auf den Hochschulen förmlich gezüchtet, den glaubenstreuen, entschiedenen Katholiken auf denselben die Concurrenz nahezu unmöglich gemacht würde.' Im weitern Verlaufe des Schreibens kommt die Freude über das Erwachen der Katholiken Oesterreichs zum Ausdruck, aber auch der Schmerz, daß dieselben sich ,leider schon betreffs der politischen Rechtgläubigkeit zu befehden beginnen — wahrlich nicht zum Vortheil der katholischen Sache. Mutatis mutandis spielt das Stück noch weiter fort in Frankreich. Nach welcher Richtung man überhaupt in die große Außenwelt blickt, bietet sich kein wahrhaft erfreuliches Bild dar; es geht da alles durcheinander wie „Mäusedreck und Koriander", um mit „Altmeister" Goethe zu reden. Berlin macht in dieser Beziehung keine Ausnahme, auch nicht in ästhetischer Hinsicht, trotz der allerhöchsten Zuwendung von nicht weniger als sechzig Standbildern an die Siegesallee im Thiergarten! In Nr. 19 der „Zukunft" wird schrecklich Gericht über den großartigen Plan gehalten.'

Da am 23. März eine Vorstandssitzung der Görresgesellschaft in Köln stattfand, hatte mich Reichensperger zu sich eingeladen. Kurz vor jener Versammlung erhielt ich indessen folgende, vom 17. März datirte Zuschrift: ,Si tu vales, bene est; ego non valeo; laborire seit vierzehn Tagen an einem Influenza-Anfall, dictire daher meiner mich pflegenden Tochter, besonders mit Rücksicht auf die Schwäche meiner Schreibhand. Dies mindert nicht meine Freude auf das nahe bevorstehende Wiedersehen mit Ihnen. Mit Bestimmtheit prophezeit der Arzt, daß ich am 23. im stande sein werde, während längerer Zeit mit Ihnen mich zu unterhalten. Da es schwerlich jedoch bis in die Nacht hinein geschehen kann, auch unser Fremdenzimmer durch meine Tochter besetzt ist, so bitte ich, nicht bloß mit unserem Abendessen vorlieb zu nehmen, sondern womöglich auch unser Mittagsgast zu sein. Auch mir fehlt es nicht an Unterhaltungs-, namentlich an Fragestoff. Wie Sie, werther Freund, behalte ich indes alles zum Wiedersehen mit Ihnen vor.'

Leider trat wieder einmal das Unerwartete ein. Wenige Tage später machte sich — nach Ansicht des Arztes infolge der schmerzlichen Erregung über den Tod v. Schorlemers — plötzlich eine Verschlimmerung in dem Befinden des Patienten bemerkbar: der Arzt verbot jeden Besuch, aber Reichensperger bestand darauf, mich zu sehen. Ich wußte es so einzurichten, daß der Besuch möglichst kurz währte und er doch befriedigt wurde. Die geistige Frische hatte nicht gelitten: er sprach über Spanien, Raphael, die Peterskirche und Pflege des Andenkens an Görres durch die nach ihm benannte Gesellschaft[1] — sogar

[1] In dieser Hinsicht hatte Reichensperger am 15. Februar 1895 an P. Baumgartner geschrieben: ,Beiläufig sei meinem lebhaften Bedauern Ausdruck gegeben, daß

einige Bücher hatte er an seinem Bett für mich bereit gelegt; allein körperlich war er doch in einem sehr bedenklichen Zustande. Obwohl der Arzt noch Hoffnung gab, war es mir doch recht weh ums Herz, als ich ihn zum Abschied umarmte und küßte. Die stille Hoffnung, daß Reichenspergers seltene Natur doch noch siegen werde, gab ich indessen noch nicht auf. In der That trafen Mitte April Nachrichten über eine Besserung seines Befindens ein. Am 26. dictirte er schon wieder einen Brief an mich, in welchem es heißt: ‚Wenn auch immer noch keine Wiedergenesung eingetreten ist, so glaube ich doch sagen zu können, daß ich mich auf dem Wege zu solcher nunmehr befinde. Viel Geduld wird mir und den Meinigen noch erforderlich sein.‘

Eine besondere Freude ward dem in der Wiedergenesung Begriffenen durch seine Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Köln zu theil. Es war eine verdiente Auszeichnung schon deshalb, weil Reichensperger seit vielen Jahren, auch nach seinem Ausscheiden aus dem Parlament, allen, selbst kleinen Localangelegenheiten der Stadt das regste Interesse entgegengebracht hatte.

‚Für die so freundlichen Worte Ihrer verehrten Frau zunächst auch hiermit meinen herzlichsten Dank — sehr ausnahmsweise eigenhändig‘, beginnt ein Brief an mich vom 7. Mai 1895. ‚Ihnen beiden sodann gleichen Dank für die Gratulation zu der mir gewordenen Auszeichnung, die mich recht freut, wie eindringlich meine Krankheit mich auch mahnt, dem Diesseits möglichst abzusagen[1]. Den Gratulationssturm hat Marie möglichst bestanden, auch ich mußte hart mitthun. Noch einen dritten Dank für Ihre Auskunft betreffend Bramante. Mein Befinden kann ich nicht loben, abwechselnd up and down.‘ Auch in der Folgezeit blieb es so. ‚Vor einigen Tagen‘, schrieb mir Reichensperger am 15. Mai, ‚hoffte ich zuversichtlich, Ihnen, werther Freund, eine entschiedene Besserung meines Befindens melden zu können. Leider hat eine starke

von seiten des Görresvereins so gut wie nichts geschieht, um der gegenwärtigen Generation in Erinnerung zu bringen, was in den Schriften von Görres für dieselbe werthvoll und ansprechend geblieben ist. Eine Reihe von Bänden könnte daraus erwachsen, so vieles von noch actueller Bedeutung bei aller Originalität bieten seine Schriften, von der ersten („Resultate meiner Sendung nach Paris“) angefangen bis zur letzten hin, dar. Das Mark sollte man wenigstens ausziehen, dessen die heranwachsende Generation — die katholischen Studentenvereine inbegriffen — gar sehr bedarf. Soweit aus mir etwas Consistentes geworden ist, habe ich es hauptsächlich Görres zu danken. Auch ganze Schriften von Görres wären neu aufzulegen und anzupreisen. Wie sehr wird nicht das Publikum mit unendlich minderwerthigern „Klassikern“ verschiedbsten Kalibers überschwemmt!‘

[1] ‚Ich betrachte‘, heißt es in einem am 16. Mai für Dr. Crull dictirten Briefe, ‚die drei mir gewordenen Ehrenbürgerdiplome zunächst als Atteste meiner Verträglichkeit mit den verschiedenen Confessionen und Parteien, obgleich ich niemals meine besondere Farbe verläugnet habe.‘

Unterleibsstockung mich wieder zurückgeworfen. So viel steht nun fest, daß ich am 30. dieses Monats den Jubiläumsfeierlichkeiten des Borromäusvereins fernbleiben muß, wie sehr es mich, das einzige noch lebende Urvereinsmitglied, auch dahin zieht. Nun, wie Gott will!'[1]

Beweise der geistigen Regsamkeit Reichenspergers auch in dieser Zeit liefert sein Notizbuch, das noch aus dem Mai Notizen über Gotik, Renaissance, St. Peter, spanische Literatur enthält. Der letzte, zitternd mit Bleistift geschriebene Eintrag lautet: ‚7. Juni. Ohnmachtartiger Schwächeanfall. Nachmittags durch Schwitzen gebrochen. Rückschritte der Wiedergenesung 9. Juni.' Aber noch am 30. Juni dictirte er seiner Tochter ein längeres Schreiben an mich. ‚Der Abfall meiner Kräfte', heißt es in demselben, ‚hat eher zugenommen; die Aerzte geben mir aber Aussicht, daß dieselben sich wieder heben werden. Ich halte an der Hoffnung fest, Ihnen noch einmal die Hand drücken zu können und über gemeinschaftlich uns Interessirendes mit Ihnen zu sprechen. Dafür, daß solches bei mir in Gedanken fortlebt, möge die Einlage zeugen, welche ich beim Lesen des „Correspondant" vom 25. Juni, p. 1019, dictirt habe.' Die Einlage lautet: ‚Görres betreffend. Man sollte meinen, ein Görresverein bezwecke hauptsächlich, das Leben und Wirken des großen Mannes im Gedächtniß der Gegenwart und der Zukunft zu erhalten, ganz insbesondere aber seine Schriften möglichst vielen auf möglichst lange Zeit hinaus zugänglich zu machen und zu erhalten. Während des nun fast zwanzigjährigen Bestehens des Görresvereins ist nun aber nach diesen Richtungen hin so gut wie gar nichts geschehen; sein Name ist nur als Firma ausgenutzt worden. Mittlerweile ist auf dem Gebiete des deutschen Verlages und Buchhandels alles aufgeboten worden, um das, was man als deutsche Klassiker zu bezeichnen pflegt, in möglichst billigen Ausgaben weithin zu verbreiten. Falls es so weiter geht, werden wir am Ende noch vom Auslande her auf eines unserer mächtigsten Genies und großartigsten Charaktere aufmerksam gemacht werden.'[2]

---

[1] Dieser mit Bleistift, aber in festen Zügen geschriebene Brief ist wohl der letzte, den Reichensperger eigenhändig geschrieben hat.

[2] ‚Es freut mich sehr,' heißt es in einem Briefe an Baumgartner, ‚was Sie über die Vernachlässigung der Schriften des großen Görres sagen, dessen Name als Firma gründlichst ausgenutzt wird. Sagen Sie doch, ich bitte, gelegentlich ein eindringliches Wort zur Veranstaltung einer sogen. Groschenausgabe von einer Auswahl seiner Werke und Briefe. Zum nicht geringen Theile ist solches auch heute noch durchaus zeitgemäß, alles andere fast für die Geschichte unserer Literatur von höchster Bedeutung. Nicht bloß unserer Literatur, sage ich, sondern zugleich für unsere vaterländische Geschichte. Jüngst noch sagte mir ein mit mir gleich denkender, hoher kirchlicher Würdenträger, er bezweifle leider sehr, ob ein großer Theil unseres Clerus auch nur den „Athanasius" gelesen habe. Quod Deus bene vertat!"

Noch erstaunlicher und zugleich ein Beweis, wie sehr ihm der Dom bis zuletzt im Sinne lag, ist, daß Reichensperger noch am 1. Juli die Kraft fand, den früher mitgetheilten [1], vier Folioseiten füllenden ‚Beitrag zur neuern Geschichte des Dombaues zu Köln‘ zu dictiren. Seine Tochter, welche mir in seinem Auftrag am 3. Juli diese letzte Arbeit sandte, legte noch einige Betrachtungen über die Zerstörung der alten Peterskirche bei, welche der Unermüdliche an demselben 3. Juli dictirt hatte. ‚Leider‘, fügte sie hinzu, ‚kann ich Ihnen noch nicht von einer Besserung im Befinden unseres lieben Patienten berichten; die Hitze greift ihn sehr an. Er fängt an, häufig selbst sehr trübe Gedanken auszusprechen.‘

Die körperliche Schwäche nahm in den nächsten Tagen so zu, daß die Umgebung von banger Sorge erfüllt war. Der Kranke hatte bisher noch immer Lebenshoffnung gehabt, von der baldigen Uebersiedlung nach Koblenz gesprochen und zu Wagen den ihn besonders interessirenden gotischen Neubau der Reichsbank, ein Werk Hasaks [2], besichtigt. Mehr und mehr aber kam es ihm jetzt doch zum Bewußtsein, daß das Ende seiner Tage nahe sei. ‚Ich habe mit der Welt abgeschlossen,‘ sagte er, ‚sie beunruhigt mich nicht mehr. Ich habe mein Tagewerk vollbracht und bin bereit, zu sterben; es schmerzt mich nur, die Meinigen zu verlassen. Gott ist mir stets im Leben so weit über Erwarten gnädig und barmherzig gewesen; er wird es auch im Tode und im Gerichte sein. Die kurze mir noch verbleibende Zeit möchte ich mich nur noch mit religiösen Dingen beschäftigen. Leset mir den Katechismus vor,‘ fügte er in seiner Bescheidenheit bei, ‚denn zu dem müssen wir alle zurückkehren.‘ Daneben betete er viel und innig [3]. Wie stets, so las er auch jetzt mit besonderer Vorliebe in dem goldenen Büchlein des Thomas von Kempen. So bereitete sich der edle Greis auf die Ewigkeit vor. Wiederholt empfing er mit großer Andacht die heiligen Sacramente; mit christlicher Geduld ertrug er die Leiden seines Zustandes. Als am Morgen des 14. Juli in bedenklicher Weise krampfartige Erscheinungen auftraten, ließ er sich mit den heiligen Sterbesacramenten versehen; dem Geistlichen dankte er ebenso herzlich wie seinen Pflegerinnen. Dann segnete er die Seinigen, indem er seinen Enkeln sagte:

---

[1] Siehe oben S. 269 f.

[2] Wiederholt hatte Reichensperger früher diesen Architekten aufgesucht und ihm seine Anerkennung für sein künstlerisches Schaffen ausgesprochen.

[3] Ueber die ‚Macht des Gebetes‘ hatte Reichensperger am 10. Januar 1894 an Professor Paulsen geschrieben: ‚Aus ihm schöpft jene Opferwilligkeit (der Ordensleute) ihre Kraft. Das Gebet ist eine Sprache des Herzens. Die Denker studiren dieselbe zu wenig; noch weniger, glaube ich, üben sie sich in derselben. Heine sagt irgendwo: „Die besten Gedanken kommen aus dem Herzen.“ Wahrscheinlich hat er diesen Gedanken irgendwo gestohlen.‘

‚Bleibt nur recht brav und gut; ihr habt noch ein schönes Leben vor euch.' Am folgenden Tage trat eine leichte Besserung ein, die indessen sich als trügerisch erwies. Am 16. Juli, dem Tage der Enthüllung des Windthorstdenkmals in Meppen, nachmittags 1/2 5 Uhr, entschlief er ruhig und schmerzlos voll Gottvertrauen, während die um sein Bett knieenden Seinigen und Pfarrer Schumacher die Allerheiligenlitanei beteten. Bis wenige Augenblicke vor seinem Hinscheiden bei vollem Bewußtsein, betheiligte er sich noch an den Sterbegebeten. Seine letzten Worte waren ein Abschiedsgruß an seine geliebte Gattin und das Gebet: ‚Gott sei mir gnädig und barmherzig!'

Am 19. Juli ward die irdische Hülle des unermüdlichen Kämpfers für Glauben, Recht und Kunst des Christenthums auf dem Kölner Friedhofe zur irdischen Ruhe bestattet [1].

Aufrichtige Trauer erfüllte das katholische Volk Deutschlands wie alle Freunde der Kunst.

‚Nun ist auch der letzte der großen Vorkämpfer und Zeugen einer großen Zeit abberufen worden,' schrieb die ‚Germania', ‚zuletzt und doch der älteste von allen! Im heranreifenden Mannesalter schon erlebte er die befreiende That des gegen Intriguen und Gewalt gleich unerschütterlichen Erzbischofs Clemens August und nahm bei der Scheidung der Geister, welche die Folge dieser befreienden That sein mußte, sofort die richtige Stellung ein als gläubiger Katholik, zur Vertheidigung der kirchlichen und bürgerlichen Freiheit, zur Ausgestaltung eines reichen, gesunden kirchlichen und bürgerlichen Lebens. Zehn Jahre hindurch konnte er nach dieser That noch mit dem großen Joseph v. Görres zusammen eines Geistes leben und arbeiten, auch in persönlicher Berührung. Und als dann, unmittelbar vor Beginn der Stürme des Revolutionsjahres 1848, Görres, welcher die Revolution so klar als Frucht der Fehler der Regierer und der Regierten vorausgesagt, starb, da waren es vor allen August Reichensperger und sein Bruder Peter, welche das geistige Erbe jener zwei großen Männer übernahmen und nun auch auf der neu eröffneten politischen Arena, den Parlamenten in Frankfurt, Berlin und Erfurt, die Vorkämpfer kirchlicher und politischer Freiheit wurden und die Vertreter alles Guten und Wahren in Staat und öffentlichem Leben. Leider nur zu kurz parlamentarisch, dann aber um so reicher literarisch trat für dieselben hohen Ziele Bischof Ketteler ein. Clemens August und Görres in erster Linie, den beiden Reichensperger und Ketteler in zweiter verdanken wir Katholiken Deutsch-

[1] Ein edles, gotisches Kreuz aus Granit, geschmückt mit dem Antlitz des Heilandes in Bronze und den Wappen der drei Städte, deren Ehrenbürger Reichensperger war, ziert sein Grab. Die Zeichnung des Denkmals entwarf sein langjähriger Freund V. Statz.

lands es, daß wir vorbereitet waren, einen guten Kampf zu kämpfen und darin siegen zu können, als mit dem Culturkampf die dritte und schwerste der Versuchungen und Prüfungen, nach jenen der Jahre 1837 und 1848, an uns herantrat. Im Culturkampf trat auch Bischof Ketteler noch wieder kurze Zeit in die parlamentarische Arena ein, nach mehr als zwanzigjähriger Unterbrechung, August Reichensperger ebenfalls wieder, nach mehr als siebenjähriger Unterbrechung, Peter Reichensperger hatte immer ausgehalten. Windthorst und Mallinckrodt aber errangen in dieser dritten, harten und glorreichen Bewährungszeit die höchsten Palmen der Kämpfe und Siege, so daß sie neben den fünf genannten hervorragendsten Vertretern der deutschen Katholiken im öffentlichen Leben dieses Jahrhunderts den gleichen ersten Rang behaupten.'

Darin aber übertrifft Reichensperger alle Genannten, daß er eine Vielseitigkeit der Interessen und der Thätigkeit entfaltete, wie sie sonst nur bei Görres bemerkbar ist. Gleich dem großen rheinischen Seher, seinem geliebten Lehrmeister, umspannte auch er wie die Politik, so auch das weite Feld der Literatur und Kunst. Auf dem Felde der Literatur ist ihm Görres überlegen, nicht so auf demjenigen der Kunst, vor allem der Baukunst.

Wohl das sprechendste Zeugniß für die ungewöhnliche Bedeutung Reichenspergers auf baukünstlerischem Gebiete ist der Nachruf, welchen Karl Illert im Berliner ‚Centralblatt der Bauverwaltung' (1895, S. 326 f.), dem unermüdlichen Sachwalter des Kölner Domes und der heimischen mittelalterlichen Kunst gewidmet hat. ‚Nicht als angenehme Liebhaberei,' heißt es hier, ‚sondern in der Ueberzeugung, daß der Kunst eine hochwichtige Rolle in dem Geistes- und Sittenleben der Völker zufällt, hat er seine künstlerischen Forschungen betrieben. Die Ergebnisse dieser Erkenntniß dann mit beredtem Munde und gewandter Feder zu lehren, dem deutschen Volke die Segnungen einer seiner christlichen und stammeseigenthümlichen Entwicklung, seinen heimischen Verhältnissen entsprossenen und deshalb naturgemäß entsprechendsten Kunst angedeihen zu lassen, das hat er mit Feuereifer, wo sich nur immer Gelegenheit bot, kraftvoll erstrebt. Darum hat er für die Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunst und ihrer vollkommensten Entwicklungsstufe, der Gotik, bahnbrechend gewirkt und alle an die „heidnisch-antiken" Anschauungen und Bruchstücke anknüpfenden Richtungen bekämpft. Als solchen Vorkämpfer für Erkennung und Neuübung der urgesunden Grundsätze unserer mittelalterlichen Baukunst und ihres ganzen Gefolges der vielseitigen kunstgewerblichen Zweiggebiete müssen wir Reichensperger von dieser Stelle aus die volle gebührende Würdigung angedeihen lassen und die durch seinen Tod in die vorderste Reihe der Streiter gerissene empfindliche Lücke aufrichtig beklagen.'

Illert betrachtet hierauf in großen Zügen Reichenspergers Vorstellungen von echter deutscher Baukunst und stellt sich ausdrücklich auf ihren Boden, um dann fortzufahren: ‚Daß solchen Anforderungen die Gotik in erster Linie entspricht, bedarf hier keiner weitern Begründung; daß sie an den dem christlichen Gottesdienst geweihten Werken als an den würdigsten Aufgaben ihre höchste Entfaltung erreicht hat, ist gleichfalls allgemein bekannt; daß aber eine solche Kunst ihrer gesunden Natur nach jeder Aufgabe, auch des bürgerlichen Lebens, also jedem profanen Vorwurfe gerecht zu werden am geeignetsten ist, dies kann nicht oft genug betont werden. Daß Reichensperger gerade diese Ueberzeugung stets verfochten hat, zog ihm in den Reihen der oberflächlich Urtheilenden den Vorwurf der Einseitigkeit und Verranntheit zu. „Leider ging er auch noch weiter und wollte selbst für den Profanbau, den monumentalen nicht nur, sondern auch das moderne Wohnhaus, seine geliebte Gotik überall und namentlich in Köln eingeführt sehen ...“, schreibt bedauernd die „Kölnische Zeitung“. Wir rechnen ihm dies gerade lobend zum besondern Verdienst an.‘

Weiterhin meint Illert, ‚daß Reichenspergers Urtheil im einzelnen nicht immer das Gute vom Minderwerthigen zu unterscheiden verstand und seiner Aufmerksamkeit wohl mancher gerade der begabtesten Meister, die im Sinne seiner Grundsätze schafften, entging. ‚Doch dessenungeachtet‘, fährt Illert fort, ‚müssen wir bekennen, daß er mehr als die Baumeister — vielleicht gerade weil er Laie war — durch sein Ansehen in der Oeffentlichkeit die Antheilnahme der großen Laienwelt an diesen Fragen geweckt, daß er durch sein entschiedenes Eintreten für gesunde Bauweise im Parlament und in der Presse wenigstens zeitweise die Aufmerksamkeit von der Politik und dem Parteigezänke fort auf die Baukunst gelenkt, daß er endlich durch seine zahlreichen Schriften viel dazu beigetragen hat, unsere Sache volksthümlich zu machen.‘

Nachdem dann noch Reichenspergers oft entscheidender Wirkung auf manche Baukünstler, insbesondere auf Ungewitter, sowie seiner Verdienste um den Kölner Dombau gedacht, heißt es zum Schluß: ‚Die vielen Ehrungen, welche dem bedeutenden Manne zu Lebzeiten und bei seinem Heimgange zu theil geworden sind, müssen wir nach alledem auch in Hinsicht auf seine künstlerische Thätigkeit mit voller Ueberzeugung als wohlverdiente schätzen. Scheiden konnte Reichensperger mit der tröstlichen Hoffnung, daß der Sache, der er ein kostbares Stück seines Lebens gewidmet hat, nunmehr eine Zukunft gesichert ist; ist doch selbst aus der alten Berliner Bauakademie — deren Schlüssel in die Spree zu versenken er einst empfahl — noch zu guter Letzt eine Schar Anhänger der Gotik hervorgegangen, deren Reihen sich alljährlich noch vermehren und die nach besten Kräften

danach strebt, die mittelalterliche Baukunst wieder zu beleben und weiter zu entwickeln.‘ [1]

In keinem Theile Deutschlands ward die Kunde vom Tode Reichenspergers mit größerer Theilnahme empfunden als im Rheinland. Und das mit Recht; denn ‚mit allen Fasern seines Seins und Wirkens‘ wurzelte der Dahingeschiedene im heimatlichen Boden. Am Rhein hat seine Wiege gestanden; hier hat er seine Jugendzeit verlebt und den Ehebund geschlossen; rheinischen Gerichtshöfen war er lange Jahre hindurch eine Zierde; rheinische Wahlkreise hat er vorwiegend mit ‚unerreichter Pflichttreue‘ in den Parlamenten vertreten; der Bewahrung rheinischer Eigenart in Sitte und Sprache galt sein beharrliches Mahnen; für die Erhaltung und Verschönerung rheinischer Kirchen und Denkmäler setzte er seine beste Kraft ein; am Rheine ragt der einzige Dom, dessen ‚in Eintracht und Ausdauer‘ erreichte Vollendung ‚keiner unter den Zeitgenossen durch Wort und Schrift früher und verständnißvoller gefördert hat‘ als der Kölner Appellrath [2]. Und mehr als dies: Reichensperger trug in seinem Charakter all die guten Eigenschaften seines rhein-fränkischen Stammes: ‚die heitere Auffassung des Lebens, das freundliche, liebenswürdige Wesen, das Bedürfniß vielseitiger Geistesbildung, verbunden mit rastlosem Streben, unerschütterlicher Ueberzeugungstreue und Anhänglichkeit an den Glauben der Väter‘ [3].

Wie aus einem Munde zollte die rheinische Centrumspresse dem mannhaften, opferwilligen und selbstlosen Vertheidiger kirchlicher und bürgerlicher Freiheit, dem begeisterten Freunde der Kunst, dem unermüdlichen Förderer der Dombausache den Tribut dankbarer Pietät. ‚Niemand‘, urtheilte Dr. Cardauns, ‚hat so lange, so ausdauernd, so aufopfernd für die heiligsten Güter der deutschen Katholiken gekämpft wie er. Ein ganzes Menschenalter hindurch stand er im Vordertreffen. Die katholische Fraction der fünfziger Jahre schon trug seinen und seines Bruders Namen, und als der ungleich gewaltigere Kampf der siebziger Jahre anbrach, da erschien er, schon an der Schwelle des Greisenalters, wieder in der ersten Reihe mit jugendlichem Eifer und seltener Frische. Maßvoll und besonnen in seinem Auftreten, über den tiefen Schatten der Gegenwart auch das Licht nicht vergessend, ein Sohn seiner Zeit im guten Sinne des Wortes, könnte man ihn den deutschen Montalembert

[1] Vgl. auch den oben S. 288, Anm. 4 erwähnten Aufsatz von Hasak: ‚Wie steht es mit der Gotik beim Tode A. Reichenspergers?‘ an dessen Schluß es heißt: ‚So können wir frohen Muthes am Grabe des alten gotischen Haudegens die alte Fahne aufpflanzen.‘

[2] So konnte mit Recht die Reichensperger-Adresse der rheinischen Centrumspartei im Jahre 1886 rühmen.

[3] Dr. Cardauns in der Köln. Volkszeitung 1895, Nr. 456.

nennen.' Aber er war nicht nur ein großer Mann, er war auch ein edler Mensch. ‚Sein einfaches Wesen', fährt Dr. Cardauns fort, ‚hat er auch im Verkehr mit der großen Welt stets beibehalten. Er war das Gegentheil eines Strebers. Ehren und Auszeichnungen — sie sind ihm meistens sehr spät gekommen — machten ihm Freude, aber sie beeinflußten ihn nicht. Daß der hervorragende Jurist es auf der bureaukratischen Leiter nicht weiter als bis zum Appellationsrath brachte und bei seinem Ausscheiden aus dem Justizdienste nicht das kleinste Zeichen staatlicher Anerkennung erhielt, ließ ihn kalt. Er hatte es auch nicht nöthig, und der Respect vor dem unabhängigen Manne wurde dadurch wahrlich nicht kleiner. Seinen schlichten, bürgerlichen Gewohnheiten ist er allezeit treu geblieben. Den einzigen Schmuck seines Hauses auf dem Klapperhof bildeten die während seines langen Lebens gesammelten Kunstschätze, und der einzige Luxus, den er sich erlaubte, war eine ausgedehnte Gastlichkeit. Mit seiner aus echtem Wohlwollen hervorgehenden natürlichen Freundlichkeit, seiner geistvollen Unterhaltungsgabe war er überall gern gesehen. Im Verkehr war er nichts weniger als engherzig; auch die entschiedensten politischen und künstlerischen Gegner hat er durch seine Liebenswürdigkeit entzückt. Er war ein Mann der Arbeit. Müßig hat man ihn selten gesehen. Die Pausen seiner Berufsthätigkeit und seiner parlamentarischen Wirksamkeit füllte er durch unablässige Studien und schriftstellerische Arbeiten aus. Dabei beschränkte er sich durchaus nicht auf das ihm zunächst liegende künstlerische Gebiet. Für alles und jedes hatte er Interesse, nicht zum wenigsten für fremdes Schaffen. Als er das politische Leben verließ, blieb er wissenschaftlich thätig, mit dem Wort und mit der Feder, bis ans Ende. Noch im letzten Jahre seines Lebens waren wir ihm, wie früher unzählige Male, für Beiträge für die „Kölnische Volkszeitung" verpflichtet. Die Arbeit hat ihn frisch gehalten; aber daß er arbeitsfähig blieb bis weit über die gewöhnliche Grenze hinaus, daß er selbst noch als hoher Achtziger geistig beweglich war, hatte er außer seiner eisernen Natur und wunderbaren Elasticität ganz besonders seinem glücklichen Familienleben zu verdanken. Seine edle Gattin hat dem Parlamentarier große Opfer gebracht, aber er hat es ihr auch gedankt. In wirklich rührender Weise trat seine Anhänglichkeit an die treue Genossin seines langen Lebens namentlich bei der Feier seiner goldenen Hochzeit zu Tage. Frisch gehalten hat ihn aber auch sein heiteres Wesen, sein gesunder Humor. Wie oft hat er mit einem guten Scherz die Schärfe des politischen und literarischen Kampfes gemildert oder über den Ernst schwerer Zeit sich hinweggeholfen! In guter Gesellschaft sprühte er von Witz und Laune. Die Rededuelle, die er in fröhlicher Tafelrunde mit dem alten Windthorst ausfocht, sind allen unvergeßlich, die dabei waren. Bei allem Kampf und Streit, der bei ihm nur der Sache und nie

der Person galt, blieb er im innersten Herzen wohlwollend und versöhnlich, und deshalb konnte ihm auch auf die Dauer kein Mensch böse sein.‘[1]

Die Richtigkeit dieses Urtheils ward durch den Nachruf gegnerischer Blätter bestätigt. So urtheilte die ‚Kölnische Zeitung‘:

‚Politische Gegner hatte er viele, persönlich aber hatte er keinen Feind. Der Sonnenschein, den die Kunst über sein ganzes Leben breitete, hat auch sein ganzes Wesen verklärt, das, stets heiter, liebenswürdig und gewinnend, nur Achtung und Ehrfurcht bei allen, die mit ihm in Berührung kamen, hervorrief. Der Name August Reichensperger wird mit der Stadt Köln und der Geschichte des Domes verwoben bleiben, und die Bürgerschaft, ohne Ansehen der Parteien, wird dem hervorragenden, verdienten Manne ein treues Andenken bewahren.‘

Die ‚Frankfurter Zeitung‘ feierte in warmen Worten den ‚feinsinnigen rheinischen Juristen‘, den ‚Richter alten Schlages‘, der ‚länger als vierzig Jahre des Amtes in der rheinischen Provinz in Ehren gewaltet‘, den ehrlichen Kämpen des verfassungsmäßigen Rechtes und nicht zum mindesten den hervorragenden Politiker der Culturkampfszeit: ‚In diesem Kampfe stand August Reichensperger in der ersten Reihe, ein Veteran schon, aber beharrlich, fest und unermüdlich, wie der Jüngsten einer und zugleich der beredteste Zeuge für das gute alte Recht, das er mitgeschaffen hatte. Die Natur hatte ihm zu der Gabe der Rede auch das Temperament verliehen, das die wahren Redner macht; vor der Leidenschaftlichkeit, die über das Ziel hinausschießt, bewahrte ihn seine harmonische Bildung und ein hochentwickelter künstlerischer Sinn. Er war kein „Debatter“ von der Schärfe eines Windthorst und der Schlagfertigkeit eines Schorlemer, aber seine Plaidoyers für die Sache, die er vertrat, waren meist glänzend und wurden von keinem andern aus dem Lager des Centrums übertroffen. So hat er gekämpft, bis der Sieg errungen war und die Kraft versagte; wie von keinem zweiten konnte man, als er aus dem politischen Leben schied, von ihm sagen, daß er sich das Recht erworben habe, auf seinen Lorbeeren ruhen zu dürfen. Ein heller Lebensabend war diesem hellen Geiste beschieden; der Tribut, den andere dem Alter zahlen müssen, schien diesem Greis geschenkt zu sein. Rheinischer Sonnenschein, rheinische Heiterkeit war und blieb das köstliche Gut, das die Heimat ihm zur Mitgift gegeben hatte. So ist er heimgegangen, „wie das Abendroth, wie der Tag in seinen letzten Gluthen“, und wenige würdigere Söhne des Rheinlandes werden im Schatten des Riesendomes ruhen.‘[2]

---

[1] Köln. Volkszeitung 1895, Nr. 457, Zweites Blatt.
[2] Frankf. Zeitung 1895, Nr. 192, Zweites Morgenblatt.

Das Ehrendenkmal, welches dem großen Manne in dem stolzesten Bauwerke auf deutscher Erde gebührt, haben seine rheinischen Landsleute ihm noch nicht errichtet[1]. Aber auch ohne dasselbe wird sein Name wie kaum ein anderer unverlöschlich eingegraben bleiben in den Pfeilern des schönsten Erdendomes und nicht minder in den Herzen des katholischen Volkes von Deutschland.

[1] Eine Anregung dazu brachte die Köln. Volkszeitung bereits am 19. Juli 1895, Nr. 461. Besonders warm äußerte sich Hülskamp im Lit. Handweiser 1895, Nr. 623: ‚Für das, was Reichensperger in einem langen, arbeitsvollen und arbeitsfreudigen Leben selbstlos zu Gottes Ehre erstrebt, hat seine Seele jetzt den ewigen Gotteslohn empfangen. Allein es gäbe keine Gerechtigkeit und keine Dankbarkeit mehr auf der Welt, wenn nicht binnen kurzem schon am oder im Kölner Dome ein Gedenkzeichen irgend welcher Art der Mit- und Nachwelt davon Kunde gäbe, was August Reichensperger für die katholische Kirche, für das katholische Leben, für die christliche Kunst in deutschen Landen und insbesondere für das schönste Gotteshaus auf Erden Großes und Verdienstreiches gethan!‘

Anhang.

Reichenspergers literarische Arbeiten, geordnet nach der Zeit ihres Erscheinens[1].

1834

Beleuchtung der Schrift: Andeutungen über den Entwurf eines Rheinischen Provincial-Gesetzbuches, von einem Rheinländer. Koblenz, J. Hölscher.

1838

Ueber rheinpreußische Gesetzgebung in der Allgem. Zeitung 1838, Nr. 330, Außerordentliche Beilage.

1840

Einige Worte über den Dombau zu Köln, von einem Rheinländer an seine Landsleute gerichtet. Koblenz, J. Hölscher (wieder abgedruckt in den Vermischten Schriften S. 7—24).

Briefliche Mittheilungen aus Rom und von der Mosel. Hist.-polit. Bl. VI, 58—61.

1841

Die erste Restauration des Kölner Domchores betreffend, in der Kölnischen Zeitung 1841, Nr. 10 (wieder abgedruckt in den Vermischten Schriften S. 319—322).

Ueber die Zerstörung mittelalterlicher Bauwerke in Frankfurt a. M. Rhein- und Moselzeitung vom 27. April 1841, Nr. 115.

Ueber die Ausschmückung des Kölner Domes. Ebenda vom 5. October 1841, Beil. Nr. 271.

1842

Artistisches und Literarisches, den Dom betreffend. Kölner Domblatt 1842, Nr. 6.

Der Baumeister des Kölner Domes ein Belgier. Ebenda Nr. 10.

---

[1] Die nachfolgende Zusammenstellung rechtfertigt sich hauptsächlich durch den Umstand, daß die Arbeiten Reichenspergers in den verschiedensten Zeitschriften zerstreut sind und deshalb nur mit der allergrößten Mühe aufgefunden werden können. Alfred v. Reumont und viele andere haben dies oft beklagt. Von den zahlreichen Beiträgen, welche Reichensperger in Zeitungen veröffentlichte, sind nicht nur die eigentlichen Aufsätze, sondern auch, soweit es möglich war, die Autorschaft festzustellen, die kleinern und größern Artikel aufgenommen worden. Die geniale Nonchalance Reichenspergers gegen die Producte seiner nimmer rastenden Feder hat die Arbeit, bei der möglichste Vollständigkeit angestrebt wurde, nicht wenig erschwert. Die als selbständige Schriften erschienenen Arbeiten sind durch Sperrdruck hervorgehoben.

Bericht über die Wandgemälde im Domchore. Kölner Domblatt 1842, Nr. 12.
Die Wandgemälde über den Chorstühlen im Dome. Ebenda Nr. 15.
Das Dombüchlein von W. v. Waldbrühl. Ebenda Nr. 17.
Der Dombaumeister. Kölner Domblatt 1842, Nr. 17.
Bericht über die Verwendungsfrage der Vereinsgelder. Ebenda Nr. 27.
Die 14 Standbilder im Domchore zu Köln. Köln, in Commission bei F. C. Eisen (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 26—55).
Nakatenus' Himmlisches Palmgärtlein, mit Zeichnungen von E. Steinle, gestochen von J. Keller. Unbekannt, wo zuerst erschienen (wieder abgedruckt in den Vermischten Schriften S. 199—202).
Mitarbeiter an der Schrift: De la Prusse, s. oben Bd. I, S. 78 ff.

1843

Edward Steinle. Kirchliche Kunst. Steinles Wandgemälde im Kölner Dom. Allgem. Zeitung 1843, Beil. Nr. 42 (abgedruckt in dem Briefwechsel Steinle's I, 39 f.).
Die für den Domchor bestimmten Wandgemälde von E. Steinle. Kölner Domblatt 1843, Nr. 42 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 323—328).
Die geistliche Censur für christlich-religiöse Kunstwerke. Ebenda Nr. 52 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 330—333).
Niederrheinisches Jahrbuch von Lersch. Ebenda Nr. 65 (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 202—210).
Ueber die Restauration der Andreaskirche zu Köln. Ebenda Nr. 75.
Die Attribute der Heiligen. Ebenda Nr. 77 (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 210—214).
Der Kreuzgang bei St. Peter in Köln. Unbekannt, wo zuerst erschienen (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 328—329).

1844

Die Wiederbelebung der christlichen Kunst in Frankreich. Kölner Domblatt 1844, Nr. 84 und 91 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 334—349).
Didrons Annales archéologiques. Ebenda Nr. 95.
Nachricht von der neuen Kirche zu Weißenthurm. Ebenda Nr. 96.
Notiz über die Restauration des Hochkreuzes bei Godesberg. Ebenda Nr. 96.
Notiz über den Altar in der südlichen Chorkapelle des Domes. Ebenda Nr. 97.
Zur Baukunst des Mittelalters (Besprechung des Werkes von Puttrich über die mittelalterlichen Bauwerke Sachsens). Ebenda Nr. 102 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 215—227).
Die Kapelle in Fornich (bei Andernach) betreffend. Ebenda Nr. 103 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 333—334).
Nachricht über die Restaurationsthätigkeit des Architekten Chr. W. Schmidt in Trier. Ebenda Nr. 113.
Notiz über die Sammlung von Opfergaben für den Kölner Dom bei der Ausstellung des heiligen Rockes in Trier. Ebenda Nr. 114.
Die Bildwerke an der Liebfrauenkirche zu Trier. Ebenda Nr. 116. 117. 118.
Die neuesten Schicksale der Liebfrauenkirche zu Oberwesel. Ebenda Nr. 125.
Ein neues Prachtwerk über die Kathedrale zu U. L. Frauen in Brou. Ebenda Nr. 126 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 227—232).

Simrocks Legende der heiligen drei Könige. Kölner Domblatt 1844, Nr. 131.

Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Erster Artikel in Dieringers Kathol. Zeitschrift 1. Jahrg., Bd. 2, S. 275—306.

1845

Die Schloßkirche zu Querfurth und die Sponheimer Abteikirche. Kölner Domblatt 1845, Nr. 1 (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 349—351).

Das Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit von Mathias Roriczer, weiland Dombaumeister in Regensburg. Nach einem alten Drucke aus dem Jahre 1486 in die heutige Mundart übertragen und durch Anmerkungen erläutert. Nebst einem Anhange über die Construction der Wimperge. Mit einem Vorwort von A. Reichensperger. Mit 26 in den Text gedruckten Figuren. Trier, Fr. Lintz. (Das Vorwort abgedr. in den Vermischten Schriften S. 55—71.)

Einige Andeutungen in Bezug auf die Restaurationen geschichtlicher Baudenkmäler. Kölner Domblatt 1845, Nr. 8 (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 399 bis 403).

Die Portale der Kathedrale zu Amiens. Ebenda Nr. 11. 12. 13 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 352—380).

Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Zweiter Artikel in Dieringers Kathol. Zeitschrift 2. Jahrg., Bd. 2, S. 267—305.

Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart von A. Reichensperger. Nebst einem Berichte Schinkels aus dem Jahre 1816, den Kölner Dombau betreffend, als Anhang. Trier, Fr. Lintz.

1846

Chr. W. Schmidts Werk über die Baudenkmale der römischen Periode und des Mittelalters in Trier und seiner Umgebung. Kölner Domblatt 1846, Nr. 14 (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 232—239).

Artistisches über Bauwerke am Rhein (Kirche zu Schwarz-Rheindorf, Kreuzgang am Bonner Münster). Ebenda Nr. 15.

Der Kölner Dom und die Kathedrale von Amiens. Ebenda Nr. 16. 17 (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 381—399).

Ueber den Plan und Meister des Kölner Dombaues. Ebenda Nr. 20.

Die Ausschmückung der neu errichteten Domportale betreffend. Ebenda Nr. 23.

Alte Wandgemälde in Braunschweig betreffend. Ebenda Nr. 24.

Altar, Baptisterium, Basiliken, Baugenossenschaften (Bauhütten im Mittelalter), Baukunst (kirchliche). Aschbachs Kirchenlexikon I, 162—164. 450—454. 517—521 521—537.

Kirchliche Kunstleistungen in Belgien. Mainzer ‚Katholik' 1846, Nr. 146.

Den St. Gangolphs-Kirchenbau betreffend. Triersches Intelligenzblatt 1846, Nr. 108.

Bericht über den Congreß der Archäologischen Gesellschaft Frankreichs. Rhein- und Moselzeitung 1846, Nr. 138.

Die baulichen Verschönerungen der Stadt Trier betreffend. Unbekannt, wo zuerst erschienen (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 404—408).

Ueber den Bau unserer heutigen Wohnungen. Kalender für Katholiken 1846, S. 46 bis 60 (abgedruckt in der Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1850, Nr. 1 und 2;

im Gemeinnützigen Wochenblatt des Kölner Gewerbevereins 1850, Nr. 32—33; im Leipziger Tageblatt 1850, Nr. 266; in der Hannoverischen Zeitung vom 2. Mai 1851 in der Kasseler Zeitung 1851, Nr. 89. 94 und in den Vermischten Schriften S. 409—419).

Das Berliner ‚Magazin für die Literatur des Auslandes' über Pius IX. und das junge Italien. Rhein- und Moselzeitung 1846, Nr. 305.

Die ‚Allg. Zeitung' über die Uebertritte zur Kirche in England. Ebenda.

Communication (Coupe de Ste. Élisabeth) in Didrons Annales archéol. V, 278—281.

Gondon, Du mouvement religieux en Angleterre. Monatsblatt des Vereins vom hl. Karl Borromäus 1846, Nr. 7.

Conversion de soixante ministres anglicans ou membres des universités anglaises — avec une notice sur M. Newman. Monatsblatt des Vereins vom hl. Karl Borromäus 1846, Nr. 7.

1847

Besprechung des Albums mittelalterlicher Kunst von G. Kallenbach. Kölner Domblatt 1847, Nr. 25 (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 239—243).

Didrons Annales archéologiques. Ebenda Nr. 27 (wieder abgedr. ebenda S. 243 bis 248).

Kunst- und Alterthumsvereine in England. Ebenda Nr. 29.

Wandmalereien in der Karmeliterkirche zu Boppard. Ebenda Nr. 30 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 420—425).

Chor. Aschbachs Kirchenlexikon II, 31—33.

Die Deckengemälde in dem Kapitelsaale der Abtei Brauweiler bei Köln. Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland XI, 85—122 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 72—100).

Sociétés archéologiques de l'Angleterre, in Didrons Annales archéol. VI, 242—247 (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 543—547).

Zur Thurmfrage. Triersches Intelligenzblatt 1847, Nr. 72.

Zerstörungsfieber in Saarburg. Ebenda Nr. 80.

Bauliches aus Trier (Restauration des Domes). Ebenda Nr. 189.

Locales (die Domfenster betreffend). Ebenda vom 14. August.

Curiosum zur Gesch. des Alignements-Despotismus aus Bitburg. Ebenda Nr. 231.

Besprechung der Schrift: Geständnisse eines im Protestantismus aufgewachsenen Christen über religiöse Erziehung und Bildung. Rhein- und Moselzeitung 1847, Nr. 27.

Correspondenz von der Mosel (über Gervinus). Ebenda.

Nadlers Gedichte in Pfälzer Mundart. Zeitschwingen, Beilage zur Rhein- und Moselzeitung 1847, Nr. 100.

Besprechung der Domlieder vom Kaiserdome zu Speier. Kölner Domblatt 1847, Nr. 27 (wieder abgedr. in den Vermischten Schriften S. 249—250).

Reisebilder aus England. Mainzer ‚Katholik' 1847, Nr. 20. 36. 51. 75.

1848

Fürsorge für die kirchlichen Kunstgegenstände in der Diöcese Trier. Kölner Domblatt 1848, Nr. 37.

E. Michelis, Die Völker der Südsee und die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter denselben. Monatsblatt des Vereins vom hl. Karl Borromäus 1848, Nr. 17. 18.

1849

Die Doppelkapelle auf Schloß Vianden. Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XIV, 101—113 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 100 bis 111).

Ueber das Bildungsgesetz der gotischen Baukunst, nebst Beilage: Des Meisters L. Lacher Unterweisung. Vortrag bei dem Winkelmannsfeste zu Bonn am 10. December 1849 (ohne die Beilage abgedr. in der Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1850, Nr. 9. 10, vollständig abgedr. in den Vermischten Schriften S. 125—155).

L'art et l'archéologie en Allemagne I, in Didrons Annales archéol. IX, 335—351 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 548—563).

Ein Mittel gegen Oelfarbe. Kölner Domblatt 1849, Nr. 56.

Das Dombild. Kölner Domblatt 1849, Nr. 58.

Künstlerisches (Aquarellbilder von A. Wegelin). Ebenda Nr. 59.

Den Museumsbau betreffend. Deutsche Volkshalle vom 7. November 1849.

Das projectirte Clemens-August-Denkmal betreffend. Deutsche Volkshalle vom 18. August 1849.

1850

Die St. Ursulakirche. Kölner Domblatt 1850, Nr. 59.

Die Stadtmauer am Rheinhafen in Köln. Ebenda Nr. 60.

Anfrage, die Kirche St. Maria im Capitol betreffend. Ebenda Nr. 63.

Originalpläne deutscher Kathedralen, herausgeg. von Chr. W. Schmidt, Architekt in Trier. Ebenda Nr. 65.

Artistisches (zwei Werke von G. Kallenbach). Ebenda Nr. 66.

Artistisches aus Oesterreich. Ebenda Nr. 71 (abgedruckt in der Deutschen Volkshalle 1851, Nr. 31 und in den Vermischten Schriften S. 441—446).

Kanzel. Aschbachs Kirchenlexikon III, 684.

Kathedralen. Ebenda III, 745—761.

Kirchenfenster. Ebenda III, 806—810.

Thürme (von Kirchen). Ebenda IV, 1036—1038.

Die Bauhütten des Mittelalters, nebst einer Urkunde, dd. Trier 20. October 1397, als Beilage (ohne die Beilage abgedruckt in der Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1850, Nr. 26 u. 27, und in der Beilage der Wiener Zeitung 1850, Nr. 20 u. 21; mit der Beilage in den Vermischten Schriften S. 156—167).

Noch ein Wort über die Castorkirche in Koblenz. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1850, Nr. 10.

Die Nicolai-Kirche in Hamburg. Ebenda Nr. 15 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 426—429).

Die St. Victorskirche zu Xanten. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1850, Nr. 24 (abgedr. im Kreisblatt für Geldern 1850, Nr. 72, und in den Vermischten Schriften S. 429—432).

L'art et l'archéologie en Allemagne II, in Didrons Annales archéol. X, 180—186 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 566—570; deutsche Uebersetzung in der Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1851, Nr. 57).

Abermals eine ‚Verschönerung' (Hospital in Cues). Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1850, Nr. 11.

Richter, Die St. Castorkirche zu Koblenz. Ebenda Nr. 17.

Zur christlichen Bildnerei. Ebenda Nr. 26.

Ausstellung von Kunstwerken zum Besten eines hiesigen Vincenzius-Vereins. Beilage zu Nr. 159 der Deutschen Volkshalle.

Das projectirte Monument für den Erzbischof Clemens August. Deutsche Volkshalle 1850, Nr. 215, und Beilage zu Nr. 220.

Katholische Literatur und Kunst. Monatsblatt des Vereins vom hl. Karl Borromäus 1850, Nr. 35.

K. Jürgens, Zur Gesch. des deutschen Verfassungswerkes 1848—1849. Deutsche Volkshalle 1850, Beilage zu Nr. 70 u. 169.

Denkwürdigkeiten aus Erfurt I—III. Ebenda Nr. 89. 90. 105.

Correspondenzen aus Erfurt (gezeichnet △). Ebenda; s. oben Bd. I, S. 317 f.

Ein Rückblick (über die Haltung der Köln. Zeitung). Leitartikel in der Deutschen Volkshalle 1850, Nr. 52.

1851

Die Münsterkirche zu Aachen und ihre Wiederherstellung (Besprechung des Werkes von Debey). Kölner Domblatt 1851, Nr. 72, und Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1851, Nr. 35 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 250—252).

Die Bauhütten des Mittelalters. Kölner Domblatt 1851, Nr. 73. 75.

Artistisches (Besprechung der Schmidtschen Werke: Originalpläne deutscher Dombauten und Kirchenmöbel aus dem Mittelalter und der Renaissance). Ebenda 1851, Nr. 78.

Die neuen Wandteppiche für den Kölner Domchor. Ebenda 1851, Nr. 81, und Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1851, Nr. 74 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 446—449).

Collectanea antiqua by Ch. Roach Smith. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1851, Nr. 41—60 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 252—254. 259—261).

Londres, la Hollande etc. par J. Bard. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1851, Nr. 53 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 254—256).

Bauwerke des Mittelalters von G. Geiwitz. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1851, Nr. 53, und Hannoverische Zeitung vom 20. Mai 1851 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 256—258).

Kreuser, Der christliche Kirchenbau. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1851, Nr. 53.

Bock, Lettre sur un manuscrit intitulé Liber Guidonis. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1851, Nr. 59 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 258—259).

Mertens, Die Baukunst in Deutschland 900—1600. Unbekannt, wo zuerst erschienen (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 262—263).

Wegeler, Die Burg Rheineck. Unbekannt, wo zuerst erschienen (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 263—266).

Zehe, Beschreibung' des Domes zu Xanten. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1851, Nr. 75 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 266—268).

Ein Wort über den Londoner Glaspalast. Sonderabdruck aus der Deutschen Volkshalle. Köln, Bachem (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 432—441).

Anmerkungen zu einem Artikel der Allgemeinen Zeitung: Zur Literatur der deutschen Baukunst. Zugabe zur deutschen Volkshalle 1851, Nr. 36.

Dr. Waps Monatsschrift für schöne Kunst. Ebenda Nr. 57.

G. de la Tour, Lorraine et France. Ebenda.

Alberdingk Thijm, Hollandsche Baukunst. Ebenda.

Verein für katholische Kunst. Ebenda Nr. 62.

Von der Reise (Auf der Mosel, den 11. Juli). Hannoverische Zeitung vom 20. Juli 1851, Sonntagsblatt.

Von der Reise (Beschreibung der Stadt Osnabrück und ihrer Denkmäler). Ebenda vom 23. und 29. November und 1. December 1851 (abgedruckt unter dem Titel ‚Zur Stadtbaukunst' in der Beigabe zur Deutschen Volkshalle 1852, Nr. 84. 86).

Reisebriefe (Von der Mosel). Hannoverische Zeitung, Sonntagsblatt zu Nr. 168 und Nr. 169.

Bauliches (über Hannover). Ebenda Nr. 246.

Reisebrief (Aus Westfalen und Dortmund). Ebenda Nr. 270.

Zur Physiognomik der Stadt Köln am Rhein. Hannoverische Zeitung vom 9. April 1851.

Berliner Correspondenz über den Bau des neuen katholischen Krankenhauses. Ebenda vom 10. Mai 1851.

Bauliches. Ebenda vom 17. Mai 1851.

Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte, herausgeg. von Mithoff. Ebenda vom 4. October 1851.

Entgegnung gegen eine Kritik des Aufsatzes in Didrons Annalen. Deutsches Kunstblatt 1851, Nr. 7.

Das Organ für christliche Kunst. Blätter des Vereins vom hl. Karl Borromäus 1851, Nr. 46. 47. 48.

Montalembert. Deutsche Volkshalle 1851, Nr. 13.

Das Verhältniß der Rheinprovinz (zu Preußen). Deutsche Volkshalle vom 1. August 1851.

Frankreich und Preußen. Ebenda vom 30. December 1851.

Berliner Correspondenz (gegen den Rundschauer der Kreuzzeitung). Ebenda Nr. 175 (1. August 1851).

Berliner Correspondenz (gegen denselben). Beilage zu Nr. 177 der Deutschen Volkshalle (3. August 1851).

Correspondenz aus Düsseldorf vom 16. October. Hannoverische Zeitung vom 18. October 1851.

1852

Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Nebst zwei auf den Kölner Dombau bezüglichen Anlagen. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Trier, Fr. Linz.

Zur mittelalterlichen Baukunst (vorläufige Anzeige von Scholten, Baurechnungen). Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1852, Nr. 89.

Kunstgeschichtliches (Besprechung des Werkes von Scholten: Baurechnungen der St. Victorskirche in Xanten. Kölner Domblatt 1852, Nr. 87 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 268—272).

Dr. Puttrichs Werke. Kölner Domblatt 1852, Nr. 92.

v. Quast, Ueber Schloßkapellen. Organ für christliche Kunst II, Nr. 14 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 272—277).

Schneemann, Das römische Trier. Organ für christliche Kunst II, Nr. 17 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 277—279).

Zur Kunstliteratur (Kallenbach und Schmitt, Die christliche Kirchenbaukunst). Organ für christliche Kunst II, Nr. 3.

Die Krefelder Ausstellung mittelalterlicher Paramente und Geräthschaften. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1852, Nr. 126.

Lübke, Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters. Organ für christliche Kunst II, Nr. 10.

Schreiben über die Verwahrlosung der mittelalterlichen Denkmäler zu Hildesheim. Ebenda Nr. 13.

Bauliches. Hannoverische Zeitung 1852, Nr. 31.

Berliner Correspondenzen. Ebenda vom 4., 14. und 16. Februar 1852.

Die Politik des Hauses Oesterreich Deutschland und dem Katholicismus gegenüber. Nach der Geschichte betrachtet von einem Protestanten. Göttingen 1852. Hannoverische Zeitung vom 4. Januar 1852.

1853

Die Schwanenkirche bei Forst auf dem Maifelde. Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XIX, 109—124 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 111—125).

Kunstliteratur (Besprechung des Werkes von Verdier, Architecture civile et domestique au moyen-âge et à la renaissance). Organ für christl. Kunst III, Nr. 2; Kölner Domblatt 1853, Nr. 101, und in der Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1853, Nr. 144 (abgebr. in den Vermischten Schriften S. 281—289).

Die Bedachung des Domes zu Köln betreffend. Kölner Domblatt 1853, Nr. 102 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 454—456).

Die Deckengemälde in der St. Michaelskirche zu Hildesheim. Kölner Domblatt 1853, Nr. 104 (abgedruckt in den Vermischten Schriften S. 449—451).

Perret, Catacombes de Rome. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1853, Nr. 182 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 289—294).

Zur christlichen Bildnerei. Unbekannt, wo zuerst erschienen (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 452—454).

F. de Verneilh, L'architecture byzantine en France. Organ für christliche Kunst III, Nr. 2.

Denkmäler aus Nassau. Ebenda.

Ramboux, Umrisse zur Veranschaulichung der altchristlichen Kunst in Italien von 1200—1600. Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XIX, 136—138 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 280—281).

L'art et l'archéologie en Allemagne III, in Didrons Annales archéol. XIII, 338—354 (abgedruckt in den Vermischten Schriften S. 570—586; deutsche Uebersetzung in der Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1854, Nr. 250. 251. 252).

Die katholischen Interessen im 19. Jahrhundert (Besprechung der gleichnamigen Schrift Montalemberts). Deutsche Volkshalle 1853, Nr. 3 vom 5. Januar.

Die ‚Kreuzzeitung' gegenüber dem Katholicismus. Ebenda Nr. 139 vom 22. Juni, vgl. Nr. 145.

1854

Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Nebst einem Titelkupfer und 31 Tafeln mit 125 Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel.

Die Geschichte der Stadt Köln betreffend. Kölner Domblatt 1854, Nr. 108 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 460—462).

Der Rathhausbau zu Hamburg und der Museumsbau zu Köln. Kölner Domblatt 1854, Nr. 116 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 457—459).

Giefers, Drei merkwürdige Kapellen Westfalens. Unbekannt, wo zuerst erschienen (abgedruckt in den Vermischten Schriften S. 294—296).

Monumentales aus Köln (Erhaltung der Minoritenkirche). Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1854, Nr. 215.

Roach Smith, Catalogue of the Museum of London Antiquities. Ebenda Nr. 217 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 297—298).

Ch. Mathieu, Livre de Messe. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1854, Nr. 221 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 299—304).

Weigel, Holzschnitte berühmter Meister. Ebenda Nr. 241 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 310—314).

Eine Ausstellung alter Gemälde im Gürzenichsaale. Ebenda Nr. 216 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 463—466).

Giefers, Das Gefäß für die heiligen Oele aus der Altstädter Kirche zu Warburg. Organ für christl. Kunst 1854, Nr. 14.

J. A. Alberdingk Thijm, Litérature néerlandaise. Zugabe zur Deutschen Volkshalle 1854, Nr. 224 (abgedruckt in den Vermischten Schriften S. 304—309).

Annales du comité flamand de France. Ebenda Nr. 234.

Correspondenz über die Lage der Katholiken in Rußland unter Paul I. und Alexander I., Deutsche Volkshalle 1854, Nr. 121.

1855

Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst von A. Reichensperger. Besondere Ausgabe mit 8 Tafeln und Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel.

Die St. Wernerus-Kirche zu Bacharach betreffend. Kölner Domblatt 1855, Nr. 125. 126 (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 467—470).

Das Hamburger Rathhaus und das Kölner Museum. Organ für christl. Kunst V, Nr. 7.

Ein Wort in betreff der modernen Gotik. Ebenda Nr. 14.

Höfling, Initialen, Ornamente und Paramente aus dem Mittelalter. Ebenda (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 315—316).

Ueber die Bau- und Kunstdenkmäler Paderborns. Westphälisches Kirchenblatt 1855, Nr. 24.

1856

Vermischte Schriften über christliche Kunst von August Reichensperger. Nebst 8 Tafeln mit Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel.

Der Humor in der Kunst. Unbekannt, wo zuerst erschienen (abgedr. in den Vermischten Schriften S. 471—478).

Der Hamburger Rathhausbau. Kölner Domblatt 1856, Nr. 132.

Zum Görres-Fenster. Ebenda Nr. 134.

Die Fenster im Mittelschiffe des Kölner Domes. Ebenda Nr. 138.

The spire and roof of Cologne Cathedrale. The Ecclesiologist XIV (London 1856), 349—351; vgl. p. 382.

Matthias Merian und seine Topographien. Einleitung zu den ‚Mittelalterlichen Bauwerken nach Merian‘ gezeichnet von W. Statz. Von Dr. A. Reichensperger. (Mit Bildertafeln.) Leipzig, T. O. Weigel.

Einleitung zu dem ‚Gotischen Musterbuche‘ (herausgeg. von V. Statz und G. Ungewitter) von A. Reichensperger. Leipzig, T. O. Weigel.
Zum Schlußkapitel von Lübkes Geschichte der Architektur. Organ für christl. Kunst VI, Nr. 14.
Bock, Gesch. der liturg. Gewänder des Mittelalters. Ebenda Nr. 24.
Le Correspondant. Zeitung ‚Deutschland‘ 1856, Nr. 248 u. 249, Beilage.
La Chambre des Députés en Prusse. Correspondant (Paris 1856) XXXIX, 177—184.

1857

Vorwort zum Inhaltsverzeichniß des Domblattes. Kölner Domblatt 1857, Nr. 146.
Die Ausschmückung des Domes. Organ für christl. Kunst 1857, Nr. 16, und Kölner Domblatt 1857, Nr. 149.
Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens (Besprechung des gleichnamigen Werkes von dem Architekten- und Ingenieur-Verein für Hannover). Kölner Domblatt 1857, Nr. 149.
Die neuen Wandteppiche für den Chor des Kölner Doms. Stuttgarter ‚Kirchenschmuck‘ Bd. I, Heft 6, S. 88 f., und Kölner Domblatt 1857, Nr. 151.
Ein Ausspruch des Herrn W. Lübke. Organ für christl. Kunst VII, Nr. 6.
Ueber die Ausstellung von Kunstsachen im Schloß zu Liegnitz. Ebenda Nr. 14.
Antikritisches. Ebenda Nr. 15.
Heraldisches ABC-Buch von K. v. Mayer. Ebenda Nr. 16.
Oesterreichs kirchl. Kunstdenkmale der Vorzeit, Lief. 1—4. Ebenda Nr. 23.
The Ecclesiological Society. Ebenda Nr. 24.
L'art et l'archéologie en Allemagne IV, in Didrons Annales archéol. XVII, 128 bis 139.
Haulleville, Hist. des communes lombardes. Zeitung ‚Deutschland‘ 1857, Nr. 170.
De l'état actuel du Protestantisme en Allemagne. Correspondant (Paris 1857) XL, 171—176.
Lettre de M. Reichensperger. Ebenda XLI, 543—544.

1858

Aus London (über den gotischen Bau der Ministerialgebäude). Kölner Domblatt 1858, Nr. 166.
Ramboux, Erinnerung an eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Organ für christl. Kunst VIII, Nr. 8.
Die ‚Grenzboten‘ über Steinles Entwurf für das Kölnische Museum. Ebenda Nr. 15.
Minutolische Kunstsammlung. Ebenda Nr. 23.
Die neuen Ministerialgebäude in London. Ebenda Nr. 24.
On the Associations for the Advancement of christian Art in Germany. The Ecclesiologist XVI (London 1858), 88—90.
Lettres de Berlin. Correspondant (Paris 1858) XLIII, 347—349; XLIV, 780—784; XLV, 402—404. 598—600.
Die Wahlen zum Hause der Abgeordneten in Preußen. Von einem Katholiken. Paderborn, F. Schöningh.

1859

Steinles Zeichnungen zum Officium immaculatae Concept. b. Mariae Virginis. Organ für christl. Kunst IX, Nr. 4.

Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder Bd. I. Organ für christliche Kunst IX, Nr. 16.

Das hiesige Erzbischöfliche Museum für christl. Kunst betreffend (unterzeichnet ‚Ein Altgotiker‘). Ebenda Nr. 22.

A French Report on Art. The Ecclesiologist XX (London 1859), 315—316. 429—430.

Works in the City of Cologne. Ebenda p. 402—403.

Progress in Germany. Ebenda p. 146—147.

Lettre de Berlin: Les partis en Prusse. Correspondant (1859) XLVI, 745 bis 750.

Lettre d'Allemagne: La Prusse avant et après la paix de Villafranca. Ebenda XLVII. 743—750.

Politischer Situationsbericht. Zeitung L'Universel 1859, le 5 Oct.

1860

Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Dritte, umgearbeitete Auflage. Trier, Fr. Lintz.

Zur Monumenten-Statistik. Kölner Domblatt 1860, Nr. 186.

Deutschlands nächste Aufgaben, von August und Peter Reichensperger. Paderborn, F. Schöningh.

Der Thurm der St. Andreaskirche zu Köln. Organ für christl. Kunst X, Nr. 8.

Redende Bilder. Ebenda Nr. 12.

Den Kölner Dombau betreffend. Ebenda Nr. 13.

1861

Ramboux, Beiträge zur Kunstgeschichte des Mittelalters. Organ für christl. Kunst XI, Nr. 1.

Beresford Hope, The English Cathedral of the nineteenth century. Ebenda Nr. 14.

Belgische Kunstsünden. Ebenda Nr. 18.

Die innere Ausstattung der St. Egidiuskirche zu Münster. Ebenda Nr. 20.

Artistisches (Zeichnungen von Ramboux). Belletr. Beil. zu den Kölnischen Blättern 1861, Nr. 77.

Notiz über Montalembert. Organ für christl. Kunst XI, Nr. 3.

Polit. Correspondenz aus Berlin. Köln. Blätter 1861, Nr. 278 vom 1. December.

1862

Das wahre und das falsche Mittelalter (nach Montalembert). Kölner Domblatt 1862 bis 1863, Nr. 213.

Drames liturgiques du moyen âge par E. de Coussemaker. Organ für christl. Kunst XII, Nr. 6.

Mittelalterliche Baudenkmale in Kurhessen. Ebenda Nr. 7.

Das Triumphkreuz (Crux triumphalis). Ebenda Nr. 10.

Zur Kunstgeschichte (Merlo über die Familie Jabach zu Köln). Belletr. Beil. zu den Köln. Blättern 1862, Nr. 105.

Künstlerisches aus Wien. Ebenda Nr. 117.

Kunsttopographie Deutschlands von Lotz. Ebenda Nr. 131.

Literarische Notizen (betreffend ‚Cäcilia'. Organ für kathol. Kirchenmusik, und H. Loersch, De ortu et incremento superioritatis territorialis in comitatu Iuliacensi). Belletr. Beil. zu den Köln. Blättern 1862, S. 551—552.
Phrasen und Schlagwörter. Ein unentbehrliches Rath- und Hilfsbüchlein für Zeitungsleser. Paderborn, F. Schöningh.
Politisches Tagebuch. Rheinische Volksblätter von A. Kolping 1862, Nr. 4.
Kleindeutsche Geschichtsbaumeister. Köln. Blätter 1862, Nr. 18.

1863

Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Aus Veranlassung der an das preußische Abgeordnetenhaus gelangten Künstlerpetitionen. Paderborn, F. Schöningh.
Berichtigung zu dieser Schrift. Organ für christl. Kunst XIII, Nr. 9.
Das wahre und das falsche Mittelalter (nach Montalembert). Kölner Domblatt 1863, Nr. 215. 216. 217.
Ueber Lettner. Ebenda Nr. 216.
Correspondenz aus Cleve über den Lettner der St. Victorskirche zu Xanten. Köln. Blätter vom 25. Febr. 1863.
Der Londoner Verein für kirchliche Kunst (The Ecclesiological Society). Kölner Domblatt 1863, Nr. 220. 221—222.
Aphorismen über Kunst. Ebenda Nr. 224. 226.
Erklärung gegen Prof. Piper. Organ für christl. Kunst XIII, Nr. 5.
Zur Tendenz-Kunst. Ebenda Nr. 15.
Görres über den Dombau. Ebenda Nr. 17.
Ewerbeck, Architektonische Reiseskizzen. Ebenda Nr. 20.
Weale, Bruges et ses environs. Ebenda Nr. 20.
Die Wandgemälde im Museum zu Köln. Augsb. Allgem. Zeitung 1863, Beil. Nr. 219.
Phrasen und Schlagwörter. Ein Rath- und Hilfsbüchlein für Zeitungsleser. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Paderborn, F. Schöningh.
Verklaring van den zin en de beteekenis der bij het behandelen van staatkundige vraagstukken veel gebezigde Magtspreuken en Stopwoorden. Ten dienste der Nederlandsche dagbladlezers van onzen tijd bewerkt door Dr. D. J. W. Daamen. Terborgh, A. H. W. Daamen. (Holländisch Bearb. der ‚Phrasen und Schlagwörter'.)

1864

Ist die Gotik deutschen oder französischen Ursprungs? Kölner Domblatt 1864, Nr. 227.
Die innere Ausstattung der Minoritenkirche zu Köln. Ebenda Nr. 228.
Etwas Poetisches über den Dom (Gedicht von 1740). Ebenda Nr. 234.
Aphorismen über Kunst. Ebenda Nr. 234.
Zur Lettner-Frage. Ebenda Nr. 236.
Bilder-Katechismen betreffend. Organ für christl. Kunst XIV, Nr. 17.
Verschiedenes aus dem Kunstgebiete. Ebenda Nr. 21. 22.
Wie die Herren Lübke u. Comp. ästhetische Polemik treiben. Ebenda Nr. 23.
Ein Rückblick auf die letzten Sessionen des preußischen Abgeordnetenhauses, und: Ein Wort über die deutsche Verfassungsfrage von Dr. A. Reichensperger. Zwei Abtheilungen. Paderborn, Schöningh.

1865

Die Kunst jedermanns Sache, von Dr. A. Reichensperger. Broschürenverein 1865, Nr. 7. Frankfurt a. M., Hamacher.
Mittelalterliche Kunstdenkmäler in Kurhessen. Organ für christl. Kunst XV, Nr. 5.
Verschiedenes aus dem Kunstgebiete. Ebenda Nr. 9.
Urkundenbuch der mittelrheinischen Territorien. Ebenda Nr. 10.
Ramboux' Trostspiegel in den Widerwärtigkeiten des Lebens. Ebenda Nr. 11.
Die Wiederherstellung historischer Denkmäler. Ebenda Nr. 12.
Wiener Kunstbestrebungen. Ebenda Nr. 18.
Berichtigung (Glasmalerei betreffend). Ebenda Nr. 21.
Mouvement archéologique en Allemagne, in Didrons Annales archéol. XXV, 57—59.
Aphorismen über Kunst. Kölner Domblatt 1865, Nr. 240. 241. 249.
Die ‚Grenzboten' über Gotik. Ebenda Nr. 242.
Das Münster zu Aachen betreffend. Ebenda Nr. 242.
Mittheilung über den Verein ‚Wiener Bauhütte'. Ebenda Nr. 246.
Die Liebfrauenkirche zu Trier und deren Restauration. Eine Rede. Trier, Fr. Lintz.
Zum Surrogaten-Unwesen. Organ für christl. Kunst XV, Nr. 2.

1866

Georg Gottlieb Ungewitter und sein Wirken als Baumeister, zumeist aus Briefen desselben dargestellt. Leipzig, T. O. Weigel.
Reisenotizen über Kunst. Histor.-polit. Blätter LVII, 917—941 (Freiburg i. Br., Basel, Zürich); LVIII, 373 (Luzern, Sarnen, Interlaken, Thun). 388. 548—568 (Bern); LIX, 21—32 (Freiburg i. d. Schweiz) (das Urtheil über das Polytechnicum in Zürich, abgedr. im Organ für christl. Kunst XVI, Nr. 14).
Das Farbenfenster über dem Westportal des Doms betr. Kölner Domblatt 1866, Nr. 251.
Reiseskizzen der niedersächsischen Bauhütte. Ebenda Nr. 253.
Aphorismen über Kunst. Ebenda Nr. 254.
Die Domsacristei betreffend. Ebenda Nr. 256.
Nochmals die Domsacristei betreffend. Ebenda Nr. 258.
Gegen Surrogaten-Unwesen. Organ für christl. Kunst XVI, Nr. 1.
Zur bürgerlichen Architektur des Mittelalters. Ebenda Nr. 4.
Zur Kunstliteratur (Mittelalterliche Baudenkmäler in Kurhessen). Ebenda Nr. 4.
Alfred Michiels über deutsche Kunst. Ebenda Nr. 5.
In Sachen des Aachener Münsters und in eigener Sache. Ebenda Nr. 8.
Die Restauration der Kirche St. Maria im Capitol in Köln. Ebenda Nr. 10.
Eine Monumenten-Statistik betreffend. Ebenda Nr. 23.
On Art (engl. Uebers. von ‚Die Kunst jedermanns Sache'). The Ecclesiologist XXVII (London 1866), 18 f. 74 f. 157 f. 205 f.
The proper position of the pastoral staff in an episcopal effigy. The Ecclesiologist XXVII (London 1866), 172—174. 337—339.

1867

Allerlei aus dem Kunstgebiete, von Dr. A. Reichensperger. Brixen, A. Weger.
Künstlerkämpfe (Entgegnung auf den Aufsatz von Philipp Veit). Hist.-polit. Bl. LX, 771—775.

Die heutige Massenproduction auf dem Kunstgebiete. Organ für christl. Kunst XVII, Nr. 5.
H. J. Parker über die christliche Mosaik-Malerei. Ebenda Nr. 8.
Riegel über Cornelius. Ebenda Nr. 10.
Die Wiener Votivkirche. Ebenda Nr. 22.
Für Herrn H. Riegel (über Cornelius und Steinle). Ebenda Nr. 23.
The Builder und der Kölner Dombau. Ebenda Nr. 24.
Berichtigung und Erklärung. Journal des beaux-arts 1867, no. 8.
Eingesandt (Erklärung gegen H. Riegel über ein angebliches ungünstiges Urtheil von Cornelius, betreffend Steinles Wandgemälde im Kölner Museum). Schaslers Deutsche Kunstzeitung 1867, Nr. 44.
The proper position of the pastoral staff in an episcopal effigy. The Ecclesiologist XXVIII (London 1867), 129—133.
L'Art Gothique au XIX[e] siècle, par A. Reichensperger. Traduit de l'allemand avec l'autorisation spéciale de l'auteur par Camille Nothomb, précédé d'une préface par P. de Haulleville. Bruxelles, V. Dévaux.

1868

Vorrede zu dem Werke von Statz, Gotische Einzelheiten. Lüttich 1868.
Die Domsacristei betreffend. Kölner Domblatt 1868, Nr. 273.
Laib und Schwarz, Biblia pauperum. Bonner Theol. Literaturblatt III, 157—162.
Kunstgeschichtliches (Schriften von Nordhoff). Organ für christl. Kunst XVIII, Nr. 2.
Cornelius und der deutsche Hellenismus, in der englischen Zeitschrift The Chronicle 1868. Uebersetzt im Organ für christl. Kunst XVIII, Nr. 7.
Die Gotik und einige Kunstliteraten. Ebenda Nr. 9.
Zur Verständigung mit der Wiener Allgem. Literaturzeitung. Ebenda Nr. 10.
Joh. Friedr. Böhmer und sein Verhältniß zur Kunst. Ebenda Nr. 13.
Kunstliterarische Notizen: 1. Schmitz, Der Dom zu Köln; 2. Molitors Weihnachtstraum, mit Holzschnitten von F. A. Joerdens nach Zeichnungen von Steinle; 3. v. Heukelum, Van sante Cristoffels beeldern. 4. Parker, Archaeology of Rome. 5. A. J. Richter, St. Castor zu Koblenz. 6. Ellenbogen, Hochaltar im Krönungsdom in Preßburg. Ebenda Nr. 15.
Kunstliterarische Notizen: 7. Schasler, Villa oder Miethkaserne? 8. Dr. Crull, Rathsweinkeller zu Wismar; 9. v. Dehn-Rotfelser, Die Baukunst in der großen Ausstellung und die neueste Bauthätigkeit in Paris; 10. Wilmowsky, Die römische Villa zu Nennig und ihr Mosaik; 11. Helfert und Lind, Alte kirchliche Denkmäler im österreichischen Kaiserstaate. Ebenda Nr. 16.
Das alte Rom betreffend (Publicationen von Parker und Gori). Ebenda Nr. 20.
Entdeckung einer Krypta in Gran. Ebenda Nr. 23.
Entdeckung von Wandmalereien in Köln. Ebenda.

1869

Die Mathiaskapelle zu Kobern und die Kamperhofkapelle zu Köln, in Bock, Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Köln und Neuß, L. Schwann.
Die Kirche zum hl. Gereon in Köln, in Bock, Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Köln und Neuß, L. Schwann.
Rio, De l'art chrétien. Bonner Theol. Literaturblatt IV, 213—216.
F. Schmitz, Der Dom zu Köln. Bonner Theol. Literaturblatt IV, S. 595—602.

Ueber das Portalfenster an der Westseite des Domes zu Köln. Kölner Domblatt 1869, Nr. 281.
Die christliche Kunst in Belgien (Brüssel, Brügge, Gent, Lüttich, Antwerpen). Hist.-polit. Bl. LXIII, 97—126. 232—248.
Den Dombau betreffend. Organ für christl. Kunst XIX, Nr. 3.
Ausgrabungen in Rom (durch Parker). Ebenda.
Ein Curiosum (Woltmann über Gotik) [unterzeichnet ‚Ein Apostel der Gotik']. Ebenda Nr. 6.
Die Sammlungen des Germanischen Museums. Ebenda Nr. 7.
Das alte Rom betreffend (Publicationen von Gori und Parker). Ebenda Nr. 12.
Giefers, Praktische Erfahrungen und Rathschläge, die Erbauung neuer Kirchen sowie deren Erhaltung und Wiederherstellung betreffend. 3. Aufl. Organ für christl. Kunst XIX, Nr. 21.
Correspondenz aus Köln (für Fr. Schmidt gegen F. Pecht). Ebenda Nr. 21.
Urtheil der Deutschen Bauzeitung über Fr. Schmidts Plan für das Wiener Rathhaus. Ebenda Nr. 22.
Ueber das doppelte Maßwerk des Hauptfensters der Domfaçade. Kölner Domblatt 1869, Nr. 281 (vgl. Kölnische Volkszeitung 1869, Nr. 254).
Mouvement archéolog. en Allemagne, in Didrons Annales archéol. XXVI, 129—134.
Zum Theaterbau (in Köln). Kölnische Volkszeitung 1869, Nr. 345.

1870

Christliche Kunst in Spanien (Besprechung des Werkes von Schulcz-Ferencz über Gerona). Bonner Theol. Literaturblatt V, 70—75.
Ein illustrirter Kalender (The Calendar of the Prayer-Book illustrated). Ebenda S. 212—213.
Hinz, Die Schatzkammer der Marienkirche zu Danzig. Organ für christl. Kunst XX, Nr. 4.
Kunstliterarische Notizen. Ebenda Nr. 6.
Die Restauration des Innern der Groß-St. Martinskirche zu Köln. Ebenda Nr. 11.
Das Wirken des Bischofs Dr. Müller auf dem Kunstgebiete. Ebenda Nr. 12.
Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel. Ebenda Nr. 13.
Die Marien-Votivkirche in Aachen. Ebenda Nr. 14.
Notiz über Parkers Forschungen in Rom. Ebenda Nr. 15.
Wilmowsky, Die römischen Moselvillen zwischen Trier und Nennig. Ebenda Nr. 16,
Schnatter, Synchronistische Geschichte der bildenden Künste. Ebenda Nr. 16.
Kervyn de Lettenhove, Les Pourbus. Ebenda Nr. 17.
Notiz über die Westgiebelfenster des Kölner Domes. Ebenda Nr. 23.
Die Marien-Votivkirche in Aachen. Echo der Gegenwart 1870, Nr. 218.
Literarisches (Organ für christl. Kunst). Kölnische Volkszeitung 1870, Nr. 206.
Considérations sur la situation de l'Allemagne. Brüsseler Revue générale 1870, II, 577—584.

1871

William Shakespeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart. Zeitgemäße Broschüren Bd. VII, Heft 9 u. 10. Münster. Russell.
Das Parlamentshaus der Zukunft betreffend. Germania 1871 vom 3. Juni.
Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. Organ für christl. Kunst XXI, Nr. 7.

Aphorismen. Ebenda Nr. 21. 22. 23.

Lerique, Die Ideale und die christliche Jugenderziehung. Kölnische Volkszeitung vom 2. December 1871.

Schneider, Fr., Die Krypta des Mainzer Domes. Ebenda vom 15. December.

Ueber das neue Parlamentshaus. Ebenda vom 18. December 1871.

La physionomie de la nouvelle Chambre des députés en Prusse. Brüsseler Revue générale 1871, I, 27—32.

La physionomie du premier parlement allemand. Ebenda I, 461—465.

La situation religieuse en Allemagne et la fraction du centre au parlement allemand. Ebenda II, 209—221.

Berliner Correspondenz vom 23. Mai (s. oben, S. 27). Westfälischer Merkur 1871, Nr. 142.

Berliner Correspondenzen (s. oben S. 45 f.). Kölnische Volkszeitung 1871 vom 30. October und 16. November.

1872

Die Parlamentshaus-Concurrenz betreffend. Köln. Volkszeitung vom 5. Januar 1872.

Die ästhetischen Aufgaben des neuen Cultusministers. Germania vom 5. März 1872.

A. Hotzen, Das Kaiserhaus zu Goslar. Organ für christl. Kunst XXII, Nr. 7.

A. und L. Seitz, Darstellungen aus dem Leben Jesu und der Heiligen. Ebenda.

Aphorismen. Ebenda Nr. 8. 10. 11.

Shakespeare und die Renaissance. Germania Nr. 85 vom 16. April 1872.

Zur Sache der Baukunst. Ebenda Nr. 105 vom 11. Mai 1872.

Eingesandt (Rheinische Baugesellschaft). Köln. Volkszeitung vom 14. April 1872.

Die ehemalige Abteikirche in Brauweiler betreffend. Ebenda vom 11. October 1872.

Des Grafen Montalembert Stellung zum Unfehlbarkeitsdogma. Köln. Volkszeitung 1872, Nr. 176.

Der Graf v. Montalembert über die Jesuiten. Ebenda Nr. 182.

Der Graf v. Montalembert und die Jesuitenhetze. Ebenda Nr. 189.

Lacordaire in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Ebenda Nr. 193.

Eine auswärtige Stimme über unsere Lage. Ebenda Nr. 281.

Die Polemik über den religiösen Glauben Montalemberts. Ebenda Nr. 321.

Phrasen und Schlagwörter. Dritte, bedeutend vermehrte Auflage. Paderborn, F. Schöningh.

Literarisches (Tag und Nacht oder Singsang eines poetischen deutschen Nachtwächters). Köln. Volkszeitung vom 20. November 1872.

Ein neues Fortschritts-Stratagem in Sachen der Jesuiten. Germania 1872, Nr. 85 (vom 16. April).

Ueber die Jesuitendebatte. Köln. Volszeitung vom 22. Mai 1872.

Erklärung (über die Jesuitendebatte). Germania vom 2. Juni 1872.

Ueber den Laskerschen Antrag betreffend die Erweiterung der Reichstagscompetenz über das Gesamtgebiet des bürgerlichen Rechtes. Köln. Volkszeitung vom 3. Juni 1872.

Ueber den Kölner Altkatholikencongreß. Ebenda vom 6. October 1872.

Ueber die Demonstration der Katholiken von New Orleans. Ebenda vom 11. December 1872.

Ueber die Bildung eines Katholikenvereins für ganz Irland. Ebenda vom 12. December 1872.

1873

Eastlakes Geschichte des Wiederauflebens der Gotik. Organ für christliche Kunst XXIII, Nr. 3.

Grimouard de St. Laurent, Guide de l'art chrétien tom. I. Ebenda Nr. 9.

Helbig, Histoire de la peinture au pays de Liége. Ebenda Nr. 12.

Grimouard de St. Laurent, Guide etc. tom. II. Ebenda Nr. 15.

Redtenbacher, Beiträge zur Kenntniß der Architektur des Mittelalters in Deutschland. Ebenda.

Die Alterthümer der Stadt Rom betreffend. Ebenda Nr. 22.

Zur Kunstliteratur (Eine Geschichte des Wiederauflebens der Gotik, von K. Eastlake). Germania 1873, Nr. 44, Beil. 1 (22. Februar).

Gotisches. Ebenda Nr. 68, Beil. 1 (22. März).

Gegen den Absentismus. Köln. Volkszeitung vom 10. März und 8. Juni 1873.

Ueber den Parlamentsbau. Germania vom 25. Juni 1873.

Ueber die Ausschmückung der Kuppel des Aachener Münsters. Ebenda vom 5. Juli 1873.

Ueber Sir John Sutton. Köln. Volkszeitung vom 11. Juli 1873.

Nordhoff, Der Holz- und Steinbau Westfalens. Ebenda vom 7. September 1873.

Koblenzer Correspondenz. Ebenda vom 15. November 1873.

Les Rengaines ou Piperies du Langage, petit aide-mémoire à l'usage des lecteurs de journaux par le Dr. A. Reichensperger. Traduction libre par le Dr. A. de Noue. Liége, Grandmont-Donders. (Französische Uebersetzung der ‚Phrasen und Schlagwörter'.)

1874

Kunstliteratur (Besprechung des Werkes von Schmitz: Der Dom zu Köln). Kölner Domblatt 1874, Nr. 299.

Ueber ‚Kirchen-Rouleaux à la Glasmalerei'. Köln. Volkszeitung vom 13. Mai 1874.

Den Mainzer Dom betreffend. Kölner Domblatt 1874, Nr. 299.

Das projectirte Parlamentshaus betreffend. Germania vom 3. März 1874.

Etwas von J. v. Görres. Kölnische Volkszeitung 1874, Nr. 32, Erstes Blatt.

Aus der Jugendzeit des Grafen Montalembert. Ebenda 1874 vom 6. Januar.

Zur Erinnerung an den General von Radowitz. Ebenda vom 10. April 1874.

Oesterreichische Culturkämpfer. Germania vom 18. April 1874.

Ledersteicher, Des deutschen Reiches Ausbau. Köln. Volkszeitung vom 19. Juni 1874.

Belgische Culturkämpfer. Ebenda vom 17. Juli 1874.

1875

Essenwein, Atlas der Architektur.' Liter. Rundschau 1875, S. 232—233.

Ueber das Kunsthandwerk. Vortrag, gehalten zu Köln in der Wolkenburg am 4. März 1875. Besonderer Abdruck aus der Köln. Volkszeitung. Köln, J. P. Bachem.

Lehrbuch der gotischen Constructionen von G. Ungewitter (2. Aufl.). Recension in der Berliner Kreuzzeitung 1875, Nr. 117, abgedr. in der Köln. Volkszeitung 1875, Nr. 179, 3. Blatt.

Intarsien des Mittelalters und der Renaissance. Köln. Volkszeitung 1875, Nr. 84.

Die Domkirche zu Preßburg. Ebenda vom 22. Nov. 1875.

Ein Wort über ausländische Zeitschriften. Ebenda Nr. 165.

Gilde zu Trier. Ebenda Nr. 285.

Zur Charakteristik des Grafen Montalembert. Köln. Volkszeitung 1875, Nr. 134.
Historische Reminiscenzen. Ebenda vom 1. Juni 1875.

1876

Ueber deutsche Kunst mit besonderer Beziehung auf Dürer und die Renaissance. Nebst einem Briefe von Wilibald Pirkheimer an Johann Tscherte als Anhang. Eine Replik und eine Triplik, gerichtet an Professor H. Grimm in Berlin von Dr. A. Reichensperger. Köln, J. P. Bachem.
Die Thorburgen Kölns. Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung vom 1. April 1876.
Grimouard de St. Laurent, Guide de l'art chrétien. Liter. Handweiser 1876, S. 489—492.
L'Art-Métier. Revue générale 1876, Oct., p. 551—570.
Ueber deutsche Kunst, Replik an H. Grimm. Germania 1876, Sonntagsbeilage vom 13. Febr.
Ueber monumentale Malerei. Vortrag, gehalten zu Köln in der Wolkenburg am 16. März 1876. Besonderer Abdruck aus der Köln. Volkszeitung. Köln, J. P. Bachem.
Dürer und die Renaissance. Köln. Volkszeitung 1876, Nr. 200.
Janner, Die Bauhütten des deutschen Mittelalters. Ebenda Nr. 187.
Ueber Kunst, Museen und Gemäldegalerien (Vortrag). Niederrhein. Volkszeitung 1876, Nr. 64.
Der heilige Rock zu Trier. Ebenda Nr. 124.
Die Kölner Kunstausstellung. Deutsche Reichszeitung 1876, Nr. 201.
Cuypers, Der Dom zu Mainz. Liter. Rundschau 1876, Sp. 30 ff.
Geissel, Der Kaiserdom zu Speyer. Ebenda 1876, Sp. 299 ff.
Prüfer, Archiv für kirchl. Baukunst. Deutsche Reichszeitung 1876, Nr. 113.
Janssen, Zeit- und Lebensbilder. Köln. Volkszeitung vom 9. Mai 1876.
Hülskamp, Piusbuch. Deutsche Reichszeitung vom 14. Juni 1876.
An die Adresse des Herrn v. Döllinger. Köln. Volkszeitung 1876, Nr. 1.
Fragebogen zum Handgebrauch für Wähler sowie auch für Abgeordnete zur Gewissenserforschung von X. Quidam [A. Reichensperger]. 3. Aufl. Köln, J. P. Bachem.
Berliner Correspondenz vom 12. Juni. Köln. Volkszeitung vom 13. Juni 1876.

1877

Augustus Welby Northmore Pugin, der Neubegründer der christlichen Baukunst in England. Zugleich zur Frage von der Wiederbelebung der Kunst und des Kunsthandwerks in Deutschland. Von Dr. A. Reichensperger (Sammlung historischer Bildnisse 3. Serie, X). Freiburg, Herder.
Hertel-Schneider, Die Katharinenkirche zu Oppenheim. Liter. Handweiser 1877, S. 183—184..
Förster, E., Die deutsche Kunst in ihren schönsten Werken. Ebenda S. 244—247.
Reumont, A. v., Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener. Ebenda S. 317—320.
Ulrici, Abhandlungen zur Kunstgeschichte. Liter. Rundschau 1877, Sp. 273—281.
Preßel, Ulm und sein Münster. Ebenda Sp. 407 ff.
Altorientalische Teppichmuster, nach Bildern und Originalen des 15. und 16. Jahrh. gezeichnet von J. Lessing. Deutsche Reichszeitung 1877, Nr. 145 vom 31. Mai.

Parker, The Forum Romanum and the Via sacra. Deutsche Reichszeitung 1877. Nr. 152, Beil. vom 7. Juni.
Prüfer, Archiv für christl. Baukunst. Köln. Volkszeitung 1877, Nr. 6. 136. 301.
Grimouard, Guide de l'art chrétien. Ebenda Nr. 18.
Altar von D. Pering. Ebenda Nr. 162.
Künstlerisches (Altartafel von Süggerath). Ebenda Nr. 301.
Kritik über die ‚Harmonikale Symbolik des Alterthums' von Albert Freiherrn v. Thimus (2. Abtheilung). Germania 1877, Nr. 19. 22. 24. 25. Separatabdruck. Berlin, Germania.
Brunner, Seb., Paulus in Athen. Germania vom 22. April.
Elze, W. Shakespeare. Liter. Rundschau 1877, Sp. 120 ff.
Hager, Shakespeares Werke. Ebenda Sp. 126 f.
Lieder meines Lebens 2c. Köln. Volkszeitung 1877, Nr. 94.
Spanisches. Ebenda Nr. 346.

1878

Cornelius und der deutsche Hellenismus. Germania 1878, Sonntagsblatt Nr. 10. Vgl. Augsb. Postzeitung vom 20. Febr. 1878.
Der große Beghinenhof bei Gent. Alte und Neue Welt 1878, Nr. 10.
Das Chorgestühl des Domes zu Köln (Besprechung des Werkes von Reith). Kölner Domblatt 1878, Nr. 309; vgl. Köln. Volkszeitung 1878, Nr. 18.
Georg Forster über den Dom zu Köln. Kölner Domblatt 1878, Nr. 312.
Eine Urkunde des Erzbischofs Konrad von Hochstaden. Ebenda Nr. 312.
Ueber den Verfall des Kunsthandwerkes. Köln. Volkszeitung 1878, Nr. 50.
Marmon, Unserer L. Frauen Münster zu Freiburg. Ebenda Nr. 189.
Münsterblätter. Ebenda Nr. 238.
Die monumentale Kunst in den Niederlanden. Ebenda Nr. 203. 226.
Die altchristl. Ruinenstädte von Mittel-Syrien nach den Forschungen von M. de Vogué, von F. Schneider. Ebenda Nr. 234.
Die Farbenharmonie, von Jännicke. Ebenda Nr. 213, 1. Bl.
Muster altdeutscher Leinenstickerei, von J. Lessing. Deutsche Reichszeitung 1878, Nr. 191.
Ueber öffentliche Kunstpflege, insbesondere Museen, Galerien und Ausstellungen. Vortrag im Kaufmännischen Verein zu Darmstadt. Darmstädter Zeitung 1878, Nr. 342, 1. und 2. Blatt, und Nr. 343.
Eingesandt (Restauration der Apostelnkirche in Köln). Köln. Volkszeitung vom 12. und 21. Juli 1878.
Lessing, Die Renaissance im heutigen Kunstgewerbe. Liter. Rundschau 1878, Sp. 341 ff.
Janssen, Deutsche Geschichte I. Köln. Volkszeitung vom 7. Febr. 1878.
Freiherr Albert von Thimus. Ebenda 1878, Nr. 309.
Zur Geschichte des Communismus. Niederrhein. Volkszeitung 1878, Nr. 198.
Impfzwang. Köln. Volkszeitung 1878, Nr. 197.

1879

Die Bauhütten des Mittelalters. Ein Vortrag von Dr. A. Reichensperger. Köln, J. P. Bachem.
Die Renaissance im heutigen Kunstgewerbe, von Dr. A. Reichensperger. Aus Anlaß einer unter obenstehendem Titel erschienenen Schrift von Dr. Julius Lessing, Director des deutschen Kunstgewerbemuseums zu Berlin. Aachen, R. Barth.

Prüfer, Archiv für kirchliche Baukunst. Köln. Volkszeitung 1879, Nr. 17. 219.
Geschichte der hl. Elisabeth ꝛc. Ebenda Nr. 29.
Ueber den Begriff der christlichen Archäologie. Ebenda Nr. 29.
Die innere Ausstattung des Kölner Domes. Ebenda Nr. 87.
Kirchliche Kunst. Ebenda Nr. 293.
Das staatliche Baumandarinenthum (Rede vom 6. December). Ebenda Nr. 353.
Meister Wilhelm. Ebenda Nr. 108.
Zur kirchlichen Kunst. Ebenda Nr. 293.
Kraus, Realencyklopädie der christlichen Alterthümer. Ebenda Nr. 341.
Archiv für kirchliche Baukunst und Kirchenschmuck, herausgegeben von Prüfer, Jahrg. III. Deutsche Reichszeitung vom 15. Aug. 1879.
Förster, Die deutsche Kunst. Liter. Rundschau 1879, Sp. 502 ff.
Eduard Steinle. Deutsche Reichszeitung 1879, Nr. 34.
Berliner Correspondenz (über eine Petition betr. das Nationaldenkmal auf dem Niederwald). Köln. Volkszeitung vom 19. Juni 1879.
Janssen, Zeit- und Lebensbilder. Ebenda Nr. 210.
Janssen, Schiller als Historiker. Ebenda Nr. 287.
Fastenrath, Ed. v. Steinle. Ebenda Nr. 289.

1880

Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk, nebst Glossen dazu, von Dr. A. Reichensperger. Köln, J. P. Bachem.
Aus'm Weerth, Wandmalereien des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden. Liter. Rundschau 1880, Sp. 559 ff.
Lotz-Schneider, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden. Ebenda Sp. 718 ff.
Das preußische Bauwesen. Köln. Volkszeitung 1880, Nr. 3.
Kraus, Realencyklopädie der christlichen Alterthümer. Ebenda Nr. 102.
Baukünstlerisches. Ebenda Nr. 118.
v. Walderdorff, St. Merchenbach und St. Maria. Ebenda Nr. 177.
Pressel, Münsterblätter. Ebenda Nr. 234.
Die Ausstattung des Kölner Domes. Ebenda Nr. 297.
Der Bodenbelag für den Kölner Dom. Ebenda Nr. 319.
Ueber die Vollendung des Kölner Domes. Niederrhein. Volkszeitung vom 31. März 1880.
Correspondenzen. Köln. Volkszeitung 1880, Nr. 69. 79. 88. 95. 119. 140. 273. 297. 304. 348.
Eine Betrachtung über die revolutionäre Tendenz in Europa. Ebenda Nr. 172.
Belgisches. Ebenda Nr. 290.
Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Germania vom 7. April 1880.

1881

Zur neuern Geschichte des Dombaues in Köln, von Dr. A. Reichensperger. Köln, J. P. Bachem.
v. Fisenne, Kunstdenkmale des Mittelalters. Liter. Rundschau 1881, Sp. 52 f.
Wolff, Die St. Nicolai-Pfarrkirche in Calcar. Ebenda Sp. 144 ff.
Klein-Lind, Kirchliche Kunst. Ebenda Sp. 177 ff.
Kaufmann, Albrecht Dürer. Ebenda Sp. 409 ff.
Den Wiener Dombauverein betr. Köln. Volkszeitung 1881, Nr. 7.
Die Ausschmückung der Palastkapelle Karls d. Gr. zu Aachen. Ebenda Nr. 46.
Kölner Malerschule. Ebenda Nr. 62.

Provinzialhistor. Erscheinungen (Wegeler, Richard v. Greiffenclau). Köln. Volkszeitung 1881, Nr. 87.
Literarisches („Hie Gotik“, als Manuscript gedr. zu Melsungen). Ebenda Nr. 157.
Kunstnotiz. Ebenda Nr. 236.
Provincialhistor. Erscheinungen (Wegeler, Beiträge z. Gesch. v. Koblenz). Ebenda Nr. 289.
Literarisches (Achenbach, Der Freistuhl u. s. w.). Ebenda Nr. 291.
Lauensteins hl. Cäcilia. Ebenda Nr. 305.
Literarisches (Achenbach, Kirchl. Einrichtungen von Siegen). Ebenda Nr. 312.
Zur Charakteristik der Renaissance. Ebenda Nr. 347.
Preisbewerbungen betreffend. Bonner Baugewerbe-Zeitung 1881, Nr. 2.
Die christliche Kunst im Kampfe mit dem modernen Realismus. Deutsche Reichszeitung 1881, Nr. 4.
Techniker im Parlament. Niederrh. Volkszeitung vom 10. Mai 1881.
Correspondenzen. Köln. Volkszeitung 1881, Nr. 35. 60. 159. 189.

1882

Ein Parlamentshaus für das Deutsche Reich. Bayreuther Blätter, Jahrg. 5, S. 57—58.
Eine deutsche Festschrift (Fr. Schneiders Festgabe zur Eröffnung des Paulus-Museums zu Worms. Die St. Pauluskirche zu Worms, ihr Bau und ihre Geschichte). Magazin für Literatur des In- und Auslandes 1882, Nr. 12.
Fastenrath, Calderon in Spanien. Köln. Volkszeitung 1882, Nr. 75 (vom 16. Febr.).
Der Bodenbelag des Kölner Domes. Ebenda Nr. 261 (vom 21. Sept.).
Prüfer, Archiv für kirchliche Kunst. Liter. Rundschau 1882, Sp. 19 f..
Glücksrad-Kalender. Ebenda Sp. 120.
v. Fisenne, Kunstdenkmale des Mittelalters. Ebenda Sp. 307.
Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier. Ebenda Sp. 503 f.
v. Heereman, Die älteste Tafelmalerei Westfalens. Ebenda Sp. 719 ff. (übersetzt in Revue de l'art chrétien 1883, p. 251 ss.).
Mémoires de l'academie de Metz. Köln. Volkszeitung 1882, Nr. 24.
Klein, Kirchliche Kunst. Ebenda Nr. 103.
Die Marien-Votivkirche zu Aachen. Ebenda Nr. 107.
Provincialhistor. Erscheinungen (Wegeler, Beiträge zur Geschichte von Koblenz. 2. Aufl.). Ebenda Nr. 155.
Wallé, Stimmen aus dem Baufach. Ebenda Nr. 155.
Deiters, Restauration und Vandalismus. Ebenda Nr. 187.
Die Schwanenkirche zu Cleve. Ebenda Nr. 199.
Zur Concurrenz in betreff des auf dem hiesigen Altenmarkt zu errichtenden Laufbrunnens. Ebenda Nr. 222.
Provincialhistor. Erscheinungen (Wegeler, Die Prämonstratenserabtei Rommersdorf). Ebenda Nr. 298.
Der Seniorenconvent. Ebenda Nr. 48.
Correspondenzen. Ebenda Nr. 122. 294. 295.

1883

Dehn-Rotfelser-Köberlein, Mittelalterliche Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel. Liter. Rundschau 1883, Sp. 16 ff.
Peter von Cornelius betreffend. Köln. Volkszeitung 1883, Nr. 269.
Zur Kritik des Riegelschen Buches: Peter Cornelius. Ebenda Nr. 292.

Steinles Malereien im Frankfurter Dom. Frankf. Tageblatt vom 29. Sept. 1883.
Kölner Correspondenz (über die neuen Farbenfenster in der Kölner Apostelnkirche). Deutsche Reichszeitung vom 18. Oct. 1883 und Rhein. Merkur vom 26. Oct. 1883.
Künstlerisches aus Berlin. Köln. Volkszeitung 1883, Nr. 143; vergl. Kreuzzeitung (Sonntagsbeilage) 1883, Nr. 42.
Die Kathedrale zu Metz betreffend. Ebenda Nr. 327.
Revue de l'art chrétien. Liter. Rundschau 1883, Sp. 307 f.
Schäfer, Die Glasmalerei des Mittelalters und der Renaissance. Ebenda Sp. 467 f.
Geuer, Grisaillemuster und Mosaikensammlung. Ebenda.
Jele, Die Tiroler Glasmalerei. Ebenda.
Baugeschichtliches aus Italien. Ebenda Sp. 629 ff.
Transactions of the Royal Institute of British Architects. Ebenda Sp. 721 f.
Künstlerisches aus Berlin. Köln. Volkszeitung 1883, Nr. 143.
Dom zu Frankfurt (Steinles Malereien). Ebenda Nr. 264.
Peter von Cornelius betreffend. Ebenda Nr. 269.
Bickell, Elisabethkirche zu Marburg. Liter. Handweiser 1883, S. 474—477.
Baumgartner, Göthes Lehr- und Wanderjahre. Liter. Rundschau 1883, Sp. 49 ff.
Correspondenzen. Köln. Volkszeitung 1883, Nr. 34. 128. 149. 150.
Die freie Kirche im freien Staate. Ebenda Nr. 131.

1884

Beissel, Die Baugeschichte der Kirche des hl. Victor zu Xanten. Liter. Rundschau 1884, Sp. 17 ff.
Essenwein, Culturhistorischer Bilderatlas. II. Mittelalter. Ebenda Sp. 172 ff.
Steche, Beschreibende Darstellung der ältern Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Ebenda Sp. 244 ff.
Haupt, Die Vizelinuskirchen. Ebenda Sp. 376 f.
Kraus, Die Wandgemälde in der St. Georgskirche in Oberzell. Ebenda Sp. 402 f.
Schütz, Die byzantin. Zellen-Emails der Sammlung Swenigorodskoi. Ebenda Sp. 653 f.
Ueber die Bebauung der Museumsinsel (in Berlin). Germania 1884, Nr. 115.
Kuhn, Der jetzige Stiftsbau Maria-Einsiedeln. Köln. Volkszeitung 1884, Nr. 286.
Offenes Schreiben an F. Schlepps (Verfasser der Schrift: A. Reichensperger und die christlich-germanische Baukunst). Germania vom 14. Mai 1884.
A. Weber, Leben und Werke des Bildhauers Riemenschneider. Liter. Handweiser 1884, S. 501—502.
A. v. Wussow, Die Erhaltung der Denkmäler in den Culturstaaten der Gegenwart. Ebenda S. 706—709.
Hecking, Geschichte der Herren von Schönberg in der Eifel. Liter. Rundschau 1884, Sp. 728 f.
Alberdingk Thijm, Marnix. Köln. Volkszeitung 1884, Nr. 227.
Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. Liter. Rundschau 1884, Sp. 754 f.
Baumgartner, Reisebilder aus Schottland. Ebenda Sp. 685 f.
Correspondenz. Köln. Volkszeitung 1884, Nr. 294.

1885

Grimmdenkmal-Angelegenheit. Hanauer Zeitung 1885, Nr. 22 (vom 27. Januar).
Zum Grimm-Monument. Ebenda Nr. 40 (vom 17. Februar).

Prill, Die Schloßkirche zu Wechselburg. Liter. Rundschau 1885, Sp. 152 f.
Pick, Geschichte der Stiftskirche zu Bonn. Ebenda Sp. 183.
Münzenberger, Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Ebenda Sp. 372 f.
Künstlerisches (Gegen die Lascivität der Maler). Niederrheinische Volkszeitung 1885, Nr. 251.
Darstellung der ältern Bau- und Kunstdenkmäler des Königreiches Sachsen. Liter. Handweiser 1885, S. 438—440.
Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Ebenda S. 75—79.
Correspondenz. Köln. Volkszeitung 1885, Nr. 159.
Dr. B. Frechter über Jesuiten-Missionen. Ebenda Nr. 349.

1886

Zur Profan-Architektur. Mit besonderer Berücksichtigung der Erweiterung der Stadt Köln. Von Dr. A. Reichensperger. Köln, J. P. Bachem.
Münzenberger, Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Liter. Rundschau 1886, Sp. 302 f.
Bergau, Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg. Liter. Handweiser 1886, S. 19—22.
Haupt, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein. Ebenda S. 75 bis 76. 465.
Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler des Königreiches Sachsen. Ebenda S. 145 bis 146.
Nordhoff, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Kreises Warendorf. Ebenda S. 399 bis 403.
Das Verschließen der Kirchen. Köln. Volkszeitung 1886, Nr. 260.
Steinle. Ebenda Nr. 266.
Baumgartner, Göthe und Schiller. Liter. Rundschau 1886, Sp. 181 f.
Die Annahme der kirchenpolitischen Vorlage (Correspondenz vom 11. Mai). Köln. Volkszeitung 1886, Nr. 132.
Correspondenzen. Ebenda Nr. 173. 331.

1887

Erinnerungen an Eduard Ritter von Steinle von Dr. A. Reichensperger (Frankfurter Broschüren). Frankfurt a. M. und Luzern, Foesser Nachf.
Lehfeldt, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Liter. Handweiser 1887, S. 52—54.
Lutsch, Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien I (Stadt Breslau). Ebenda S. 115—117.
Haupt, Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Schleswig-Holstein. Ebenda S. 150 und 563.
Crull, Das Amt der Goldschmiede zu Wismar. Ebenda S. 208—209.
Helmken, Der Dom zu Köln. Ebenda S. 305—306.
Beissel, Geschichte der Ausstattung der Kirche des hl. Victor zu Xanten. Niederrhein. Volkszeitung 1887, Nr. 114.
Das Bauwesen in der Diaspora. Bonifatiusblatt 1887, Nr. 7 (vom 15. Juli).
Den Thurm des Ulmer Münsters betreffend. Niederrhein. Volkszeitung vom 12. November 1887.
Nochmals den Thurm des Ulmer Münsters betreffend. Ebenda vom 1. December 1887.

Die logisch-mathematische Gesetzmäßigkeit des Kölner Domes. Jahrbuch für Philosophie und speculative Theologie II (1887).
Bauliches. Niederrhein. Volkszeitung vom 30. Juli 1887.
Kaufmann, Albrecht Dürer. Revue de l'art chrétien 1887, p. 228—230.
Beissel, Die St. Victorskirche zu Xanten. Ebenda p. 366—367.
Politische Randglossen. Niederrhein. Volkszeitung vom 4. October 1887.
Correspondenz. Köln. Volkszeitung 1887, Nr. 284.

1888

Weber, A., Leben und Wirken des Bildhauers Riemenschneider. Liter. Handweiser 1888, S. 76—77.
Album ausgewählter Werke von Steinle. Ebenda S. 647—648.
Den Bau von Pfarrkirchen betreffend. Zeitschrift für christl. Kunst I, 235—239.
Jahresbericht des Royal Institute of British Architects. Ebenda S. 42—46.
Steche, Bau- und Kunstdenkmäler Sachsens. Ebenda S. 187.
Wilmowsky, Römische Mosaiken aus Trier. Ebenda S. 255—258.
Haupt, Bau- und Kunstdenkmäler von Schleswig-Holstein. Ebenda S. 291.
Lutsch, Kunstdenkmäler von Schlesien. Ebenda S. 372.
Die Gilde de St. Thomas et de S. Luc. Ebenda S. 39.
Den Dom zu Metz betreffend. Ebenda S. 115.
Die St. Bernulphsgilde. Ebenda S. 185.
Die Pfarrkirche zu Thann. Ebenda S. 220—221.
Das Dom-Hotel der Zukunft. Kölner Local-Anzeiger vom 29. Juni 1888.
Städtisches Ebenda vom 11. Juli 1888.
Zur Kölner Bau-Polizei-Ordnung. Köln. Volkszeitung 1888, Nr. 320.
Neu-Germanien. Ebenda Nr. 344, 2. Blatt.
Zur Kölner Bau-Polizei-Ordnung. Kölner Local-Anzeiger vom 18. November 1888.
Baumgartner, Longfellows Dichtungen. Liter. Handweiser 1888, S. 46—48.
Meisner, Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Jos. v. Eichendorff. Ebenda S. 150—151.

1889

Janssen, Geschichte des deutschen Volkes Bd. VI (Kunst und Volksliteratur). Liter. Handweiser 1889, S. 11—15.
Die Restaurirung von Kirchen betreffend. Zeitschr. für christl. Kunst II, 121—126. 145—152.
Papworth, Londoner Westminsterkirche. Ebenda S. 103—104.
Steche, Bau- und Kunstdenkmäler von Sachsen. Ebenda S. 203—204.
v. Schmidt, Katharinenkirche zu Oppenheim. Ebenda S. 269—271.
Zur Kölner Bahnhofsfrage. Köln. Volkszeitung vom 22. Nov. 1889, Nr. 321, 1. Bl.
Stadtkölnisches. Niederrhein. Volkszeitung vom 2. Nov. 1889.
Kölner Domhotel. Kölner Local-Anzeiger vom 25. Jan. 1889.
Unser Universitätswesen. Niederrhein. Volkszeitung vom 24. Oct. 1889.
Baumgartner, Island und die Faröer. Ebenda vom 13. Juli 1889.
Paulsen, Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. Liter. Handweiser 1889, S. 619—620.

1890

Humann, Der Westbau des Münsters zu Essen. Liter. Handweiser 1890, S. 488.
Zur Kennzeichnung der Renaissance. Zeitschrift für christl. Kunst III, 31—38. 55 bis 64.
Helbig, La sculpture au pays de Liége. Ebenda S. 135—136.
Die Münster in Ulm und Bern betreffend. Ebenda S. 227—228.
Haupt und Weisser, Bau- und Kunstdenkmäler in Lauenburg. Ebenda S. 228—229.
In Sachen der Renaissance. Germania 1890, Sonntagsblatt zu Nr. 31 (vgl. Trierische Landeszeitung 1890, Nr. 218).
‚Vom Rhein‘ und ‚Bauliches‘. Koblenzer Volkszeitung 1890, Nr. 106.
Bauliches (Koblenzer Neustadt). Köln. Volkszeitung 1890, Nr. 106.
Dringende Forderungen der Bürgerschaft. Kölner Local-Anzeiger vom 17. März 1890.
Abermals der Stadtwald. Ebenda vom 10. Juni 1890.

1891

Die Kunst jedermanns Sache von Dr. A. Reichensperger. 2. Aufl. Wegberg, J. Floitgraf.
Steinbrecht, Schloß Marienburg in Preußen. Liter. Handweiser 1891, S. 423—424.
Der Ursprung der Gotik und deren Verhältniß zum romanischen Stil betreffend. Zeitschrift für christl. Kunst IV, 259—262.
Zur Charakterisirung des Baumeisters Friedr. Frhr. v. Schmidt. Ebenda S. 123—132 (auch separat [Düsseldorf, Schwann] erschienen).
Entgegnung auf das Referat von Graus über die Charakterisirung des Frhrn. v. Schmidt. Ebenda S. 355—356.
Neuwirth, Peter Parler von Gmünd. Ebenda S. 103—104.
Langwerth v. Simmern, Aus der Mappe. Ebenda S. 325—326.
Unsere Neustadt betreffend. Koblenzer Volkszeitung vom 28. Nov. 1891, Nr. 275.
Reichensperger-Janssen und der Kunsthistoriker Prof. Dr. W. Lübke. Zur Kennzeichnung neuester Kunstschriftstellerei, namentlich in Sachen der im 16. Jahrhundert in Deutschland eingeführten ‚antikisch-wälschen Kunstmanier‘, genannt ‚deutsche Renaissance‘. Frankfurt a. M. und Luzern, A. Foesser Nachf.

1892

Bauliches (das neue Kölner Postgebäude). Kölner Local-Anzeiger vom 9. Juli 1892.
Keine gemeinnützige Baugesellschaft. Ebenda vom 14. Juni 1892.
Den Regensburger Dom betreffend. Köln. Volkszeitung 1892, Nr. 588 (23. Oct.).
Gonse, L'art gothique. Zeitschr. für christl. Kunst V, 126—128.
Die Katholikenversammlung zu Linz a. D. und die christliche Kunst. Ebenda S. 224.
Correspondenz. Köln. Volkszeitung 1892, Nr. 606.

1893

August v. Essenwein. Deutscher Hausschatz XIX, 180—183; vgl. Köln. Volkszeitung 1893, Nr. 34.
Meyer und Tesdorp, Hamburgische Wappen und Genealogie. Zeitschr. für christl. Kunst VI, 254—255.
Journal of the Royal Institute of British Architects. Ebenda 382—383.
Das neue (Kölner) Postgebäude. Köln. Volkszeitung 1893, Nr. 678 (vom 3. Dec.), und Kölner Local-Anzeiger 1893, Nr. 335 (vom 6. Dec.).

Erklärung (in betreff seiner Stellung zu den Jesuiten). Köln. Volkszeitung 1893, Nr. 673. 729.

Das Bummeln auf den Universitäten betreffend. Ebenda Nr. 455 (15. August).

Correspondenz vom Niederrhein. Ebenda Nr. 187.

1894

Der neue Kölner Hauptbahnhof in künstlerischer Beziehung. Köln. Volkszeitung vom 10. Juni 1894, Sonntagsbeilage Nr. 23.

Prof. Pastors Janssen-Biographie (neue Aufl. ders.). Ebenda Nr. 749 (vom 18. Dec.).

Zur Stilfrage auf dem Gebiet der Architektur. Wiener ‚Reichspost' 1894, Nr. 219 (vom 23. Sept.).

Gotik — Renaissance. Ebenda Nr. 246—247 (vom 25. und 26. Oct.).

Zur Kritik einer Stelle in Hettingers ‚Aus Welt und Kirche'. Steinles Christl. Kunstanzeigen 1894, Nr. 3.

Eine Mahnung an die katholischen Studentenvereine Deutschlands. Akad. Monatsblätter 1894, Nr. 10.

Den Absentismus betreffend. Rheinische Volksstimme vom 28. Dec. 1894.

Fürst Bismarck und der Culturkampf. Köln. Volkszeitung 1894, Nr. 392.

Die Rechtschreibungsfrage betreffend. Ebenda Nr. 712.

1895

Münzenberger und Beissel, Zur Kenntniß und Würdigung mittelalterlicher Altäre, Lief. 9. Zeitschr. für christl. Kunst VIII, 31 f.

Die Gründung des Vereins (vom hl. Karl Borromäus). Bericht des Herrn Appellationsrathes Dr. A. Reichensperger über die Gründung und Thätigkeit des Vereins vom hl. Karl Borromäus. Festschrift zum 50jährigen Jubelfest des Vereins vom 30. Mai 1895. Köln, J. P. Bachem.

Berichtigungen und Nachträge.

Bd. I, S. 4, Z. 4 lies Zuchtpolizeigericht statt Zuchtgericht.

S. 16: Die Angaben über das Corps ‚Westphalia' beruhen auf schriftlichen und mündlichen Mittheilungen Reichenspergers.

S. 78, Z. 19 lies politiques statt politique.

S. 351: Reichenspergers Mittheilungen über das Breslauer Bisthum und Prinz Hohenlohe-Schillingsfürst werden mir durch Prälat A. Franz mit dem Hinzufügen bestätigt, daß sogar aus den sich für Hohenlohe interessirenden Kreisen versucht wurde, durch eine angebliche Meinungsäußerung König Friedrich Wilhelms IV. das Domkapitel zu Gunsten der Wahl Hohenlohes einzuschüchtern. Vgl. auch Franz in der Liter. Rundschau 1899, Nr. 10.

S. 559, Z. 4 v. u. lies Classen statt Clasen.

Bd. II, S. 33, Z. 9 und 11 v. u., Note 1, Z. 1, und S. 34, Z. 7 und 10 lies Praet statt Pradt.

S. 166, Z. 17 v. u. lies: den — Provincialsynoden statt der — Provincialsynode.

S. 407 in der Ueberschrift lies Kienböck statt A. Tschermak.

Personenregister.

A.

C.

H.

J.

M.

N.

O.

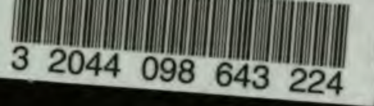
P.

Q.

R.

S.

T.


3 2044 098 643 224